This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

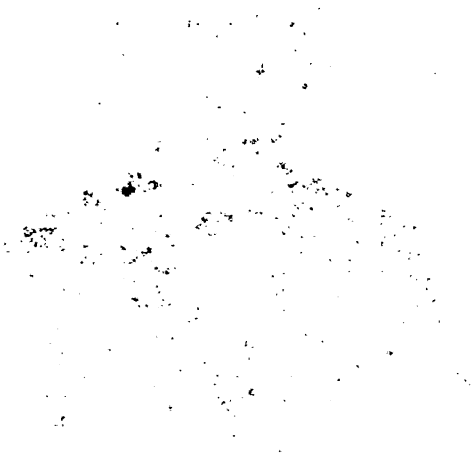
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Verlag von Martin Warneck, Berlin

Sein Reich komme.

D. G. Warneck

Verlag von Martin Warneck.



Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. J. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen und D. R. Grundemann, Pastor in März bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Sechsundzwanzigster Band.

Berlin 1899.
Verlag von Martin Warneck.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
AUG 29 1966

Nach 25 Jahren.

Vom Herausgeber.

Mit dieser Nummer beginnt die Allg. Miss.-Zeitschrift ihr zweites Vierteljahrhundert; so legt es sich nahe, daß sie den Eintritt in dasselbe mit einem Rückblick auf die durchlaufenen 25 Jahre einleitet. Und wenn dieser Rückblick persönliche Färbung trägt, so bittet der Herausgeber, ihm das nicht als Unbescheidenheit auszulegen; ein gut Teil seines Lebens ist mit dieser Zeitschrift aufs engste verwachsen.

Mit dem Ausdruck des einem bewegten Herzen entströmenden Dankes muß ich beginnen. Ein Vierteljahrhundert ist eine kurze Zeit in der Gesamtgeschichte des Reiches Gottes, auch in der Geschichte seiner Ausbreitung, aber es ist eine lange Zeit im Leben eines einzelnen Menschen, dem eine kleine Mitarbeit am Baue dieses Reiches vertraut ist. 25 Jahre lang die Redaktion einer Zeitschrift führen zu dürfen, das umschließt viel göttliche Huld, besonders für einen Mann, dessen leibliche Schwachheit sich so oft wie ein Bleigewicht an die Arbeit hängte, wiederholt zu längeren Pausen nötigte und lähmend auf die geistige Frische wirkte. Daß mir Gott das Leben fristete, mir in dem stillen Rothenschirmbach ein so geeignetes Arbeitsplätzchen bereitete und mit seiner Kraft meiner Schwachheit immer wieder aufhalf — das nach 25 Jahren dankerfüllt öffentlich zu bezeugen, ist mir Bedürfnis. Und daß es gerade Arbeit an der Mission war, in welche Gottes Freundlichkeit mich geführt und daß diese Arbeit trotz alles leiblichen und geistigen Druckes, unter dem sie nicht selten gethan wurde, mir immer Speise blieb — wie sehr vergrößert das meinen Dank.

Aber auch Menschen habe ich viel zu danken. Die Arbeit an einem missionarischen Centralorgan, wie die A. M.-Z. es zu sein sich bestrebt, ist zu groß und zu vielseitig, als daß sie von einem Einzelnen gethan werden könnte, selbst wenn er ihr ausschließlich sich widmete ohne durch sonst ein Amt gebunden zu sein. Nur durch gemeinsame Arbeit sachkundiger Männer vermag ein solches Organ seine Aufgabe zu lösen. Und Gott ließ diese Männer mich finden: ältere, erfahrene, zum nicht geringen Teile im praktischen Missionsdienst stehende, Missionsdirektoren und Missionare, und je länger je mehr auch jüngere, die sich durch Lust und Fleiß in selbständige Missionsschriftstellerei einschulten. Nicht alle von den älteren Mitarbeitern haben das 25jährige Jubiläum der Zeitschrift erlebt.

Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich neben von Rohden, den beiden Reichel, Kalkar, Büttner, Kratzenstein, W. Baur, Dietrich, Vahl, des Professor Christlieb, der nicht nur durch seine zahlreichen ebenso sachkundigen wie warmherzigen Beiträge, sondern auch durch seine ganze priesterliche Person zur Einbürgerung der jungen Zeitschrift in weiten Kreisen erfolgreich mitgeholfen. Aber Gott Lob! ihrer viele sind noch unter den Lebenden. Ich kann sie nicht alle nennen; erfreulicherweise ist mit den Jahren die Reihe recht lang geworden. Allen drücke ich im Geiste dankbar die Hand für jeden Helferdienst, den sie geleistet; vor allen den beiden guten Kameraden, die von Anfang an mit dabei gewesen und so treue und wertvolle Partner geblieben sind: Grundemann und Zahn und mit ihnen Jellinghaus, Schreiber, Germann und den späteren ständigen Mitarbeitern: Kurze, Buchner, Merensky, Wurm, Krüger, Faber, Nottrott, Baierlein, Sundermann, Stosch, Flex, Hartmann bis zu den jüngeren Genossen Wallroth, Strümpfel, Paul und den Gebrüdern Richter.

Dank habe ich endlich dem großen Leserkreise zu sagen, der sich mit den Jahren weit über Deutschland hinaus um die Zeitschrift gesammelt und treu bei ihr ausgehalten hat, Dank auch für manches liebe Wort freundlicher Ermutigung, durch das ich namentlich in Zeiten schweren Gedränges erquickt worden bin. Ein besonders schöner Lohn sind mir die vielfachen Zeugnisse der Missionare über die Anregung und Stärkung gewesen, die ihnen die Zeitschrift in ihrer Arbeit gewährt habe. Wiederholt ist von ihnen ein Bild des Herausgebers erbeten worden; aus Dankbarkeit für alle die Gegendienste, die sie mir geleistet, erfülle ich in der vorliegenden Nummer diesen Wunsch und grüße mit meinem Angesicht die Mitarbeiter in der Ferne, die des Tages Last und Hitze tragen.

Und nun zur Sache. Was führte zur Begründung der Zeitschrift und was wollte sie? Anfang 1871 war ich in den Dienst der Rheinischen Missions-Gesellschaft berufen worden. Im Unterrichtsplane ihres Seminars fehlte die theoretische Missionskunde und ich bat, mich mit diesem Lehrgegenstande zu betrauen. Es war ein sehr dürftiges litterarisches Material, das ich dazu benutzen konnte; selbst das Evang. Miss.-Magazin bot geringe, Graul etwas reichlichere Ausbeute und die großen allgemeinen Missionskonferenzen, deren Protokolle jetzt so ausgiebig sind, waren damals noch sehr spärlich vertreten. Hier zeigte die bisherige Missionslitteratur offenbar eine Lücke und je länger, desto lebhafter empfand ich das Bedürfnis nach einer Ausfüllung derselben. Und zwar nicht bloß für den Lehrer der zukünftigen Missionare, auch nicht bloß für die

Missionare, die bereits in der praktischen Arbeit stehen und der Beratung und Klärung so sehr bedürfen in den vielen und großen Problemen des Missionsbetriebs, sondern auch für die heimatliche Missionsgemeinde, namentlich für die Hauptträger derselben, die Pastoren. Über meiner Lehrthätigkeit wurde mir nämlich immer klarer, daß man ein volles Verständnis für die Mission, für ihre Größe, ihre Schwierigkeiten, die richtige Beurteilung ihrer Erfolge 2c. wie für die Qualifikation zum Missionsdienst nur gewinnen könne durch einigen Einblick in die theoretischen mit dem Missionsbetrieb zusammenhängenden Probleme. Aber der Gedanke, diese Fragen in einer selbständigen Zeitschrift zu behandeln, lag mir vorerst noch fern.

Schon näher gelegt wurde er durch ein anderes Erlebnis. Um eine Grundlage für meinen missionstheoretischen Unterricht zu gewinnen, studierte ich die Apostelgeschichte und erstaunte nicht wenig über die Fülle missionarischer Belehrung, die ich in ihr fand. Die Apostelgeschichte führte auf die apostolischen Briefe, die ich als missionarische Sendschreiben zu betrachten lernte und auch da war das missionskundliche Ergebnis ein beträchtliches. Von Haus aus Bibliziſt wurde mir so die Bibel überhaupt ein missionarisches Lehrbuch, nicht bloß nach der Seite der Missionstheorie, fast noch mehr nach der der Missionsbegründung. Immer überwältigender trat mir nicht bloß die Fülle der Missionsgedanken und Missionsbeziehungen der Bibel, sondern allmählich auch der organische Zusammenhang derselben mit dem Ganzen des göttlichen Heilsrates und der geschichtlichen Heilsveranstaltung vor Augen. Ich begriff, daß der Missionsgedanke nicht etwas Isoliertes, sondern etwas Integrierendes im Organismus der Heilsökonomie, nicht etwas dem Evangelio Accidentielles sondern Essentielles ist und daß darum eine allseitigere und vertiefte biblische Missionsbehandlung not thue. Nicht als ob diese Erkenntnis sich sofort in klaren Niederschlägen konsolidiert oder gar systematisch gestaltet hätte, das ist erst im Laufe der Jahre allmählich geschehen, aber vor dem ahnenden Auge eröffnete sich ein neues litterarisches Arbeitsfeld, daß eine für die Förderung der Mission daheim wie draußen fruchtbare Bearbeitung verhieß.

Dazu kam eine dritte Anregung. Das unterrichtliche Bedürfnis verlangte gebieterisch ein viel gründlicheres Missionsgeschichtsstudium als ich es bis dahin getrieben. Hatte ich mich bisher mit Missionsgeschichte wesentlich zu dem Zwecke beschäftigt, geeignete Stoffe für missionsberichtliche Mitteilungen an die Gemeinde zu finden, so verlangte ich jetzt mehr

als disiecta membra, ich verlangte nach etwas Ganzem, nach einem Einblick in das innere geschichtliche Getriebe, nach einem Zusammenhang der missionsgeschichtlichen Entwickelung mit dem Gange der Zeitgeschichte in Kirche, Kultur und Politik, kurz nach einer pragmatischen Behandlung der Missionsgeschichte unter großen Gesichtspunkten. Und da gingen mir wieder die Augen auf über Defekte, welche meine bisherige dürftige und naive Missionsgeschichtskenntnis nicht gesehen hatte. Je größer mir das Werk der Mission selber geworden war, desto weniger dieser Größe entsprechend erschien mir im Ganzen die bisherige Missionsgeschichtsbehandlung. Sie trug überwiegender erbauliches und anekdotenhaftes als wahrhaft geschichtliches Gepräge. Dazu redete sie zu sehr in der traditionellen pietistischen Sprache und befand sich in einer fast kritiklosen Abhängigkeit von der englischen Litteratur. So große Bedeutung der Pietismus hat für die evangelische Heidenmission, so verlangt doch das Geschlecht unserer Tage, wie es überhaupt herausgewachsen ist aus den alten pietistischen Formen, eine männlichere Sprache. Und so anerkennenswert die missionarische Thatkraft unserer englisch redenden Glaubensgenossen ist, so hat doch die fromme Rhetorik ihrer missionslitterarischen Thätigkeit zum Schaden der historischen Treue einen Einfluß auf die Missionsberichterstattung geübt, welcher der deutschen Nüchternheit und Gründlichkeit eine selbständige missionsgeschichtliche Arbeit zur Pflicht macht. Das alles gab mir allerdings noch keine volle Klarheit darüber, wie das fortgeschrittene missionsgeschichtliche Bedürfnis zu befriedigen sei, aber darüber ließ es mich nicht in Zweifel, daß diese Befriedigung not thue, speziell auch gegenüber den gebildeteren kirchlichen Kreisen, die an der bisherigen Missionslitteratur durchaus keinen Geschmack finden konnten. Überhaupt bedrückte mich die Aschenbrödelstellung, in welche eine so große Sache wie die Christianisierung der Welt gedrängt war und die sie auch innerhalb der theologischen Wissenschaft trotz Graul noch immer einnahm. Und so kam eins zum anderen, daß der Gedanke immer mehr Gestalt gewann, ein Organ für geschichtliche wie theoretische Missionskunde zu schaffen, welches den Versuch machte, formell und materiell eine der Bedeutung des Missionswerkes einigermaßen entsprechende Behandlung anzubahnen.

Endlich fiel noch ein Gesichtspunkt ins Gewicht. Neben unterrichtlicher und litterarischer Thätigkeit war mir in Barmen speziell das heimatliche Missionswesen überwiesen. So war es wieder ein praktisches Bedürfnis, welches mich zur Beschäftigung mit der Frage der Weckung und Pflege des heimatlichen Missionslebens nötigte. Durch die veränderte

Stellung der amtlichen Kirche zur Miſſion war längſt der Betrieb der heimatlichen Arbeit für die Miſſion ein anderer als in den Miſſionsanfängen geworden. Nur ſporadiſch fanden ſich noch die alten Konventikel; weit in dem größten Teile unſeres Vaterlandes hatte die Miſſion aus ihnen ihren Einzug in die Kirchen gehalten und die Paſtoren waren ihre Pfleger geworden. Und das war auch eine geſunde Entwickelung. Der Proteſtantiamus braucht durchaus miſſionslebendige Gemeinden, wenn er den durch die wachſende Ausdehnung der Miſſion geſteigerten Miſſionsverpflichtungen genügen ſoll. Und um miſſionslebendige Gemeinden zu bekommen, ſind miſſionslebendige Paſtoren unerläßlich, die in der Arbeit auch für die Ausbreitung des Reiches Gottes ihre berufsmäßige Pflicht erkennen. Es war eine Kette von vier Grundgedanken, die mir die Einbürgerung der Miſſionsfürſorge in die Gemeinden durch die berufsmäßige Thätigkeit des Paſtors als die natürlichſte Grundlage eines geſunden heimatlichen Miſſionslebens immer überzeugender darlegte: 1. Der Miſſionsgedanke iſt nichts Iſoliertes, ſondern ein organiſches Glied im Ganzen der Rettungsveranſtaltung Gottes in Chriſto Jeſu; 2. der Gehorſam gegen den Miſſionswillen Gottes iſt nichts Iſoliertes, ſondern eine in den allgemeinen chriſtlichen Gebotekreis hineingehörende Verpflichtung; 3. das Miſſionsleben iſt nichts Iſoliertes, ſondern eine natürliche Äußerung des chriſtlichen und kirchlichen Lebens; und 4. die paſtorale Arbeit für die Miſſion iſt nichts Iſoliertes, ſondern ein weſentliches Stück der paſtoralen Thätigkeit überhaupt und gehört auch in Predigt und Jugendunterricht. Je mehr ſich mir nun die Fülle von Konſequenzen für den praktiſchen Betrieb der heimatlichen Miſſionsarbeit aus dieſen einfachen Prämiſſen erſchloß, auch bezüglich der Stellung der Miſſion zur theologiſchen Wiſſenſchaft und zur Vorbereitung auf den paſtoralen Beruf, deſto wünſchenswerter erſchien es, ſie in ausgeführter Geſtalt in einem Organe zur Sprache zu bringen, das nicht ausſchließlich aber vornehmlich als ein miſſionariſches Hilfsmittel für Paſtoren gedacht war. Und dieſer Wunſch, von dem ich wußte, daß er weithin ein Echo fand, war es nicht am wenigſten, der zuletzt zur Begründung der Zeitſchrift den Ausſchlag gab.

Es war ein kühnes Unternehmen. Hätte ich 1874 den vollen Einblick in die Schwierigkeiten desſelben und in die Verantwortlichkeit gehabt, die es auflegte, wie er mir ſpäter ſich erſchloß, ich hätte es nicht gewagt. Was mir Mut gab, das war die geſicherte Mitarbeit von Freunden, die in der Miſſionswelt bereits einen guten Namen und eine der meinen überlegene Sachkenntnis beſaßen. Wenn die Zeitſchrift ſofort nach ihrem

Erſcheinen ſoviel freundliche Aufnahme fand, ſo iſt das weſentlich der treuen Hilfe dieſer Freunde zu danken, die in den die Redaktion leitenden Grundſätzen eines Sinnes mit mir waren. Docendo und auch scribendo discimus — das habe ich dann über der Arbeit erfahren.

25 Jahre lang hat nun die Zeitſchrift ihren Weg gemacht — hat ſie auch etwas erreicht? Auf dieſe Frage müſſen die Leſer die Antwort geben. Je redlicher wir, die wir die Arbeit gethan, dem vorgeſteckten Ziele in den angedeuteten Richtungen nachgeſtrebt hatten, deſto lebendiger ſind wir von dem Bewußtſein durchdrungen worden, wie ſehr die Leiſtung hinter dem Ideale zurückgeblieben. Was von gutem Samen geſäet worden, davon dürfen wir in aller Beſcheidenheit hoffen, daß manches auch auf gut Land gefallen iſt. Wie es ſcheint, iſt ja mancher Gedanke, der in dieſer Zeitſchrift und zwar wiederholt zur Ausſprache gekommen, Gemeingut weiter Miſſionskreiſe geworden, hat manche Beleuchtung klärend auf das Miſſionsverſtändnis und auf den Miſſionsbetrieb daheim und draußen gewirkt und iſt manche Anregung Antrieb zur Arbeit oder zu geſteigerter Arbeit geworden. Es iſt auch manche Apologetik, Polemik und Kritik von poſitivem Erfolg geweſen. Dafür ſei dem die Ehre, der jeder Menſchenſaat allein Gedeihen giebt. Er ſegne die Arbeiter und mache die Arbeit fruchtbar auch im zweiten Vierteljahrhundert.

Aber eine Miſſions-Zeitſchrift iſt ein ſehr kleines Rädchen in dem großen Miſſionstriebwerke und bloß mit dieſem Rädchen ſoll ſich dieſer Rückblick nicht beſchäftigen. Diejenigen unter den Zeitgenoſſen, denen es ein Herzensanliegen iſt, daß das Reich Gottes komme nicht bloß zu uns, ſondern zu allen Menſchen bis an die Enden der Erde, dürfen es als einen Vorzug achten, in einer Zeit zu leben, die mit Recht eine Miſſionszeit genannt wird. Es hat ja lange gedauert, bis dieſe Zeit gekommen iſt, namentlich bis innerhalb der evangeliſchen Chriſtenheit der Miſſionsgeiſt mächtig ſeine Flügel geregt hat; aber jetzt regt er ſie. Die großartige Weltöffnung, durch welche die weltregierende Hand Gottes zu den verſchloſſenen Ländern der Erde die Thüren aufgethan und die Wege gebahnt, wird je länger, je mehr als ein Miſſionsſignal verſtanden. Die durch den heiligen Geiſt an den alten Befehl: „Gehet hin und lehret alle Völker“ erinnerte comunio credentium betreibt in allen Kirchenabteilungen und Nationen des Proteſtantismus in umfaſſenderen Sinne als es in jeder früheren Miſſionsperiode geſchehen, die Ausführung dieſes großen Auftrages. Wir ſind in das Miſſionszeitalter eingetreten, welches buchſtäblich mit der Weltmiſſion Ernſt macht.

Allerdings ist es ganz gegangen nach Himmelreichsart: klein der Anfang, langsam der Fortgang. Missionsarbeit ist Arbeit in Geduld in allen ihren Stadien, aber ganz besonders in den Anfängen und erinnert an das Wort, daß 1000 Jahre vor Gott sind wie ein Tag. Sie hat ihre Weile; aber auch ihre Eile. Und wenn auch heute der Tag noch nicht da ist, von dem es heißt: er ist wie 1000 Jahre, so zeigt uns doch der Rückblick auf die letzten 25 Jahre, daß es einen großen Ruck vorwärts gethan hat. Sowohl die reifenden Ernten auf den alten Missionsgebieten, wie die immer beschleunigtere Besetzung vieler neuer Missionsgebiete charakterisieren diesen Zeitraum als den Anfang eines schnelleren Tempos. Nur einige Zahlen zum Beweis.

Als diese Zeitschrift in ihren beiden ersten Jahrgängen parallel mit einer Gesamt-Missionsrundschau eine erste einigermaßen zuverlässige Gesammt-Missionsstatistik veröffentlichte, wurden als das numerische Ergebnis einer (von den kleinen Anfängen im 18. Jahrhundert abgesehen) dreiviertelhundertjährigen Missionsarbeit des gesamten Protestantismus 1537074 Heidenchristen angegeben (1875, 512). In noch nicht voll 25 Jahren ist diese Zahl auf 4001200 gestiegen (Warneck, Abriß. 5 Aufl. S. 348), d. h. in dem einen letzten Vierteljahrhundert ist das Wachstum fast 5mal so groß als in jedem vorangegangenen. Speziell auf den deutschen Missionsgebieten gab es 1874: 127414 Heidenchristen, 1897: 335000, die bis Ende 1899 gewiß auf 360000 gestiegen sein werden.

Die Zahl der Missionsgebiete läßt sich schwer bestimmen, weil ihre Grenzen fließende sind. Aber daß sie sich in den letzten 25 Jahren mehr vergrößert hat als in jedem vorangegangenen Viertel des Jahrhunderts zeigt ein auch nur flüchtiger Überblick. Der Hauptgewinn fällt auf Afrika, das infolge der ausgedehnten geographischen Erforschung, des gesteigerten Weltverkehrs und des eifersüchtigen Bewerbs der europäischen Staaten um kolonialen Besitz aufgehört hat, der verschlossene Erdteil zu sein; im nächsten Vierteljahrhundert wird die große Missionsausdehnung vermutlich auf Ostasien fallen.

Am 1. Mai 1873 war Livingstone in Afrika gestorben, einer von den geschichtlichen Männern, deren Lebensarbeit Same zukünftiger Ernten ist. Er hatte nicht viel Erfolg von seiner aufopferungsvollen Arbeit gesehen, dieweil er lebte, aber das in die Erde gelegte Weizenkorn brachte viele Frucht. Direkt und indirekt mit ihm hängt das Vorgehen gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel, die Erforschung des Kongolaufes, die Gründung des Kongofreistaates und die neue afrikanische Kolonialära

zusammen, Ereignisse, in deren Gefolge von der Ost- wie von der Westküste aus und den Sambesi und Shire hinauf die neuentstandenen Schutzstaaten und besonders das innerafrikanische Seengebiet mit einem riesigen Netze von Missionsniederlassungen überzogen worden sind, deren Anlage vor einem Vierteljahrhundert noch für einen Traum gehalten wurde. Sie gruppieren sich um einige 20 neue Missionscentra. Nicht so zahlreich sind die Neugründungen in den übrigen Erdteilen. In Amerika ist, von der großen Ausdehnung der kanadischen Mission und einigen kleineren Neusiedelungen abgesehen, in Alaska ein neues Arbeitsfeld in Angriff genommen, und von der ozeanischen Inselwelt ist der letzte zum Teil noch unbesetzt gewesene Rest, Melanesien, im bedeutenden Umfange dem Missionsgebiete hinzugefügt worden. In den großen asiatischen Reichen ist zu der Grenzerweiterung der alten Arbeitsfelder viel Neuland, namentlich in China gekommen und durch die Eröffnung einer neuen Mission in Korea der asiatische Missionsbestand um ein ganz selbständiges Reich vergrößert worden. Die deutschen Missionen sind an den Neubesetzungen in allen vier außereuropäischen Erdteilen mit 14 beteiligt.

Und diese Vorwärtsbewegung hat rückwirkend wieder die heimatlichen Missionsleistungen gesteigert. In dem Zeitraum von 25 Jahren hat sich nicht nur in der öffentlichen Meinung ein bedeutender Umschwung zu gunsten der Mission vollzogen, sondern haben sich auch die Missionare und die Missionsbeiträge beträchtlich vermehrt, die ersteren von 2132 auf 6000, die letzteren von $22\frac{1}{2}$ auf 55 Millionen; speziell in unserm Vaterlande die Missionare von 502 auf 770, die Missionsbeiträge von 2 auf 4 Millionen Mark. Eine providentielle göttliche Pädagogie ist in dieser Proportionalität des Fortschritts unverkennbar.

Das sind nur einige trockene Zahlen, aber sie setzen das außer Zweifel, daß es progressionswichtig vorangeht. Es ist eine Zeit beschleunigteren Fortschritts in dem großen Werke der Weltchristianisierung eingetreten. Gottes Gelegenheiten vermehren der Menschen Verbindlichkeiten. Das gesteigerte Wachstum draußen stellt gesteigerte Anforderungen an die Christenheit daheim. Darum, liebe Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemalen ihr wisset, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Was haben die Bibelgesellschaften für die Mission geleistet?

Von Paul Richter-Werleshausen.

Die evangelische Mission und die Bibel sind unzertrennlich von einander. So lange es überhaupt evangelische Missionare giebt, ist das so gewesen. Eliot, der erste aller protestantischen Missionare, hat seinen Indianern die Bibel in ihrer Muttersprache gegeben. Ziegenbalg, der erste Sendbote der alten dänisch-halleschen Mission, betete jeden Tag, daß ihm Gott die Kraft geben möge, das Neue Testament gut ins Tamil zu übersetzen. Carey, der Bahnbrecher der neueren Heidenmission, hat die Bibel ganz oder teilweise in nicht weniger als 40 indische Sprachen und Dialekte übersetzt. Morrison, der erste evangelische China-Missionar, hat, da die damalige Abgeschlossenheit ihn hinderte, viel mehr zu thun, wenigstens die heilige Schrift ins Chinesische übertragen. Alle diese Pioniere der evangelischen Mission haben wohl gewußt, was sie thaten, wenn sie so viel Fleiß daran wandten, den Völkern, denen sie predigten, das Wort Gottes in einer allen verständlichen Form in die Hand zu geben. Die Bibel in der Muttersprache ist die stärkste Waffe, die die evangelische Mission ihren Bekehrten zum Schutz gegen alle Angriffe von seiten des Heidentums — und leider auch des Katholizismus — darreichen kann. Die Bibel in der Muttersprache ist das sicherste Fundament, das sie für die zu bildenden Volkskirchen legen kann. Die Bibel in der Muttersprache ist der größte civilisatorische Kulturfaktor, den sie in das Volksleben nicht nur der unkultivierten afrikanischen und polynesischen, sondern auch der alten asiatischen Kulturvölker hineinpflanzen kann. Die Bibel in der Muttersprache ist eins der erfolgreichsten Mittel, dessen sie sich zur Weiterausbreitung des Evangeliums bedienen kann. Doch es ist ja überflüssig, evangelischen Christen gegenüber, welche den Segen kennen, den die Lutherische Bibelübersetzung unserm Volke gebracht hat, noch mit vielen Worten den Beweis liefern zu wollen, von welcher Bedeutung die Bibel in der Muttersprache für die Heidenmission ist.

In Anbetracht alles dessen ist es keineswegs ein Zufall, sondern nur die ganz natürliche Folge, wenn unser Jahrhundert nicht nur ein Jahrhundert der Heidenmission, sondern auch der Biebelübersetzung und -verbreitung geworden ist. Am Beginn unseres Jahrhunderts war die Bibel in 57 Sprachen vorhanden, mehr als die Hälfte davon waren jedoch Übersetzungen in toten Sprachen, und nur 19 Übersetzungen in lebenden

Sprachen befanden sich in Zirkulation. Jetzt am Ende des Jahrhunderts zählen wir gegen 400 Sprachen, in denen teils die ganze Bibel, teils das Neue Testament, teils wenigstens einzelne biblische Bücher übersetzt sind. Besonders in unserm Jahrzehnt mehren sich die Übersetzungen in rapider Weise; so führte z. B. der Katalog der Britischen Bibelgesellschaft 1896 7 neue Sprachen, 1897 deren 8 und 1898 deren 12 auf, in welchen weitere Übersetzungen entstanden waren.

Bei den gewaltigen Kosten, die dieser Zweig der evangelischen Mission mit sich brachte, welcher natürlich mit der zunehmenden Ausdehnung der Mission auch immer mehr anwuchs, war es mit großer Freude zu begrüßen, daß den Missionsgesellschaften Hilfsgesellschaften zur Seite traten, die ihnen nicht nur diese Kostenlast tragen halfen, sondern sich auch selbstthätig an der Verbreitung der Bibel beteiligten. Diese Hilfe leisteten die sich bildenden Bibelgesellschaften. Allerdings haben sich nur einige an dieser Arbeit im Dienst der Mission beteiligt.[1]) Das sind wesentlich folgende 4 große Bibelgesellschaften: die British and Foreign Bible Society, die American Bible Society, die National Bible Society of Scotland und die Nederlandsch Bijbelgenootschap. Auch die Society for Promoting Christian Knowledge verdient aufgeführt zu werden, welche allerdings nicht speziell eine Bibelgesellschaft ist, sondern sich die Verbreitung von christlichen Büchern aller Art zur Aufgabe gesetzt hat. Doch hat sie auch die Herausgabe von Bibeln bezw. einzelner biblischer Bücher in fremden Sprachen besorgt.

Abgesehen von dieser letzten Gesellschaft (S. P. C. K.), welche im vergangenen Jahre ihr 200jähriges Jubiläum gefeiert hat,[2]) ist die British

[1]) Die vielen deutschen Bibelgesellschaften haben in dieser Beziehung erst wenig gethan. Ich habe nur folgendes ermittelt. Die Basler Bibelgesellschaft hat für die Basler Mission ihrer Zeit die Kosten zur ersten Ausgabe des Tulu-Neuen Testamentes getragen und später für eine Auflage des Ga-Neuen Testamentes einen Zuschuß geleistet. Die Württembergische Bibelgesellschaft hat neuerdings erfreulicherweise für die Basler Mission die Kosten für die Herausgabe des Dualla-Neuen Testamentes übernommen. Dagegen hat die Bremer Mission für die Neuherausgabe ihres Ewhe-Neuen Testamentes bisher nur recht dürftige Unterstützung von den deutschen Bibelgesellschaften erhalten können. Es wäre sehr erfreulich, wenn unsere deutschen Bibelgesellschaften den deutsch-evangelischen Missionen wenigstens in den Fällen beispringen möchten, wo es sich darum handelt, den Eingeborenen in unsern deutschen Kolonien die Bibel zu geben. Es hat doch etwas Beschämendes für unsere Missionsgesellschaften, auch hierin von der Generosität ausländischer Gesellschaften abhängig zu sein.

[2]) Diese Zeitschrift wird demnächst über sie berichten. D. H.

and Foreign Bible Society (Brit. B. S.), die älteste und die Stammmutter der andern. Sie selbst ist wieder eine Tochter der 1799 gestifteten Religious Tract Society. Auf Anregung eines Walliser Geistlichen Thomas Charles, dem die Bibelnot in Wales am Herzen lag, wurde in einer Sitzung der Tract Society die Gründung einer besonderen Bibelgesellschaft beschlossen. Der 7. März 1804 wurde der Geburtstag derselben, der Brit. B. S.; ihre Väter waren Th. Charles, der Rev. Jos. Hughes und Mr. Tarn. Die neue Gesellschaft sollte statutenmäßig ihre Bestrebungen in der Verbreitung der heiligen Schrift mit den gleichartigen anderer Gesellschaften vereinigen. Auch sollte sie, soweit ihre Kräfte reichten, ihre Arbeit auf andere — christliche, mohammedanische und heidnische — Länder ausdehnen. Ein Komitee sollte aus 36 Mitgliedern gebildet werden, von denen 15 der Church of England, 15 anderen englischen Denominationen angehören und 6 Ausländer sein sollten. Die schon hierin zum Ausdruck kommende Weitherzigkeit der Stifter ist fort und fort das Erbteil der Brit. B. S. gewesen; sie läßt ihre Unterstützung mit derselben Bereitwilligkeit Anglikanern wie Independenten, Baptisten wie Methodisten, Engländern wie Amerikanern und Deutschen zukommen. Ja in vielen Fällen ist die Bibelgesellschaft das Einigungsmittel gewesen, um die verschiedenen auf einem Felde thätigen Missionen zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. — Die Brit. B. S. ist bei weitem die größte von allen Bibelgesellschaften. Sie verfügt zur Zeit über eine Jahreseinnahme von über $4^1/_2$ Million Mk. Seit ihrer Gründung hat sie mehr als $155^1/_2$ Millionen Bibeln und biblische Bücher in 351 verschiedenen Sprachen gedruckt und verbreitet. Im letzten Jahre betrug der Umsatz 4 387 152 Bücher. Von Anfang an hat sie ihre Thätigkeit nicht auf England beschränkt, sondern sie sowohl auf die christlichen Länder Europas, wie auf die heidnischen und mohammedanischen Gebiete ausgedehnt. Schon 1804 gab sie als erste Übersetzung in einer außereuropäischen Sprache ein mohikanisches Evangelium heraus. Jetzt umfaßt ihr Jahresbericht einen stattlichen Band von mehr als 400 Seiten, und er führt uns durch alle Erdteile, fast auf alle Arbeitsfelder, wo nur evangelische Missionare thätig sind.

Nach dem Muster der Brit. B. S. bildete sich schon 1808 in Philadelphia die erste amerikanische Bibelgesellschaft, in vielen Städten entstanden weitere. Ihrer 28 wurden 1816 durch die Bemühungen Boudinots zu einer Gesellschaft, der großen American Bible Society (Am. B. S.) vereinigt, die in New York ihren Sitz hat. Die nächstliegende

Arbeitssphäre bildeten die Vereinigten Staaten selbst mit ihren infolge der Einwanderung wachsenden Bedürfnissen. Dazu kam die Arbeit im Dienst der Indianermission und in den katholischen Ländern Central- und Südamerikas. Auch in Europa unterhält sie Agenturen und Kolporteure. Und endlich ist sie auch den amerikanischen Missionaren auf deren Arbeitsfelder, in die mohammedanischen Länder, West- und Südafrika, Indien, China und Japan, Hawaii und Mikronesien, gefolgt. Sie hat eine Jahreseinnahme von ca. 1650000 Mk. und hat etwa $64^1/_2$ Millionen Bibeln und biblische Bücher verbreitet, wovon sich der Umsatz des letzten Jahres auf 1362273 Exemplare belief.

In Schottland entstand als eine Hilfsgesellschaft der Brit. B. S. 1809 die Edinburgh Bible Society, zu der 1812 zwei weitere Bibelgesellschaften in Glasgow hinzukamen. Diese vereinigten sich 1860 zur National Bible Society of Scotland (Scot. B. S.). In der ersten Zeit wurde die Bibel nur in Schottland selbst verbreitet; später wurden auch die christlichen Länder Europas in den Wirkungskreis einbezogen. Schließlich als die schottischen Missionen ihre heimische Bibelgesellschaft um Hilfe anriefen, wurden auch die meisten Arbeitsfelder jener Schauplätze ihrer Thätigkeit, so Alt Calabar (Westafrika), Nyaßa See, Indien, China und Japan und die Neuen Hebriden. Die Scot. B. S. hat etwas über $^1/_2$ Million Mk. Jahreseinhahme; sie hat etwa 17,8 Millionen biblische Bücher verbreitet, davon 802155 im letzten Jahre.

Die Niederländische Bibelgesellschaft (Ned. B. G.) endlich ist 1815 von London aus gegründet. Neben der Verbreitung in den Niederlanden arbeitet sie fast ausschließlich in den holländischen Kolonien von Hinterindien. Die Jahreseinnahme wird im Bericht nicht erwähnt. Ihr Gesamtumsatz beziffert sich seit ihrem Bestehen auf 2678595 Exemplare, davon wurden im letzen Jahre 67819 vertrieben.

Wir müssen nun aber im Auge behalten, daß von diesen großen Zahlen für die von uns zu beantwortende Frage nur ein Teil in Betracht kommt. Die Mehrzahl von den Millionen Büchern findet in christlichen Ländern ihren Absatz, nur ein Bruchteil nimmt seinen Weg in die heidnischen und mohammedanischen. Beispielsweise kommen von den $155^1/_2$ Millionen Büchern, welche die Brit. B. S. vertrieben hat, nur $26^1/_2$ Millionen, also etwa $^1/_6$, auf die außerchristlichen Arbeitsgebiete. Allerdings verschiebt sich in neuerer Zeit, wo sich die Arbeit in den außereuropäischen Gebieten immer großartiger entwickelt, das Verhältnis bedeutend

zu Gunsten der letzteren, so daß von den 4 387 152 Exemplaren des letzten Jahresberichtes 1 325 000, also fast $^1/_3$, in heidnische und mohammedanische Länder gewandert sind. Von den ca. 800 000 umgesetzten Exemplaren der Scot. B. S. entfiel fast die Hälfte auf dieses Gebiet.

Die Übersetzungen in den ca. 400 Sprachen gruppieren sich etwa folgendermaßen. Die christlichen Völker Europas sind mit 80 Bibelübersetzungen in den verschiedenen hier gesprochenen Sprachen und Mundarten versorgt. Dazu kommen noch 15—20 Übersetzungen, die den orientalischen Christen und Juden dienen sollen. Einige 80 Übersetzungen kommen den afrikanischen Völkern zu gute. Für die mohammedanische Völkerwelt sind ca. 24 Übersetzungen vorhanden. Auf die vorderindischen Sprachen entfallen ca. 60, auf die hinterindischen etwas über 30. Die oceanischen Inselgruppen sind mit einigen 50 Übersetzungen bedacht. China und Japan, einschließlich Korea, der Mongolei und Tibet, partizipieren mit 22. In etwa 35 sind die Indianer- und Negersprachen Amerikas vertreten. Unter diesen 320 fremdsprachlichen Bibelübersetzungen, welche der Heidenwelt, den Mohammedanern und orientalischen Christen gewidmet sind, mögen nicht wenige sein, deren Namen auch manchem Missionsfreund noch völlig unbekannt sind, und bei denen er in Zweifel wäre, ob er ihre Heimat in Afrika oder in Ozeanien oder sonst wo zu suchen hat. — Fast $^7/_8$ von allen diesen 320 Übersetzungen finden wir in dem Katalog der Brit. B. S., nämlich etwa 270, von denen sie jedoch etliche nur vertreibt, während die Herausgabe von anderen besorgt ist. Die Am. B. S. weist in ihrem Katalog 28 außereuropäische Sprachen auf, davon sind 21 neue Namen, die uns in dem der Brit. B. S. noch nicht begegnet sind. Die Scot. B. S. arbeitet in 13 heidnischen Sprachen, wovon sich 7 allein in in ihrem Kataloge finden. Die Ned. B. G. hat in 13 hinterindischen Sprachen Übersetzungen geliefert, die aber abgesehen von dreien auch schon im Katalog der Brit. B. S. aufgeführt sind. Dazu fügt die S. P. C. K. noch in 10 weiteren Sprachen Übersetzungen biblischer Bücher. Einige Übersetzungen werden endlich auch von den Missionsgesellschaften selbst ohne Beihilfe der Bibelgesellschaften herausgegeben.

Es ist eine langwierige Arbeit, die bewältigt werden mußte, um so vielen fremden Nationen und Stämmen die Bibel in der Muttersprache darbieten zu können. Machen wir uns einmal die verschiedenen Stationen klar, die die Bibelgesellschaften zu passieren hatten, ehe sie dies Ziel erreichten. Es sind wesentlich ihrer vier: die Übersetzung der Schrift in die betreffende Sprache ist die erste, daran schließt sich die Revisions-

arbeit, die an jeder erstmaligen Übersetzung notwendig wird; zu dritt kommt der Druck und die Fertigstellung der gemachten Übersetzungen und endlich der Vertrieb der fertigen Bücher.

Die Übersetzung der Bibel, das erste große Ziel, das zu erreichen ist, ist wesentlich die Arbeit der Missionare selbst, die Bibelgesellschaft hat damit wenig zu thun. Indessen ist es doch für den übersetzenden Missionar ein stärkendes Bewußtsein, daß er sich sagen kann, seine Arbeit ist nicht vergeblich, hinter ihm steht die Bibelgesellschaft, die ihm zur Zeit mit Freuden seine fertigen Manuskripte abnimmt und dafür sorgt, daß sie gedruckt werden, so daß sie dem Volke, dem seine Arbeit gilt, zum bleibenden Segen gereichen. In der That wird so leicht kein Missionar mit seinen Manuskripten vergeblich bei der Brit. B. S. anklopfen. Selbst wenn seine Arbeit nur einem kleinen Stamm von etlichen 1000 Seelen zu gute käme, wird sie ihn darum nicht abweisen, sondern mit größter Liberalität den Druck übernehmen. Aber sie ermuntert auch direkt die Missionare, daß sie sich neuen Übersetzungsarbeiten zuwenden. Endlich wo missionarische Hilfe noch nicht zu haben ist, nimmt die Bibelgesellschaft auch je und je selbst die Übersetzungsarbeit in die Hand. Besonders erwähnenswert sind auf diesem Gebiete die Bestrebungen der Ned. B. G. Sie hat mehrfach tüchtige Gelehrte mit der Erforschung der vielen in Niederländisch Indien gesprochenen Sprachen beauftragt. Schon Ende der 50er Jahre hatte sie Herrn van der Tuuk zu diesem Zwecke zu den Batakken auf Sumatra geschickt. Gegenwärtig arbeitet in ihrem Dienst und zu diesem Zwecke Dr. N. Adriani in Mittel-Celebes an der Sprache der Baree und verwandter Stämme (cf. 84. Jaarverslag p. 21 ff.). Die Brit. B. S. hat in den letzten Jahren Anfangsübersetzungen in der Pangasinan- und der Tagalensprache veranlaßt, Sprachen, die auf den Philippinen gesprochen werden, auf denen ja evangelische Mission bisher nicht geduldet war. Ebenso findet sich im letzten Jahresbericht eine Notiz über die Übersetzung eines biblischen Buches in das Quiché, die Hauptsprache der Indianer Central-Amerikas, auch sie wurde im Auftrage der Brit. B. S. gemacht.

So erblickt eine Übersetzung nach der andern das Tageslicht. Selbstverständlich liegt nicht gleich die ganze Bibel vor; das erfordert nicht selten ein langes Menschenleben. Es geht Schritt für Schritt. Zuerst wird ein Evangelium übersetzt, dann erscheint ein zweites, bald sind alle vier beisammen. Nun stellen sich die wichtigeren alttestamentlichen Bücher ein. Die Übersetzung der Episteln bildet die Krönung des Neuen Testamentes.

Nach und nach wird auch das Alte Testament immer vollständiger, bis endlich die ganze Bibel fertig übersetzt vorliegt. In 116 verschiedenen Sprachen und Dialekten ist schon die ganze Bibel vorhanden. In weiteren ca. 100 Sprachen liegt wenigstens das Neue Testament, oft auch schon größere Teile des Alten vor. In den übrigen sind erst mehr oder weniger einzelne Bücher übersetzt.

Billigerweise kann man von der erstmaligen Übersetzung der Bibel in eine fremde Sprache nicht verlangen, daß sie vollkommenes Werk liefere. Es werden Revisionen nötig. Wohl alle wichtigeren afrikanischen und zumal die indischen und chinesischen Bibelübersetzungen sind einer solchen, oft sogar bereits mehrfacher Revision unterzogen. An dieser Arbeit nimmt besonders die Brit. B. S. einen nicht geringen Anteil. Sie veranlaßt immer wieder unermüdlich die tüchtigsten Sprachkenner unter den Missionaren, zu einem Revisionskomitee zusammenzutreten. Auch die besten Kräfte aus den eingeborenen Christen, welche die Missionare vielfach erst auf die Feinheiten ihrer Sprache aufmerksam machen können, werden herangezogen. In generöser Weise zahlt die Bibelgesellschaft gern das Gehalt für die Hauptrevisoren, wenn dieselben zu diesem Zwecke zeitweise von ihrer eigentlichen Missionsarbeit entlastet werden müssen, und ebenfalls auch für die eingebornen Mitglieder der Kommission. Vornehmlich ist die Hand der Bibelgesellschaft von Segen, wenn es gilt, mehrere auf einem Missionsfelde arbeitenden Gesellschaften zum Zusammentritt eines gemeinschaftlichen Revisionskomitees zu bewegen. Dadurch werden die Parallelübersetzungen, die die einzelnen Missionsgesellschaften bis dahin jede für ihren Gebrauch hergestellt hatten, möglichst beseitigt, es wird die Herausgabe einer einheitlichen Bibel für ein und dasselbe Sprachgebiet bewirkt, und diese dann von Anglikanern, Independenten, Lutheranern ꝛc. gemeinsam gebrauchte Bibel wird zum Symbol der innern Einheit zwischen der in so viele Denominationen zersplitterten evangelischen Mission. Wie wichtig das ist, erhellt ohne weitere Worte. Freilich erfordert es für die Bibelgesellschaft meist jahrelange Geduld, die Vertreter der verschiedenen Missionen zu dieser gemeinsamen Arbeit zusammen zu bringen und zusammen zu halten. Bald wird die Übersetzung des Gottesnamens oder die des Wortes „Taufe“ zum Stein des Anstoßes, der das Revisionskomitee auseinander zu sprengen droht. Bald werden durch den Tod oder die Heimkehr vielleicht gerade der tüchtigsten Mitarbeiter empfindliche Lücken gerissen. Solche und andere Hindernisse machen, daß sich eine Revision bisweilen Jahrzehnte lang hinschleppt.

Es wäre nicht abzusehen, wie die Missionsgesellschaften dies Werk zum Ziel führen wollten, wenn nicht die Bibelgesellschaft hinter ihnen stände, die unverdrossen antreibt, ermutigt und unterstützt.

Jahraus, jahrein liefern nun Übersetzer und Revisoren ihre Manuskripte aus allen Weltgegenden an die Bibelgesellschaften ein, damit diese den Druck veranlassen. Die größeren Missionsgesellschaften haben auf ihren wichtigeren Arbeitsfeldern auch wohl selbst Druckpressen, und in früheren Zeiten druckten die Missionare ihre Übersetzungen gleich selbst an Ort und Stelle. Die Bibelgesellschaften lieferten dann auf Wunsch nur das Papier und etwa noch pekuniäre Beihilfe. In einzelnen Fällen, besonders auf entlegenen Missionsgebieten, wo die Hin- und Rücksendung nach und von London zu umständlich wäre, geschieht dies auch wohl noch. Doch ist es nicht mehr die Regel. Einmal sind die Missionspressen oft nicht umfangreich genug, um die ganze Bibel drucken zu können, und zum andern kann es denselben nur erwünscht sein, wenn sie ihr Typenmaterial für andere, kleinere Drucksachen zur freien Verfügung behalten können und es nicht für die Bibel festzulegen brauchen, abgesehen was sie an Zeit und Arbeitskraft sparen. Die Brit. B. S. hat jetzt Druckereien nicht nur in allen Hauptstädten Europas, sondern auch in Beirut, Kapstadt, Kalkutta, Allahabad, Bombay, Madras, Schanghai, Sydney und anderen Centren ihrer Wirksamkeit. Ähnlich die Am. und die Scot. B. S., wenn diese auch nicht über so viele verfügen. Wird der Druck in Europa besorgt, so übernehmen meist beurlaubte Missionare die Korrektur. Ist ein solcher nicht vorhanden, so wird das Manuskript womöglich durch photographischen Prozeß vervielfältigt.

Vor mir liegt ein kleines, aber interessantes Büchelchen, von der Brit. B. S. herausgegeben: The Gospel in many tongues (Preis 10 Pfg.), welches als Druckproben der verschiedenen mit ihrer Hilfe gemachten Bibeldrucke den Spruch Joh. 3, 16 in 320 Sprachen zeigt. Was sehen wir darin alles für merkwürdige Schriftzeichen! Da stehen die schönen, markigen Devanagiri-Charaktere der indisch-arischen Völker neben den ganz andersartigen, kreisförmigen des Pali, der heiligen Schrift der Buddhisten, und wieder ganz verschieden davon die verschnörkelten Züge der dravidischen Völker in Südindien; die bekannte chinesische Bilderschrift und daneben die sich in Japan jetzt mehr einbürgernde Reformschrift; da die krausen Zeichen der türkischen, persischen und arabischen Sprachen; da die gedrungenen Typen der alten syrischen, koptischen oder äthiopischen Schrift; da die erst von einem Missionar erfundene Silbenschrift der

nordamerikanischen Indianer und noch eine ganze Anzahl anderer merkwürdiger Schriftcharaktere. Es werden einige 40 verschiedene Alphabete zum Bibeldruck verwendet; für den der Malayalim-Bibel sind ca. 800 verschiedene Schriftzeichen nötig; für den der chinesischen gar mehr als 4000. Was für einen bedeutenden Wert müssen allein diese Druckereien mit ihrem so verschiedenartigen, großen Typenmaterial repräsentieren!

Im allgemeinen wird für den Bibeldruck die den Völkern bereits eigentümliche Schrift verwandt; bei Völkern, die noch keine Schriftsprache hatten, wie die afrikanischen und oceanischen, ist einfach die Lateinschrift eingeführt worden. Eine Ausnahme macht die oben erwähnte sinnreiche und praktische indianische Silbenschrift. — Für Druck, Papier und Einbinden der biblischen Bücher einschließlich der Unkosten für das Übersetzungs- und Revisionswerk verausgabt die Brit. B. S. jährlich mehr als 2 Millionen Mk. Besonders dankenswert ist es, daß sie auch die sehr kostspielige Aufgabe übernommen hat, für die zahlreichen Blinden in mohammedanischen, indischen und chinesischen Landen biblische Bücher in Blindenschrift herauszugeben.

Zu der Herstellung der Bibeln kommt schließlich als letzter wichtiger Arbeitszweig der Vertrieb derselben. Die Bibelgesellschaften geben sowohl die Bibel im ganzen als auch einzelne biblische Bücher ab. Die Preise sind möglichst niedrig angesetzt, doch ist Grundsatz, daß abgesehen von besonderen Gelegenheiten kein Buch umsonst abgegeben werden soll. Ein umsonst weggegebenes Buch ist in Gefahr, als wertlos angesehen und nicht gelesen zu werden. — Zur Erleichterung des Verkehrs sind an allen Centren der Arbeitsfelder Bibeldepots, bei welchen die Interessenten ihren Bedarf decken können, ohne sich erst nach London, Edinburgh, New York ꝛc. wenden zu müssen. In vielen Fällen ist es nun der gewiesene Weg, den Vertrieb der Bibeln den Missionaren zu überlassen. Doch haben die Bibelgesellschaften auch den Schriftenverkauf selbst in die Hand genommen. Dies geschieht vornehmlich in Indien, China und Japan und den mohammedanischen Ländern. Sie haben dort ein ganzes Heer von Agenten, Kolporteuren und Bibelfrauen, deren Aufgabe die Verbreitung der heiligen Schrift ist. So unterhält die Brit. B. S. mit einem Kostenaufwand von ca. 760000 Mk. in den verschiedenen heidnischen und mohammedanischen Ländern 36 europäische Agenten und ungefähr 450 eingeborene Kolporteure. Dazu giebt sie an einige 30 Missionsgesellschaften zum Unterhalt von 504 Bibelfrauen ca. 60000 Mk. Verpflichtet sich eine Missionsgesellschaft wenigstens 12 Bibelfrauen zu halten,

so gewährt ihr die Brit. B. S. dafür einen grant von 2880 Mk., von welcher Vergünstigung im letzten Jahre 7 Missionsgesellschaften Gebrauch machten. — Die Am. B. S. stellt für die Bibelkolportage ein Kontingent von 10 Agenten und 349 eingebornen Helfern, die Scot. B. S. ein solches von 9 Agenten und 289 eingebornen Helfern. Eingerechnet die Agenten und Kolporteure der Ned. B. G., deren Zahl der Jahresbericht nicht genau angiebt, sind es wenigstens 60 europäische Agenten und 1600 eingeborene Helfer, die in diesem Dienst beschäftigt sind.[1]) Im allgemeinen macht man gute Erfahrungen mit dieser Kolportage, wie hernach im einzelnen nachgewiesen werden wird.

II.

Nachdem wir uns in Kürze mit der Arbeit der Bibelgesellschaften im allgemeinen bekannt gemacht, haben wir nun eine Rundreise durch die gesamte heidnische und mohammedanische Welt zu machen, um zu sehen, in wie weit die Schrift durch die Mithilfe der Bibelgesellschaften den Völkern zugänglich gemacht ist. Bei dieser Überschau werden wir uns, da die Bibelgesellschaften in der Regel dem Kielwasser der Mission folgen, zweckmäßig auch diesem natürlichen Gange anschließen.

Mit Afrika beginnen wir; doch behandeln wir füglich die Bibelarbeit im nördlichen Afrika erst bei der Besprechung der innerhalb des ganzen mohammedanischen Machtbereichs gethanen Arbeit. Südlich von der Wüste Sahara beginnt das Gebiet der nigritischen Sprachen, welches sich etwa bis nach Kamerun erstreckt. Die evangelische Mission, hauptsächlich die englische Kirchenmission, Wesleyaner, Baseler, Bremer und Schottische Mission, ist hier wesentlich noch Küstenmission. Für die Stämme im Bereich derselben liegt schon eine schöne Reihe bedeutsamer Bibelarbeiten vor. Die ersten beiden Vollbibeln, die vollendet wurden, haben Baseler Missionare geliefert. Die Bibel in der Gã-Sprache, das gediegene Lebenswerk Zimmermanns, eröffnet 1866 die Reihe. Ihr schließt sich die treffliche Übersetzung des sprachbegabten Christaller in die Tschi-Sprache 1871 an. Zwei Jahre später hatten die tüchtigen schottischen Presbyterianer D. Goldie und Robb in Alt-Calabar die Übersetzung in der Efik-Sprache vollendet. An der vierten Vollbibel, die den volkreichen Yorubastämmen gewidmet ist, hat der bekannte Negerbischof Sam. Crowther das Hauptverdienst; 30 Jahre, 1850—1880,

[1]) Die Agenten und Kolporteure in christlichen Ländern sind natürlich außer Ansatz geblieben.

wurde daran gearbeitet. In nächster Zeit werden Missionare der C. M. S. auch die Timne-Bibel für einen größeren Stamm in Sierra Leone vollendet haben. Mehreren anderen Völkerschaften ist wenigstens schon das Neue Testament in die Hand gegeben. Die Rio Pongas-Mission der S. P. G. hat ein solches in der Susu-Sprache besorgt, dessen Herausgabe die S. P. C. K. übernommen hat. In den Fante-Dialekt der Tschi-Sprache hat nach 12jähriger Arbeit Missionar Parker (W. M.) 1896 das Neue Testament übersetzt. Dieselbe Mission (W. M.) arbeitet an einer Übersetzung ins Dahome, wovon auch bereits das Neue Testament und einige alttestamentliche Bücher vorliegen; der eingeborene würdige Geistliche Marshall ist der Autor. Und last not least ist die Übersetzung des Neuen Testamentes in das Ewe durch Missionar Schlegel (Bremer-M.) zu nennen.

Zu diesen größeren Übersetzungen gesellen sich eine Menge kleinerer. Für die Mandingo in Senegambien hatte bereits Missionar Macbrair 1837 die 4 Evangelien übersetzt, wovon jedoch nur eins gedruckt wurde. Dazu kam ein Evangelium auf Dscholofisch. Diese Übersetzungen sollen jetzt in arabischen Typen gedruckt werden, wovon man sich dann eine weitere Verbreitung ins Innere verspricht. Sierra Leone hat außer der genannten Timne-Übersetzung noch einzelne Evangelien in Bullom und Mende aufzuweisen, welche Missionare der C. M. S. angefertigt haben. Die liberianischen Missionen haben erst recht spärliche Beiträge zur Bibelarbeit geliefert. Sie haben mehrere Bücher des Neuen Testamentes ins Grebo (Gedebo) übersetzt, welche die Am. B. S. gedruckt hat. In der Bassa-Sprache sind etliche Bücher übersetzt, aber noch nicht veröffentlicht. Die Wesleyaner in Dahome geben neben der Hauptübersetzung in dieser Sprache neuerdings einzelne Bücher im Popo-Dialekt heraus. Weiter westlich die Nigermission ist mit mehreren Anfangsarbeiten vertreten. In Niger-Ibo und Isuama-Ibo sind einige Evangelien und andere Bücher vorhanden; ersterer Dialekt wird in der Gegend von Onitscha, letzterer bei Bonny gesprochen. In den an der Nigermündung gesprochenen Ibscho-Dialekt sind die 4 Evangelien übersetzt und eins von ihnen in Igbira, einen anderen Dialekt in derselben Gegend. Auf die Haussa-Stämme richtet die C. M. S. zur Zeit ihr Auge mit besonderem Interesse. In dieser Sprache lag bereits eine ältere Übersetzung des Neuen Testamentes von D. Schön vor. Da sie jedoch den Bedürfnissen nicht entsprach, hat sich jetzt eine Kommission für eine neue Haussa-Übersetzung gebildet. Gleichfalls eine ältere Übersetzung (1861) ist

von den 4 Evangelien in Nupe vorhanden. Endlich haben die schottischen Presbyterianer am Alt-Calabar außer der Efik-Bibel je ein Evangelium in den Akunakuna- und Umon-Dialekt übertragen, wozu die Wesleyaner 1897 noch ein Evangelium in Ibibio, ebenfalls in Alt-Calabar gesprochen, gefügt haben.

Die Herausgabe all dieser Arbeiten ist abgesehen von den schon aufgeführten Übersetzungen (Susu und Grebo) und abgesehen von den schottischen Arbeiten, für deren Veröffentlichung die Scot. B. S. die Kosten trägt, von der Brit. B. S. besorgt worden.

Mit Kamerun beginnt das große Gebiet der Bantu-Völker, deren Wohnsitze sich vom atlantischen bis zum indischen Ocean ausdehnen und im Südosten bis nach Kaffraria herunterreichen, nur den Südwesten für die Khoikhoi-Stämme übrig lassend. Wir behandeln zunächst die in der westlichen Hälfte dieses großen Gebietes gesprochenen Kamerun-, Gabun- und Kongo-Sprachen. — In Kamerun ist die wichtigste Sprache das weitverbreitete Dualla. In dasselbe hatte der Bahnbrecher der dortigen Mission Alfred Saker (E. B.) bereits die ganze heilige Schrift übersetzt, sie war aber noch nicht gedruckt. Seine Nachfolger, die Baseler Missionare, haben sein Werk aufgenommen und jetzt mit Hilfe der Württembergischen Bibelgesellschaft das Neue Testament herausgegeben. Sehr fleißig sind die im Gabun-Gebiet arbeitenden Amer. Presbyterianer gewesen. In der Hauptsprache, Mpongwe, ist bereits die ganze Bibel vorhanden, in Mbenga das Neue Testament und einzelne Bücher des Alten. Dazu kommen Anfänge (Evangelien) in Dikele und Bulu. Alle diese Arbeiten erscheinen unter den Auspizien der Am. B. S.; die folgenden größtenteils wieder unter denen der Brit. B. S.

Im Kongo-Staat haben wir noch verhältnismäßig jungen Missionsgrund, demgemäß ist auch das Werk der Bibelübersetzung noch in seinen Anfangsstadien. Am meisten haben bisher die englischen Baptisten und der schwedische Missionsbund geleistet. Zu ersteren gehört Missionar Bentley, der 1893 die Übersetzung des Neuen Testamentes in die Kongo-Sprache vollendete. In demselben Jahre erreichte der unermüdlich thätige schwedische Missionar Westlind dies Ziel in der Fioti-Sprache. Leider ist er kurz darauf gestorben.

Andere baptistische Missionare am mittleren Kongo haben je ein Evangelium in das Kibangi und Kimongo übertragen, Balolo-Missionare Teile des Evangelium Luk. in diese Sprache. Mehr im Süden (Angola) arbeiten Taylorsche Missionare, deren einer Héli Chatelain

mehrere Evangelien in das U-mbundu übersetzt hat. Ein damit verwandter Dialekt ist das Ki-mbundu, an der Herstellung biblischer Bücher hierin ist der Amer. Board thätig.

Den Südwesten Afrikas vom Kunene an bis zur Südspitze nehmen die zerstreut wohnenden Überreste der Khoikhoi-Stämme ein, deren wichtigste die Nama sind. Den breiteren Osten haben dagegen kaffrische Völker inne, die zu der großen Bantu-Familie gehören, die bedeutendsten sind die Sulu, die Xosa (Kaffern), die Bassuto, die Betschuana, die Herero und die Tonga. Unter sich sind sie wieder in viele Stämme gespalten. — Auf diesem Felde hat besonders wieder die Brit. B. S. bereits ein großes Werk gethan, allen diesen Völkern ist die ganze Bibel oder doch das Neue Testament in ihrer Muttersprache gegeben.

Rob. Moffat, der berühmte Bahnbrecher der Betschuanen-Mission, hat auch die Bibel in ihre Sprache übersetzt; nach mehrjähriger Arbeit konnte er 1830 das erste Evangelium in Druck geben, 1859 war das letzte Stück des Alten Testamentes vollendet. Mit Unterstützung der Brit. B. S. druckte er sie selbst auf seiner Presse zu Kuruman. Die Sulu-Bibel ist die zweite, die vollendet wurde (1883). An ihr haben außer Bischof Callaway (An.), Missionar Sykes (C. M.) hauptsächlich Missionare des Amer. Board, besonders Missionar Wilder, gearbeitet; daher ist auch die Herausgabe durch die Am. B. S. erfolgt. Die tüchtigen Pariser Missionare Casalis und Mabille haben hierzu die Sessuto-Bibel hinzugefügt, die seit 1884 fertig vorliegt. Endlich an der Xosa (Kaffer)-Bibel, die 1888 vollendet wurde, gebührt neben Missionar Shaw, Appleyard und Döhne, welche die Vorarbeiten lieferten, das Hauptverdienst dem Missions-Superintendenten Kropf, dem sie auch den D. hon. causa eintrug. — In die Nama-Sprache hat Missionar Krönlein (Rh. M.) bis 1872 die ganze Bibel übersetzt; aber bisher war nur das Neue Testament gedruckt. Das Nama ist wegen der schwierigen Schnalzlaute schwer zu lesen, so daß auch die Namas selbst die holländische Bibel bevorzugen. Doch soll jetzt auf Wunsch der interessierten Gesellschaften die ganze Bibel herausgegeben werden. Gleichfalls ein Rheinischer Missionar, Brincker, hat eine Herero-Übersetzung des Neuen Testamentes (1879) geliefert. Ein anderer deutscher Missionar Knothe (Berl. M.) ist der Autor des Sepedi-Neuen Testamentes, das 1890 in London gedruckt wurde. Endlich ist durch die Am. B. S. noch ein Neues Testament in Tonga und durch die S. P. C. K. ein solches in Secoana herausgegeben worden. Einige dieser Bibeln sind bereits revidiert worden.

Hierzu gesellen sich wieder eine Reihe neuerer Arbeiten. Unter den zu den Nama gehörigen Ovambo besteht eine kleine finnische und eine rheinische Mission. Beide haben Erstlingsarbeiten gezeitigt. Die Finnen haben ein Evangelium in Ndonga, Missionar Brincker (Rh. M.), alle vier in Kuanyama übertragen. Unter den mit den Amatonga verwandten Thonga zwischen der Delagoa-Bei und dem Limpopo ist das Arbeitsfeld der Mission Romande. Deren tüchtige Missionare, die Gebrüder Berthoud, haben in 3 Dialekten, Gwamba, Thonga und Ronga, biblische Bücher herausgegeben, in ersterem bereits das ganze Neue Testament. Die Wesleyaner im Maschona- und Matebeleland sind mit Arbeiten in diesen Sprachen beschäftigt und haben in denselben bis jetzt je ein Evangelium fertig gestellt. Noch weiter nördlich ist eine kleine Mission des Amerik. Board am Berge Selinda, der die 4 Evangelien in Sheetswa, von der Am. B. S. gedruckt, ihren Ursprung verdanken. Schon auf der Grenze zwischen Süd- und Ostafrika steht die Sambesi-Industrial-Mission, die 1897 das erste Evangelium in der Sena-Sprache in Druck geben konnte.

Der Vertrieb der biblischen Bücher wird in Afrika, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, meist durch die Missionare selbst besorgt. Eine Verbreitung durch besondere Kolporteure wäre hier in der Regel noch nicht am Platze, da die Eingeborenen ja noch nicht einmal lesen können, wo sie es nicht in Missionsschulen gelernt haben. Südafrika bildet jedoch eine Ausnahme. Hier ist von der Brit. B. S. bereits eine eigene Kolportage organisiert. Mehrere Kolporteure sind angestellt, die mit dem bekannten Ochsenwagen auf weiten Touren das Land durchreisen. Freilich ist das ein mühsamer Beruf. Unerträgliche Hitze am Tage wechselt mit bitterer nächtlicher Kälte. Man muß sich in der wasserlosen Steppe auf quälenden Durst, Verlust der Zugochsen, auf Achsenbrüche bei den schwierigen und gefahrvollen Wegen, auf Krankheit und dergl. gefaßt machen. Heftige Gewitter und die dadurch plötzlich reißend angeschwollenen Ströme halten den Kolporteur oft tage- und wochenlang auf. Untreue Treiber laufen ihm fort, nachdem sie ihn gehörig bestohlen haben. Aber wohin er dann kommt, wird er auch mit Freuden aufgenommen. Meilenweit kommen die Leute, die von seiner Ankunft hören, herbei, um die Bibel zu kaufen. Wenn sie kein bares Geld haben, bringen sie zum Tausch Schafe, Häute, Federn u. s. w. Ein anderer Kolporteur besucht sämtliche Eisenbahnstationen der ausgedehnten Bahnlinien und reist das Jahr über ungefähr 1200 Meilen. Einen wichtigen Posten hat der Kolporteur in Kimberley

zu versehen, der den vielen dort zusammenströmenden Minenarbeitern nachgeht. Wie manch einem Jüngling, der fern von der heimatlichen Gemeinde in der versucherischen Großstadt mit ihren vielen Branntweinschenken umherirrt, kann er in einem Evangelium einen zuverlässigen Führer für seinen Lebensweg einhändigen.

Manche tausend biblische Bücher werden so alljährlich durch Kolportage und auf anderem Wege verbreitet. Von der Setschuana-Bibel sind bis jetzt 22000 Exemplare verausgabt, dazu 55000 Neue Testamente. Noch höher ist der Umsatz, der in Kafferbibeln (29000 neben 46000 Neuen Testamenten) erzielt ist. Der Verkauf der Sessuto-Bibeln beläuft sich auf 10000 Exemplare und auf 50000 Neue Testamente.

Ein interessantes Arbeitsfeld wie für die Mission so für die Bibelgesellschaften (Brit. und daneben auch Scot. B. S., letztere für die meisten Bibelarbeiten in den Nyaßa-Sprachen) stellt Ostafrika dar. — Die Geschichte der Madagassischen Bibel ist nicht unbekannt. Im Jahre 1830 konnten die Londoner Missionare Jones und Griffith die ersten 3000 Exemplare des von ihnen übersetzten Neuen Testamentes auf ihrer Missionspresse in Antananarivo drucken. Bald nach Ausbruch der Christenverfolgung war die ganze Bibel vollendet und wurde nach Madagaskar geschickt. Sie hat, menschlich geredet, die evangelische Kirche auf Madagaskar damals vor dem Untergang gerettet. In den Zeiten der Not war sie allein Trost, Licht und Stütze der evangelischen Madagassen. Vor den Nachforschungen der Verfolger wurde sie nicht selten im Schoß der Erde versteckt. In den Jahren von 1873—87 fand unter Leitung von Missionar Cousins (L. M.) eine sorgfältige Bibelrevision statt, an der sich auch Eingeborene wie Andrianaivoravelona, der jüngst verstorbene Hofprediger der unglücklichen Königin, beteiligten. Es sind bereits 88000 madagassische Vollbibeln, $^1/_4$ Million Neue Testamente und 337000 einzelne biblische Bücher verbreitet.

Außer der madagassischen Vollbibel kommen deren auf Ostafrika noch 2, die gleichfalls größeres Interesse verdienen, die Suaheli- und die Luganda-Bibel. Das Suaheli ist bekanntlich die lingua franca für Ostafrika. Wie in manchen anderen ostafrikanischen Sprachen (Kinika, Pokomo, Kikamba, Galla u. a.) stammt auch die erste Übersetzung in Suaheli von den deutschen Missionaren Rebmann und Krapf. Doch war ihr Stil zu hoch für das schlichte Volk, auch weicht der wichtigere südliche Dialekt erheblich von dem von ihnen gebrauchten nördlichen ab. Daher hat Bischof Steere von der Universitätenmission, ein guter Linguist, die Bibel noch

einmal übersetzt. Die Vollendung des Alten Testamentes (1892) hat er allerdings nicht mehr erlebt. In seinem Sterbezimmer fand man als seine letzte Lebensarbeit die noch kurz vor seinem Tode korrigierten Druckbogen des Propheten Jesaia. — Für die Mombas-Mission hat es die C. M. S. doch für nötig befunden, eine besondere Ausgabe in dem nördlichen Suaheli-Dialekt zu haben; einige Bücher sind bereits herausgegeben.

In verhältnismäßig kurzer Zeit hat die Luganda-Bibel das Licht erblickt. Die ersten Kapitel des Evangeliums Matth. wurden 1887 von Ashe und Mackay übersetzt und auf der Missionspresse in Mengo gedruckt. An Mackays Stelle, der 1891 starb, trat G. Pilkington, der mit Hilfe einiger eingeborener Lehrer, besonders des Henry Wright Duta und des Sembera Mackay, 1893 das Neue und 3 Jahre später auch das Alte Testament vollendete. Bei dem Aufstand der Sudanesen fand Pilkington 1897 leider ein frühes Ende. Bereits wird die Luganda-Bibel von 5 christlichen Waganda einer Revision unterzogen. Auch ein Evangelium in Blindenschrift ist schon erschienen.

Die weite Verbreitung, welche die Bibel und überhaupt biblische Bücher in Uganda finden, hat in der Missionsgeschichte kaum ihres Gleichen. Im Jahre 1897 waren nicht weniger als 116193 biblische Bücher verausgabt, darunter 23325 Bibeln und Neue Testamente. Der Jahresbericht von 1896 schreibt: „Man findet die Bibel gelesen in der Werkstatt, auf dem Felde, in der Hütte, im Boot. Hunderte von Kapellen sind im Lande, in denen täglich Gottes Wort gelesen und gehört wird. Diese weite Zirkulation ist die Ursache der schnellen Ausbreitung des Christentums."

Mit weiteren Übersetzungsarbeiten sind die meisten in Ostafrika stehenden Missionsgesellschaften beschäftigt. Anerkennenswertes haben besonders die Schotten am Nyaßa-See geleistet. Missionar Hetherwick (E. C.) ist der Übersetzer des Neuen Testamentes in das Yao. Andere Missionare der schottischen Staatskirche arbeiten an einer Manganbscha-Übersetzung des Neuen Testamentes, von der bisher 7 Bücher erschienen sind. Die Freischotten haben in Dr. Emslie und Laws zwei fähige Übersetzer. Das Tschinjanga-Neue Testament ist von ihnen bereits vollendet. In drei weiteren Sprachen, Ngoni, Mwamba und Tonga, haben sie je ein Evangelium geliefert. Die Berliner Mission am Nordufer des Nyaßa-Sees brachte 1897 als Erstlingsgabe 2 Evangelien, von Missionar Nauhaus ins Konde übersetzt. Die Londoner Mission hat 3 Evangelien in das Nyamwesi, das in der Gegend von Urambo (jetzt Station der Bg.) gesprochen wird, und eins in das Mambwe,

das am Südufer des Tanganyika heimisch ist, übertragen. Die Universitäten-Mission ist außer mit der Suaheli-Bibel an der dortigen Übersetzungsarbeit mit je 2 Evangelien in Bondei und Kinika (Deutsch-Ostafrika) beteiligt. Die C. M. S. arbeitet auf ihren teils in Deutsch-, teils in Englisch-Ostafrika gelegenen Missionsstationen in weiteren 7 Sprachen, in denen meist schon mehrere Evangelien vorliegen. Es sind dies die Dialekte von Kaguru, Gogo und Dschagga in Deutsch-Ostafrika und Sagalla, Taveta und Giriama in Britisch-Ostafrika, dazu die 4 Evangelien und acta in Sukuma für die kleine Mission in Nassa am Südufer des Ukerewe-Sees. Endlich in das Pokomo hat Missionar Würtz von der Neukirchner Mission am Tana (Britisch-Ostafrika) ein erstes Evangelium übersetzt.

Setzen wir unsere Wanderung nach Norden fort, so gelangen wir, das Gebiet der Bantu-Völker endlich verlassend, in das der Galla und Somali, welche zur hamitischen Familie gehören. Für diese ist noch verhältnismäßig wenig gethan. Krapf hatte das Neue Testament und einen Teil des Alten in einen Dialekt des Galla übersetzt. Außerdem war noch je ein Evangelium in den Dialekten von Bararetta und Harrar (Ittu) vorhanden. Doch fanden die dort arbeitenden schwedischen Missionare die Krapfsche Arbeit nicht für brauchbar, sie haben daher mit Hilfe eines bekehrten, sprachkundigen Eingeborenen eine neue Übersetzung der ganzen Bibel veranstaltet, von welcher sie hoffen, daß sie die anderen Dialektübersetzungen überflüssig machen soll. Dieselbe wird jetzt in London gedruckt. — In der Somalisprache ist ein Evangelium in der Vorbereitung.

Geographisch zu Ostafrika, ethnographisch aber zu Indien gehört die kleine Insel Mauritius mit ihrem bunten Völkergemisch von Hindus, Gutscheratis, Tamilen, Telugus, Kreolen u. s. w. Aus den mannigfachen Sprachen hat sich ein besonderer Jargon, das Mauritius-Kreolisch, gebildet, in welchem die Brit. B. S. bisher 3 Evangelien veröffentlicht hat.

In der mohammedanischen Völkerwelt, der wir uns jetzt zuwenden, werden hauptsächlich 3 große Sprachen geredet, türkisch, arabisch, persisch, wozu sich dann noch mehrere Mundarten gesellen.[1]) In der ersteren liegen 3 Bibelversionen vor, eine stammt von einem Eingeborenen Ali Bey, die zweite von Miss. Schauffler; mit Zugrundelegung beider hat neuerdings ein Revisionskomitee eine dritte revidierte Bibelübersetzung

[1]) Die afghanischen (puschtu) und balutschi Übersetzungen kommen erst bei Indien zur Sprache.

hergestellt. Für die Völker arabischer Zunge (Arabien, Syrien, Ägypten, Nordafrika) hat jüngst Dr. Van Dyck eine vorzügliche, neue Bibelübersetzung geschaffen. Er ist nach 55jähriger, unablässiger Arbeit für die Wohlfahrt der arabisch redenden Völker 1895 gestorben. Die Herausgabe dieser neuen arabischen Bibel kommt hauptsächlich auf das Konto der Am. B. S. Die dritte wichtige Bibel, die hier zu nennen ist, ist die persische. Schon am Anfang des Jahrhunderts hat H. Martyn das Neue Testament ins Persische übertragen. Andere teils europäische, teils eingeborene Arbeiter haben das Werk aufgenommen. Zuletzt hat der gründliche Kenner des Persischen Dr. Bruce (C. M. S.) in Dschulfa (Ispahan) von 1871—94 die ganze Bibel neu übersetzt. Der Druck ist auf Kosten der Brit. B. S. geschehen.

Von geringerer Bedeutung sind eine ganze Reihe von Arbeiten der jetzt eingegangenen Russischen Bibelgesellschaft. In mehreren türkisch-tartarischen und kirghisischen Dialekten liegt teils das Neue Testament, teils einzelne biblische Bücher vor. Soweit dieselben nicht veraltet und außer Kurs gesetzt sind, führt die Brit. B. S. dies Unternehmen fort, hat auch einige weitere Übersetzungen hinzugefügt, so die ganze Bibel in Azerbijani-Türkisch. Ganz kürzlich erst hat der bekannte Joh. Avetarianz in Kaschgar das Neue Testament ins Kaschgarische übersetzt, das sich zur Zeit unter Aufsicht des Leipziger Orientalisten Dr. Sauerwein im Druck befindet.

Auf Kurdisch war bisher das Neue Testament in armenischen Typen vorhanden. Da dieselben jedoch von einem großen Teil des Volkes nicht gelesen werden können, so läßt die Brit. B. S. jetzt eine neue Übersetzung in arabischen Typen durch Missionar Tisdall (Am. B.) herausgeben.

Für einige Stämme in Nordafrika wie Nubier, Berber, Kabylen und Rifkabylen, hat sie je einige Bücher in ihren Sprachen beschafft.

Zerstreut unter den mohammedanischen Völkern wohnen zahlreiche Reste der alten orientalischen Kirchen und nicht wenig Juden. Auch für sie haben die Brit. und die Am. B. S. eine Reihe von Bibelversionen bereit gestellt. Für die armenischen Christen sind deren mehrere vorhanden, eine in der altarmenischen Kirchensprache, die aber vom Volk nicht mehr verstanden wird. Darum ist die Bibel auch ins Neuarmenische übersetzt. Eine dritte Ausgabe hat Pastor Amirchanjantz in dem am Ararat gesprochenen Dialekt hergestellt. Endlich hat Missionar Goodell den türkisch redenden Armeniern eine armenisch-türkische Bibel (in türkischer Sprache mit

armenischer Schrift) gegeben. Zum Gebrauch der syrischen Christen sind ebenfalls mehrere Ausgaben da, eine Vollbibel in Neusyrisch, ein Neues Testament in Altsyrisch, ein weiteres in Carschun (arabisch in syrischen Typen) und für die Nestorianer die 4 Evangelien in Syro-Chaldäisch. Die koptischen Christen in Ägypten sind mit den 4 Evangelien nebst Psalmen und die äthiopische Kirche in Abessynien mit der ganzen amharischen Bibel bedacht. Die koptische Übersetzung stammt schon aus dem Jahre 1716. Für letztere ist auch das Neue Testament in der alten, jetzt nicht mehr gesprochenen äthiopischen Kirchensprache bestimmt (1701). Die 4 Evangelien in Tigre und eins in Bogos sollen dem Tigre- und Bilim-Stamm in Abessynien dienen.

Im Dienst der Judenmission ist das Neue Testament mehrfach ins Hebräische übertragen, der weitesten Verbreitung erfreut sich die Version von Delitzsch. Für arabisch sprechende Juden sind Teile der arabischen Bibel in hebräische Charaktere transkribiert. Dasselbe geschieht mit der persischen Bibel von Dr. Bruce für persisch redende Juden. Eine Erinnerung an die ehemalige, nicht ganz vergebliche Mission der C. M. S. unter den Falascha, den schwarzen Juden von Abessynien, ist ein Evangelium Marci auf Falascha. Die zahlreichen Juden in Algier und Tunis sucht man durch eine Übersetzung der Schrift in Tunesisch-Yiddisch zu erreichen. Bisher ist darin ein Evangelium gedruckt.

Da die evangelische Missionsthätigkeit in den orientalischen Ländern bekanntlich noch sehr beschränkt ist, so müssen die Bibelgesellschaften den Vertrieb ihrer Bücher hier größtenteils selbst besorgen. Die Brit. und Am. B. S. teilen sich in diese Arbeit. Zur Illustration derselben seien einige Züge aus den interessanten Berichten der Agenten und Kolporteure mitgeteilt.

In Ägypten, das unter englischer Verwaltuug steht, ist die Bibelzirkulation so gut wie ungehindert. Der Hauptagent schreibt, daß die Bibel hier schon in solchen Mengen verbreitet sei, daß ihr Charakter und Inhalt anfangen, allgemein bekannt zu werden. Der Buchladen in Alexandrien sieht fast täglich Besucher aus höheren und niederen Klassen, welche sich bereitwillig auf religiöse Gespräche einlassen. Auch auf dem Lande wird dem Kolporteur eine viel freundlichere Gesinnung entgegengebracht als in früheren Jahren. Eine ganz eigenartige Thätigkeit entfaltet die Brit. B. S. in Port Said am Suez-Kanal; in 60—70 verschiedenen Sprachen werden hier biblische Bücher an Matrosen und Passagiere der durchfahrenden Schiffe verkauft. Insgesamt werden durch

die beiden Bibelgesellschaften in Ägypten über 40 000 Bücher jährlich abgesetzt, ein gut Teil davon in arabischer Sprache.

Algier und Tunis werden von der Brit. B. S. durch 7 Kolporteure bearbeitet, welche an den wichtigeren Plätzen stationirt sind und von dort das Land bereisen. Bei den katholischen und orientalischen Christen stößt der Kolporteur auf die äußerste Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus; doch hin und wieder findet er auch willige Zuhörer und Käufer für seine Schriften. Ein Kolporteur, ein bekehrter Kabyle, konnte seine Tour bis tief hinein in die kabylische Wüste ausdehnen. Und wenn er auch von der Glaubenswut seiner mohammedanischen Landsleute viel zu leiden hatte, so ließ er sich dadurch doch nicht ermüden, unter ihnen hin und her den guten Samen in Gestalt kabylischer Evangelien auszustreuen.

Noch mehr Geduld erfordert Marokko. Der beständige Kriegszustand, den die vielen kleinen Stammesfehden verursachen, macht das Reisen oft unmöglich. Und auch wenn die Kolporteure eine Tour unternehmen können, sind sie immer wieder Zeugen von Räuberei, Diebstahl und Mord. Gelegentlich werden sie auch selbst bis aufs Hemd ausgeplündert. Dennoch glaubt der Bibelagent gegen früher erhebliche Fortschritte wahrzunehmen. Der Umsatz hat sich bedeutend gesteigert, er betrug im letzten Jahre 12 955 Exemplare, worunter ca. 4000 arabische.

In Syrien und Palästina erfolgt der Vertrieb fast durchweg durch die dortigen Missionare. Gelegentlich der großen christlichen Feste, zu denen in Jerusalem viele Festpilger zusammenströmen, werden zahlreiche Evangelien und andere biblische Bücher gratis verteilt.

Arabien ist der Mission wie der Bibelverbreitung noch verschlossen. Doch hat die Brit. B. S. an dem wichtigen englischen Handelsplatz Aden ein Bibeldepot, von dem manche Bächlein lebendigen Wassers in das durstige Land fließen. Von den vielen mohammedanischen und jüdischen Händlern, die mit den Karawanen aus dem Innern nach Aden kommen, wird mancher durch die im Schaufenster des Bibelladens ausgelegten Bücher in seiner Muttersprache angelockt, tritt näher, knüpft mit dem Ladenhalter ein Gespräch an, kauft zum Schluß ein biblisches Buch und nimmt es mit den andern erstandenen Waren mit in die ferne Heimat. — Von Aden aus bereist auch ein Kolporteur das gegenüberliegende Eritrea und Abessynien, wo manche koptische, äthiopische und amharische Schrift verkauft wird. Während das Volk zum Kauf derselben geneigt ist, verhalten sich die Priester meist ablehnend und hetzen wohl gar das Volk gegen den Kolporteur auf.

Kleinasien und das nördliche Persien ist Arbeitssphäre der Am. B. S. Im südlichen Persien unterhält die Brit. B. S. ein nicht erfolgloses Werk. Unter der verhältnismäßig freisinnigen Regierung des Schahs Nasr ed Din konnte es sich erfreulich ausbreiten. Von Dschulfa, dem einen Hauptcentrum, wurden weite Touren unternommen. Ein Kolporteur besuchte auf einer solchen 94 Städte und Dörfer, ohne in einem einzigen gehindert zu werden. Ein anderer setzte auf einer achtmonatlichen Rundreise im östlichen Persien 650 Schriften ab. Bagdad bildet das westliche Centrum, von wo aus die Euphrat- und Tigrisländer bereist werden. In diesen einst so fruchtbaren, jetzt verödeten Ländern kennt der Bibelbote Weg und Steg wohl besser als die Einwohner selbst. Seine Wanderungen erstrecken sich bis tief in die wilden und rauhen Gebirge und Hochebenen von Kurdistan. Auch unter den beutelustigen Kurden zieht er, wenn auch nicht ohne Gefahr, so doch für gewöhnlich unbelästigt seine Straße. Von einem dritten Centrum Buschir werden die Gegenden am persischen Meerbusen mit Schriften versorgt. Manche gehen auch von dieser Seite nach Arabien hinein. Durchschnittlich wurden in Persien jährlich 10000 biblische Bücher abgesetzt, davon gut die Hälfte an persische, türkische, arabische und kurdische Mohammedaner, andere an orientalische Christen und Juden. Seit der Ermordung Nasr ed Dins 1896 scheint leider eine reaktionäre Partei wieder ans Ruder gekommen zu sein; der Widerstand gegen die Bibelverbreitung wurde sofort wieder rege.

(Schluß folgt.)

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

III.[1])

„Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt; es ist nichts Gesundes an ihrem Leibe“ — so läßt sich der Gesamteindruck des Bildes, das der Verfasser im zweiten Kapitel von dem Zustand der vom Christentum nicht berührten menschlichen Gesellschaft bezeichnet hat, kurz zusammenfassen. Ganz von selbst erhebt sich angesichts dieses Ergebnisses die

[1]) N. I u. II Jahrgang 1898. S. 433 u. 529. Der jetzt folgende 3. Abschnitt des 1. Bandes des Dennis'schen Buches steht inhaltlich den beiden ersten etwas nach und es lag daher nahe, ihn zu ergänzen. Doch ist das unterlassen worden, weil es zunächst unser Zweck war, ein Referat von der Arbeit des amerikanischen Missionsgelehrten zu geben. D. H.

weitere Frage: Wie kann der tiefe Schaden am besten und sichersten geheilt werden? Die Überschrift des nächsten Kapitels: „Ineffectual remedies and the causes of their failure“ deutet von vornherein an, daß der Verfasser diese Frage zunächst nach der negativen Seite zu beantworten gedenkt: er will zuerst zeigen, daß und warum die Heilmittel, die man, vom Christentum abgesehen, versucht hat — Bildung, Kultur, Gesetzgebung, Patriotismus und die soziale Kraft nichtchristlicher Religionen — sich als wirkungslos erweisen und erweisen müssen. Nicht als ob sie unbedingt als völlig nutzlos verworfen werden sollten: es soll nur nachgewiesen werden, daß sie, losgelöst vom Christentum oder gar in bewußtem Gegensatz zu ihm angewandt, für sich allein, nicht imstande sind, die gründliche und dauernde Heilung zuwege zu bringen, die zu schaffen man sie immer wieder mit der größten Entschiedenheit, und nicht ohne mancherlei bestechende Gründe, für fähig erklärt hat, daß vielmehr, wo sie sich wirkungskräftig gezeigt haben, dies lediglich ihrer Verbindung mit dem Christentum zuzuschreiben ist, das sich seinerseits — soweit es nicht aus inneren oder äußeren Gründen unmöglich ist — gern ihrer Mitwirkung bei der Erfüllung seines sozialen Berufes bedient. Insofern greift der negative Beweis von der Unzulänglichkeit dieser Heilmittel bereits mannigfach in den positiven über, daß allein das Christentum die Kraft besitzt, die innerliche Erneuerung und Umwandlung herbeizuführen, ohne die eine wirkliche Heilung der menschlichen Gesellschaft unmöglich ist.

1. Daß die intellektuelle Bildung für sich allein keine die Sittlichkeit und darum auch keine das soziale Wohl der Völker fördernde Macht ist, daß sie vielmehr, sobald sie von jeder Berührung mit dem Christentum ausgeschlossen ist, zu einer furchtbaren Waffe des Bösen werden kann, dafür liefert schon die Geschichte der zwei größten Kulturepochen, der Antike und der Renaissance, sowie diejenige des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen großartigen Bestrebungen und Errungenschaften auf dem intellektuellen Gebiet einen ausreichenden Beweis. Doch man kann von der Vergangenheit ganz absehen; es fehlt auch in der Gegenwart nicht an Gelegenheit zu der gleichen Beobachtung. In Japan hat die Bildung eine ganz ungeheure Ausdehnung gewonnen; aber berufene Beurteiler sprechen übereinstimmend die Überzeugung aus, daß der intellektuelle Fortschritt allein nicht dazu gedient hat, die Sittlichkeit zu heben. In China ist Bildung für Zehntausende das höchste Ziel aller Hoffnungen und Wünsche; aber gerade das Bildungs- und Gelehrtenwesen

ist eines der größten Hindernisse, die der gesunden sozialen und politischen Entwickelung Chinas entgegenstehen. Wie wenig befriedigende Erfolge die von den Regierungsschulen in Indien vermittelte, prinzipiell religionslose Bildung gehabt hat, darüber haben sich hohe Beamte der indobritischen Regierung selbst in der unzweideutigsten Weise ausgesprochen. Die höchsten akademischen Würden halten den Hindu hoher Kaste nicht ab, mit Leib und Seele für die Kastenordnung einzustehen und sich ihren lächerlichsten Satzungen zu unterwerfen, so nach einer Studienreise ins Ausland dem komplizierten Reinigungsprozeß, zu dem unter anderem das Einnehmen einer aus den fünf Produkten der Kuh hergestellten Pille gehört. Wäre Indien auf die religionslose Bildung allein angewiesen, träte ihr nicht in zahlreichen Missionsschulen die christliche Unterweisung ergänzend und vertiefend zur Seite, es würde wohl für immer vergeblich des Tages der sozialen Wiedergeburt harren. Dasselbe gilt übrigens auch in Bezug auf die Völker der „christlichen" Welt. So ist es nachgewiesen worden, daß in Frankreich, wo bekanntlich für die Staatsschulen das Prinzip völliger Religionslosigkeit durchgeführt ist, die Zahl der Verbrechen fortwährend zugenommen hat, während bis jetzt in England, wo man die religiös-sittliche Grundlage der Erziehung gewahrt hat, das Gegenteil der Fall gewesen ist.

2. Ebensowenig wie die intellektuelle Bildung ist, wie gleichfalls Geschichte und Erfahrung lehren, die materielle Kultur an sich eine genügende Bürgschaft für eine durchgreifende soziale Erneuerung. Es ist kaum denkbar, daß es möglich sein sollte, die abendländische Kultur, die sich doch, auch nach ihrer materiellen Seite, nie ganz von dem Zusammenhang mit dem Christentum loslösen läßt, mit den nichtchristlichen Religionen so völlig zu versöhnen, daß man jene ohne Beeinträchtigung ihres wahren Charakters einführen und dabei diese ohne jede Modifikation beibehalten könnte; aber auch wenn ein solcher Versuch gelingen sollte, so würde eine derartige Kultur auf nichtchristlicher Basis kein Segen für die soziale Entwickelung der Völker werden können. In den Reichen der alten Welt gedieh die materielle Kultur zu einer geradezu staunenswerten Blüte; aber das hat nicht verhindern können, daß die Vernichtung der freien Persönlichkeit, Ungerechtigkeit und allgemeine Verderbnis die Signatur ihrer sittlichen und sozialen Zustände wurde und blieb. Im wesentlichen dasselbe Bild zeigen die großen orientalischen Kulturstaaten der Gegenwart, Japan, China und Indien. Auch hier fehlt es nicht an wahrhaft imposanten, kulturellen Leistungen, namentlich auf dem Gebiet der Industrie, deren orientalische Erzeugnisse z. T. den westländischen wirksame Konkurrenz

machen. Und wenn auch, aufs Ganze gesehen, die vom Orient selbständig entwickelte Kultur den Vergleich mit der des Abendlandes nicht aushält, so ist sie doch immerhin so bedeutend, daß sie, wenn dies der Natur der Sache nach möglich wäre, auf den Gang der sozialen und politischen Entwickelung einen heilsamen Einfluß hätte ausüben müssen; von einem solchen Einfluß ist aber nichts zu bemerken. So wird auch die Aufnahme dieser asiatischen Reiche in den „Bruderbund der Völker", die Herstellung eines noch regeren Verkehrs mit dem Abendlande und die Aneignung dieser oder jener Errungenschaften der westlichen Kultur, wenn sie nicht mit einer aufrichtigen Annahme des Christentums verbunden ist, ihrem sozialen und politischen Verfall nicht auf die Dauer Einhalt gebieten können. Auch unter den wilden Völkern Afrikas, Amerikas und Australiens ist es nicht gelungen, auf dem Wege bloßer Civilisation eine soziale Reformation zu bewirken. Die Hoffnungen, die man speziell auf die Förderung von Handel und Verkehr und auf die Einführung geeigneter Kleidung gesetzt hat, haben sich nicht erfüllt. Die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß die Einführung der Kultur der Predigt des Evangeliums vorangehen müsse, ist schon oft nachgewiesen worden. So schreibt u. a. der bekannte Kaffern-Missionar Moffat nach 26jähriger Thätigkeit: „Es ist recht bequem, in einem Lande mit hochentwickelter Kultur darüber zu philosophieren, was unter rohen und wilden Völkern gethan werden sollte; aber die einzigen Praktiker, die christlichen Missionare, haben alle ohne Unterschied gefunden, daß man, um die Frucht gut zu machen, zuerst den Baum gut machen muß." Demselben Missionar schreibt man auch die treffende Äußerung zu: „Kultur treibt den Tiger aus, erzeugt aber dafür den Fuchs." Die richtige Stellung zu den materiellen Kulturmitteln nimmt die christliche Mission ein, wenn sie darauf bedacht ist, sie mit dem christlichen Geist zu durchdringen und da, wo sie Eingang findet, im Interesse der sittlichen und sozialen Förderung der Völker zu verwerten.

3. Was die staatliche Gesetzgebung anbelangt, so kann dieselbe entweder von einer einheimischen Regierungsgewalt oder von einer fremden Macht ausgehen. Wo das erstere der Fall ist, kann von einer durchgreifenden sozialen Reformation nicht die Rede sein, es sei denn, daß sich die einheimische Regierung freiwillig dem Einfluß des christlichen Geistes oder wenigstens der von ihm durchdrungenen abendländischen Kultur hingiebt. Die Regierung eines fremden Volkes, selbst wenn es ein christliches ist, in einem unterworfenen Lande ist, auch wo nicht jene auffallende Gleichgiltigkeit gegen das sittliche und soziale Wohl der Unterworfenen herrscht,

welche die französische, deutsche,[1]) italienische, spanische und portugiesische Kolonialregierung charakterisiert, schon deshalb nicht fähig, eine gründliche soziale Umwandlung zuwege zu bringen, weil sie meist nur mit dem Druck der Zwangsgewalt arbeiten kann und sich nur zu oft auf die Durchführung mehr oder weniger äußerliche Dinge betreffender Bestimmungen beschränken muß. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht die Geschichte der britischen Regierung in Indien, die sich noch heutigen Tages zu sehr weitgehenden Konzessionen an die religiösen und sozialen Vorurteile der eingeborenen Bevölkerung genötigt sieht. Wohl hat gerade sie eine stattliche Reihe segensreicher Reformen aufzuweisen; aber ihre Reformgesetzgebung hat doch, wie bereits im vorigen Kapitel wiederholt angedeutet worden ist, bei weitem noch nicht vollständig durchgeführt werden können. Und abgesehen davon, wer bürgt dafür, daß alle die „abgeschafften" Mißbräuche nicht auf einmal wieder aufleben, sobald etwa der gesetzliche Druck aufgehoben werden sollte, wenn die Gesellschaft Indiens nicht vom christlichen Geist erfaßt und durchdrungen wird? Die britische Kolonialverwaltung in andern Teilen der Welt zeigt neben vielen gewinnenden Zügen doch auch recht unerquickliche Spuren einer rücksichtslos egoistischen Handelspolitik. Indes wird sicherlich mit der Zeit das christliche Element in der britischen Verwaltung immer mehr hervortreten. Jedenfalls darf man annehmen, daß die Vorsehung, wie sie einst Rom zur Mitarbeit an der Vorbereitung der Welt für den Eintritt des Christentums herangezogen hat, jetzt die englische Herrschaft in Indien als Werkzeug für die Erleichterung der Christianisierung dieses ungeheuren Reiches gebrauchen wird, für welches die pax Britannica dasselbe bedeutet wie einst die pax Romana für die antike Welt. Ohne die geistlichen Kräfte aber, mit denen die christliche Mission arbeitet, kann auch die Regierung nicht zu ihrem Ziel kommen. Die Ansicht, daß eine Politik des Zusammenwirkens und der gegenseitigen Unterstützung die Regierung sowohl wie die Missionen in der Erfüllung ihrer besonderen Aufgabe fördern muß, findet auch unter

[1]) Im Einverständnis mit dem Referenten muß ich mein Bedauern darüber ausdrücken, daß der amerikanische Verfasser die junge deutsche Kolonialregierung in Parallelemit der portugiesischen u. s. w. stellt. Ich halte das für ein peccatum ignorantiae. Allerdings sind auch in unsern Schutzgebieten unliebsame Dinge vorgekommen und wir sind weit entfernt davon, sie zu verschleiern. Aber diese Dinge haben auch in der gepriesenen englischen Kolonialpolitik nicht gefehlt, ja zum Teil ist in dieser viel Schlimmeres geschehen. In der jungen deutschen Kolonialära ist auch mehr Löbliches gethan worden und vielleicht mehr als in der gleichen Zeit in den Besitzungen andrer kolonisierender Staaten. D. H.

den hohen und höchsten englischen Kolonialbeamten immer zahlreichere Vertreter.[1])

4. Der zähe Widerstand, auf den die englische Regierung in Indien bei ihren Reformversuchen noch immer stößt, zeigt zugleich, wie leicht auch der Patriotismus, weit entfernt, an sich ein brauchbarer Hebel des sozialen Umschwunges zu sein, zu einem der lästigsten Hemmnisse auf der Bahn des sozialen Fortschrittes werden kann. Denn gerade der falsch verstandene Patriotismus, dem jede Einwilligung in eine Abweichung vom Althergebrachten als Verrat am Vaterlande gilt, ist die Seele dieser hartnäckigen Opposition. Und wenn sich diese auch bei den Aufgeklärteren nicht mehr auf solche Dinge wie die Vervollkommnung der Technik und der Verkehrsverhältnisse erstreckt, so dauert sie doch hinsichtlich der sozialen und religiösen Verfassung, deren völlige Änderung eine noch viel wesentlichere Vorbedingung für die soziale Wiedergeburt des Landes bildet, auch bei ihnen in unverminderter Schärfe fort. Die Bürgschaft gegen die Ausartung in den beschränktesten Nationalstolz und Konservatismus, für die neben Indien hauptsächlich China ein trauriges Beispiel liefert, trägt eben der Patriotismus nie in sich selbst; er wird vielmehr dieser Gefahr immer wieder unterliegen, solange er nicht unter die veredelnde Zucht des christlichen Geistes gestellt ist.

5. Fragt man endlich, was die sittlichen Kräfte nichtchristlicher Religionen für die soziale Erneuerung der Menschheit leisten können, so kann sich hier die Untersuchung fast ganz auf die großen Religionssysteme des Orients beschränken. Sie stellen im großen Ganzen den Höhepunkt der religionsgeschichtlichen Entwickelung außerhalb des Christentums dar; und sie haben, was namentlich bei einem Vergleich mit dem Christentum ein sehr wesentliches Moment ist, von allen Religionen die denkbar reichlichste und günstigste Gelegenheit gehabt, die ihnen innewohnenden Kräfte nach allen Seiten zu entfalten und zu bewähren. Jahrhunderte lang haben sie sich, meist gestützt durch den starken Arm der Staatsgewalt, unangefochten im Besitz der Herrschaft behaupten und unbehindert entwickeln können. Wenn also von irgend einer Religion außerhalb des Christentums nachhaltig umgestaltende sittliche und soziale Wirkungen ausgehen könnten, so müßten sie am ersten auf dem großen Gebiet jener orientalischen Hauptreligionen zu finden sein. Aber in dem Durchschnittscharakter der Orientalen, die ihnen seit langer Zeit anhangen, sucht man vergeblich nach den Spuren solcher Wirkungen. Heute noch wie vor Jahrhunderten sind Öde und Unfruchtbarkeit auf dem intellek-

[1]) Doch nicht bloß der englischen Kolonialbeamten. D. H.

tuellen, Willensschwäche und Mangel an Gefühl für Pflicht und Verantwortlichkeit auf dem moralischen, veräußerlichtes und mechanisches Wesen auf dem religiösen Gebiet die Signatur des orientalischen Lebens und Treibens. Das hochentwickelte Selbstgefühl des Orientalen steht im umgekehrten Verhältnis zu dem Wert seiner Persönlichkeit und dem Charakter der Zustände, unter denen er lebt. Gewiß hat auch er seine besonderen Vorzüge, aber jene schwerwiegenden Nachteile können sie bei weitem nicht ausgleichen; erst unter dem Einfluß des Christentums können sie zur vollen Geltung kommen, werden aber dann auch sicher einem christianisierten Orient einen besonderen Glanz verleihen.

Betrachten wir nun die Religionen, um die es sich hier vorzugsweise handelt, im einzelnen etwas näher! Die soziale Leistungsfähigkeit des Buddhismus ist schon durch seine prinzipielle Stellung zur Gesellschaft auf ein Minimum beschränkt. Nicht die Mitarbeit an der Heilung der Schäden, die der Gesellschaft anhaften, sondern die völlige Trennung von ihr gilt ihm als höchste Pflicht. Es fehlt ihm in der Praxis — und nur die praktischen Wirkungen, nicht aber die theoretische Gestalt der Religionen sollen hier in Betracht gezogen werden — jeder altruistische Zug, er ist vielmehr seinem innersten Wesen nach durchaus egoistisch angelegt. Seine erhabensten Hoffnungen haben nicht das Wohl der Gesamtheit, sondern eine Seligkeit des Einzelnen zum Gegenstand, deren unerläßliche Vorbedingung eben die Loslösung von der Welt und der menschlichen Gesellschaft ist. Eine sittliche Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber kennt der Buddhismus nicht, wie denn überhaupt seine eigentliche Schwäche darin besteht, daß er das Moment der sittlichen Verantwortung völlig zurücktreten läßt. Kurz zusammengefaßt, kann als der wesentlichste Mangel des Buddhismus mit Bezug auf seine sozialen Tendenzen die Lähmung der Persönlichkeit in ihren Beziehungen zur Gesellschaft bezeichnet werden. — Im Unterschied vom Buddhismus bewegt sich der Konfucianismus hauptsächlich gerade in der Sphäre des sozialen Lebens: die Beziehungen, deren Regelung seine Hauptaufgabe ist, sind die zwischen Herrscher und Unterthan, Vater und Sohn, Mann und Weib, Alter und Jugend, Freund und Freund. Nach ihren grundlegenden Ideen beurteilt, ist die Lehre des Konfucius ein ethisches System von hoher Vollenduug und reichem Gehalt; aber die belebenden Kräfte, die der Mensch zu ihrer Durchführung bedarf, vermag sie selbst nicht zu vermitteln. Der Konfucianismus — zumal in der Gestalt, die er im Lauf der Zeiten angenommen hat, — kennt keinen Gott, zu dem der Mensch in regelmäßige innere Beziehungen treten könnte.

Als einziges außerhalb des menschlichen Selbst liegendes Motiv des sittlichen Handels bietet er an Stelle der Gottesfurcht das armselige Surrogat des Dämonenglaubens und des Ahnenkultus dar. Die Häufung äußerlicher Satzungen und die übermäßige Betonung ihres Wertes und ihrer Verdienstlichkeit führt zur Verwirrung und Veräußerlichung der sittlichen Begriffe. Die Kehrseite der unbedingten Achtung vor der Autorität, die er besonders einschärft, ist die rücksichtslose Erniedrigung derer, denen eine untergeordnete Stellung zugewiesen ist. Egoismus und Gleichgiltigkeit gegen fremdes Wohl und Wehe steht auch hier als praktische Wirklichkeit der Theorie des Systems gegenüber. Der Konfucianismus ist die große geschichtliche Illustration der Unzulänglichkeit eines menschlichen Sittenkodex, dem der innere Drang der Liebe fehlt, und für dessen Auslegung und Anwendung die unvollkommene Weisheit und die sittliche Schwachheit des natürlichen Menschen die einzigen Normen bilden. Die Verkümmerung der Persönlichkeit, die Nichtanerkennung ihrer Bedürfnisse ist es, die ihn unfähig macht, ein Mittel der sittlichen und damit auch der sozialen Wiedergeburt zu werden. — Noch weniger Gutes ist von dem sozialen Einfluß des Hinduismus zu erhoffen. Aus besseren Anfängen hat sich derselbe nach und nach zu einem ungeheuerlichen System öden Formelwesens und abstoßenden Götzendienstes entwickelt, das man mit vollem Recht als die furchtbarste Parodie auf alles, was wahre Religion heißt, bezeichnen kann. In seiner gegenwärtigen Verfassung stellt er sich theoretisch und praktisch dar als die religiöse Sanktionierung des Lasters, die Anpreisung der Tyrannei und Grausamkeit, die Vergötterung der Priesterherrschaft. Was den Hinduismus von vornherein von jedem Anteil an der sozialen Hebung der Menschheit ausschließt, ist die Herabwürdigung der Persönlichkeit, die, wie sich namentlich in dem Kastensystem — dem wesentlichsten Bestandteil des Ganzen — und in der Stellung des Weibes offenbart, seine unvermeidliche praktische Konsequenz bildet. Ob die aus seiner eigenen Mitte hervorgegangenen, unter der gemeinsamen Bezeichnung Samâdsch bekannten Versuche, eine religiöse und soziale Wiedergeburt Indiens ohne Hilfe des Christentums, dem sie doch jedenfalls die erste Anregung verdanken, ja im bewußten Gegensatz gegen dasselbe herbeizuführen, etwas Dauerndes und Brauchbares werden zuwege bringen können, ist zum allerwenigsten sehr zweifelhaft.

Für den Islam ist die Verschiebung seiner anfänglichen Ziele, die schon in der allerfrühesten Zeit erfolgte, verhängnisvoll geworden. Bereits sein Stifter hat den Plan einer religiös-sozialen Reform Arabiens, von

dem er ausgegangen war, zu dem Gedanken der Weltherrschaft erweitert. Um seine Anhänger für diese Idee, deren Verwirklichung von ihnen große Opfer erforderte, dauernd zu begeistern, mußte er allen Mitwirkenden als höchste Belohnung den unbeschränkten Genuß solcher Güter zusichern, die der sinnlichen Richtung ihrer Ideale entsprachen. Die daraus entsprungene Vereinigung des Übersinnlichen mit dem Sinnlichen und einer erhabenen geistlichen Lehre mit niedrigem Fleischesdienst, das Geheimnis der großartigen Erfolge des Islam während der Hauptperiode kriegerischer Eroberungen, ist auch nach Abschluß derselben einer seiner wesentlichsten Charakterzüge geblieben. Daneben dauerte in der sozialen Entwickelung des Islam, auch nachdem derselbe die erste entscheidende innere und äußere Wandlung durchgemacht und sich über drei Erdteile ausgebreitet hatte, der Einfluß des engen, aller freien Entfaltung des persönlichen und des Familienlebens, allen Regungen der Selbständigkeit feindseligen, despotischen Geistes fort, der den beschränkten Kreis, innerhalb dessen er entstanden war, beherrscht hatte. Die völlige *Knechtung der Persönlichkeit*, die der Islam auf allen Gebieten durchgeführt hat — auf dem intellektuellen durch die Dogmatik des Koran, auf dem ethischen durch die Institution der Vielweiberei, auf dem religiösen und politischen durch die staatliche Organisation ist die Hauptursache seines sozialen Bankerottes. — Von den anderen Religionen, die im Orient Bedeutung gewonnen haben, zur sozialen Hebung desselben aber noch weniger beizutragen vermögen als die genannten vier großen Religionssysteme, seien hier noch kurz erwähnt der *Shintoismus*, der erst in neuerer Zeit begonnen hat, dem Buddhismus in Japan erfolgreiche Konkurrenz zu machen; der *Dschainismus*, der mit dem letzteren die Reaktion gegen den Brahmaismus gemein hat, aber umsomehr herabgekommen ist, je einseitiger er die Lehre von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Tiere, auch der kleinsten und schädlichsten, in den Vordergrund geschoben hat; ferner der *Taoismus*, die Lehre des Laotse, die mehr und mehr in ein mystisches System von Zauberei und Gespensterglauben ausgeartet ist. Auch der *Parsismus*, ein in unaufhaltsamem Absterben begriffener Abkömmling der uralten Religion der Perser, hat keine sozialen Früchte gezeitigt, die seinem reichen und edlen religiösen Gehalt entsprochen hätten. Die verschiedenen *Naturreligionen* mit ihren fast unzähligen Abstufungen und Spaltungen im einzelnen auf ihren sozialen Wert zu untersuchen, würde zu weit führen. Das Zeugnis der Geschichte auch wider sie lautet dahin, daß sie für die menschliche Gesellschaft nicht gewesen sind, was sie hätten sein sollen. Ihr Hauptmangel

beſteht darin, daß ſie die Wahrheit unvollkommen darſtellen, daß ſie keine genügenden ſittlichen Kräfte mitzuteilen, keinen feſten ſittlichen Halt zu gewähren vermögen, und daß ſie immer wieder dem Böſen die Herrſchaft über das Gute einräumen. Das Urteil des erſten großen Heidenapoſtels über das Heidentum der klaſſiſchen Zeit trifft auch auf die nichtchriſtliche Welt der Gegenwart durchaus zu. Von allen Religionen iſt einzig und allein das Chriſtentum berufen, die Menſchheit an das Ziel ihrer ſozialen Beſtimmung zu führen.

Zur katholiſchen Miſſionsſtatiſtik.

Auf den Artikel: „Die katholiſche Miſſion auf dem deutſchen Katholikentage in Krefeld“ (1898, 481), der auch im „Reichsboten“ erſchienen war, bringt die „Germania“ (1898 Nr. 264 f.) eine Entgegnung, die ſie, in Erinnerung an meine ihr gewidmete 1889er Broſchüre: „Ultramontane Fechterkünſte“, überſchreibt: „Fechterkünſte des Herrn Prof. Dr. W.“ Nach ihrer Art verflicht ſie die Polemik wieder mit allerlei perſönlicher Verdächtigung, daß ich „falſches Spiel“ und „Spiegelfechterei“ getrieben, den Leſern „Sand in die Augen geſtreut“, „was mir nicht gepaßt verſchwiegen habe“, ja ſie giebt wiederholt zu verſtehen, daß ich wider beſſeres Wiſſen unrichtige Angaben gemacht. Es wird dem ehrlichſten proteſtantiſchen Polemiker nichts nützen, ſich gegen dergleichen perſönliche Angriffe zu verwahren; die ultramontane Fechterkunſt ſcheint ſie nicht entbehren zu können und nicht entbehren zu wollen.

Während mir vorgeworfen wird, mir nicht Paſſendes verſchwiegen zu haben — wir werden gleich ſehen, daß ſich dieſes Verſchweigen lediglich auf eine ſachliche Differenz beſchränkt —, konſtatiere ich, daß die „Germania“ in ihrer Entgegnung alle die wichtigen Punkte, auf welche meine Beſprechung des Krefelder Miſſionsvortrags das Hauptgewicht legt, mit Stillſchweigen übergeht und ausſchließlich meine Reduktion der Huonderſchen Miſſionsſtatiſtik bemängelt. Sie motiviert dieſes Stillſchweigen, indem ſie von ihrem hohen Pferde verächtlich auf den Gegner herabblickend deklamiert: „Die Kampfesweiſe dieſes Miſſionstheoretikers und Mitbegründers des Evangeliſchen Bundes iſt wohl den meiſten Leſern noch aus früheren Proben bekannt; eine lange Auseinanderſetzung über alles, was er an der Krefelder Rede zu tadeln hat, würde daher kaum angebracht und wenig willkommen ſein.“ Das iſt allerdings eine wuchtige Widerlegung. Aber es iſt ſchwer, keine Satire

zu schreiben, wenn Leute, welche mit solcher bei ihnen zum Grundsatz gewordenen Umgehung der Antwort auf „unwillkommene" sachliche Berichtigungen, dem Gegner vorwerfen, er verschweige, was ihm nicht passe.

Was habe ich denn „verschwiegen" und worin besteht meine „Spiegelfechterei" und wie die Verdächtigungen weiter lauten? Darin besteht sie, daß ich die katholische Missionsstatistik auf eine wirkliche Heiden-Missionsstatistik reduziert und mit Wissen und Wollen von den Huonderschen Zahlenangaben in Abzug gebracht habe, was mit der gegenwärtigen Heidenmission nichts zu thun hat. Und mit runden klaren Worten hatte ich das im Anschluß an die abgedruckte Huondersche Tabelle (S. 486) gesagt, so daß ich hoffen durfte, richtig verstanden zu werden. Wie ich nun aber sehe, ist ein Verständnis selbst über eine so formale Frage, wie ein statistischer Begriff ist, mit unseren ultramontanen Gegnern aussichtslos. „Man muß gestehen", antwortet Herr Huonder, nachdem er meine Tabelle (S. 482) wiedergegeben hat,

„das Ganze ist recht geschickt angelegt, um den unkundigen Leser zu verblüffen. Der erste Kunstgriff, den Herr Warneck anwendet, besteht darin, daß er, um meine Statistik zu verdächtigen, ihr eine gegenüberstellt, die nach einem ganz anderen Gesichtspunkt aufgebaut ist. Natürlich können die absoluten Zahlen der beiden schon aus diesem Grunde ebenso wenig stimmen als zwei vergleichende Statistiken von Berghöhen, von denen die eine im Fuß-, die andere im Metermaß ausgedrückt ist. Ich fasse, wie aus meinen Darlegungen klar hervorgeht, die Missionsthätigkeit in einem weiteren Sinne, indem ich dazu nicht bloß die Heiden-, sondern auch die Kolonistenmission und die Mission unter Häretikern und Schismatikern rechne, und vergleiche in diesem Sinne die Katholikenzahl der Missionsländer von 1800 und 1898. Warneck meint — es ist eine alte Schrulle von ihm, die er in seiner Allg. Missions-Zeitschrift bis zum Überdruß wiederholt — daß diese Zusammenfassung verwirrend wirke und dergl. Aber hat uns denn Herr W. vorzuschreiben, wie wir den Begriff Mission zu fassen haben? Übrigens ist dies eine theoretische Frage, auf die es hier zunächst nicht ankommt. Wollte er meine thatsächlichen statistischen Angaben prüfen, so mußte er doch von meinen thatsächlichen Prämissen ausgehen, nicht willkürlich einen ganz anderen Einteilungs- oder Berechnungsgrund substituieren."

Ich bedaure, daß der Herr Pater eine „alte Schrulle" nennt, was Begriffsklarheit ist. Unter Mission ist zu verstehen: die geordnete Sendung von Glaubensboten zu Nichtchristen behufs ihrer Christianisierung und diese Begriffsbestimmung ist biblisch und geschichtlich begründet. Selbstverständlich folgt aus ihr, daß eine Missionsstatistik nur registrieren kann, was das numerische Ergebnis der Christianisierungsarbeit ist. Kirchliche Versorgung der jahrhundertalten Christengemeinden und einer ein-

gewanderten Christenbevölkerung ist ebensowenig Heidenchristianisierung wie die Propaganda unter Angehörigen christlicher Kirchenkörperschaften. Was würde denn die ultramontane Presse sagen, wenn wir, wie sie thut, z. B. die gesamte evangelische Einwanderung nach Nordamerika, Australien, 2c. in unsere Missionsstatistik aufnehmen wollten? Dann würden unsere Zahlen auf einmal um 50 Millionen anschwellen. Es muß doch ein Kind einsehen, daß es „verwirrend" wirkt, wenn Rom mit einem ganz anderen Missionsbegriff operiert als wir, weil dann eine Vergleichung zwischen dem beiderseitigem numerischen Missionserfolg ganz täuscherisch wird. Dagegen opponierte ich eben, daß bei der statistischen Fixierung des Missionserfolgs Rom — um in dem Gleichnis des Paters zu bleiben — das Fuß- und wir das Metermaß anlegen. Um diesen täuscherischen Schein zu zerstören, besteht meine „Fechterkunst" darin, erst ein einheitliches Maß zu gewinnen, d. h. einen einheitlichen Begriff der Mission bezw. Missionsstatistik zu statuieren, um dann eine wirklich zutreffende Vergleichung zu ermöglichen. Wie man das „Spiegelfechterei" und dergl. nennen kann, ist mir unerfindlich. Wenn Herr Huonder, was wir ihm ja nicht wehren können, die Missionthätigkeit „in einem weiteren Sinne" faßt und auch die kirchliche Arbeit unter „Kolonisten" und die Proselytenmacherei „unter Häretikern und Schismatikern" dazu rechnet, so kann er doch keine Unredlichkeit meinerseits darin erblicken, wenn ich, von einem korrekteren Missionsbegriff ausgehend, die katholische Missionsstatistik auf die numerischen Ergebnisse der wirklichen Heidenmission reduziere. Ich würde es nicht gethan haben, hätte er selbst nur mit einem Worte bemerkt, daß seine $25\frac{1}{2}$ Millionen nur zum allerkleinsten Teile Heidenchristen bezw. solche Heidenchristen seien, welche das Ergebnis der gegenwärtigen Mission sind. Der ganze Krefelder Vortrag war doch so angelegt, als ob er ein Bericht über die gegenwärtige katholische Heidenmission sein sollte.

Und nun könnte ich schließen, denn damit ist unsere Differenz nicht erledigt, aber klar gestellt. Allein Herr Huonder will auch die Richtigkeit meiner den seinigen gegenüber gestellten Zahlen nicht gelten lassen. Und da passiert ihm etwas Überraschendes, was mir in der katholischen Polemik noch nicht vorgekommen ist. Ich stellte seinen Zahlen die der Missiones Catholicae gegenüber und bemerkte dabei: „Ich habe ja gewichtige Gründe, auch diese offizielle Statistik nicht durchgehends für zuverlässig zu halten, aber der Raum fehlt, diese Gründe zu entwickeln und mit Beweisen zu belegen; ich nehme also die Zahlen, wie sie da-

stehen." Daraus dreht mir mein Gegner einen Strick, indem er schreibt: „Ist es nicht ein falsches Spiel, wenn W. einerseits die Unzuverlässigkeit der Miss. Cath. betont und dann doch im selben Atemzug ihre Angaben als entscheidende Norm meinen Zahlen gegenüberstellt"? „Ein falsches Spiel"? Nein, ich will nicht bitter werden, sondern sehr sachlich diese böse Interpretation aufklären. Ich bin mit dem Wirrwarr der römischen Missionsstatistik leider ein wenig vertraut; ich erlaube mir nur auf Kap. 13 meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" zu verweisen, welches „die römische Statistik" behandelt. Als nun, soviel ich weiß, 1886 zum erstenmale unter dem Titel Missiones Catholicae eine offizielle katholische Missionsstatistik von der Propaganda herausgegeben wurde, freute ich mich mit der Freude der Lernbegierde, endlich aus dem Wirrwarr herauszukommen und zuverlässige statistische Daten zu erhalten. Die Freude wurde bei späterer Prüfung allerdings ziemlich getrübt, denn die Propagandaarbeit erwies sich keineswegs als so zuverlässig, wie ich a priori von der leitenden Oberbehörde der katholischen Missionen erwartet. Einen Beweis dafür gab ich u. a. in der A. M.-Z. 1891, 400 ff.; und das ist die erste Überraschung, daß Pater Huonder zugesteht, „viele meiner Ausstellungen (in diesem Artikel) seien durchaus berechtigt." Bis jetzt ist mir ein solches Zugeständnis seitens der Ultramontanen nicht vorgekommen, daß an unseren Ausstellungen „vieles berechtigt" sei. Trotzdem hielt ich unter den vielen unbrauchbaren katholischen Statistiken die der Propaganda noch immer für die relativ brauchbarste, denn 1. kam sie aus dem amtlichen katholischen Missionsministerium und 2. war sie nüchterner als die übrigen katholischen Statistiken, die an Übertreibungen sich überbieten. An etwas mußte ich mich doch wenigstens einigermaßen halten und so hielt ich mich auch dem Krefelder Vortrag gegenüber an die Propagandaquelle.

Was thut nun Pater Huonder? Er giebt die Statistik der Missiones Catholicae preis. Nicht bloß daß er „viele meiner Ausstellungen an ihr durchaus berechtigt" findet, er erklärt geradezu: „ihr schwacher Punkt sind gerade die Zahlenangaben; dieselben sind vielfach veraltet, fehlerhaft gedruckt, nicht immer verständlich und jedenfalls mit Vorsicht und Heranziehung anderer Quellen zu gebrauchen". Und das noch nicht genug; er behauptet, daß „dieser Propagandapublikation ein offizieller Charakter, in

dem Sinne, wie ich meine Leser glauben machen wolle, absolut nicht zukomme." Nun, ich habe bisher in gutem Glauben dafür gehalten, daß, wenn die offizielle katholische Missions-Oberbehörde eine Missionsstatistik publiziert, diese auch offiziellen Charakter trage. Und das werden auch andere Leute mit mir geglaubt haben, ohne daß ich erst nötig gehabt, sie es glauben zu machen. Herr Pater Huonder steht nun contra Propaganda und zerstört uns den Nimbus, den eine offizielle Publikation der Propaganda bisher für uns gehabt, nämlich daß sie in missionsstatistischen Streitfragen eine Instanz sei, an die man appellieren könne. Diese „Spiegelfechterei" hat nun ein Ende. Wir wissen nun wieder nicht, an was wir uns halten sollen und wenn wir fürder auch dem amtlichen Organ der Propaganda nicht mehr glauben — dann trägt nicht der Hallesche „Missionstheoretiker", sondern der Pater Huonder die Schuld. Wir werden uns in Zukunft auf ihn berufen.

Mein Gegner motiviert die die Zahlenangaben der Propagandaquelle übersteigende Höhe seiner Statistik nicht bloß dadurch, daß er auch noch andere Quellen benutzt habe, sondern vornehmlich, daß er auch diejenigen Gebiete in Rechnung gestellt, welche, „wie die meisten spanischen und portugiesischen Kolonieen, nicht mehr unter der Propaganda stehen". Und das hätte ich „sehr gut gewußt, aber es hätte mir gepaßt, es zu verschweigen". Freilich habe ich gewußt, daß z. B. die Philippinen nicht mehr unter der Propaganda stehen, aber verschwiegen habe ich es doch nicht. Ich habe doch ausdrücklich bemerkt, daß ich sie eben darum von der Missionsstatistik ausgeschlossen habe. Sie werden als Kirchengebiete betrachtet und fungieren darum nicht mehr als Missionsgebiete. Übrigens ist Pater Huonder ganz und gar nicht konsequent. Wenn er z. B. die seit Jahrhunderten katholisierten Philippinen in seine Missionsstatistik aufnimmt, warum thut er nicht dasselbe mit Mexiko, Südamerika ꝛc., die auch nicht mehr unter der Propaganda stehen? Er hätte dadurch seine $25^1/_2$ Millionen reichlich verdoppeln können. Und wenn er alle Länder aufführen wollte, über welche als Oberbehörde die Propaganda Statistiken liefert, warum hat er denn z. B. Großbritannien inkl. Irland weggelassen, das hätte abermals ca. 5 Millionen mehr gegeben? Man sieht: Herr Huonder registriert weder alle in seinem Sinn als Missionsgebiete geltenden Kirchenprovinzen, die nicht mehr unter der Propaganda stehen, noch alle im Propagandasinn geltenden Missionsprovinzen, die unter dieser Be-

hörde stehen. Seine Missionsstatistik ist etwas ganz willkürliches; in der Propagandastatistik ist wenigstens Prinzip.

Endlich verdächtigt der Pater auch meine den Missiones Catholicae entnommenen Zahlen. Ich habe sie noch einmal durchgelesen und finde, daß ich richtig citiert habe. Es kann ja jedermann nachsehen. Die „300 000 Goanesen" in Vorderindien habe ich nicht übersehen; sie gehören aber nicht in die römische Missionsstatistik. Bei China ist allerdings ein Fehler vorgekommen, der aber nicht auf mein Konto, sondern auf das „der häufigen Flüchtigkeiten der Miss. Cath." kommt, wie mein Gegner selbst sagt. Diese haben nämlich in der Generaltabelle „für Kiagnan nur 10070 statt 104070 catholici eingesetzt, die Gesamtsumme der chinesischen Katholiken ist also 616433.[1])

Die Zahlen über den Indischen Archipel und Ozeanien habe ich so genau zusammengestellt als die Angaben gestatteten, selbstverständlich mit Ausschluß der katholischen Einwanderung. Über die Vereinigten Staaten und Britisch-Nordamerika habe ich summarisch die katholische Indianerstatistik gegeben. Da, wie Herr H. selbst bemerkt, „diese sich nicht in den Miss. Cath. findet und das Schema exhibens distributionem Indorum gänzlich unbrauchbar ist", mußte ich nach verschiedenen anderen Quellen schätzen. Möglicherweise ist meine Zahl 65 000 etwas zu niedrig. Die, welche der Pater in seiner Entgegnung angiebt: 179 294 ist, wie mir derweilen von kundigster Seite mitgeteilt wird, sehr übertrieben. Hoffentlich bin ich bald in der Lage, die Zahl zuverlässig zu ermitteln. In der Angabe über die Antillen ꝛc. habe ich natürlich wieder die Heidenmissionsstatistik zu eruieren gesucht.

Was endlich die übrigen Quellen betrifft, auf Grund deren Herr H. seine Zahlen so hoch bringt, so imponiert mir ihre Glaubwürdigkeit ganz und gar nicht. Ich habe früher gefunden und zusammengestellt, wie unzuverlässig und sich selbst widersprechend sie sind. Und auch die von dem Pater citierten widersprechen sich. Von einer: Neher,

[1]) Ich weiß nicht, ob Herr Huonder mir hier wieder eine Unredlichkeit unterlegt oder eine Artigkeit sagt. Er schreibt nämlich: „Da die Katholischen Missionen auf diesen Irrtum sogleich wiederholt und in sehr emphatischer Weise (Jahrg. 26 S. 166 und 27 S. 14) aufmerksam machten, W. aber diese Zeitschrift genau kontrolliert, so konnte er das auch wissen." Gewiß, ich hätte es wissen sollen. Leider erlaubt es aber meine Zeit nicht, jede Nummer der Katholischen Missionen sofort „genau zu kontrollieren;" ich erhalte monatlich 109 Missions-Blätter und -Zeitschriften und habe auch sonst noch einiges zu thun. Da ist es schon verzeihlich, wenn man einmal eine statistische Korrektur übersieht.

er auch kritisiert wird, und der Verfasser wird sich darauf gefaßt machen müssen. Auch ich hätte manchen sachlichen Differenzpunkt zu besprechen, aber innerhalb des Litteraturberichtes ist dazu kein Raum; hoffentlich bietet sich bald Gelegenheit zur selbständigen Behandlung des einen und des andern Gegenstandes, vornehmlich der Frage über die heimatliche Missionsberichterstattung.

2. **Voskamp:** „Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes." Berlin. 1898. 2 Mk. und

3. **Flad:** „Zehn Jahre in China." Calw und Stuttgart. 1899. 2 Mk. Bei dem Interesse, welches das Reich der Mitte augenblicklich in Anspruch nimmt und vermutlich in Zukunft noch mehr in Anspruch nehmen wird, auch in Missionskreisen, bilden Schriften über dieses Reich und seine Bewohner eine zeitgemäße Lektüre, die um so willkommener ist, wenn sie aus der Feder von Männern stammt, die Land und Leute aus jahrelanger eigener Anschauung kennen. Und das ist bei beiden vorliegenden Büchern der Fall. Voskamp, schon bekannt durch sein treffliches Buch: „Zerstörende und aufbauende Mächte in China", bietet im ersten Teile seiner jetzigen Schrift einen ebenso fesselnden wie lehrreichen Einblick in den unter dem Banner des Drachen herrschenden Aberglauben, namentlich in den Ahnen-, Geister- und Götterdienst, schildert die herrschenden Religionen und charakterisiert den Fremden- und Christenhaß. Im zweiten Teil folgen dann Mitteilungen aus der Mission und ihrem Betriebe, die mit einem Spezialbilde der Arbeit und der Erfolge der Berliner Mission in Thamschui schließen. Flad giebt in bunter Reihe eine Menge (47) kleiner Erzählungen: Schilderungen, teils aus seinem eigenen Missionsleben, teils aus dem Leben der Chinesen, alles schlichte und naturgetreue Beiträge zur Charakterisierung der chinesischen Bevölkerung wie der chinesischen Mission. Beide Bücher sind mit reichlichen Illustrationen ausgestattet, von denen allerdings einige weniger gut sind.

4. **Schmiedel:** „Was lehrt und lernt der Missionar in Japan?" Berlin. 1898. 50 Pf. Eine volkstümliche Flugschrift gleichfalls von einem früheren Sendboten des Allg. evang.-protestantischen Missionsvereins, die auch instruktiv für das Verständnis des japanischen Missionslebens und frisch und anschaulich geschrieben ist. Nur beschreibt uns der Verfasser wesentlich wie er gelehrt, man erführe gern mehr, was er gelehrt hat. Die beiden beigegebenen Bilder sind gut.

5. **Falke:** „Buddha, Mohammed, Christus. Vergleich der drei Persönlichkeiten." 2. Auflage. Gütersloh. 1898. 3 Mk. Diese zweite Auflage des zeitgemäßen Buches ist vielfach nicht bloß erweitert, sondern auch verbessert und giebt gegründete Aussicht, daß sie sich viele neue Freunde erwerben wird. Bei der Charakteristik Jesu hätte ich freilich gewünscht, daß das Bild, welches uns Kähler in seinem jüngsten Buche, auf das wir demnächst zu sprechen kommen werden: „Zur Lehre von der Versöhnung" namentlich S. 7 u. ff. und 116 ff. entwirft, hätte berücksichtigt werden können.

6. **Warneck:** „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart." 5. Aufl. Berlin. 1899. 5, geb. 6 Mk. Auch diese 5. Auflage, welche der 4. wieder so rasch folgen darf, erscheint in bedeutend erweiterter, veränderter und ich hoffe auch verbesserter Gestalt. Die Bemängelungen und Wünsche, welche wohlwollende englische und deutsche Kritiker geäußert, haben ausgedehnte Berücksichtigung gefunden.

Warneck.

Die Arbeit der evangelischen Mission an den Aussätzigen.

Von Julius Richter.

I.

Der Aussatz begegnet uns überall im Alten und Neuen Testament; auch die Geschichte des Mittelalters hat eine lange, traurige Geschichte von seinen Verwüstungen zu erzählen. Aber in weiten Kreisen ist die Ansicht verbreitet, daß in unserer Zeit die Krankheit, wenn auch nicht verschwunden, so doch auf vereinzelte Fälle und auf kleine Seuchenherde beschränkt sei. Die fortschreitenden Forschungen der geographischen Medizin haben leider diese Meinung auf das gründlichste widerlegt und den Beweis erbracht, daß der Aussatz auch heute noch eine der weitverbreiteten Krankheiten auf dem ganzen Erdenrund, einer der furchtbarsten Würgeengel der Menschheit sei. Im Lichte dieser wissenschaftlichen Ergebnisse erhält das leuchtende Vorbild unsers Herrn eine neue Bedeutung, wenn wir ihn mit besonderer Barmherzigkeit der Aussätzigen sich annehmen sehen. Die Kirche, die auf seinen Namen gegründet ist, hat an den Aussätzigen vor ihren Thoren und in ihrer Mitte ein weites Feld echt christlicher Barmherzigkeitsübung vor sich, Aufgaben, welche auf die Teilnahme und Hilfe aller Jünger des großen Freundes der Aussätzigen rechnen dürfen.

Um die Bedeutung und den Umfang dieser Aufgaben schätzen zu können, versuchen wir zunächst in kurzen Zügen ein Bild von der furchtbaren Krankheit und von ihrer geographischen Verbreitung zu gewinnen.

1. Der Aussatz und seine Verbreitung.

Der Aussatz ist zu allen Zeiten und in allen Erdteilen in denselben typischen Formen aufgetreten. Es ist heute dieselbe Krankheit, wie zu Mosis und zu Christi Zeiten. Die Ärzte unterscheiden zwei oder drei Krankheitsformen, die lepra tuberosa, die lepra anaesthetica und die lepra mixta; die dritte Form wollen andere Autoritäten als besondere nicht anerkennen. Der Aussatz kommt häufig nach an sich ungefährlichen Fieberanfällen oder dergl. in der Weise zum Ausbruch, daß die Haut zuerst an einer oder mehreren Stellen empfindungslos wird. Dann brechen Flechten und Grindmäler hervor, welche immer weiter um sich und nach innen fressen. Die seltenere und leichtere Form ist der sogenannte knollige

Aussatz — lepra tuberculosa oder tuberosa — bei dem sich z. B. im Gesicht Knollen von der Größe einer Kirsche bilden, die von Zeit zu Zeit einen äußerst übelriechenden Eiter absondern. Die häufigere Form, die lepra anaesthetica, bewirkt, daß Finger und Zehen alle Empfindung verlieren und ohne Schmerz abgenommen werden können oder aber von selbst abfallen. In beiden Fällen aber schwellen Arme und Beine an, die Haut wird weißglänzend, dürr wie Leder, spannt sich und berstet. Eine übelriechende Kruste bedeckt die Haare, die Nägel an Händen und Füßen fallen ab, die Augen triefen, verlieren allen Glanz und erblinden häufig, ja überhaupt alle Sinnesorgane werden stumpf. Der nicht selten allmählich ganz zerstörten Nase entfließt beständig eine übelriechende Sekretion. Nach und nach ergreift die Krankheit — ein Verfaulungsprozeß bei lebendigem Leibe — die inneren Organe, vor allem die Kehle, so daß die Stimme rauh und heiser wird und endlich erlischt, oder aber die Lunge oder den Magen, bis schließlich die Kehlkopfs- oder Lungenschwindsucht, oder die Wassersucht dem Leben ein Ende bereitet. Bisweilen nimmt indes die Krankheit einen anderen Verlauf. Dies geschieht, wenn der Krankheitsstoff nach außen getrieben und der Körper vom Kopf bis zu den Füßen auf einmal mit Ausschlag bedeckt wird. Dann tritt zwar keine Heilung, aber doch ein Stillstand ein. Oft dauern die Qualen der Unglücklichen 10, 20 Jahre lang; langsam, aber stetig nehmen ihre Beängstigungen zu, je mehr die Säfte des ganzen Leibes vergiftet, die inneren Organe desselben ergriffen werden.[1])

Der Aussatz ist nach dem heutigen Stande der ärztlichen Wissenschaft unheilbar. Jedes Opfer, welches von demselben befallen ist, siecht an ihm unrettbar dem Tode entgegen. Man hat wohl Mittel gefunden, um das Umsichgreifen der Krankheit zu verlangsamen oder den Krankheitsprozeß zeitweilig zum Stillstand zu bringen, aber keines, welches mit Bestimmtheit einen Gesundungsprozeß einleiten könnte.

Man ist bis in die neueste Zeit der Meinung gewesen, daß fast alle Kinder aussätziger Eltern ohne weiteres auch dem Aussatz verfallen seien, und diese Meinung gründete sich auf den unzweifelhaften Thatbestand, daß in der Regel diese Kinder früher oder später am Aussatz erkranken. Allein sorgfältige Beobachtungen haben bewiesen, daß nicht der Aussatz, sondern nur die Disposition zu dieser Krankheit fort-

[1]) Aus Schneider, Das Aussätzigenasyl in Jerusalem. S. 3. Vgl. Mitteil. der internat. Lepra-Konferenz (Berlin 1897), Bd. III und Band I, IV. Abteilung, die wichtigste Quelle für die folgenden Ausführungen.

erbt — etwa wie bei der Schwindsucht. Es ist möglich, die Kinder bei Gesundheit zu erhalten, wenn sie früh genug von ihren Eltern getrennt werden. Über den Grad der Ansteckungsgefahr hat man vielfach übertriebene Ansichten gehabt; soweit nicht körperliche Berührung mit den Aussätzigen oder ihren Gebrauchsgegenständen stattfindet, ist dieselbe fast ausgeschlossen. Auch das Hantieren mit den Kranken ist nicht gefährlich, wenn peinliche Sauberkeit beobachtet wird und das Infektionsgift nicht gerade in eine offene Wunde kommt. Wo es dagegen an der Reinlichkeit fehlt, in dem Schmutz und der Unordnung der Bettlerhütten, wo dasselbe Lager, dieselben Gefäße, dieselben Speisen Gesunden und Kranken dienen, da ist die Ansteckung fast unvermeidlich; da sind ganze Familien fast rettungslos der Krankheit verfallen. Darin liegt auch begründet, daß überwiegend die Mehrzahl der Aussätzigen der Bettler- und Landarbeiterbevölkerung angehört.[1])

Das Los der Aussätzigen gestaltet sich verschieden, je nachdem das Volksbewußtsein zu der Krankheit Stellung genommen hat; es giebt Naturvölker, wie z. B. viele Polynesier, die vor dem Aussatz weder Schrecken noch Abscheu zu empfinden scheinen; sie erlauben ihren erkrankten Angehörigen unbedenklich in ihren gewohnten Lebensverhältnissen zu bleiben, ja, sie sehen den Versuch der Obrigkeit, die Aussätzigen zu internieren, als einen Eingriff in ihre Hausrechte an, dem sie sich mit allen Mitteln der List und Verschlagenheit entziehen. Allein das ist eine Ausnahme. Bei weitem die meisten Völker, Natur- wie Kulturvölker, haben vor der Krankheit große Angst und suchen sich der Erkrankten auf mehr oder weniger gewaltsame Weise zu entledigen. Meist werden sie von Haus und Hof verjagt und einem elenden Bettlerlose überliefert. In Indien verlieren sie außerdem meist durch ihre Erkrankung die Kaste und werden dadurch aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. So sind neun Zehntel der Aussätzigen der bittersten Armut, der trostlosesten Verwahrlosung preisgegeben.

Es ist bekannt, daß sich die europäischen Völker im Mittelalter der damals furchtbaren Aussatzplage dadurch erwehrten, daß sie alle Aussätzigen von Obrigkeitswegen in Leproserieen internierten. Dieses ohne Zweifel als erfolgreich bewährte Mittel hat auf unsere Zeit nachgewirkt. Es hat allen civilisierten Obrigkeiten die Frage nahegelegt, wie sie sich dieser natio-

[1]) Es soll indes nicht verschwiegen werden, daß einzelne überaus traurige Fälle der Erkrankung in den besten Familien bekannt geworden sind, wo kaum die Möglichkeit einer Ansteckung vorzuliegen schien.

nalen Gefahr gegenüber zu verhalten haben. Wenn wir uns jetzt zu einem Rundgang durch die Welt anschicken, um die Verbreitung des Aussatzes in großen Zügen festzustellen, so werden wir in allen Ländern, in denen evangelische Missionsinteressen vorhanden sind, sogleich notieren, was von Obrigkeitswegen für die Aussätzigen geschieht.

Im wesentlichen frei vom Aussatz ist von den großen Völkerfamilien nur eine, die Indianer Amerikas; nirgends finden sich bei ihnen endemische Krankheitsherde; fast alle vereinzelten Kranken können eine Ansteckung von außen her nachweisen. Die Völker Europas haben die gefährliche Zeit, wo der Aussatz überhand zu nehmen drohte, im Mittelalter hinter sich. Die radikalen, oft fast barbarischen Absperrungsmaßregeln, mit welchen man damals die Krankheit bekämpfte, haben im wesentlichen Europa von dieser Plage befreit; jedoch nicht alle Länder in gleichem Maße. Als leprafrei sind nur Deutschland[1]), Österreich, England, die Niederlande, Belgien und Dänemark zu bezeichnen. In diesen Ländern giebt es nur einzelne Kranke, die sich ihr Leiden in der Fremde zugezogen haben. In Ungarn und den angrenzenden Gebieten kommt die Krankheit vereinzelt vor. In Italien giebt es nur kleine Krankheitsherde; häufiger ist der Aussatz auf der pyrenäischen Halbinsel; in Spanien zählt man 1200, in Portugal 300 Aussätzige. Auf der skandinavischen Halbinsel, die noch vor wenigen Jahrzehnten als durchseucht galt, ist die Krankheit dank der kräftigen Absperrungsmaßregeln erheblich zurückgegangen; man zählt in Schweden 70, in Norwegen 321, auf Island 156 Lepröse, für die ausreichend Asyle vorhanden sind.

In Amerika ist der Aussatz überall verbreitet, soweit die Einwanderung der Neger, Hindu und Chinesen reicht, also vorwiegend in Mittelamerika, in Guyana und den Südstaaten der Union. Aber auch unter der weißen Bevölkerung finden sich überall vereinzelte Fälle, die nicht auf Einschleppung, sondern auf Vererbung beruhen und darum besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Im britischen Nordamerika sollen nur etwa 50—60 Aussätzige, vorwiegend in den Küstengebieten des Atlantischen Ozeans, vorhanden sein. Es besteht für sie ein Asyl in Tracadie in Neu-Braunschweig mit 25 Insassen, vorwiegend Weißen. Die Nordstaaten der Union sind fast leprafrei. Je weiter nach Süden, um so zahlreicher werden die Erkrankungen, doch sollen nach einer allerdings wohl zu niedrig gegriffenen Berechnung in der ganzen Union nur 200 Aussätzige vorhanden sein. Recht verbreitet ist der Aussatz auf den Antillen; auf den großen Antillen scheint er im Abnehmen begriffen; Jamaika hatte bei der letzten Volkszählung 1890 noch 450 Kranke, für die ein Asyl (mit 94 Insassen) besteht. Dagegen erreicht der Aussatz auf einzelnen der kleinen Antillen bis zu 1% der Bevölkerung. Auf diesen Inseln ist auch die Staatshilfe umfassend. Für die 278 Aussätzigen der Insel Barbados besteht ein Asyl mit 122 Insassen, das „Lazaretto", dessen Verwaltung jährlich 64200 Mk. kostet. Für die 348 Aussätzigen der Insel Trinidad besteht in Cocorite bei Port of Spain ein großes Asyl, welches jährlich 97580 Mk. kostet. Für die Inseln St. Vincent, St. Lucia und Grenada mit zusammen 115 Aussätzigen besteht ein Asyl auf

[1]) In Preußen findet sich nur im Kreise Memel ein kleiner Rest der Krankheit mit z. B. 22 Aussätzigen; bei Memel besteht ein Asyl für dieselben.

St. Vincent mit 19 Insassen. Auch die beiden französischen Inseln Guadeloupe und Martinique haben ein ziemlich großes Asyl auf der Ile de la désirade mit 100 Insassen. Kleinere Asyle bestehen noch auf Antigua, St. Christopher und St. Croix. — In Mexico giebt es vier bis fünf Krankheitsherde, besonders in den westlichen und nördlichen Staaten. Trostlos sieht es in weiten Küstengebieten Südamerikas aus. Im Staate Columbia allein sollen 18000, nach anderer Zählung sogar 30000 Lepröse vorhanden sein; an der Küste Brasiliens zählt man ihrer 10000. Auch alle drei Guyanas sind durchseucht. In Suriname ist erst 1897 durch Einrichtung des Staatsasyls Groot Chatillon für die fast 2000 Aussätzigen (unter nur 60000 Einwohnern der Kolonie!) etwas ausreichendes geschehen. Wir kommen darauf später zurück. Im englischen Guyana lebten von den etwa 650 Aussätzigen 353 in den beiden Staatsasylen in Mahaica (für Männer) und Grochum (für Frauen). Man wollte die Geschlechter trennen, um Eheschließungen und Geburten zu verhindern. Es herrschte aber unter den Kranken ein so unbotmäßiger Geist, daß sich die Trennung nicht durchführen ließ. Die Regierung hat nachgegeben und auch das Frauenasyl nach Mahaica verlegt. Die Insassen beider Asyle leben im lebhaftesten Verkehre, und die Kirche hat, um größeres Ärgernis zu vermeiden, ihre Ehen kirchlich eingesegnet.

In Afrika wird es kaum ein leprafreies Land geben. Der Aussatz scheint in allen Negerländern endemisch zu sein; und überall, wo sich zahlreichere Weiße niedergelassen haben, sind auch ihnen Ansteckungskeime eingeimpft. Die Kapregierung begann schon am Anfang des Jahrhunderts den Kampf gegen die Krankheit. Und doch hat der Aussatz in Südafrika seit einem halben Jahrhundert erheblich zugenommen. Man zählt z. B. im britischen Südafrika 1920, in den beiden Burenrepubliken 255 Kranke. Von den Staatsasylen — bis 1845 in Hemel en Aarde, seither auf der Robben-Insel bei Kapstadt — werden wir später mehr hören. Das Asyl auf der Robbeninsel mit 413 Männern und 246 Frauen, also mit 659 Insassen, ist nächst der Kolonie Molokai das größte Aussätzigen-Asyl der Welt; seine Unterhaltung kostet jährlich 640000 Mark. Trotz dieser erheblichen Aufwendungen erwies sich das Asyl als kein geeignetes Mittel, die weitere Ausbreitung der Krankheit zu verhindern. Bei den weiten Entfernungen und der dünnen Bevölkerung Südafrikas ließ sich eine zwangsweise Internierung aller Aussätzigen trotz aller Gesetzesparagraphen nicht durchführen. Die Erkrankten entzogen sich der „Verbannung“ nach der Robben-Insel mit Hilfe der Ihrigen durch die Flucht. Deshalb hat man 1892 durch die Leprosy-Repression-Akte die Dezentralisation der Aussätzigenpflege und die Begründung weiterer kleinerer Aussätzigen-Asyle ins Auge gefaßt. Das erste wird in Emdsanjana in Transkei errichtet; es umfaßt 6000 Acker meist anbaufähigen Landes und ist für 350 Aussätzige berechnet. Zur Zeit sind freilich erst 58 Insassen vorhanden. Die Kranken sollen in kleinen Häuschen zu je vier zusammenwohnen. Die jährlichen Kosten dieses Instituts sind auf 120000 M. berechnet. Auch die beiden Burenrepubliken, die früher ihre Aussätzigen nach der Robben-Insel schickten, haben sich in Bloemfontein (mit 34 Insassen) und Prätoria (für 150 Insassen) eigene Asyle eingerichtet. — In den weiten Gebieten Central- und Westafrikas, wo überall der Aussatz bald häufiger, bald seltener auftritt, ist begreiflicher Weise weder eine zuverlässige Statistik noch eine geordnete Staatsfürsorge vorhanden. Wieder einen uralten Seuchenherd

treffen wir in Ägypten; besonders im Nildelta und am oberen Nil ist die Krankheit sehr verbreitet. Die letzte amtliche Statistik stellte in Ägypten 2204 Aussätzige fest; in Wirklichkeit ist ihre Zahl wahrscheinlich erheblich größer. Das türkische Regiment hat nichts zur Linderung ihrer Not gethan. Auch auf den ostafrikanischen Inseln ist der Aussatz weit verbreitet. Die Howa-Regierung auf Madagaskar hat nichts dagegen gethan. Auf dem englischen Mauritius werden von den 458 (nach anderer Zählung 762) Aussätzigen der Insel etwa 200 in Port Louis von der Armenverwaltung unterhalten. Auf den französischen Seychellen und auf der Insel Réunion finden sich kleine Asyle.

In Asien ist nur der Norden Sibiriens relativ leprafrei. Es bestehen aber in Kleinasien und Syrien im Westen, in Indien, Südchina und Japan im Osten die beiden größten Krankheitsherde der Welt, von denen aus sich der Aussatz fast über alle Gebiete des Erdteils ausgebreitet hat. Die staatliche Fürsorge läßt in Asien noch mehr zu wünschen übrig als in Afrika. In den weiten Gebieten der asiatischen Türkei geschieht für die zum Teil sehr zahlreichen Aussätzigen nichts. Höchstens weist die Regierung den vagierenden Bettlern verfallene Häuser zur Wohnstätte an. Auch die 500—600 Bettler, die von Kleinasien nach Konstantinopel herübergewandert sind, dürfen ungehindert in den Straßen der Hauptstadt ihre scheußlichen Wunden vor den Augen der Vorübergehenden blosstellen, um dadurch Mitleid zu erregen. Nur auf dem englischen Cypern besteht in Nicosia ein Staatsasyl mit 93 Insassen. Britisch-Indien ist wohl dasjenige Land, welches die größte Zahl von Aussätzigen aufweist. Die Zählung von 1890 konstatierte 114239 Aussätzige, wozu noch 2000 auf Ceylon kommen; und es ist anzunehmen, daß die wirkliche Zahl noch ganz beträchtlich höher ist, da die Hindu aus Furcht vor den gesellschaftlichen Folgen, der Ausstoßung aus der Kaste u. s. w, das größte Interesse haben, die Krankheit solange als irgend möglich zu verheimlichen. Giebt es nun auch in Indien Landstriche, in denen der Aussatz nur sporadisch vorkommt, so tritt er dagegen anderswo mit erschreckender Häufigkeit auf. In der überaus dicht bevölkerten Provinz Bengalen sind stark 5 pro Mille, in den Distrikten Bankura und Berbhum sogar 36,3 pro Mille Aussätzige! Und doch hat man in Indien erst in allerneuester Zeit angefangen, in umfassender Weise Maßregeln gegen die Seuche zu ergreifen. Was von lokalen oder privaten Instanzen früher hier und da für die Aussätzigen geschehen ist, werden wir später im Zusammenhang mit den Arbeiten der Aussätzigen-Mission kennen lernen. Erst seit 1890 hat die Regierung die Frage ernstlich in Angriff genommen. In den Jahren 1890 und 91 bereiste eine „Lepra-Kommission" im Auftrage der Regierung das Land; aus ihren Vorschlägen und Anregungen ist 1896 die für ganz Indien maßgebende „Lepra-Akte" hervorgegangen. Dieses Staatsgesetz, — welches übrigens noch von allen Provinzen und Schutzstaaten einzeln angenommen werden muß, — unterscheidet die erwerbsfähigen Aussätzigen von den gewohnheitsmäßigen Bettlern. Diese letzteren sollen in Asylen, die in allen Bezirken errichtet werden sollen, von Staatswegen interniert und unterhalten werden, zumal wenn sie dabei betroffen sind, daß sie ihre Wunden zur Erregung von Mitleid blosstellen. Den erwerbsfähigen Aussätzigen soll der Eintritt in diese Asyle freistehen. Jedoch sind sie, wenn sie es vorziehen fernzubleiben, außerhalb derselben gewissen Beschränkungen in Handel und Wandel unterworfen, sie dürfen keine öffentliche Fahrgelegenheit (Eisenbahn, Dampfschiff oder Pferdebahn) benutzen, sie dürfen

den öffentlichen Brunnen und Teichen kein Wasser entnehmen, auch sich nicht darin waschen, sie dürfen keinen Handel mit Lebensmitteln oder Bekleidungsstücken treiben u. s. w. Haben sie diese Bestimmungen wiederholt übertreten, so wird ihnen nur die Wahl gelassen, entweder aus dem Bezirke, in dem sie leben, auszuwandern, oder in das nächste Staatsasyl einzutreten. Man muß abwarten, wie sich dieses Gesetz bewähren wird, und ob es sich überhaupt in ganz Indien durchführen läßt. Am energischsten hat man seine Ausführung in Bengalen in Angriff genommen, wo es wohl auch am nötigsten war.

Auch in Hinterindien, in Anam und Tonkin, ist der Aussatz weit verbreitet, ebenso im ganzen Süden von China. Doch giebt es über diese Gebiete keine zuverlässigen statistischen Angaben. In allen diesen Ländern ist eine nicht unpraktische Art des Verfahrens mit den Aussätzigen üblich. Sie werden nämlich in eigenen Dörfern, den „Aussätzigen-Dörfern", angesiedelt. 2 km von der Hauptstadt Hanoi findet sich ein solches Dorf mit 400 Insassen, von denen die Hälfte aussätzig sind; es ist auf der einen Seite durch einen hohen Wall, auf den andern durch Wald und Sumpf eingehegt. Auch die großen Städte wie Canton haben ihre besonderen Aussätzigen-Quartiere, von denen aus die Kranken täglich ihre Bettelzüge in die wohlhabenden Stadtteile unternehmen. Im übrigen werden die Aussätzigen als eine schwere Last empfunden, der man sich auf die barbarischste Weise zu entledigen sucht. Von einem Mandarin wird erzählt, daß er alle Aussätzigen seines Bezirkes lebendig begrub; von einem andern, daß er sie zu einem Festmahl versammelte und dann mitsamt der Festhalle verbrannte. Vom südlichen China wird die Aussatzgefahr in alle Gebiete der chinesischen Auswanderung übertragen. Die Zahl der Aussätzigen nimmt fast überall in Hinterasien in dem Maße zu, als sich chinesische Kulis dort aufhalten. Die Engländer planen deshalb in ihren Besitzungen an der Straße von Malacca, den Straits Settlements, eine eigenartige Aussätzigen-Kolonie. Die Insel Pangkor Laut bei Perak soll ganz den Aussätzigen überlassen werden; sie dürfen dort bauen, ackern, handeln und sich verheiraten, wie ihnen beliebt; nur dürfen sie die Insel nicht verlassen, und sie werden von ihren gesunden Kindern möglichst bald getrennt. — In Niederländisch-Indien sind Krankheitsherde, wo eine starke chinesische Einwanderung stattfindet, zumal auf der Ostküste Sumatras; aber nicht nur dort. Es gab auch vor der Ankunft der Chinesen stark durchseuchte Gebiete, besonders in Ostjava, auf Madura, Ternate und Amboina. Unglücklicherweise gab in diesen Kolonieen eine im Jahre 1865 zur Untersuchung der Ansteckungsgefahr eingesetzte Aussatzkommission ihr Gutachten dahin ab, daß der Aussatz nicht ansteckend und spezielle Vorkehrungen zu seiner Bekämpfung darum überflüssig seien. Infolgedessen stellte die Regierung alle Hilfsleistungen an die Unglücklichen ein und schloß die vorhandenen Asyle. Erst spät überzeugte man sich, daß man durch diese Vernachlässigung der Ausbreitung der Krankheit sehr Vorschub geleistet hat; man hat deshalb in neuerer Zeit wenigstens wieder einen Anfang gemacht, die Aussätzigen in Asylen zu sammeln. Es bestehen z. B. sieben Leproserieen, drei auf Java (in Pelantungan bei Semarang mit 85 Insassen, in Wangkung bei Surakarta mit 163 Insassen, in Lano bei Djojokarta mit 293 Insassen), eine auf Borneo (Pontianak mit 7 Insassen), drei auf Sumatra (Medan mit 84 Insassen, dabei ein chinesisches Privatasyl Landjong Pura für Begüterte mit 11 Insassen und Palembang mit 22 Insassen). — In Japan giebt die

amtliche Statistik die Zahl der Aussätzigen auf 19 898 an. Von Seiten der Regierung scheint nichts für sie zu geschehen. Doch haben die Schwefelquellen von Kusatsu (am Fuße des Fuji) und die dort übliche Behandlung des Aussatzes eine oft überraschend günstige Wirkung auf die Kranken. In der Badesaison ist deshalb dort in der Regel eine ganze Ansiedelung von Aussätzigen zu finden, die eine eigene Dorfgenossenschaft bilden und einen Teil des Bades zu ihrer Benutzung überwiesen erhalten.

In Australien ist der Aussatz auf dem Festlande selten; die drei Asyle in Little Bay bei Sidney, auf der Freitags- und Strabbroke-Insel haben zusammen nur 67 Insassen. Schon auf Neu-Guinea ist der Aussatz nichts ungewöhnliches mehr; und je weiter man in die melanesisch-polynesische Inselwelt hineinkommt, um so häufiger wird er. Die Krankheit scheint auch dorthin vorwiegend durch die zahlreichen chinesischen Kulis eingeschleppt zu sein. Auf den Witi-Inseln soll 1% der Einwohner aussätzig sein, auf den Marschall-Inseln gar von 4000 Einwohnern 250, also 6%! Auch in Neu-Caledonien greift der Aussatz schrecklich um sich; von den 43 000 Eingeborenen sollen — nach Angabe des offiziellen Berichtes! — 4000 aussätzig sein, fast 10%! Die französische Regierung hat für sie drei Asyle (in Le pic des monts, Cap Bocage und auf der Ziegeninsel) eingerichtet. Von Tahiti, wo der Aussatz gleichfalls große Verheerungen anrichtet, werden die Kranken in das große Staatsasyl auf den Markesas-Inseln gebracht, wo 400 Aussätzige interniert sind.

Eine große Ausdehnung hat die Krankheit in den letzten Jahrzehnten auf den Hawaii-Inseln angenommen. Man schätzt die Zahl der Erkrankten auf 3% der Eingeborenen. Die christliche Regierung dieser Inselgruppe ist die einzige von den in unserm Jahrhundert christianisierten Staaten, welche für die Aussätzigen in ebenso umfassender wie wirksamer Weise gesorgt hat. Da das von ihr auf der Insel Molokai gegründete Asyl zugleich das größte Aussätzigen-Asyl der Welt ist und in der Missionsgeschichte eine Rolle spielt, müssen wir auf seine Entwickelung etwas näher eingehen. Ob der Aussatz auf Hawaii endemisch oder, wie meist angenommen wird, von auswärts durch Ansteckung verbreitet ist, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls hatte er schon um die Mitte unseres Jahrhunderts so um sich gegriffen, daß Regierung und Parlament energische Maßregeln dagegen ergriffen. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches zwangsweise Internierung aller Aussätzigen in dem vom Staate zu errichtenden und zu unterhaltenden Asyle auf der Insel Molokai anordnete. Dieses Gesetz trat im Jahre 1865 in Kraft, und im folgenden Jahre wurden die ersten 141 Aussätzigen nach Molokai überführt. Das Gesetz war hart; denn es zerriß alle Familienbande und trennte Mann und Weib, Eltern und Kinder. Allein gleich harte Gesetze waren im christlichen Europa im Mittelalter in Kraft gewesen, und nur ihrer rücksichtslosen Durchführung ist es zu danken, daß die entsetzliche Krankheit in Europa bis auf wenige Reste erloschen ist. Nun hatte aber das Gesetz in seiner Durchführung auf Hawaii ein eigentümliches Schicksal. Es schnitt so tief in alle Lebensverhältnisse ein, daß sich die Wahlagitation derselben bemächtigte und es als eines ihrer Hauptschlagworte in den Wahlkämpfen verwendete. Unter dem Einfluß dieser verschieden gewählten Parlamente standen die Majoritätsminister, die nun je nach ihrem Herkommen aus der dem Gesetz freundlichen oder feindlichen Partei bald rücksichtslos durchgriffen, bald das Gesetz in Vergessenheit geraten ließen. Auch die Durchführung des Gesetzes stieß auf ungeahnte Schwierigkeiten.

Als die Kanaken zwangsweise von ihren Anverwandten getrennt werden sollten, widersetzten sie sich dem oft mit Gewalt, noch öfters entzogen sie sich durch die Flucht, und bei dem wildzerissenen, vulkanischen Charakter der Insel Hawaii und der Mangelhaftigkeit des Schiffsverkehrs zwischen den Inseln ließ sich mit Gewalt durchaus nichts ausrichten. Das waren die Anfangsschwierigkeiten. Es dauerte aber gar nicht sehr lange, so erfolgte in der öffentlichen Meinung ein völliger Umschlag. Es wurde bekannt, wie vortrefflich die Kranken auf Molokai verpflegt, gekleidet und mit Tabak versorgt wurden, ohne daß sie im geringsten zu arbeiten brauchten; bald erschien das Aussätzigen-Asyl als ein wahres Eldorado, in dem aufgenommen zu werden für viele faule Elemente das Ziel der Sehnsucht war. Die Eingeborenen thaten alles, um auch mit der schrecklichen Krankheit behaftet zu werden. Es war den Freunden und Anverwandten der Internierten erlaubt, ihre Angehörigen zu besuchen. Von dieser Erlaubnis wurde ausgiebigster Gebrauch gemacht, man aß mit den Kranken aus einem Topf, schlief mit ihnen auf einer Matte, nur um auch krank zu werden und dann bis an sein Lebensende solch ein Herrenleben zu führen.

Alle Aussätzigen oder des Aussatzes Verdächtigen werden zunächst in dem Kalihaiki-Hospital, der „Receiving-Station", ½ Meile westlich von Honolulu, gründlich untersucht und beobachtet. Die tüchtigsten Ärzte an dieser Durchgangsstation, Dr. Hoffmann und Dr. Stangewald, waren Deutsche. Leider ist der erstere über seiner Arbeit selbst von der Krankheit ergriffen. Es ist oft schwer, den Aussatz in seinen Anfangsstadien von andern, auf Hawaii gleichfalls häufigen Krankheiten, wie Syphilis und Leukoderma zu unterscheiden. Ist das ärztliche Kollegium des Kalihaiki-Hospitals zu der Überzeugung gekommen, daß bei den Beobachteten Aussatz vorliegt, so werden dieselben mit der nächsten Gelegenheit nach der Insel Molokai befördert. Auf der Nordseite dieser Insel, welche von einem 3000 Fuß hohen Gebirge durchzogen wird, springt am Fuße des schwindelnd steilen Felsabfalles ein Vorgebirge in die See und bildet eine etwa eine Quadratmeile große Halbinsel. An ihren beiden Enden lagen schon vor 1865 die beiden Kanaken-Dörfer Kalaupapa und Kalawao. Hier kaufte die Regierung für 10000 Dollar etwa 6000 Acker anbaufähiges Land und errichtete darauf für 16000 Dollar einfache, zweckentsprechende Behausungen für die Kranken. Man ließ sich auch den Unterhalt derselben etwas kosten; auch unter den gleichgültigsten Ministerien sank der Etat des Asyls nicht unter 120000 Dollar, unter freundlich gesinnten Behörden stieg er bis auf 340000 Dollar im Jahr. Im ganzen sind von 1866—1895 nicht weniger als 6025 Aussätzige aufgenommen. Dabei ist allerdings die Sterblichkeit sehr groß, sie beträgt jährlich 12 bis 15% der Insassen. Käme nicht stets neuer Zuzug, so würde die Kolonie in 6—8 Jahren ausgestorben sein. In der Regel kommen in jedem Jahre 150—170 Aussätzige neu an und etwa 130—150 gehen durch den Tod ab, so daß die Bevölkerung der Kolonie langsam im Steigen begriffen ist. Als einmal ein besonders strenges Ministerium Ernst machte, alle Aussätzigen nach Molokai zu befördern, stieg die Zahl der Bewohner durch einen Zuzug von 579 in einem Jahre auf 1500; allein der verringerte Zuzug und die geschäftige Hand des Todes drückten nach wenigen Jahren die Zahl wieder auf 1100—1200 herab; das ist seitdem der Jahresdurchschnitt.[1])

[1]) Die vorstehenden Angaben sind größtenteils den Referaten entnommen, welche auf der im Oktober 1897 in Berlin stattgehabten internationalen Lepra-

Die Stellung der einzelnen Staaten zu den Aussätzigen spiegelt charakteristisch den Grad der herrschenden Kultur wieder. Während die barbarischen und halbbarbarischen Staaten entweder die Kranken ihrem Schicksal überlassen oder sich ihrer auf mehr oder weniger grausame Weise zu entledigen suchen, tritt für die Kulturstaaten ein sittliches Moment nach dem andern in Wirksamkeit. Der erste und nächstliegende Gesichtspunkt ist der, die Gesunden durch Absonderung der Aussätzigen vor der Ansteckungsgefahr zu schützen; er hat überall zur Anlage der Asyle und Kolonieen geführt. Das zweite Moment ist, den Aussätzigen, die ja ohnehin schwer heimgesucht sind, die notwendige Fürsorge und ärztliche Pflege angedeihen zu lassen, — der philanthropische Gesichtspunkt, der aus der Einsperrung der Aussätzigen eine geduldige Pflege ihrer Leiden macht. Das dritte Moment, welches aber weit nicht überall ins Auge gefaßt und nirgends planmäßig durchgeführt wird, ist dies, durch Verhinderung von Eheschließungen, Absonderung der gesunden Kinder und ähnliche Maßnahmen ein allmähliches Aussterben des Aussatzes herbeizuführen.

Wenden wir uns nun der Mission zu, so wird es einleuchten, daß dieselbe der Aussätzigen-Frage etwas anders gegenübersteht als die Staatsverwaltung. Der erste Gesichtspunkt — der Absonderung der Kranken von den Gesunden — ist für sie von untergeordneter Bedeutung; hat sie doch keine Machtmittel solche Absperrung herbeizuführen. An seine Stelle tritt für die Mission das Bedürfnis, die Aussätzigen zu sammeln, um sie unter den Schall des Evangelii zu bringen. Nur in den Asylen ist die Möglichkeit gegeben, den Aussätzigen regelmäßig und reichlich Gottes Wort zu verkündigen. Maßgebend ist für die Mission der zweite Gesichtspunkt, der Dienst der Barmherzigkeit an den Elendesten unter den Elenden. Da schlechte Ernährung, ungesunde Wohnung, mangelhafte Kleidung und unreines Wasser die Krankheit zum Ausbruch und zur Entwickelung bringen, ist es barmherzige Samariterpflicht, den Kranken gesunde Speise, luftige Wohnung, ausreichende Kleidung und gutes Wasser zu beschaffen. Und da alle Erkrankten mit vollem Bewußtsein dem sichern Tode entgegengehen, ist es

---

Konferenz verlesen wurden; dieselben sind in den „Mitteilungen und Verhandlungen der internat. wissensch. Lepra-Konferenz“ in 3 Bänden veröffentlicht, von denen besonders die vierte Abteilung des ersten Bandes und der erste Teil des dritten Bandes für unsere Zwecke wertvoll waren. Die Referate sind äußerst ungleichartig; aber sie enthalten zerstreut viel wertvolles Material.

der schönste Dienst der Barmherzigkeit, ihnen diesen dunklen Lebensweg durch die Hoffnung des ewigen Lebens zu erhellen. Insbesonders wendet sich die christliche Barmherzigkeit den noch nicht angesteckten Kindern aussätziger Eltern zu, die es durch rechtzeitige Absonderung vielleicht möglich ist, vor dem furchtbaren Lose zu bewahren.

Was haben die Bibelgesellschaften für die Mission geleistet?

Von Paul Richter-Werleshausen.

(Schluß.)

Ihr größtes Arbeitsfeld hat die Brit. B. S., und zwar sie fast allein, in Vorderindien gefunden. Sie liefert für fast alle dort arbeitenden Missionsgesellschaften die heiligen Schriften. Den Baptisten, welche in Sirampur eine große Druckerei haben, auf welcher eine ganze Anzahl von Bibelausgaben gedruckt wurden und zum Teil noch werden, hat sie hierzu nicht unerhebliche Beihilfen geleistet.

Die große Aufgabe ist in Indien, ca. 290 Millionen Menschen die Bibel in ihrer Muttersprache zu geben. Die mehr als 120 Sprachen und Dialekte, die von dieser großen Menschenmenge geredet werden, lassen sich hauptsächlich in zwei große Gruppen zerlegen, in die Sprachen der indischarischen und der dravidischen Völker. Dazu kommen noch die numerisch weniger bedeutenden Aborigines und die Grenzvölker.

Die wichtigsten arischen Sprachen sind:

das Hindi nebst dem Hindustani	von ca.	83	Millionen	gesprochen,
das Bengali	„ „	39	„	„
das Pandschabi	„ „	14¼	„	„
das Sindhi	„ „	2	„	„
das Gudscherati	„ „	9½	„	„
das Marathi	„ „	17	„	„
das Uriya	„ „	7	„	„
das Assami	„ „	1½	„	„
das Nipali	„ „	1½	„	„
das Kaschmiri	„ „	½	„	„
das Sinhali	„ „	2	„	„

Das Hindustani oder Urdu, ein mit vielen Persizismen versetztes Hindi, wird nicht nur von den 57 Millionen Mohammedanern Indiens gesprochen, sondern ist im ganzen nördlichen Indien und darüber hinaus lingua franca.

Die bedeutendsten dravidischen Sprachen sind:

das Telugu	von ca. 19	Millionen	gesprochen
das Tamil	„ „ 15	„	„
das Kanaresisch	„ „ 9	„	„
das Malayalim	„ „ 5	„	„

Von den Aborigines sind die bekanntesten die Santals, Pahari, Kols, Garo, Khasi u. a., erstere kolarischen, letztere tibeto-burmanischen Ursprungs. Die namhaftesten Grenzvölker im Nordwesten sind die Afghanen, Belutschen und Tibetaner.

In 15 Sprachen liegt bereits die ganze Bibel vor, in mehreren anderen das Neue Testament und in noch weiteren einzelne biblische Bücher. Die wichtigeren Übersetzungen haben sogar schon jede ihre Geschichte hinter sich. Die zahlreichen Bibelübersetzungen Careys und seiner Genossen hatten, was bei dem damaligen Stande der Sprachkenntnis und angesichts einer solchen Massenproduktion erklärlich ist, nur einen beschränkten Wert. Sie sind durch neuere Arbeiten weit überholt worden. Als ein Beispiel der verschiedenen Entwickelungsstufen, die die wichtigeren Bibelübersetzungen Indiens schon durchlaufen haben, möge hier auszugsweise der Bericht folgen, den Dr. Weitbrecht (C. M.) in der Juli-Nr. des Monthly Reporter über die Urdu version abgestattet hat:

„Die erste brauchbare Übersetzung des Neuen Testamentes in Urdu wurde durch H. Martyn, den großen Kaplan und Missionar im Anfang unseres Jahrhunderts, geliefert. Ein erster Entwurf desselben war 1808 vollendet, aber wieder und wieder wurde er von ihm durchgearbeitet, bis er 1815 durch die Brit. B. S. gedruckt wurde. Trotz der mannigfachen seither stattgehabten Revisionen ist das Urdu-Neue Testament noch immer Martyns Übersetzung zu nennen. Er hinterließ dann auch schon beträchtliche Stücke des Alten Testamentes in Urdu. Diese wurden nach und nach vermehrt und mit der Vollendung des Alten wurde eine Revision des Neuen Testamentes verbunden. Eine in Benares tagende Kommission besorgte beides; 1842 wurde die erste Auflage dieser revidierten Urdubibel gedruckt. Durch Dr. Mather in Mirzapur wurde 1874 eine neue Ausgabe davon, jedoch ohne wesentliche Änderungen, veranstaltet. Daneben wurden privatim durch andere Männer von hervorragender Fähigkeit zwei Parallelübersetzungen gemacht, die zwar nicht in allgemeinen Umlauf gekommen sind, aber doch für die weitere Revision und Vervollkommnung bedeutungsvoll waren. Die eine stammt vom Missionar Hoernle (C. M.) und wurde 1860 gedruckt; ihr Vorzug ist die große Treue, mit welcher sie sich an das Original hält. Die andere hat Dr. Yates in Sirampur, ein seiner Zeit wegen seiner Sprachkenntnis sehr renommierter Missionar, für Baptistengemeinden angefertigt. Sie hat sich auch über diese Grenzen nicht hinaus verbreitet. Mit anerkennenswerter Weitherzigkeit haben sich aber die Baptisten bereit finden lassen, zu Gunsten einer gemeinsamen Übersetzung ihre Sonderausgabe aufzugeben und sich zur Herstellung einer neueren Ausgabe mit den anderen Missionen zu vereinigen. Zu diesem Zwecke trat 1892 ein Revisionskomitee zusammen, in welchem die wichtigeren Missionen, die mit Urdu redender Bevölkerung zu thun haben, wie die

C. M., Bap. M., Americ. Presb., Meth. Episc. M. und andere vertreten waren. Die Kommission hat 5 Jahre getagt und 190 Sitzungen gehalten. Der Hauptrevisor Dr. Weitbrecht mit zwei Gehilfen gab vor jeder Sitzung einen Bibelabschnitt aus, der an 150 interessierte Persönlichkeiten, Missionare, eingeborene Geistliche und Laien verteilt wurde. Die Bemerkungen und Kritiken, die von diesen eingesandt wurden, wurden sorgfältig gesammelt und in den Sitzungen beraten. Auch wurden nicht christliche Urdu-Gelehrte zu Rat gezogen, ja auch zu dem Volk auf der Gasse nahm man gelegentlich seine Zuflucht. Die Revision wurde 1898 vollendet; man hofft, daß sie die letzte gewesen ist."

Von den übrigen Übersetzungen kann nur in Kürze das Wichtigste gesagt werden. Die Hindi-Bibel in ihrer jetzigen Gestalt ist hauptsächlich eine Arbeit von Will. Bowley (C. M.). Gleich nach ihrer Vollendung 1845 begann ein Revisionskomitee eine Überarbeitung, welche 1860 das Neue und 1869 das Alte Testament vollendete. Seit 1884 wird auch hier an einer abschließenden Revision gearbeitet, an welcher Vertreter der C. M., L. M. S. und Amer. Presb. beteiligt sind. Die Hauptarbeit wird von Dr. Hooper (C. M.) gethan. — Die neuere Bengali-Bibel haben zwei tüchtige Baptisten-Missionare, Dr. Wenger und Yates, übersetzt. Des letzteren Name ist schon bei der Urdu-Bibel erwähnt worden. Dr. Rouse, gleichfalls ein Baptist, hat eine noch gegenwärtig in Gebrauch befindliche revidierte Ausgabe besorgt. Auf Anregung der Brit. B. S. haben sich 1885 sämtliche in Bengalen arbeitenden Missionsgesellschaften zu einer neuen Revision der Bengali-Bibel vereinigt, welche noch im Gange ist. — Die Orissa-Mission der General-Baptisten hat durch Dr. Buckley und Dr. Sutton die Uriya-Bibel geliefert, welche zur Zeit auch schon einer zweiten Revision unterzogen wird. — Für die westlichen Partieen Nordindiens kommt in erster Linie die Pandschabi-Übersetzung in Betracht. Außer einer älteren von Carey herstammenden Vollbibel in dieser Sprache ist eine Übersetzung des Neuen Testamentes, der Psalmen und der Genesis vorhanden, welche Missionare der C. M. und Amer. Presb. gemacht haben. Eine Revision desselben ist 1898 vornehmlich durch Missionar Newton (Am. Pr.) abgeschlossen. — In Sindhi haben Missionare der C. M. das Neue Testament nebst Gen. Ps. und Jes. übersetzt und 1896 zum erstenmale revidiert. — Londoner Missionare, Skinner und Fyvie, sind die Autoren der Gudscherati-Übersetzung, die schon 1823 fertig gestellt war. Als später diese Mission an die irischen Presbyterianer übertragen wurde, haben diese an der Vervollkommnung derselben weiter gearbeitet. Das Neue Testament erschien 1896 in revidierter Ausgabe. — Den Mahratten wurde 1848

hauptsächlich durch die Thätigkeit Robertsons (C. M.) eine neue, brauchbare Bibel geboten. Zur Zeit macht dieselbe schon die zweite Revision durch, wobei der mahrattische Pastor Baba Padmonji wertvolle Hilfe leistet. — Zu diesen sieben älteren, auf Nordindien kommenden Bibelübersetzungen für arische Völker gesellt sich als achte die Sinhali-Bibel für die Singhalesen auf Ceylon. Da eine ältere holländische Arbeit sich als unbrauchbar erwies, machte sich die neuere evangelische Mission alsbald an eine neue Übersetzung, die 1823 vollendet war. Benj. Clough (W. M.), A. Armour (S. P. G.) und W. Chater (Bp.) sind ihre Väter. Die Missionare der C. M. nahmen diese Übersetzung jedoch nicht an und veranstalteten eine eigene Ausgabe. Lange standen sich beide Übersetzungen gegenüber. Um diesem Übelstand abzuhelfen, traten die verschiedenen Missionen zu einer gemeinsamen Revision zusammen, deren Frucht eine neue Sinhali-Bibel war (1857); ihr Autor ist wesentlich der sprachgelehrte Gogerly (W. M.). Doch war auch dies nur ein provisorisches Werk, eine „Interims-Bibel". Seit zehn Jahren arbeitet man an einer endgiltigen, von allen Missionen angenommenen Übersetzung. Doch schreitet das Unternehmen nur langsam fort. — Auch in die beiden heiligen Sprachen der Hindu, Sanskrit und Pali, ist die Schrift übersetzt. Die Sanskrit-Bibel stammt von Dr. Wenger, den wir schon bei der Bengali-Bibel kennen lernten; in das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, hat Missionar Clough, einer der Mitverfasser der Sinhali-Bibel, das Neue Testament übersetzt.

In neuerer Zeit haben jüngere Missionen in Nordindien diesen Bearbeitungen der Schrift in arischen Sprachen einige weitere hinzugefügt. Der Assamesischen Mission der Am. Bapt. ist die Assami-Bibel entsprungen, die Dr. Brown und Gurney 1888 fertig gestellt haben. — Daran schließt sich 1896 die Kaschmiri-Bibel, von der Missionar Wade das Neue, Knowles das Alte Testament übersetzt hat; beide gehören der C. M. an. — Missionare der schottischen Staatskirche in Darbschiling arbeiten an einer Übersetzung für Nepal, das ja der Mission selbst noch verschlossen ist. Ein größerer Teil des Neuen Testamentes und einige Bücher des Alten liegen bereits vor.

Von den Bibelübersetzungen in dravidischen Sprachen ist die älteste die Tamil-Bibel. Nachdem schon Ziegenbalg mit der Übersetzungsarbeit einen Anfang gemacht, wurde der alten dänisch-halleschen Mission in Fabricius ein gottbegnadeter Bibelübersetzer gegeben. Sein Werk wird von der Leipziger Mission in Ehren gehalten, sie bedient sich bis auf

den heutigen Tag der Fabricius-Bibel in revidierter Gestalt. Daneben haben die englischen Missionen besondere Übersetzungen veranstaltet. Ihre letzte und endgiltige Revision, an der die tüchtigsten Autoritäten, wie Bischof Caldwell, Missionar Drew, gearbeitet haben, fand von 1853—1869 statt, durch dieselbe wurde die Tamil-Bibel zu einer „standard-version", zu einer Musterübersetzung, gemacht. Übrigens wurde dabei auch der Wert der Fabriciusschen Arbeit wieder mehr gewürdigt. — Die Telugu verdanken die Bibel in ihrer Sprache der Londoner Mission von Vizagapatam. Deren Missionare Pritchett und Gordon haben nach Vorarbeiten von Missionar Desgranges und eines eingeborenen Christen Ananderayer bis zum Jahre 1857 die Bibelübersetzung zu Ende geführt. Eine Revision, an welcher Vertreter der verschiedenen beteiligten Missionen thätig sind, schleppt sich schon seit 1868 hin. Die Hauptrevisoren Wardlaw und Hay sind darüber hingestorben. — Gleichfalls eine Frucht der Londoner Mission ist die Kanara-Bibel. Missionar Hands in Bellary hat sie fast ganz allein bis 1832 übersetzt. Eine Revision, an der Männer wie Weigle (Basl. M.), Lewis und Rice (L. M.) mitarbeiteten, wurde 1860 nach 20jähriger Arbeit abgeschlossen. — Benj. Bailey, einer der illustresten Bibelübersetzer (C. M.), ist der Vater der letzten großen dravidischen Bibelversion, der Malayalim-Bibel (1842). Neben dieser Übersetzung hat Dr. Gundert (Bs. M.) 1868 eine besondere Übersetzung des Neuen Testamentes geliefert, welche ihre eigenen Vorzüge hatte. Um eine neue Bibel, welche die Vorzüge beider vereinigte, zu schaffen, trat 1872 ein Komitee, bestehend aus Mitgliedern der C. M., Bs. M. und Gliedern der syrischen Kirche, zusammen. Doch haben Differenzen zwischen den Baslern und Syrern langen Aufschub zur Folge gehabt. Die Vollendung der Revision steht noch immer aus. — Außer dem Malayalim Neuen Testamente hat die Basler Mission in der Tulu-Übersetzung desselben durch Missionar Ammann einen weiteren Beitrag zur Bibelarbeit geliefert.

Dies sind die wichtigsten Übersetzungen in den arischen und dravidischen Sprachen. Auch für Aborigines und Grenzvölker sind mehrere namhafte Arbeiten geleistet. Den Santals hat der bekannte Missionar Skrefsrud von der Indian Home Mission außer anderen Wohlthaten auch die einer tüchtigen Bibelübersetzung erwiesen, welche jetzt auch von andern unter den Santals arbeitenden Missionen benutzt wird. — Ebenfalls in Bengalen ist das gesegnete Arbeitsfeld der Goßnerschen Mission, deren Sendboten Dr. Nottrott und Hahn dem Kolsvolke die Schrift gegeben haben. Ersterer hat das Neue Testament in den Mundari-Dialekt

überſetzt. Bei dem 50jährigen Miſſionsjubiläum 1895 konnte die Brit. B. S. als Jubelgabe die erſten 1500 Exemplare desſelben hinausſenden. Im Urau-Dialekt ſind bisher erſt die vier Evangelien vorhanden. — In Oſtbengalen arbeitet die Welsh Calv. Method. M. unter dem Bergvolk der Khaſi. In dieſer Sprache haben Miſſionar Jones und Lewis kürzlich die Überſetzung der ganzen Bibel vollendet. — Vom äußerſten Oſten wenden wir uns zum äußerſten Weſten. Die C. M. hat es an der Nordweſtgrenze nicht nur mit Pandſchabis, Kaſchmiris ꝛc. zu thun, ſondern auch mit Grenzvölkern iraniſcher Herkunft, den Afghanen und Belutſchen. In das Puſchtu, die Sprache der Afghanen, begann Miſſionar Löwenthal die Überſetzung der Schrift und vollendete 1863 das Neue Teſtament, wozu Lee Mayer 1894 auch das Alte gefügt hat. Letzterer hat ſich jetzt auf die Bearbeitung des Belutſchi geworfen, wovon aber erſt ein Evangelium veröffentlicht iſt. — Hoch im Himalaya iſt ſchließlich die kleine Miſſion der Brüdergemeinde. Dieſe erhielt in Miſſionar Jaeſchke ein eminentes Sprachengenie. Er hat das Neue Teſtament in die von ihm gründlich erforſchte tibetaniſche Sprache überſetzt. In Redslob fand er einen tüchtigen Nachfolger, der mit Miſſionar Heyde auch das Alte Teſtament vollendete. Gedruckt iſt aber bis jetzt nur das erſtere. Von demſelben wird jetzt eine revidierte Ausgabe vorbereitet.

Eine Nachleſe möge zum Schluß die minder wichtigen Überſetzungsarbeiten, welche der indiſchen Miſſions- und Bibelarbeit angehören, aufzählen. Unter Careys Überſetzungen befindet ſich eine ganze Anzahl (ca. 20) bloßer dialektiſcher für verſchiedene Gebiete der Nordweſtprovinzen und Radſchputanas. Dieſe haben ſich meiſt als überflüſſig erwieſen und ſind außer Kurs geſetzt. Nur von einigen ſind gelegentlich einzelne Bücher neu herausgegeben, ſo in Multani, Katſchi, Merwari nnd Maghadi. Von größerer Bedeutung ſind einige im Intereſſe der Mohammedanermiſſion gemachte Verſionen. So iſt für die Mohammedaner im Dekhan das Neue Teſtament in das Dekhani, den dort geſprochenen Dialekt des Urdu, übertragen; für ſolche in Bengalen einige bibliſche Bücher in das Muſelmani-Bengali und für ſolche im Pandſchab die Evangelien und Akt. in das Pandſchabi-Urdu. — Neben der mahrattiſchen Bibel iſt das Neue Teſtament auch in Konkani, einem Dialekt des Mahratti, herausgegeben. Für die zwar nicht zahlreichen, aber angeſehenen Parſis in Bombay iſt das Neue Teſtament in Parſi-Gudſcherati vorhanden. — Kleinere Miſſionen unter den Bergvölkern des Himalaya haben eine Reihe von Anfangsarbeiten gezeitigt. Dahin gehören zwei Evangelien in Kumuki für einen Stamm in Dagheſtan, von einem Eingeborenen überſetzt; desgleichen zwei Evangelien in Thakri für Bewohner der Tſchamba-Staaten (Pandſchab), von Miſſionaren der E. C. überſetzt; je ein Evangelium in Garwhali und Dſchaunſari (Nordweſt-Provinzen), von einem Miſſionar der C. M. überſetzt; zwei Evangelien und Stücke aus dem Pentateuch in Leptſcha für einen Stamm bei Dardſchiling,

wieder von Missionaren der E. C., einige Bücher in Metsch für einen Stamm in derselben Gegend, von Missionaren der Indian Home Miss., vier Evangelien und drei Episteln in Garo für einen Stamm in Assam, von Missionaren der Am. Bapt., von denselben einige Bücher für den Naga-Stamm in gleicher Gegend; endlich je zwei Evangelien in den Dialekten von Manipuri und Luschai für Stämme in Ostbengalen. — Den Aborigines und kleineren dravidischen Stämmen sind noch folgende Übersetzungen gewidmet: die vier Evangelien, Akt. und Ps. in Pahari (Radschmahal), von Missionaren der C. M.; zwei Evangelien in der Sprache der Gonds (Centralindien), von einem eingeborenen Gehilfen der C. M.; ein Evangelium und eine Epistel in der der Khoi, einem Stamm an der Godaveri, von Kapitän Haig (C. M.); zwei biblische Bücher für die Khonds (westlich von Orissa); zwei Evangelien in Babaga für einen Stamm in den Nilagiris, von Missionar Silkemeyer (Bs. M.), und zwei biblische Bücher für die Todas, gleichfalls in den Nilagiris. — Endlich sind für die indisch-portugisische Mischbevölkerung auf Ceylon das Neue Testament und Stücke des Alten in das Indo-portugiesische übertragen.

In diesen verschiedenen Sprachen werden jährlich mehr als $^1/_2$ Mill. biblischer Bücher durch ganz Indien verbreitet,[1]) wozu außer den Missionsarbeitern der verschiedenen Missionsgesellschaften mehr als 200 Kolporteure der Brit. und Scot. B. S. thätig sind. Die Kolporteure treiben ihr Werk in den großen Städten wie auf dem Lande, sie gehen von Haus zu Haus und bieten die gute Ware an. Gelegenheit, biblische Schriften in größeren Massen unter das Volk zu bringen, bieten die Märkte und Melas. Tausende von Exemplaren werden auch alljährlich an die Examinanden der höheren Schulen verteilt; diesem Zweige wird besondere Wichtigkeit beigelegt, da auf solche Weise auch die höheren Kasten, die der direkten Missionsthätigkeit meist unzugänglich sind, Kenntnis vom Christentum bekommen.

Es ist wohl je und je die Frage aufgeworfen, ob man sich von der bloßen Schriftenverbreitung Erfolge versprechen dürfe. Der Mann, der die Bibelkolportage um die Mitte des Jahrhunderts in Indien eingebürgert hat, Missionar Brotherton, ist selbst um diese Frage nicht herumgegangen. Er schreibt (Ann. Rep. 1853 p 96): „Soll man die Millionen Indiens ohne einen Strahl des Lichts lassen, bis wohlausgebildete Missionare zusammen mit eingeborenen Helfern ausgesandt werden können? Wann werden die Missionsgesellschaften über so viele Sendboten zu diesem besonderen Zwecke verfügen? Ist es nicht besser, einstweilen mit den Werkzeugen, die zur Hand sind, die Arbeit zu beginnen, und da wir noch

[1]) Im letzten Jahre wurde von der Brit. B. S. im Bezirk von Madras 170 000 Exemplare, in dem von Bengalen 106 000, in dem von Allahabad 102 000 vertrieben.

keine lebendigen Prediger haben, wenigstens das lebendige Wort zu senden? Wir wissen auf Grund der göttlichen Verheißung, es soll nicht leer zurückkommen, sondern thun, wozu es gesandt wird." Diese Erwägungen sind noch immer ausschaggebend. So dicht Indien auch zur Zeit schon mit Missionsstationen besetzt ist, so fehlt es doch nicht an Bezirken, die noch immer auf den Missionar warten. Bisweilen ist auch der Bezirk eines Missionars so groß, daß er nicht einmal alle Ortschaften jährlich auch nur einmal besuchen könnte. Da thut der Kolporteur noch immer eine willkommene Arbeit. Derselbe soll auch keineswegs ein bloßer „Bücherverkäufer", sondern ein „Evangelist" sein; er soll womöglich kein Buch ohne Erläuterung abgeben und überhaupt nicht darauf sehen, möglichst viel Bücher abzusetzen, sondern darauf, daß dieselben auch wirklich gelesen werden.

Eine andere wichtige Organisation ist das Institut der Bibelfrauen, zu deren Unterhalt die Brit. B. S., wie schon bemerkt, den Missionsgesellschaften erhebliche Beihilfen giebt. Die Gestalt der Bibelfrau wird in Indien immer populärer. Nachdem man anfangs vor ihr geflohen oder sie sogar feindselig behandelt hatte, findet sie jetzt fast überall offenen Zugang sowohl bei Hindus wie bei Mohammedanern, bei vornehmen Brahmanis wie bei verachteten outcasts. Sie besucht die Hospitäler, die Senanas und Harems in den Städten, die Hütten auf den Dörfern. Ihre Arbeit ist allerdings in besonderer Weise Saat auf Hoffnung. Meist werden die Frauen, die etwa durch ihre Arbeit gläubig geworden sind, von ihren Männern an einem offenen Übertritt gehindert. Hier und da tritt aber auch eine ganze Familie über, eine Frucht der stillen Arbeit der Bibelfrau. Aber auch davon abgesehen ist es ja ein unberechenbarer Segen für das in Indien heranwachsende Geschlecht, wenn es von Müttern aufgezogen wird, die selbst einer christlichen Bildung teilhaft geworden sind.

Überhaupt ist das der wichtigste Erfolg des großartigen Werkes, das die Bibelgesellschaft in Indien treibt: die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift beeinflußt in mannigfaltiger und unauffälliger Weise die Bevölkerung; die karrikaturenhaften Vorstellungen, die in früheren Jahren über das Christentum selbst unter gebildeten Leuten verbreitet waren, verschwinden; an ihre Stelle tritt eine zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren des Christentums. Es sind viele hochstehende Eingeborene, die sich scheuen würden zu einem Missionar zu gehen und doch in der Stille fleißig die Schrift studieren. In Bengalen haben sich letzthin nichtchristliche Eingeborene an eine eigene Übersetzung des Neuen Testamentes

gemacht; das ist jedenfalls ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Vor allem aber: wenn die ganze geistige Atmosphäre Indiens mehr und mehr mit christlichen Elementen versetzt wird, wenn christliche Anschauungen anfangen die heidnischen zu verdrängen, wenn auch die Heiden, ohne es zu wissen, christlich fühlen, denken und handeln lernen: so gebührt ein großer Teil an diesen Erfolgen unzweifelhaft der Bibelgesellschaft und ihrer von Jahr zu Jahr rastlos fortgesetzten Arbeit.

In Hinterindien liegt die Missionsarbeit hauptsächlich in den Händen der amerikanischen Baptisten und amerikanischen Presbyterianer. Beide Missionen haben mehrere Bibelübersetzungen hervorgebracht, welche ohne Hilfe von Bibelgesellschaften veröffentlicht werden — auch wohl ein Zeugnis für das in den dortigen Missionen besonders zur Auswirkung gekommene Prinzip des self-support.

Adon. Judson, der Apostel der Barmanen (Am. Bapt.), hat diesem Volke auch die Bibel gegeben, eine der besten Übersetzungen, die je gemacht sind (1834). Ungleich erfolgreicher wurde die Mission unter den Karenen. Diese haben die Schrift schon in drei Dialekten, Sghau, Pwo und Bghai. In ersteren beiden liegt schon die Vollbibel vor; Missionar Mason († 1874) hat sie beide geschaffen. Unter den Siamesen haben zuerst die Baptisten, dann mit größerem Nachdruck und Erfolg die Presbyterianer missioniert. Erstere haben das Neue, letztere das Alte Testament übersetzt; seit 1885 liegt auch hier die ganze Bibel vor. Endlich stammt noch eine weitere Vollbibel für die Schan-Stämme von den Baptisten, die Dr. Cushing 1890 vollendet hat.

In der Laos-Sprache haben die Presbyterianer die Übersetzung angefangen und bisher einige Bücher gedruckt. — Die Brit. B. S. führt in ihrem Kataloge dann noch ein Neues Testament in Pegu, welches wohl der Mission der S. P. G. in Rangun seinen Ursprung verdankt. Auch in das Anamesische hat sie bisher ein Evangelium übersetzen lassen, und für Cambodscha ist eins in Vorbereitung. — Die Verbreitung der Schriften erfolgt in Barma, Siam 2c. durch die Am. B. S., in den südlichen Gebieten durch die Brit. B. S.

Für die indische Inselwelt ist die wichtigste Sprache das Malaiische, das in mehreren Dialekten von Malakka bis zu den kleinen Sundainseln verstanden wird. In dieser Sprache liegen mehrere Übersetzungen vor. Der Holländer Franz Valentijn übersetzte schon Anfangs des vorigen Jahrhunderts die Bibel ins Vulgär-Malaiische. Diese wurde seit 1733 durch die Leydekkersche Version ins Hochmalaiische verdrängt. Eine dritte Bibel wurde für die Ned. B. G. durch den mennonitischen Missionar Klinkert 1878 in dem Dialekt von Samarang herausgegeben. Die Leydekkersche

Übersetzung behauptet sich noch auf den Molukken, während die Minahassa die Klinkertsche bevorzugt. Londoner Missionare, besonders Keasberry, haben unter zu Grundelegung der alten Valentijnschen Arbeit für die Malaien auf Malakka eine weitere Übersetzung geliefert, welche durch die Brit. B. S. veröffentlicht ist. Dieselbe giebt auch schließlich noch ein von dem bekannten Sinologen Medhurst übersetztes Surabaya-Neues Testament für Malaien im Osten der Insel Java heraus.

Neben dem Malaiischen werden auf den verschiedenen Inseln auch noch die ursprünglichen Sprachen geredet. Auch in diesen sind besonders durch die Ned. B. G. mehrere Bibelübersetzungen veröffentlicht. Auf Java kommen davon zwei, die javanische und die sundanesische, erstere für die Javanen im Westen der Insel, letztere für die Sundanesen auf der östlichen Hälfte. Die javanische Version ist das Werk Dr. Gerickes, eines im Dienst der Ned. B. G. stehenden Übersetzers (1856). Seit einer Reihe von Jahren hat die Brit. B. S. den Missionsveteranen Janß, einen tüchtigen javanischen Sprachkenner, angestellt, um die javanische Bibel einer Revision zu unterziehen, die 1897 zu Ende geführt wurde. Die sundanesische Bibelübersetzung hat den Missionar Coolsma zu ihrem Autor (1870). — Für Borneo, die Heimat der Dajakken und das Arbeitsfeld der Rheinischen Mission, hat Dr. Hardeland, ehemals rheinischer Missionar, dann Agent der Ned. B. G., kurz vor der furchtbaren Katastrophe der dortigen Mission die Dajakkische Bibel fertig gestellt. — Der Batakken-Mission auf Sumatra dienen mehrere Arbeiten. Die ersten stammen von dem gelehrten Agenten der Ned. B. G. van der Tuuk; später haben rheinische Missionare, namentlich Nommensen und Johannsen, Tüchtiges in der Bibelarbeit geleistet. Im Toba-Dialekt konnte 1895 von der Brit. B. S. die Vollbibel herausgegeben werden; im Mandheling-Dialekt ist seit 1879 das Neue Testament vorhanden. — Den Niassern hat Missionar Sundermann (Rh. M.) 1890 mit Hilfe der Ned. B. G. das Neue Testament gegeben; am Alten arbeitet er. — In Süd-Celebes hat im Dienst der Ned. B. G. Dr. Matthes 50 Jahre gearbeitet, die Frucht seiner Studien sind zwei Vollbibeln, die Makassarische und Bugineſische. Letztere wird in diesem Jahre zur Vollendung kommen. Für die Minahassa, das gesegnete Missionsgebiet auf Nord-Celebes, bedurfte es einer besonderen Bibelübersetzung nicht, da das Malaiische zu Kirchen- und Schulsprache erhoben ist; ins Alfurische ist nur ein Evangelium übersetzt.

Auch hier sind wieder mehrere kleinere Anfangsarbeiten zu nennen. Im Dialekt von Madura, der Insel gegenüber Surabaya, hat Dr. Esser, ein Send-

bote des Java-Komitees, die vier Evangelien und Akt. übersetzt; im Auftrag der Ned. B. G. arbeitet jetzt van de Spiegel an der Vollendung des Neuen Testamentes. In dem Dialekt von Bali (östlich von Java) sind zwei Evangelien vorhanden, nur eins in dem Dialekt von Rotti (kleine Sundainseln). Für die Mission auf den Sangir-Inseln ist schon das ganze Neue Testament übersetzt. Die Utrechter Mission auf Nordwest-Neu Guinea hat etliche neutestamentliche Bücher in Rufurisch geliefert, die Mission der S. P. G. in Britisch Borneo Versuchsarbeiten in Seeda-jakkisch. Eine Erinnerung an die längst aufgegebene, opferreiche Mission der Brüdergemeinde auf den Nikobaren ist ein Evangelium in dieser Sprache. Für das Bibelwerk auf den Philippinen wurde 1889 Alonzo Lavalle von der Brit. B. S. nach Manilla gesandt, er hat auch fast das ganze Neue Testament in Pangasinan übersetzt, wurde jedoch aus Manilla bald vertrieben. Dazu ist letzthin noch ein Evangelium in Tagalo gleichfalls für Eingeborene der Philippinen gekommen.

In den Vertrieb der biblischen Bücher teilen sich die Ned. B. G. und die Brit. B. S. Erstere bedient sich hauptsächlich der hin und her auf den Inseln angestellten Geistlichen und Missionare, hat aber auch eine Anzahl eigener Agenten und Kolporteure. Ihr Umsatz betrug 1897 insgesamt 8590 Exemplare (im Vorjahre 6064). Für die Brit. B. S. ist das dortige Hauptquartier Singapur, aus dessen Bibeldepot im Verlauf des Jahres 70000 biblische Bücher verabfolgt wurden. Das weite Gebiet mit seinen ausgedehnten Küsten und zahllosen Inseln ist in Bezirke eingeteilt, die von den europäischen Subagenten und eingeborenen Kolporteuren jährlich in längeren Touren besucht werden. Auf die Philippinen, die jetzt in den Besitz der Amerikaner übergegangen und damit dem Evangelium erschlossen sind, richtet die Brit. B. S. zur Zeit ihr besonderes Interesse (s. o.).

Galt es in Vorderindien ca. 290 Millionen Menschen die Bibel zu geben, so sind es in China deren gar 350—400 Millionen. Die erste chinesische Bibel wurde 1823 von Marshman, Careys Genossen, in Sirampur herausgegeben. Schon im Jahr darauf folgte die des ersten evangelischen China-Missionars Morrison, von der Brit. B. S. veröffentlicht. Doch erkannte Morrison sehr wohl die Verbesserungsbedürftigkeit seiner Übersetzung und machte sich darum alsbald mit so tüchtigen Gehilfen wie Medhurst, Gützlaff und Bridgeman an eine Revision; 1835 erschien ein revidiertes Neues Testament. Wichtiger waren die Arbeiten der Delegierten-Konferenz, die von 1852—1855 tagte; ihre Frucht ist die sogenannte Delegates' Version. Da jedoch die amerikanischen Missionare, welche den von der Konferenz befolgten Prinzipien nicht beistimmten — wozu auch noch der Gottesnamen-Streit kam — ihre Mitwirkung bald einstellten, so ist sie wesentlich das Werk der Engländer, besonders der Londoner

Medhurst, Milne jun. und Stronach. Die Amerikaner hatten daneben ihre eigene Übersetzung. Auf der allgemeinen Missionskonferenz zu Schanghai 1890 wurde die Herausgabe einer gemeinsamen Bibelübersetzung beschlossen und zu diesem Behuf eine Kommission von fünf sprachkundigen Missionaren, Engländern, Amerikanern und Deutschen eingesetzt.[1]) Doch hat auch dadurch der Gottesnamen-Streit noch nicht aus der Welt geschafft werden können.

Diese Übersetzung bedient sich des Hoch-Wenli, der gelehrten Büchersprache. Es erwies sich immer mehr als notwendig, auch in den der großen Menge verständlichen Umgangssprachen Bibelübersetzungen zu haben. So wurde 1855 von Medhurst und Stronach das Neue Testament in den Mandarin-Dialekt von Nanking übersetzt, dem 1870 das Neue Testament im Mandarin-Dialekt von Peking folgte. Der amerikanische Bischof Schereschewsky hat zu letzterem auch das Alte Testament gefügt. Auf Beschluß der erwähnten Schanghai-Konferenz will man nun noch eine weitere Übersetzung in einem sogenannten Leicht-Wenli-Stil herausgeben. Doch scheinen die Ansichten darüber, wie derselbe zu verstehen sei, bei den verschiedenen Übersetzern auseinander zu gehen. — Alle diese Bibelausgaben werden jetzt auf gemeinsame Kosten der Brit., Am. und Scot. B. S. hergestellt.

Daneben hat die Brit. B. S. das Neue Testament oder einzelne neutestamentliche Bücher in einer ganzen Reihe von provinziellen Dialekten herausgegeben, so in dem von Schanghai, Wentschau, Ningpo, Taitschau, Futschau (in diesem sogar die ganze Bibel), Kien-Ning, Amoy, Swatau, Punti, Hakka und Hainan. Die S. P. C. K. hat dazu im Hangtschau-Dialekt zwei Evangelien gefügt.[2])

Auf der Schanghai-Konferenz wurde endlich allseitig der Wunsch ausgesprochen, die biblischen Bücher nicht im nackten Text, sondern mit kurzen erläuternden Anmerkungen herauszugeben, was unumgänglich nötig sei, wenn die Schrift von den Chinesen nicht falsch verstanden werden sollte. Die Scot. B. S. ist diesem Wunsch zuerst nachgekommen. Es wäre zu bedauern, wenn die Brit. B. S., die statutenmäßig die Bibel nur im Text, ohne jede Noten verbreiten will, um deswillen sich abhalten lassen wollte, diesem Beispiel zu folgen.

In Japan bildete sich 1870 ein Komitee aus 46 Vertretern aller daselbst arbeitenden Missionen zum Zweck einer einheitlichen Bibelübersetzung. Dr. Hepburn, Missionar Brown, der jüngst verstorbene Dr. Verbeck und Bischof Fyson waren die bedeutendsten Mitarbeiter. Es war die

[1]) Das deutsche Mitglied ist der Basler Schaub.

[2]) Diese Dialekt-Übersetzungen werden nicht nur in der chinesischen Zeichenschrift, sondern auch in den so viel einfacheren lateinischen Typen gedruckt.

Frage, wollte man den sogenannten chinesischen Stil der Gebildeten oder die vulgäre Umgangssprache oder drittens die Umgangssprache der gebildeten Klassen wählen. Mit richtigem Takt einigte man sich auf letztere. Im Jahre 1880 war das Neue, 1888 das Alte Testament fertig. Zum Druck benutzte man sowohl die alt japanische Zeichenschrift (Kana Madschiri) als auch lateinische Charaktere; neuerdings bedient man sich auch der vereinfachten japanischen Reformschrift (Kata Kana). Die Kosten der Publikation haben die drei Bibelgesellschaften, Brit., Am. und Scot. B. S., getragen.

Für die Ainus auf der Nordinsel Jezo hat Missionar Batchelor (C. M.) 1897 das Neue Testament vollendet. — In Korea ist die Mission und damit auch das Bibelwerk noch neueren Datums. Eine erstmalige Übersetzung des Neuen Testamentes hat der Bahnbrecher der koreanischen Mission Roß geliefert (1885). Eine Kommission hat 1897 eine Revision desselben abgeschlossen, worauf man an die Übertragung des Alten Testamentes ging. Auch hier tragen die drei Bibelgesellschaften gemeinschaftlich die Kosten. — Den Mongolen hatte die Russische Bibelgesellschaft schon 1824 das Neue Testament gegeben. Seit deren Eingehen ist dasselbe von den Londoner Missionaren Stallybraß und Swan revidiert und mit dem neuübersetzten Alten Testament 1846 in London wieder herausgegeben.

Zum Vertrieb der Bibeln werden in China und Japan von den drei Bibelgesellschaften mehr als 600 Kolporteure unterhalten. Dieselben sind hier fast noch mehr am Platze als in Indien. Denn in China ist die Kunst des Lesens verbreiteter, und demgemäß ist auch die Leselust einigermaßen vorhanden. Der Bibelbote ist vielerorts der Bahnbrecher für die Mission geworden, und dazu ist er aus manchem Grunde besonders geeignet. Selbst ein Chinese, weiß er seine Landsleute oft besser zu nehmen als ein europäischer Missionar, er kennt ihre landläufigen Anschauungen, kann ihre abergläubischen Vorstellungen und Befürchtungen besser bekämpfen, die christlichen Lehren näher an ihr Herz bringen. Es ließen sich aus den Jahresberichten der Bibelgesellschaften Dutzende von Beispielen beibringen, wie durch die Arbeit der Bibelkolporteure viele Chinesen dem Evangelium gewonnen, Dörfer, die dem Christentum zuerst feindlich gesinnt waren, allmählich umgestimmt und schließlich volkstümlich christliche Bewegungen und Gründung neuer Stationen angebahnt worden sind. Aber auch noch in anderer Weise dienen sie der Mission.] Manche Christen wohnen weit ab von der Missionsstation isoliert unter den Heiden, der

Missionar verliert sie ganz aus dem Auge, da er nicht überall hinkommen kann. Der Kolporteur trifft auf seinen rastlosen Wanderungen hier und da solche isolierten Christen, stärkt sie und hält das Band der Gemeinschaft lebendig. Andere Kolporteure haben die Aufgabe, in den Hospitälern das Wort zu verbreiten; aber einen Teil des Jahres setzen sie diese Thätigkeit aus und machen sich auf die Wanderschaft, um die aus dem Hospital entlassenen Kranken zu besuchen und die dort empfangenen christlichen Eindrücke bei ihnen wieder aufzufrischen.

Die Arbeit der Bibelgesellschaften ist fast über ganz China ausgedehnt. Von den 18 Provinzen sind 17 mit Depots besetzt. Auch das fremdenfeindliche Hunan ist in der letzten Zeit mehrfach von Kolporteuren bereist, wobei an mehreren Orten Schriften abgesetzt werden konnten. Auf dem Yangtze und dem großen Kanal fährt ein eigenes Boot der Brit. B. S., der Shaftesbury, und thut gute Dienste. Auch die Scot. B. S. hat ein eigenes Boot. Den Litteraten wird besonderes Interesse zugewandt, sie fangen an eine weniger feindliche Stellung zur Schrift einzunehmen. Bei Gelegenheit der Staatsexamina werden viele Tausende von biblischen Büchern an sie ausgeteilt, welche fast ausnahmslos gern angenommen werden. Bekannt ist, daß bei dem letzten Examen sogar ein biblisches Thema gestellt wurde. Der jährliche Absatz, den die biblischen Bücher auf mancherlei Weise in China finden, ist ein außerordentlicher, insgesamt dürften jährlich 1 Million Bibeln oder Bibelteile nach China wandern.[1])

In Japan bot der chinesisch-japanische Krieg kürzlich eine Gelegenheit zu einer großartigen Bibelverbreitung. Bekanntlich durften mit Genehmigung, bisweilen sogar unter Leitung der militärischen Behörden an die ausziehenden Soldaten biblische Bücher — nicht weniger als 300,000 — ausgeteilt werden. Da die Empfänger nicht Berufssoldaten waren, sondern vom Kriegsdienst wieder zu ihrem sonstigen Beruf zurückkehrten, so ist zu hoffen, daß auf solche Weise das Evangelium in manches entlegene Haus gelangt ist, wohin es sonst vielleicht nicht so bald gedrungen wäre. Nach dem siegreichen Kriege ist übrigens ein Rückschlag eingetreten. Die religiösen Interessen wurden von den materiellen, Handel u. s. w., in den Hintergrund gedrängt, das macht sich auch in der Abnahme des Umsatzes der Bibelgesellschaften bemerklich.

Von Japan aus wenden wir uns den Inseln des Stillen Ozeans zu. Wir gruppieren die hier zu nennenden Bibelübersetzungen

[1]) Die Brit. B. S. hat 1897/98 in China 567 012, die Scot. B. S. 313866 biblische Bücher abgesetzt.

am besten nach den Missionsgesellschaften, die die dortige Missionsarbeit gethan haben. Die Londoner Mission hat, wie sie die meisten Inselgruppen christianisiert hat, auch die meisten Bibelübersetzungen geliefert. Den Anfang macht die Tahiti-Bibel, welche ihren Ursprung hauptsächlich dem Missionar Nott verdankt (1818—1835). John Williams hat die Übersetzung ins Rarotonganische begonnen, Pitzman, Buzacott u. a. haben sie 1851 vollendet. Den Samoanern haben Pratt, Turner u. a. bis 1860 die Bibel gegeben. Von Samoa aus wurde Niue christianisiert, für dieses haben Pratt und Lawes 1887 das Neue Testament und seitdem auch schon den größten Teil des Alten übersetzt. Die Loyalty-Inseln sind mit drei Übersetzungen beschenkt; in die Sprache von Lifu übertrug Mc. Farlane das Neue, Sleigh und Creagh das Alte Testament (1890). Kürzlich (1897) wurde durch Missionar Headfield die Uvea-Bibel vollendet. Für Mare ist durch Creagh und Jones bis jetzt das Neue Testament übersetzt.

Das jüngste dortige Arbeitsfeld der L. M. S. ist Neu-Guinea. Hier herrscht eine unglaubliche Sprachenzersplitterung. Die Missionare haben biblische Bücher schon in 8 Dialekte übersetzen müssen (dem von Saibai, Murray, Suau, Kerupunu, Bedau, Tavara, Loaripi und Motu). Dieser letztere ist von der englischen Kolonialregierung zur Umgangssprache erhoben, und so hoffen ihn die Missionare auch zur Bibelsprache machen zu können. Missionar Lawes hat darin das ganze Neue Testament übersetzt.

Die englische Kirchenmission hat Neuseeland christianisiert, und ihre Missionare Will. Williams und Maunsell haben die ganze Bibel in die Maorisprache übersetzt.

Die Witi- und die Tonga-Inseln sind die gesegneten Arbeitsfelder der Wesleyaner. Für erstere Inselgruppe haben Hunt und Calwert bis 1853, für letztere bis 1862 Missionar Rabone, Adam u. a. die ganze Bibel fertig gestellt

Gleichfalls haben die Wesleyaner das Evangelium und die Bibel (das Neue Testament) nach der einsamen Insel Rotuma gebracht. Neuere Missionsarbeit haben sie auf dem Luisiade- und dem Bismarck-Archipel angefangen. Für erstere haben sie bisher je ein Evangelium im Dialekt von Dobu und Panaieti übersetzt. Für die hoffnungsvolle Thätigkeit auf der Gazellen-Halbinsel (Neu-Pommern) sind die vier Evangelien und Akt., für Neu-Lauenburg zwei Evangelien und Akt. vorhanden.

Die Neuen Hebriden, auf denen die Melan. Mission, verschiedene Presbyterianer und die F. C. arbeiten, weisen wieder eine endlose Sprachenverwirrung auf; auf mancher kleinen Insel werden mehrere Dialekte gesprochen. In 16 solchen liegen bereits Übersetzungen biblischer Bücher

vor, darunter drei Neue Testamente in Mota, Tanna und Faté und sogar eine Vollbibel, von Missionar Geddie und Inglis (F. C.) in den Dialekt von Aneityum übersetzt.

Mit einzelnen Büchern sind die Dialekte von Eromanga, Aniva, Futuna, Weasisi, Nguna, Tasiko, Epi, Malo, Bierlen, Aulua, Pangkumu und Uripiv vertreten. — Die Melan. Mission auf den nördlichen Inseln bemüht sich den Motadialekt als Umgangssprache einzuführen und hat in ihr, wie bemerkt, schon das ganze Neue Testament herausgegeben. Dieselbe Mission hat einige Anfangsarbeiten in dem Dialekt von Florida und Ysabel (Salomons-Insel) geliefert. Den Druck der von der Melan. Mission gemachten Übersetzungen besorgt die S. P. C. K.; den des Tannesischen Neuen Testaments die Scot. B. S. Sämtliche andere bei Poly- und Melanesien aufgeführten Übersetzungsarbeiten werden mit Hilfe der Brit. B. S. veröffentlicht. Sie hat auch die Herausgabe einiger biblischer Bücher in Narringeri veranstaltet, dem einzigen der zahlreichen Dialekte der australischen Papua, in welchem biblische Bücher gedruckt sind.

Die Hawaii-Inseln und Mikronesien sind das Missionsgebiet des Amer. Board, und die von demselben gemachten Bibelübersetzungen hat die Am. B. S. herausgegeben. Ins Hawaiische hat Missionar Bingham bis 1838 die ganze Bibel übersetzt. Derselbe ist auch der Vater der Übersetzung für die Gilbert-Inseln. Die dritte auf dies Gebiet kommende Vollbibel ist die in der Sprache von Kusaie. Das Neue Testament und ein Teil des Alten ist in der Sprache von Ponape vorhanden, das Neue Testament weiter im Dialekt der Mortlock- und dem der Marshall-Inseln; endlich einige Versuchsarbeiten in dem von Ruk.

Nirgends sind die Bibelübersetzungen mit solcher Freude begrüßt wie auf allen diesen Inseln. Es war jedesmal ein Festtag, wenn ein Schiff mit den ersten Bibeln in ihrer Sprache landete. Bereitwillig zahlten sie den für ihre Verhältnisse hohen Preis dafür, und da sie kein Geld hatten, brachten sie zum Tausch Arrorut, Kokosnüsse u. dergl. Nach den Witiinseln z. B. wurde eine Auflage nach der andern gesandt, bisher 70,000 Exemplare. Nicht selten wurden in einem Jahre als Erlös aus den Bibeln 4000—6000 Mark nach London gesandt. Insgesamt mögen 650 000—700 000 biblische Bücher über die Inseln des Stillen Ozeans zerstreut sein.

Den Beschluß unserer Rundschau mache ein Überblick über das in Amerika gethane Werk der Bibelübersetzung. Die Eskimosprache ist in zwei Dialekten bearbeitet. Die Grönländische Übersetzung wurde schon von H. Egede und Sohn begonnen. Missionar Beck von der Brüdergemeinde hat eine neue Ausgabe des Neuen Testamentes, Kleinschmidt

eine solche des größten Teils des Alten bereitet. Im Labrador-Dialekte haben Kohlmeister, Weiz u. a. bis 1872 die ganze Bibel übersetzt.

Ganz kürzlich hat Missionar Peck (C. M.) auf seiner einsamen Station Blacklead Island die vier Evangelien auch in die unter den Indianern eingeführte Zeichensprache (s. unten) übertragen. — Alle diese Ausgaben werden wieder von der Brit. B. S. besorgt.

Von den Übersetzungen der Schrift in indianische Sprachen werden die für die Indianer in Britisch-Nordamerika von der Brit. B. S., die für solche in der Union von der Am. B. S. geliefert. Die hauptsächlichsten, die auf das Konto der ersteren kommen, sind: Die Kri-Bibel von Missionar Mason und den indianischen Pastoren Sinclair und Steinhauer (W. M.) übersetzt; die Tukudh-Bibel, eben 1897 von Missionar Macdonald (C. M.) vollendet; das Neue Testament nebst Stücken des Alten in Odschibbewä, von dem bekannten, unlängst verstorbenen Bischof Horden (C. M.) mit Hilfe des eingeborenen Geistlichen Saunders übersetzt; damit nicht zu verwechseln das Neue Testament in Tschippewäan, von dem tüchtigen Wesleyaner Kirkby übersetzt; endlich das Neue Testament in Tinné, vom Bischof Bompas in Selkirk.

Diese Bibeln sind alle in der praktischen und sinnreichen Silbenschrift gedruckt, welche der Wesleyaner Evans 1840 erfand. Es kam ihm darauf an, die Indianer, welche infolge ihrer mangelnden Seßhaftigkeit nicht in dauernden Unterricht genommen werden konnten, in möglichst kurzer Zeit Lesen zu lehren. Diesen Dienst leistet die Silbenschrift in überraschender Weise. Schon nach einigen Tagen des Unterrichts vermag der Indianer mit ihrer Hilfe die Schrift zu lesen.

Die wichtigsten durch die Am. B. S. besorgten Ausgaben sind: die Vollbibel in Dakota, von Dr. Williamson und Dr. Riggs 1879 beendigt; das Neue Testament in Muskogi, von der trefflichen Witwe des Missionars Robertson übersetzt (1884); das Neue Testament nebst Stücken des Alten in der Tschoktasprache und ein Neues Testament in der der Tschirokesen. Endlich hat auch die S. P. C. K. für die Kirchenmission in Metlakahtla das Neue Testament in Tsimschi herausgegeben.

Außerdem sind einige kleinere Übersetzungen vorhanden. Im westlichen Dialekt der Kri-Sprache hat Missionar Hunter (C. M.) einige neutestamentische Bücher veröffentlicht. Desgleichen liegen einzelne Bücher in den Sprachen der Mikmaks, Maliseets, Irokesen, Mohikaner, Bieber- und Seneka-Indianer vor. Bischof Ridley in Metlakatla hat neuerdings das Neue Testament in die Sprache der Neschga übersetzt, welches zur Zeit gedruckt wird. Derselben Mission dienen auch einige Evangelien in den Sprachen der Haida- und Quagutl-Indianer.

Weniger iſt erſt für die Reſte der Indianer in Mittel- und Südamerika gethan. In die Moskitoſprache hat Miſſionar Sieberger (Bg.) die vier Evangelien und Akt. übertragen. Den Überbleibſeln der Kariben, welche in Brit. Honduras angeſiedelt ſind, und den Maya-Indianern auf Yukatan hat die Brit. B. S. je ein Evangelium gegeben. Für die Quiché in Guatemala hat im letzten Jahre in ihrem Auftrage Don Felipe Silva ein Evangelium überſetzt. Zum Gebrauch der Südamerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaft hat ſie drei Evangelien in Yahgan und eins in Quichua gedruckt; erſtere Sprache wird auf Feuerland, letztere in Argentinien geſprochen. Endlich hat ſie ein Evangelium in Aimara und die Bergpredigt in Guarani herausgegeben, erſteres in Bolivia, letzteres in Paraguay heimiſch. Die S. P. C. K. dient der Miſſion der S. P. G. in Demerara mit einigen bibliſchen Büchern in Arrawak und Akawoia.

Für die Negerbevölkerung Central- und Südamerikas kommt erſtlich die holländiſche Bibel in Betracht. Viel verlangt wird auch das Neue Teſtament in Neger-engliſch, das die Brit. B. S. ausgiebt. Für die Neger auf Dominika hat ſie bisher ein Evangelium in dem dominikaniſch-franzöſiſchen Patois erſcheinen laſſen.

Auf der ganzen Erde werden über 3000 Sprachen und Dialekte geredet. Erſt in ca. 400 iſt die Schrift oder Teile derſelben bereit. Andererſeits muß man freilich im Auge haben, daß es kein größeres, nach Millionen zählendes Volk mehr giebt, zu dem die Schrift noch nicht redete. In den großen Weltſprachen liegt ſogar überall die ganze Bibel vor. Und ſo iſt von den faſt 1600 Millionen Menſchen auf der Erde wenigſtens für 1200 Millionen, alſo für $^3/_4$, das Wort Gottes zugängig. Und raſtlos geht die Arbeit der Miſſions- und Bibelgeſellſchaften dem großen Ziele entgegen, daß „keine Sprache noch Rede mehr iſt, da man nicht ihre Stimme höre".

Die Bedeutung der Miſſionslehrkurſe für Volksſchullehrer.[1])

Von M. Genſichen, Superintendent a. D., Miſſionsdirektor.

Die ſchleſiſche Miſſionskonferenz richtete etwa vor einem Jahr an uns die Anfrage, ob im Berliner Miſſionshauſe ſich ein Miſſionslehrkurſus für Volksſchullehrer in den Herbſtferien 1898 werde einrichten laſſen. Die Sache forderte reifliche Erwägung, deren Reſultat ein freudiges „Ja" war. Die Gründe, welche uns beſtimmten, auf den Vorſchlag einzugehen, waren folgende: 1. Wir hatten bei dem in der Woche nach Quaſimodo gehaltenen

[1]) Ich hätte allerdings einige kritiſche Bemerkungen zu dieſem Aufſatze zu machen, unterlaſſe ſie aber um einer freien Diskuſſion nicht vorzugreifen. D. H.

jährlichen Missionslehrkurse für Theologen ausnahmslos gute Erfahrungen gemacht. 2. Von dem im Jahre 1889 gehaltenen ersten Lehrkursus für Volksschullehrer hatten die Brüder, welche damals als Dozierende teilgenommen, das sind die Missionsinspektoren Wendland und Merensky, den Eindruck behalten, daß er wohl gelungen und nicht ohne Segen geblieben sei. Das damalige Programm lag noch vor. Es konnte dem neuen Kursus zu Grunde gelegt werden. Vor allem gab es den Fingerzeig, daß ein Mann, der in der Praxis der Volksschule in autoritativer Stellung stehe, als Leiter der Besprechungen gewonnen werden müsse. Ich schlug den Schulrat, Seminardirektor Eckolt in Prenzlau, vor. Derselbe nahm zu unserer Freude den ihm sofort gestellten Antrag an. Das Programm konnte gemacht werden (siehe nächste Seite).

Es erhellt auf den ersten Blick, daß 3 Gesichtspunkte leitende gewesen waren:

1. „Praktische Einführung der Mission in den Volksschulunterricht." Diesem Zwecke sollten die Vorträge des Direktors dienen: am Montag, Nachm. 4—5 Uhr, Eröffnung: Weshalb ist die Schule . . . Am Freitag, den 7. Oktober, 8—9 Uhr, Einführung der Mission ꝛc., am Sonnabend Schlußvortrag, welcher die 3 Fragen beantwortete: Was sollte die Lehrkursuswoche thun? Was hat sie gethan? Was haben wir nun zu thun?

2. Orientierung der Lehrer auf dem Arbeitsgebiet der Missionsgesellschaft Berlin I. Dahin gehörten die über Afrika ethnologisch und geographisch orientierenden Vorträge: Dienstag, 9—10 Uhr, Geographie von Afrika, Donnerstag, 6. Oktober, 8—9 Uhr, Afrikanische Völkerkunde, ferner die in diesen Rahmen eingezeichneten Bilder von unseren einzelnen Missionsgebieten: Mission in Kapland und Britisch-Kaffernland, in Orange-Freistaat, in Transvaal, in Kondeland und in China. Die Bedeutung der China-Mission und ihre Aussichten war vorher behandelt worden.

3. Der 3. Gesichtspunkt, der wohl nicht einen Augenblick aus den Augen verloren wurde, war der: Nicht Überladung mit Missionsstoff, nicht eine unverdauliche Fülle von Antrieben, sondern: alles in übersehbaren Grenzen, alles gut verarbeitet durch Mitthätigkeit der Kursisten. Den letzteren Gesichtspunkt heben wir besonders hervor, weil schon während des Kursus uns von autoritativer Seite der Einwand gemacht wurde, ob nicht die Lehrer an dem Zuviel der Darbietungen Schaden leiden würden.

Programm für den Missions-Lehrkursus 1898.[1]

	Montag 3.-Oktober	Dienstag 4. Oktober	Mittwoch 5. Oktober	Donnerstag 6. Oktober	Freitag 7. Oktober	Sonnabend 8. Oktober
8—9		Die Berliner Mission in Kapland und Britisch-Kafferland Miss.-Dir. **Gensichen**	Berliner Mission im Orange-Freistaat Miss.-Insp. **Schmidt**	Afrikanische Völkerkunde Miss.-Insp. **Merensky**	Einführung der Mission in den Religionsunterricht Miss.-Dir. **Gensichen**	Mission in Deutsch-Ostafrika Miss.-Insp. **Merensky**
9—10		Geographie von Afrika Miss.-Insp. **Merensky**	Hospitieren im Unterricht (Altes Testam.) Miss.-Dir. **Gensichen**	Berliner Mission in Transvaal Miss.-Insp. **Merensky**	Die Berliner Mission in China Miss.-Insp. **Wendland**	Schlußvortrag Miss.-Dir. **Gensichen**
10—11		China Miss.-Insp. **Wendland**	Besprechung, geleitet von Schulrat **Eckelt**	Hospitieren Kirchengeschichte Miss.-Insp. **Wendland**	Hospitieren Deutsch Miss.-Insp. **Schmidt**	Schlußbesprechung geleitet durch Schulrat **Eckelt**
11—12		Besprechung, geleitet von Schulrat **Eckelt**		Besprechung, geleitet von Schulrat **Eckelt**	Besprechung, geleitet von Schulrat **Eckelt**	
4—5	Eröffnung: Weshalb ist die Schule zur Mitarbeit an der Mission berufen? Miss.-Dir. **Gensichen**	3—5 Uhr Besichtigung des Missionshauses	3½—5½ Uhr Besuch des Zoologischen Gartens Missions-Inspektor **Merensky**	½2—3 Uhr Besuch des Völkermuseums Missions-Inspektor **Merensky**	Von 4 Uhr ab Besichtigung des Goßnerschen Missionshauses in Friedenau	
5—6	Besprechung, geleitet von Schulrat **Eckelt**					
6—7	Basler Missionsweltkarte erläutert von Miss.-Inspektor **Merensky** Besprechung					
8—9	Vorführung v. Missionsbildern mit d. Skioptikon					

[1]) Ich vermisse in diesem Programm Übungen. Es sollten doch einige Lehrproben nicht fehlen.

D. H.

Daß dieses nicht geschah, verdanken wir wesentlich der praktischen Maßnahme unseres Freundes Eckolt, der den Vorträgen sofort ein Nachreferat — etwa 10—15 Minuten — folgen ließ. Ein Lehrer gab darin das Knochengerüst des Vortrags nach einer beim Hören gemachten Aufzeichnung, der Referent machte kleine Korrekturen daran und die nachfolgende Besprechung half dazu, Mißverständnisse zu beseitigen, gab nähere Erläuterungen, beantwortete Fragen, die von den Kursisten gestellt wurden, kurz, sorgte dafür, daß der Gegenstand möglichst gründlich durchgearbeitet wurde.

Außer diesen 3 Hauptgesichtspunkten war die Absicht darauf gerichtet, die Lehrer möglichst genau in die Methode unseres Unterrichts und unserer Erziehung hineinblicken zu lassen. Dazu diente das dreimalige Hospitieren beim Unterricht im Alten Testament (Buch Ruth, Kap. 1, wurde hebräisch und deutsch gelesen und genau interpretiert mit Hervorhebung der missionarischen Gesichtspunkte, in der Kirchengeschichte [neueste Zeit bis Schleiermacher inkl.] im deutschen Unterricht [Litteraturgeschichte, speziell: Braut von Messina, Metrik]). — Es wäre unziemlich, mehr als nötig von dem Eindruck zu reden, der von dem Leiter der Besprechungen, sowie von den Lehrern nach dem Zuhören beim Unterricht ausgesprochen wurde. Nur das muß hervorgehoben werden, daß mit großem Nachdruck von dem Ältesten der Kursisten und jedenfalls nach der Meinung aller etwa folgendes bezeugt wurde:

Wir freuen uns, durch die That davon überzeugt zu sein, daß die Ausbildung der Missionszöglinge mit größter Genauigkeit und Gründlichkeit, dazu mit einer sorgfältigen Einführung in die Wissenschaft, erfolgt, wie wir sie bisher nicht geahnt hatten.

Dieses Urteil aus dem Munde von erfahrenen pädagogisch gebildeten Männern hat allerdings für die Mission eine ganz bestimmte Bedeutung. Denn es hilft das geradezu unbegreifliche, sehr schädliche Vorurteil beseitigen, als schickten wir unsere Missionare aus, nachdem sie obenhin mit etwas Anleitung, erbaulich über Schriftworte zu sprechen, versehen wären. Die Achtung vor der Mission, die wir trotz aller Gleichgiltigkeit gegen das feindselige Urteil der Welt brauchen, wird dadurch am sichersten erreicht, daß unsere Zöglinge als sorgfältig und gründlich im allgemeinen und für ihren Beruf theologisch und missionarisch vorgebildete Männer erkannt werden. Ferner wurde das ganze Haus durchwandert, um den Lehrern ein oberflächliches Bild von dem Leben, Treiben und Arbeiten in demselben zu geben.

Mehr als Beiwerk war die Beſichtigung unſeres Muſeums im Hauſe, des Völkermuſeums unter ſachverſtändiger Führung, ſowie des zoologiſchen Gartens.

Die Frage tritt nun auch hier hervor: Hat die Lehrkurſuswoche gethan, was ſie konnte?

Die Vorfrage iſt: Was *konnte*, was wollte ſie thun?

Nicht irgend etwas von dem Mitgeteilten fertig aneignen — aber doch die *Anregung zu einem gewiſſenhaften, ernſten Studium geben*. Man fragt, warum bedarf es eines Lehrkurſus für dieſem Zweck? „Da giebt's das bekannte Buch von D. Warneck: ‚Die Miſſion in der Schule'; könnte das nicht ſolche Anregung mindeſtens ebenſo gut geben?" *könnte* — gewiß, thut's aber nicht. 14000 Exemplare dieſes geſchickt mit größter Sachkenntnis geſchriebenen Werkes ſind verbreitet, zumeiſt doch unter Paſtoren und Lehrern. Hätten dieſe doch nur 1000 Hilfsarbeiter unter den Schulinſpektoren und Lehrern gewonnen und dazu gebracht, der Miſſion ihr Recht im Unterricht zu gewähren, ja vielmehr der Schule den Segen zuzuführen, der vor einer lebendigen Einführung der Miſſion in die Schule unzweifelhaft zu erwarten iſt! Woran liegt das erſtaunliche Manko? Exempla trahunt. Die viva vox und der lebendige Verkehr der lehrenden und lernenden Perſonen — und das Lehren und Lernen geſchieht vice versa, d. h. wir Vortragende lernen in der Beſprechung von den Hörern — *das macht die Sache*. Einer muß von dem anderen aufnehmen und empfangen. Tritt das Bedenken auf: Läßt ſich das in den Lehrplan, in das Penſum einfügen? ſo muß der Leiter der Beſprechungen als Seminardirektor oder ein anweſender Rektor nachweiſen: nicht bloß: es iſt möglich, ſondern: es füllt eine ſehr ſpürbare Lücke aus, wenn die Miſſion im Religions-, im Geſchichts-, im geographiſchen Unterricht mit ihrer aus dem Teſtament Chriſti ſtammenden großen Macht über die Erkenntnis, über das Herz, über den Willen der Kinder eintritt. Freilich bedarf gerade dieſe Frage ſehr ſorgfältiger Überlegung: Nicht: das Anklecken von Miſſionsanekdoten, ſondern *die organiſche Einfügung des Miſſionsſtoffes in den Unterricht* — das iſt der richtige Weg. Die Kinder müſſen den Eindruck gewinnen: der Lehrer konnte uns nichts beſſeres geben als das, was er aus der Miſſionsgeſchichte der Gegenwart nahm, um uns hier ein *Gebot* Gottes oder ein anderes Katechismusſtück, dort die *bibliſche Geſchichte*, dort die *Erdbeſchreibung*, hier die *Geſchichte der Völker* zu illuſtrieren.

Wenn das nun im Lehrkurſus anſchaulich vorgemacht wird, wenn die verdienſtvolle Arbeit D. Warnecks den Lehrern als das beſte Hilfs-

mittel so nahe gelegt wird, dann kann wohl kaum der Eindruck ausbleiben, der sich wiederholt etwa so aus dem Munde der Lehrer kundgab: „Wir werden es von nun an um des Gewissens willen nicht lassen können, die Mission in den Unterricht organisch einzufügen.“ Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, der Lehrkursus wiederholt wird, soll jedem der Teilnehmer D. Warnecks „Mission in der Schule“ mitgegeben werden.

Es entsteht nun die Frage: Könnte der oben bezeichnete Zweck nicht einfacher so erreicht werden, daß auf den Seminaren durch die Einwirkung der Seminardirektoren die Mission beim Unterricht die gebührende Beachtung fände und dadurch alle Lehrer die Mission in die Schule einzuführen durch ihre Vorbildung genötigt würden — oder daß sie selbst durch fortgesetztes treues Studium der Mission nach Theorie und Praxis sich dazu tüchtig machten?

Voraussetzung wäre in Bezug auf die erste Frage, daß die Seminardirektoren die Mission gründlich studiert hätten. Darf man das annehmen? Wir glauben keinem der sehr verdienstvollen Herren zu nahe zu treten, wenn wir daran zweifeln. Denn die Arbeit eines Seminardirektors ist heutzutage so groß, daß er, um den Anforderungen der Didaktik und Pädagogik gerecht zu werden, fortgesetzten sehr angestrengten Studiums bedarf. Es gehört ein Entschluß dazu, die Mission so gründlich in Angriff zu nehmen, daß er auf diesem Gebiet mehr und mehr zu Hause sei. Oberflächliche Orientierung nützt nichts. Will er hier ein Meister werden, wie er es auf jedem Gebiet seiner sonstigen Thätigkeit ist, so braucht er Jahre, um die in die öffentliche Diskussion getretenen Fragen der Missionstechnik, der Missionsmethode und der Missionsgeschichte zu beherrschen. Wir fürchten, dies Ziel wird selten erreicht werden können. Da ist's doch auch für den Seminardirektor, der die Besprechungen leitet, wie es Schulrat Eckolt unverhohlen aussprach, ein Gewinn, wenn er an einer Centralstelle im lebendigen Austausch mit den Leitern und Lehrern am Missionshause, sowie mit den Lehrern der Volksschule, Gesichtspunkte aufgesteckt findet, Winke empfängt, die er selbst für sein Studium der Mission braucht und verwerten kann. Wir zweifeln nicht daran, daß einem Seminardirektor, der im Lehrkursus die Besprechungen leitete, das docendo discimus zur täglichen Erfahrung wird, ja wir glauben, daß die Anregungen, die er aufnimmt, ihm für den Unterricht am Seminar recht bedeutsam werden können, d. h. er wird den Entschluß fassen: der Mission ein eingehendes Studium zuzuwenden, um sie in den Unterricht am Seminar einführen zu können.

In Bezug auf das Selbſtſtudium der Lehrer hat die Frage ihr Recht: Sollte das für den Lehrkurſus aufgewandte Kapital — ſagen wir etwa 700 Mk. — nicht praktiſcher angewandt ſein, wenn es auf die Beſchaffung einer eigenen — d. h. dem Lehrer gehörigen — kleinen Miſſionsbibliothek verwendet würde? Wir dürfen nach der Erfahrung antworten: Das Kapital könnte leicht zu einem toten, nicht zinstragenden, werden, wenn eine lebensvolle Anweiſung zum Gebrauch der dem Lehrer geſchenkten Miſſionslitteratur nicht voranginge. Was macht — um einen nahe liegenden Vergleich zu ziehen — die mündlichen Vorträge der theologiſchen Univerſitätsprofeſſoren fruchtbar? Kann man nicht die ganze Theologie aus Büchern ſtudieren? Nein, es iſt eben der Einfluß der Perſönlichkeit unentbehrlich, namentlich dann, wenn der Unterricht, wie in den Seminarien, für die einzelnen theologiſchen Disziplinen katechetiſch, d. h. in Beſprechungen, erfolgt. Bücher bleiben vielfach unverſtändlich; ihre Verfaſſer ſetzten zu viel voraus. Im Seminar kann man den Dozenten fragen. Er kann lichtvolle Winke geben, kann Anfangsſchwierigkeiten, an denen beim Buchſtudium der Fleißigſte ſich ohne Freudigkeit abarbeitet, mit leichter Hand beſeitigen, er kann, ja er muß hodegetiſch verfahren, um den Studierenden die Freude zu bereiten: Ich lerne, wie man ſtudieren muß. Ähnliches wiederholt ſich im Lehrkurſus. Freilich: was der Dozent in ſechs Semeſtern leiſten kann, ſoll hier in ebenſo viel Tagen erreicht werden? — fragt man. Die Antwort iſt: Wir haben es hier mit Männern zu thun, deren Ausbildung für den Beruf im Seminar vorläufig abgeſchloſſen iſt. Sie müſſen, ja ſie werden beſtändig weiter arbeiten, aber ein Grundſtock des Wiſſens und des Könnens iſt gegeben. Dazu trat die Praxis des Unterrichts. Die Lehrer bringen alſo eine Fertigkeit mit, welche ſie befähigt, die Beſchäftigung mit der Heidenmiſſion in den Unterricht einzugliedern. Hier kann wirklich eine ſechstägige, gut geleitete Anweiſung viel wirken, ſowohl für das eigene Miſſionsſtudium, wie für die Verwertung des Angeeigneten im Unterricht. Dabei iſt die oben erwähnte Illuſtration durch den Anſchauungsunterricht im Muſeum des Miſſionshauſes, im Völkermuſeum von bedeutendem Wert. Die Herren haben doch auch hierbei die Grundlage für das Verſtändnis; denn ſie kennen aus dem Seminar die Völker, deren Lebens- und Denkweiſe ihnen in den Muſeen vor die Augen geführt werden. Der Götzendienſt der Heiden, ihre gewerbliche und kunſtgewerbliche Arbeit, ihr Eſſen und Trinken, ihre Kleidung, ihre Weiſe zu ruhen u. ſ. w., das alles tritt im Anſchauungsunterricht vor die Augen der Kurſiſten. Ich hab's geſehen, können ſie ihren Kindern ſagen und das wirkt mehr als der abſtrakte Lehrvortrag.

Was ist nun bei nüchterner Betrachtung der Gewinn, den ein Lehrkursus für Volksschulleher bringt?

Es wäre ein Unverstand, wollten wir glauben, ein Lebenselixier gefunden zu haben, um der Mission in der Gegenwart zu weiterer Verbreitung sowohl der Kenntnis als der Mitarbeit zu verhelfen. Solche sanguinischen Hoffnungen hegen wir nicht. Der Geist des Herrn thuts doch zumeist und wir wissen, daß er fähret, wohin er will. Aber er will doch seine Organe haben. Als der Tempel Serubabels nach 14jähriger Unterbrechung der Arbeit 520 v. Chr. weiter gebaut wurde, geschah es infolge der von Oben dem Propheten Haggai gegebenen Anregung. Der Herr erweckte den Geist Serubabels und Josnas nnd den Geist des ganzen Volks, daß sie das Haus des Herrn Zebaoth fertig baueten, d. h. der Geist Gottes machte die berufenen Organe lebendig. Nicht anders soll es hier sein. Wenn die Lehrer willige Organe des Herrn werden sollen, muß der Geist des Herrn sie lebendig machen. Aber der Geist des Herrn wirkt niemals magisch, sondern immer dynamisch. Darum trachteten wir danach, den Kursisten durch die Weihe des Wortes Gottes, des Gebets, auch des Posaunenklangs bei der Begrüßung am Morgen die Lebenskräfte zuzuführen, welche alle Unterweisung durchdringen müssen, um sie lebensvoll und nachwirkend zu machen und danach ihnen die Anweisung für die Mission in der Schule zu geben.

Wir mögen über den Erfolg sehr bescheiden urteilen. Aber was der Herr mit seinem Segen gethan hat, darf doch auch ihm zu Ehren ausgesprochen werden. Darum wagen wir es aus dem Bericht eines Teilnehmers an das Organ der schlesischen Missionskonferenz nachfolgende Zeilen wiederzugeben. Mögen sie dazu dienen, den Verdacht fern zu halten, als hätten wir uns mit obigen Darlegungen einer unverantwortlichen Selbsttäuschung hingegeben. Der Lehrer schreibt:

„Es kann nicht Friede werden,
Bis Jesu Liebe siegt,
Und bis der Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt."

„Wenn mich ja noch nicht ein Missionsbericht, eine Missionsstunde oder ein Missionsfest von der in obigen Zeilen ausgesprochenen Siegesgewißheit des Evangeliums überzeugt hätte, so hätte es sicherlich der Missions-Kursus gethan, an dem ich in Berlin teilnehmen durfte. Es war dieser Kursus in Anordnung und Ausführung ganz und gar geeignet, belehrend und erwärmend über und für das große Werk der Mission zu wirken. Auf allem lag eine wunderbare Weihe. Sei es die Begrüßung, die uns täglich durch den Posaunenchor der Missionszöglinge zu teil

wurde, sei es die feierliche Andacht, durch welche unsere tägliche Arbeit eingeleitet wurde, sei es der frisch-frei-froh-fromme Verkehr mit Lehrern und Schülern der Anstalt oder seien es unsere programmatischen Verhandlungen — alles war weihevoll, das Herz packend und entzündend. Wollte Gott, daß das in unser aller Herzen angefachte Feuer nie mehr verlöschen, sondern weiter um sich greifen möchte, daß es kräftig genug brenne, um auch andere Herzen für die große Sache entzünden zu können."

Freilich die Hauptsache bleibt die Nachwirkung. Obgleich es in dieser Beziehung heißt: Abwarten, so dürfen wir doch hier die Bedingungen kurz angeben, unter denen die Nachwirkung des Missionslehrkursus sich allein segensvoll gestalten kann.

Voran steht: ein gründliches und solides Studium der Mission von seiten der Lehrer. Dazu war die Anregung und Anweisung gegeben. Hoffentlich nicht vergeblich. Das dürfen wir um so mehr annehmen, als 5 frühere und jetzt im Dienst stehende Missionare, Merensky, Voskamp, Sonntag, Walter, Gernecke, an den Besprechungen lebhaften Anteil nahmen. Durch sie waren die Missionsgebiete: Nord- und Süd-China, Deutsch-Ost-Afrika, Nord- und Süd-Transvaal gleichsam repräsentiert. Die Brüder, die draußen in der Arbeit standen, konnten z. B. auf die wichtige Frage sofort antworten: Wie macht's der Missionar, um bei der Predigt an das Vorhandene, d. h. an die Vorstellungen der Heiden vor Gott, an ihre Sitten, ihren Aberglauben, in China an ihre Litteratur anzuknüpfen? Wir glauben, die sehr lebhafte Besprechung dieser Frage müßte für die Lehrer von bleibender Wirkung sein. Man vergißt doch solche Züge nicht so bald. So wurde z. B. aus der Heidenpredigt im Kondeland mitgeteilt, wie unsere Missionare es verwerten, wenn sie sehen, daß die Konde — oder Banyakyusa — ihre Toten in weißes Zeug hüllen, weil sie doch nicht unbekleidet vor Kiala erscheinen dürfen. Der Missionar predigt ihnen nachher: „Ihr bekleidet den Leib, ehe die Toten vor Gott kommen, wir aber bringen auch das Kleid für die Seele durch die Botschaft des Evangeliums." Ebenso wenig werden die Teilnehmer es vergessen, wie Voskamp sich dem kleinen chinesischen Hausierer, den er unterwegs traf, vorstellte auch als ein Händler, und zwar ein Edelsteinhändler, indem er ihm die Edelsteine zeigte, die in dem Wort der Schrift: Joh. 3, 16 „Also hat Gott die Welt geliebet" funkeln.

Derartige Züge müssen doch dem Hörer dauernd das Verständnis für die missionarische Predigt erschließen. Sie werden von nun an mit so viel mehr Eifer und Geschick in den Missionsberichten studieren und jede Missionars- oder Helferspredigt wird ihnen interessant sein.

Sehr instruktiv war auch die von einem Lehrer angeregte Diskussion über den Unterschied der evangelischen und katholischen Missionspraxis. Der Lehrer fragte: Läßt sich nicht zur Verteidigung der katholischen Missionspraxis anführen, daß unsere Vorfahren auch erst äußerlich eingekirchtet und erst allmählich durch nachfolgende Lehre wirklich Christen wurden? Hierauf wurde zweierlei erwidert: Erstens: die Eingekirchten stehen jetzt nicht unter dem Einfluß der katholischen Kirche in der Weise wie damals, um festgehalten und erzogen zu werden; andererseits widerstreitet diese Methode dem recht verstandenen Missionsbefehl des Herrn: Macht sie zu meinen (wirklichen) Jüngern. Auch diese Aussprache wird nachwirken und zum richtigen Verständnis der evangelischen Missionsmethode führen.

Das sprachliche Moment trat nicht sehr stark hervor, wie in der Natur der Sache liegt. Man kann nicht in wenigen Tagen etwas wesentliches in Bezug auf Sprachen der Eingeborenen lernen. Und doch war's eine interessante Stunde, als die Missionare die Sprachproben in Tschevenda, Sesotho, Chinesisch gaben und die Lehrer werden mindestens den Eindruck behalten haben: Was für eine ungeheure Arbeit muß geleistet werden, ehe man in dieser fremden Zunge predigen lernt! Und daraus fließt der bleibende Eindruck, „Respekt vor der Last", der sich für die Nachwirkung umsetzt in der anderen: Wie gering ist meine Mühe, wenn ich Kindern in der Muttersprache die Werke Gottes in der Heidenwelt in der Schule nahe lege. Andererseits empfingen die Lehrer doch eine ganz zuverlässige Aufklärung darüber, daß die afrikanischen Sprachen nicht rohe anorganische Gebilde, sondern äußerst fein gebildet und sehr ausdrucksfähig sind.

Wir ziehen die praktischen Konsequenzen:

1. Ein Lehrkursus für Lehrer wird, wie man hoffen darf, bei jedem innerlich empfänglichen gewissenhaften Lehrer dahin wirken, daß er von der Verwertung der Mission im Unterricht weiter schreitet zu der Anweisung an die Kinder: Legt die Hand ans Werk, gedenkt der armen Heiden in der Fürbitte, dankt Gott, daß ihr an dem Werk des Sammelvereins teilnehmen dürft.

Oder: hier sehnt man sich nach einer Kanzelpultdecke. Wer dazu mithelfen will, daß die Christen auf der Station, von der ich euch neulich erzählte, eine solche zu Weihnachten empfange, der bitte die Eltern um eine kleine Gabe. Nach Jahr und Tag erhalten die Kinder einen Dankbrief vom Missionar. Dadurch wird das Interesse weiter gefördert . . .

2. Der Lehrer, der den Miſſionskurſus erlebte, läßt gewiß kein erreichbares Miſſionsfeſt vorübergehen, hört mit verſtändigem Ohr zu, freut ſich, wenn er manches ſchon weiß — kurz, er iſt ein Hörer, wie man ihn gern hat und nicht allzu oft findet — und aus dem Hörer wird ein Thäter, vielleicht einer, der's wagt, ſeinem Paſtor zu ſagen: Bitte erlauben Sie mir auf der Filia, in meinem Dorf, Miſſionsſtunde zu halten. Er wird bei dem Paſtor in der mater die Miſſionsſtunde gern beſuchen — und weiter lernen. Ein Beiſpiel: Ich predigte geſtern in Vertretung des erkrankten Paſtors in Rixdorf bei Berlin. Das Evangelium von den anbetenden Hirten im Hintergrund, der Text im Vordergrund gab Anlaß, viel von der Miſſion zu erzählen. Der Lehrer begleitete mich zum Bahnhof und ſagte: „Ich möchte ſo gern Miſſionsſtunde halten, bitte ſagen Sie mir: wie ich's mache.“ Der Mann erhielt natürlich ſofort außer einer kurzen mündlichen Anweiſung unſere Miſſionsblätter umſonſt und ich traue es ihm, den ich ſchon länger kenne, zu: er bringt in der geiſtlich lebendigen Gemeinde — es iſt die böhmiſch-lutheriſche Gemeinde in Rixdorf — bald eine ordentliche Miſſionsſtunde zu Stande.

3. Wer will ſich wundern, wenn wir bei den ſtetig und regelmäßig wachſenden Aufgaben und daher Ausgaben für unſere Arbeit Gott bitten, uns Wege zu zeigen, auf denen wir in wachstümlichem Fortſchreiten die Einnahmen mehren können und zwar in der beſten Weiſe ſo, daß die Miſſionsopfer willig gegebene Liebesopfer werden. Es iſt nicht zu vermeiden, daß die Miſſionsgemeinde je und dann in Zeiten der Hungersnot, des drückenden Defizits um beſondere Gaben in öffentlichen Kundgebungen angegangen wird. Aber das iſt kein Weg, auf dem die Einnahmen dauernd erhöht werden. Das organiſche Wachstum muß ſo erſtrebt werden, daß man „die organiſierte Arbeit“ förderte. Darum baten wir nun ſeit Neujahr 1898 mit den Artikeln über „organiſierte Arbeit“ in den Miſſionsberichten unſere Mitarbeiter um zweckmäßige Arbeit im Synodal-Hilfsverein, und in der Parochie. Darum freuen wir uns, immer wieder zu Miſſionskonferenzen der Synodal- oder Bezirksvereine eingeladen zu werden, auf denen ſtundenlang über organiſierte Arbeit neulich auch mit Zugrundelegung der gleichbenannten Artikel in den Miſſionsberichten verhandelt wird. Es iſt aber mindeſtens ebenſo wichtig, daß wir die kommende Generation auf der unterſten Stufe, d. h. in der Schule mit der Miſſion in lebendige Beziehung ſetzen, um organiſch weiter zu bauen. Nach unſerer bisher zweimal gemachten Erfahrung dürfen wir hoffen, daß auf dieſer Straße die Miſſionslehrkurſe für Volksſchullehrer eine wichtige Etappe bilden.

Missionsrundschau.

Britisch-Indien.

Von D. Grundemann.

1. Allgemeines.

Jedem Beobachter Indiens treten augenblicklich, alles andere in den Schatten drängend, die furchtbaren Heimsuchungen entgegen, die seit längerer Zeit auf dem armen Lande lasten: Hungersnot, Seuchen, Krieg, Erdbeben und Überschwemmung. So groß ist die Not, daß der teilnehmenden Betrachtung es leicht entgeht, wie ausgedehnte Striche des weiten Gebietes nur mittelbar von derselben berührt sind. Wenn z. B. in einem Jahre in Spanien, England und Rußland in ausgedehnten Distrikten die Sterblichkeitsziffer durch Hungersnot und Seuchen sich verdoppelt hätte, und gleichzeitig in Italien ein hartnäckiger Krieg viele Menschenleben forderte, so würde man auch von furchtbaren Nöten Europas sprechen, wenngleich Deutschland, Frankreich und die skandinavischen Länder von jenen Trübsalen nicht berührt wären. Mittelbar würden freilich auch sie in Mitleidenschaft gezogen werden. So ähnlich stand und steht es in Indien. Wer ein sachgemäßes Bild gewinnen will, darf nicht generalisieren. Groß genug bleibt die Not doch, auch bei sachgemäß eingeschränkter Darlegung.

Hungersnot ist in Indien kein fremder Gast. In einzelnen Landschaften giebt es hier oder da fast in jedem Jahre Menschen die schwer unter Hunger zu leiden haben. In gewissen Perioden aber wird es schlimmer. Der Regen bleibt aus; in den ungünstigeren Lagen versagt die Ernte. Dann treten jene Notzeiten ein, die der Geschichtsschreiber in nahezu regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder antrifft. Der vergleichende Astronom glaubt eine Übereinstimmung mit gleichzeitigen Veränderungen der Sonnenflecken entdeckt zu haben. Dem Reisenden treten die Marken solcher Zeiten an den dünneren, verkümmerten Stellen der Palmyra-Stämme vor die Augen, die an den sonst normal gewachsenen Schäften deutlich zu erkennen sind. Solche Zeit begann im Herbst 1896, als in ausgedehnten Strichen Indiens der Regen ganz ausblieb. Die Ernte verdarb und die folgende Bestellung war unmöglich. Damit begann die Not, die sich weiter und weiter verbreitete bis auf ihrem Höhepunkte Gebiete von zusammen 285000 engl. Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 80 Millionen Seelen darunter litten. Immerhin wurden mehr als 1000000 Quadratmeilen mit 197000000 Seelen nicht betroffen.

Die Regierung war nicht unvorbereitet. Sie hatte in der letzten großen Hungersnot 1877 viel gelernt und ist seitdem eifrig bemüht gewesen, die Wirkungen wiederkehrender Nöte so viel als möglich zu mildern. 14000 engl. Meilen Bewässerungskanäle sind fertig gestellt, durch welche auf weite Strecken die Ernte bewahrt blieb. Brunnenbewässerung ist ebenfalls sehr gefördert. Die große Ebene zwischen Delhi und Benares ist wie ein Sieb mit unzähligen Schöpfbrunnen durchlöchert. So waren 46000000 Morgen (29 M. Acres) durch künstliche Bewässerung geschützt.[1])

[1]) Beiläufig sei des großartigen Unternehmens gedacht, den Perryaur von Travankor durch einen Stollen nach Tinnevelli hinüberzuleiten, wodurch dieser dürren Landschaft eine unberechenbare Wohlthat erwiesen werden wird.

Trotzdem gab es schon anfangs 1897 etwa 1 200 000 Personen zu versorgen. Eine vom Parlament eingesetzte Kommission war seit zwanzig Jahren bemüht gewesen, alle möglichen Maßregeln für diesen Zweck zu treffen. Man ist ganz systematisch vorgegangen. Ganz Indien ist in eine große Anzahl Fächer (block) eingeteilt, für deren jedes genügende Verbindung mit Verkehrsstraßen hergestellt ist. Mehrere Eisenbahnlinien sind lediglich auf Antrag jener Kommission gebaut worden. Bedeutende Massen von Nahrungsmitteln waren erforderlich, die Hungernden am Leben zu erhalten. Es ist bewundernswert, welche Summen hierzu von der Regierung aufgewendet wurden. Allein für die Nordwestprovinzen wurden einschließlich erlassener Steuern und Renten 528 000 000 Mk. daran gegeben. Für systematische Verteilung war gesorgt. Denen, welche arbeiten konnten, wurde gegen entsprechende Leistung an öffentlichen Arbeiten die Hilfe gewährt; den andern ganz unentgeltlich.

Wie viel Menschenleben durch diese Maßregeln gerettet worden sind, ist wohl noch nicht festgestellt. Jedenfalls wird der Geschichtsschreiber hier der christlichen Humanität einen ehrenden Denkstein setzen können. Die Hungersnot von 1769 hatte in Bengalen allein 10 Millionen Menschen dahin gerafft. Auch diesmal sind Fälle wirklichen Hungertodes vorgekommen. Wenn aber nach einer Berechnung in den Nordwestprovinzen die Sterblichkeitsziffer sich nur von 3,2 % auf 3,6 % hob, so kann die Zahl der Verhungerten nicht groß sein. Freilich fast alle dargereichte Hilfe war eben nur genügend, um vor dem Schlimmsten zu schützen. Zu einer vollen Ernährung reichte sie bei weitem nicht aus. Daher hat die Not nur zu oft ihr Gefolge von Siechtum und Krankheit. Selbst jene großartigen Veranstaltungen erweisen sich als unzureichend und tragen das Gepräge der menschlichen Schwachheit und Ohnmacht (C. M. Rep. 97, 166 ff.; 98, 170 ff.).

Sehr erschwert wird die Hilfeleistung durch das Verhalten der Notleidenden. Sie verlassen in Scharen ihre Heimat und suchen irgend wo anders Verdienst und Nahrungsmittel zu finden. Es wird von verschiedenen Missionsstationen berichtet, daß nur wenige solcher Ausgewanderten zurückgekehrt sind. Auf der andern Seite wird die Hungersnot durch die selbstsüchtige Spekulation der heidnischen Kaufleute verschärft und auch die nicht betroffenen Gebiete in Mitleidenschaft gezogen. Sobald der Regen irgendwo ausbleibt, suchen die Händler soviel Reis und Korn als möglich zu noch mäßigen Preisen aufzukaufen. Sie halten ihre Vorräte zurück, bis die Preise eine Höhe erreicht haben, die für viele unerschwinglich ist. Infolge davon stocken die Geschäfte. So werden auch Gebiete, die noch eine gute Ernte hatten, bei massenhafter Ausfuhr des Getreides von der Teuerung nicht wenig bedrückt, und mittelbar wird das ganze Land heimgesucht.

Daß unter solchen Verhältnissen der Missionsarbeit große Schwierigkeiten erwachsen, liegt auf der Hand. Diesmal kam dazu, daß die Missionare nur wenig zu Verteilung der öffentlichen Hilfeleistungen herangezogen wurden. Früher geschah dies in ausgedehnterem Maße. Diesmal aber waltete, wie es scheint, die Absicht vor, jeden Schein zu vermeiden, als wolle man mittels der Unterstützungen Proselyten machen. Das Verhältnis der Regierung zu den Missionen scheint unberechenbar zu sein. Sonst giebt es mancherlei Zeichen von Entgegenkommen (das vielleicht auch mehr auf der persönlichen Neigung einzelner höherer Beamten beruhen mag); aber zu einer offenen missionsfreundlichen Haltung kommt es nicht. In diesem Falle lag eine offenbare Ungerechtigkeit in der Umgehung der Missionare, da großartige

Summen, die in England, z. B. als Gaben der christlichen Gemeinden infolge eines Aufrufs von der Kanzel gesammelt waren (z. B. der Mansion House Fund mit 16 Millionen Rupies), mit zu verteilen waren. Selbst Senana-Missionarinnen, die am besten zur Hilfeleistung in den Häusern der höheren Kasten geeignet gewesen wären, wurden streng ausgeschlossen (C. M. Rep. 98, 172).

So waren die Missionare genötigt, bei ihren Freunden in der Heimat für ihre Notleidenden Gemeinden und Pflegebefohlenen zu bitten, während große von jenen bereits gesandte Summen durch heidnische Beamten verteilt wurden. Die Gebefreudigkeit der Missionsfreunde hat sich dabei wieder glänzend bewährt. Auch den deutschen Gesellschaften, die in Indien arbeiten, flossen besondere Hilfsbeiträge zu, wenngleich nicht in dem Maße wie in England, von wo die Kirchenmission allein über 260 000 Mk. zur Unterstützung nach Indien senden konnte. Amerikanische Christen sandten außer großen, namentlich vom Christian Herald gesammelten Summen auch reiche Liebesgaben in natura, eine Schiffsladung Getreide, das den Missionaren ohne Unterschied der Nationalität zur Verteilung überwiesen wurde (C. M. Rep. 98, 191 208. Meth. Ep. Rep. 97, 211).

Ein besonders schweres Zusammentreffen brachte die ungünstige finanzielle Lage mehrerer Missionsgesellschaften mit sich, durch welche manche Einschränkungen des Missionsbetriebes nötig wurden. Der amerikanische Board mußte ganz bedeutende Reduktionen seines Voranschlags eintreten lassen. Auch die Methodist-Episkopalen und die amerikanischen Presbyterianer mußten sich einschränken und die Leipziger wenigstens von ihrer Schularbeit einstellen, was irgend entbehrlich war. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ist die Notzeit leidlich überstanden worden. Nicht bloß die Missionare, sondern auch großenteils die eingebornen Gehilfen haben viel Selbstverleugnung bewiesen und auch von manchen Gemeinden ist zu rühmen, daß sie trotz der eigenen Not für fremde, leidende Mitchristen (z. B. die Armenier — U. P. Rep. 98, 42 Meth Episc 97, 169) etwas übrig hatten und überhaupt für Sachen des Reiches Gottes beizutragen willig waren.

Nach der Erklärung der Regierung ist nunmehr nach fast 2 Jahren die Hungersnot erloschen. Für etliche Landschaften will es noch nicht stimmen (Lpz. Mbl. 98, 203). Aber auch auf den weiten Gebieten, wo sie nun ausgetobt hat, machen ihre Nachwirkungen „in verfallenen Häusern, zerstreuten Familien, verlassenen Feldern, leeren Ställen und Werkstätten," einsamen Waisen und verlassenen Witwen sich fühlbar. „Das ist das Vermächtnis, welches die Hungersnot den Missionaren hinterläßt" (C. M. Rep. 98, 172). Sie haben dasselbe schon zum guten Teile angetreten. Es sollen 10 000 Kinder in evangelischen Missionswaisenhäusern Aufnahme gefunden haben (Lpz. Mbl. 98, 160). Auch die wackere Pandita Ramabai hat 300 Waisenmädchen gesammelt, denen sie eine christliche Erziehung geben läßt (ib. 57).

Furchtbar war der Schrecken, welche die Seuche hervorrief. Obgleich sie zunächst nur in engerem Umkreise wütete, erfüllte sie das ganze Land mit Entsetzen. Die Beulenpest, eine Krankheit, deren gefährliche Keime von den Ratten verschleppt werden, kam ebenfalls im Herbst 1896 in Bombay zum Ausbruch. Wer die engen, unsauberen Stadtteile indischer Großstädte, die ausschließlich von den Eingebornen bewohnt werden, kennt, der weiß, welch einen günstigen Nährboden sie für diese Seuche bilden müssen. An einem Tage sind derselben, als sie den Höhepunkt erreichte, 1384 Opfer gefallen. Tausende flohen aus der Stadt. Alle Eisenbahnzüge

und Dampfschiffe waren überfüllt. Von den 800000 Einwohnern sollen nur 300000 zurückgeblieben sein. Die Regierung that was sie konnte. Es wurden 41 Pesthospitäler eröffnet. Die strengen Sanitäts-Maßregeln, durch die man die Ausbreitung der Epidemie verhindern wollte, riefen aber nicht blos bei den unverständigen niederen Klassen, sondern auch bei den Brahmanen große Erbitterung hervor. Von England wurden 59 Ärzte und 61 Wärterinnen geschickt. Zwei der letzteren wurden in Ausübung ihres Berufes selber dahin gerafft. Bald bildete sich ein zweiter Herd der Seuche in der Brahmanenstadt Puna. Hier stieg die erwähnte Erbitterung auf den Gipfel. Die Fremdherrschaft, welche die alten Sitten der Hindus zerstört und ihre Heiligtümer entweihe, sollte an der Landplage schuld sein. Es war um die Zeit als das 60jährige Regierungsjubiläum der Königin gefeiert wurde. In Puna verteilte man Flugblätter mit den niederträchtigsten Schmähungen und Aufreizungen zur Empörung. Zwei englische Beamte wurden auf offener Straße angegriffen und der eine ermordet. Es ist bezeichnend, daß die Flugblätter in Mahratti und Englisch gedruckt waren. Also auch die englisch gebildeten Kreise hegen Empörungsgelüste.

Dasselbe zeigte sich auch bei einem gleichzeitigen Aufstande in Kalkutta, wo 5000 Mohammedaner wegen eines vermeintlich ihre religiösen Rechte verletzenden Gerichtsurteils sich erhoben und mit Gewalt niedergeworfen werden mußten. Sonst sind Hindu und Mohammedaner immer wider einander. Aber bei dieser Gelegenheit drückten die von gebildeten Hindus redigierten Blätter offen ihre Sympathieen für die Aufständischen aus und machten ihrem Groll gegen die verhaßte Fremdherrschaft Luft. Inzwischen breitete sich die Pest immer weiter aus. Im Mai schien ihre Kraft gebrochen zu sein. In Bombay rechnete man 21000 Todesfälle, im ganzen werden 70000 geschätzt. Nach einer Reihe von Monaten, in denen die Seuche schien erlöschen zu wollen, ist sie anfangs 1898 mit erneuter Heftigkeit wieder ausgebrochen und verbreitet sich weiter nach Süden und Westen. In ersterer Richtung ist bereits die Basler Station Hubli ergriffen, wenn auch nicht gerade in heftiger Weise. Aber großen Schrecken verursachte das plötzliche Auftreten zu Kalkutta. Wie es weiter gehen wird ist nicht abzusehen. Sachkundige meinen, daß die Epidemie, wie einst in Europa 5—6 Jahre dauern könne. Die Maßregeln der Gesundheitspolizei, die von den Heiden mehr als die Pest selbst gefürchtet werden, sind gemildert worden. Gegen den Willen seiner Angehörigen darf fortan niemand in ein Pesthospital gebracht werden. Die Missionare haben auch bei dieser Gelegenheit gethan, was sie thun konnten. Von der englischen Kirchenmission stellten sich 5 freiwillig als Pflegerinnen zur Verfügung. So viel aus den Berichten zu ersehen, ist niemand von den Angehörigen der Mission infiziert worden; wenigstens wird kein Todesfall gemeldet. Auffallend war es und wurde auch von den Heiden bemerkt, wie wenige von den eingebornen Christen der Seuche erlagen (C. M. Rep. 97, 169ff., 98, 172ff. C. M. Gleaner 98, 29. Am. Presbyt. Rep. 98, 91. E. Bapt. 98, 11f. Bas. Jb. 98, 10. Lpz. Mbl. 98, 203, 258 372.).

Außer der Pest hat in verschiedenen Gegenden auch die Cholera geherrscht, so besonders im Tamulenlande. In einer kleinen Christengemeinde starben bald hintereinander 8 Mitglieder (Lpz. Mbl. 98, 82).

Zu den Heimsuchungen, welche Indien erschüttern, gehört auch der Krieg, der nun schon Jahre lang an der Nordwestecke des großen Reiches den Engländern

viel zu schaffen macht. Die Hartnäckigkeit der dortigen mohamedanischen Stämme stellt ihren Waffen schwere Aufgaben, denen sie gelegentlich kaum gewachsen scheinen. Die Öffnung des Weges nach Tschitral war wohl ein Erfolg. Nun aber ist es beim Bau einer Straße dahin mit den Afridis, die sich sonst ruhig und freundlich bewiesen hatten, zu langwierigen Kämpfen gekommen, welche riesige militärische Unternehmungen erfordern, wie sie in diesem Umfange bisher in britisch Indien noch nicht vorgekommen sind. Mag der Kriegsschauplatz nur beschränkt sein, so leidet doch das ganze Land unter diesen Kämpfen, deren Beilegung noch nicht abzusehen ist. Dieselben sind für die Mission von großer Bedeutung. Optimistische Freunde jubelten schon darüber, daß durch die Eröffnung des verschlossenen Gebiets von Tschitral dem Evangelio eine neue Thür geöffnet sei Doch derselbe Vertrag mit dem Emir von Afghanistan, der sie aufthat, überlieferte dem letzteren Kafiristan, das Gebiet heidnischer Stämme, auf das seit Jahrzehnten die Blicke der Missionare gerichtet waren. Gefährliche Untersuchungsreisen ergaben, daß dort ein fruchtbares Missionsfeld entstehen werde, sobald das Land zugänglich sein würde. Jetzt ist es völlig in die Hände der Mohammedaner gegeben, die rücksichtslos den Islam einführen. Wie viel schwieriger wird es nun sein und wie viel länger wird es währen, jenen Völkern das Evangelium zu bringen! (C. M. Rep. 96, 158f. 98, 169).

Ganz kurz sei das Erdbeben erwähnt, das in Bengalen ungeheuren Schaden angerichtet hat. Auch manche Kirche ist, wenn nicht gänzlich zerstört, doch schwer beschädigt worden. Noch schwerere Verluste brachte ein gewaltiger Cyklon mit einer Springflut, welche die Umgegend von Tschittagong bis weit ins Land hinein unter Wasser setzte. Dabei sind 12000 Menschen ums Leben gekommen; gegen 1 Million der Bevölkerung wurde obdachlos. Der Schade an zerstörten Gebäuden, Plantagen und sonstigem Besitztum geht in die Millionen (Lpz. Mbl. 98, 24; 139).

Gott hat ernst mit den Völkern Indiens geredet. Über die Wirkung der außerordentlichen Heimsuchung sind die Ansichten noch sehr geteilt. Man erwartet, daß die von Missionaren geübte Barmherzigkeit einer weiteren Verbreitung des Evangeliums die Thür öffnen werde, wie vor 2 Jahrzehnten in China. (Am. Presb. Rep. 98, 91). Dort folgte der Hungersnot in Schantung allerdings eine Periode überraschenden Wachstums der zuvor nur kleinen evangelischen Gemeinden, und die Bewegung ist nicht wieder zum Stillstande gekommen. In Indien ging es damals anders. In der Not drängten sich große Scharen von Taufbewerbern auf manche Station. Wo man sie bald annahm, haben sie in der Folge viel Schwierigkeiten gemacht. Ich hörte es von dem Leiter einer Mission aussprechen: „Nie wieder Gemeinden bilden aus Taufbewerbern in der Hungersnot!“ Anderwärts hat man sie lange warten lassen; ihre Zahl schmolz zusammen — doch blieb für eine Reihe von Jahren ein Reservoir, aus dem immer wieder eine Anzahl Täuflinge aufgenommen werden konnte, bis es erschöpft war. Damit hörte schließlich die von den Werken der Barmherzigkeit angeregte Bewegung auf. — Diesmal nun finde ich in den Berichten überhaupt nicht viel von solchem Andrang von Taufbewerbern. Ob etwa die oben erwähnte, verschiedene Art der Verteilung daran schuld ist? Die Vermutung liegt wenigstens nahe.

Man wird aber, wie es jetzt steht, wohl mehr der andern Auffassung zustimmen müssen, die mit Jeremias spricht: „Du schlägest sie, aber sie fühlens nicht; du machest es schier aus mit ihnen, aber sie bessern sich nicht.“ Das hartnäckige indische Heiden-

tum steht ungebeugt da. Diese Thatsache wird nicht viel geändert, wenn hochgestellte indische Herrn mit englischer Bildung öffentlich in den rhetorischsten Ausdrücken den britischen Wohlthätern den Dank des ganzen Indiens aussprechen (C. M. Rep. 97, 170). Ein Indien giebt es leider noch nicht. Bis jetzt ist Indien noch ein Konglomerat von Kasten, die alle hart wie Eisen sind, mag auch hier und da der Rost geringe Teilchen aufgelöst haben. Sie zu einem Guß zusammenzuschmelzen war auch diesmal die furchtbare Trübsalshitze nicht stark genug. Die optimistische Auffassung wurzelt in der europäischen Gedankenwelt. Mit indischen Gedanken sehen sich die Sachen ganz anders an. Wo christliche Barmherzigkeit einen tiefen Eindruck macht und die höchste Anerkennung hervorruft, wird der Inder nicht abgeneigt sein, den, welcher der Quell solcher Liebe ist, unter seine Götter aufzunehmen, dazu hat er die volle Geschmeidigkeit (Bapt. Rep. 98, 12 vergl. 96, 178)[1]). Sobald es aber an die Kaste geht, zeigt sich die alte starre Unbeugsamkeit.

Natürlich fehlen nicht die Ausnahmen von dieser Regel. Die Berichte haben schon eine ganze Anzahl von Fällen, wo Leute auch aus höheren Kasten offenbar überwunden von den christlichen Wohlthaten sich zur Taufe gemeldet haben. Es ist das um so erklärlicher, als in solchen Notzeiten so manche Leute umherziehen, die aus ihrem sozialen Zusammenhang herausgerissen und versprengt sind. Denen ist der Übertritt sehr erleichtert. Selbst Brahmanen und Mohammedaner bitten um die Taufe. So wird es ja nach der Hungersnot noch manche tropfenweise Vermehrung christlicher Gemeinden geben und es tröpfelt eben etwas stärker, als zu den gewöhnlichen Zeiten. Wenn man sich auch über jeden Einzelnen, der so kommt, freuen muß, so bleibt doch immer die wehmütige Frage: „Wo sind aber die neune?“ Oder hier zutreffender: die neunundneunzig, die auch gespeist wurden, nun aber den Wohlthätern wieder den Rücken gekehrt haben.

Trotzdem giebts in Indien weite Striche, in denen es nicht blos tröpfelt, sondern wo Scharen kommen, um Aufnahme in christliche Gemeinden zu suchen, besonders im Pandschab, den Nordwestprovinzen und der Madras Präsidentschaft, zum Teil mögen auch bei ihnen die während der Hungersnot erfahrenen Wohlthaten mitwirken. Aber der tiefste Grund liegt auf sozialem Gebiete. Es sind die Kastenlosen, die, unter besonderen Anregungen, sich hier und da in die christliche Kirche drängen. In manchen Berichten ist es geradezu ausgesprochen, daß die Übertritte fast nur aus den untersten Schichten der Bevölkerung erfolgen (Am. Presb., Method. Episc. Am. Ref. vergl. Lond. M. Rep. 97, 21 und Bapt. M. Rep. 96, 10, 15), in andern wird nichts über die Herkunft gesagt. Vielfach giebt es aber auch in solchen Fällen kleine Anzeichen, davon, daß es sich auch dort ganz vorwiegend um die Kastenlosen handelt. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß von dem erfreulichen Zuwachs, den die evangelischen Christen Indiens in den letzten Jahren hatten, der weit überwiegende Teil auf diese Klasse kommt. Leider können wir nicht eine vollständige Statistik über die in Indien arbeitenden Missionen aufstellen. Nehmen wir aber nur die 3 größten (C. M. S., Lond. M., Method. Episc.) heraus, so finden wir in den beiden letzten Jahren einen Zuwachs von 28375 Getauften und

[1]) Christus, der sich vom 12—30. Jahre in Indien aufgehalten haben soll wird als der wahre Yogi gepriesen. Ein versifiziertes Evangelium wird verbreitet, ja man arbeitet an einer kommentierten Hindubersetzung der ganzen Bibel (C. M. Rep. 96, 178).

Katechumenen. Die Zahl stieg nämlich von 268135 auf 296510. Solch eine Vermehrung von jährlich über 5% bedeutet jedenfalls ein kräftiges Wachstum. Freilich verteilt sich dasselbe keineswegs gleichmäßig auf die verschiedenen Missionsfelder. Nur, wo eine Bewegung in den niederen Schichten besteht, zeigt sich eine wirkliche Fruchtbarkeit.

Dem Aufwärtsstreben der Kastenlosen gegenüber hat die Regierung (wenigstens in Madras) neuerlichst eine wohlwollende Stellung eingenommen. Sie kommt den Missionaren in den Bemühungen, die Parias zu kleinen Grundbesitzern zu machen, entgegen. Es wird in dieser Beziehung immer mehr gethan. Von einer oder der andern Seite fehlt dabei vielleicht die nötige Vorsicht. Die Gefahr liegt nahe, die armen, unterdrückten Parias zu verhätscheln und sie selbst sind gar nicht blöde, wo es gilt, Wohlthaten zu ihrer Emanzipierung und sozialen Hebung in Anspruch zu nehmen. Sie streben überhaupt mit allen modernen Mitteln vorwärts. So geben sie in Madras eine Zeitschrift heraus, die den Titel „Der Paria" trägt. Aber dieser Name ist zum Schimpfnamen geworden. Durch eine freundliche Regierungsverfügung ist er jetzt offiziell ersetzt durch „Pandschama", d. h. der fünfte Mann. Das ist aber den Leutchen noch nicht genug. Als jüngst der Redakteur des genannten Blattes die neue Benennung einführen wollte, wurde ihm von seinen Anhängern darüber Unzufriedenheit kund gegeben. Er war nun ratlos und bat öffentlich, man möge ihm mit einem passenden Namen zu Hilfe kommen (Am. Ref. Rep. 97, 21. Lpz. Mbl. 98, 348).

Die Hindu scheinen übrigens durch den Übertritt großer Mengen von Kastenlosen doch etwas beunruhigt zu werden. In Madras hat daher ein Brahmane angefangen, auch die Pandschama zu gewissen Ceremonieen zuzulassen, was ihnen sonst nie gestattet wurde, und seine Kollegen haben ihm zugestimmt (ib. 194). Es wird nun von verschiedenen Seiten um diese Leute geworben, was der Entfaltung wahrer Bescheidenheit nicht sehr förderlich sein dürfte. Hoffentlich lernen sie bald herausfühlen, wer es besser mit ihnen meint, der Missionar oder der Brahmane.

Die Früchte der religionslosen Schulbildung scheinen immer mehr erkannt zu werden. Bei den oben erwähnten Aufständen zeigte sich, wie schlecht es mit der Loyalität der gebildeten Klassen bestellt ist. Ein Hindu beklagte sich vor einem Missionar über diese englische Bildung, welche die Kinder religionslos und atheistisch gemacht habe. „Sie blicken auf die Religion als auf Träumerei hysterischer Frauen. Sie glauben nicht mehr an die göttliche Quelle der Tugend; sie sind unehrerbietig, ungehorsam und unloyal geworden." Eine herbere Kritik des Regierungsschul-Systems ist kaum zu denken (C. M. Rep. 98, 175). Selbst Dr. Martin, der oberste Leiter des Schulwesens in Bengalen, sagt: „Je mehr man die gegenwärtige Stimmung in Indien betrachtet, desto mehr wird man ... überzeugt sein, daß der Grundsatz der religiösen Neutralität zu weit getrieben ist. ... Die Wissenschaft hat den Aberglauben niedergerissen, aber zugleich eine Lust am Zweifel und einen Geist der Unbotmäßigkeit wach gerufen, die die Grundlagen des sittlichen Charakters erschüttern." — Ganz anders lautet das Urteil eines heidnischen Professors über die Missionsschulen. Professor Rangatschariar in Madras, selbst in einer solchen gebildet, bezeugte in einem Vortrage den Segen, den er vom Studium des Lebens und der Lehre Christi gehabt habe (Lpz. Mbl. 98, 319 f.).

Ein neues Schulgesetz wird mehrfach erwähnt (vergl. Lond. M. Rep. 97, 152). Ich finde aber nur, daß die Forderungen für die Elementarschulen höher geworden

sind. Von einer Abstellung der erwähnten Übelstände wird darin kaum etwas zu finden sein.

Wenn die von indischen Damen erworbene Universitätsbildung oder gar die Auszeichnung von Indern in allerlei englischem Sport als bedeutsame Zeichen des Fortschritts angeführt werden (C. M. 97, 173 f.), so dürfte das doch recht fraglich sein.

Jung-Indien hatte sich sonst auch durch die Versammlungen des Nationalkongresses bemerklich gemacht. Derselbe hat nun zum dreizehntenmal getagt, bot aber unverkennbare Merkzeichen eines schnellen Verfalls. Nur 620 Abgeordnete hatten sich diesmal in Amrawati (in Berar) versammelt. Es herrschte ein ziemlich zahmer Ton. Es kam auf eine Ergebenheitserklärung an das britische Regiment hinaus. Leider stimmt damit keineswegs die Haltung der Bevölkerung überein, besonders die der vielen sogenannten Gebildeten, die ihre Absicht auf ein einträgliches Amt nicht verwirklichen konnten. Sie sind es hauptsächlich, die in der üppig wuchernden eingebornen Presse Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit säen. So kam es zu jenem Aufstande beim Regierungsjubiläum der Kaiserin. Von den Christengemeinden wurde das letztere mit Freudigkeit gefeiert. Eine Ergebenheitsadresse mit 65 000 Unterschriften in einem mit christlichen Symbolen und Bibelsprüchen geschmückten silbernen Behälter wurde dem Vizekönig übergeben.

Die Christen werden sonst von der Regierung nicht besonders beachtet, geschweige bevorzugt — wo nicht einzelne christlich gesinnte Beamte eine Ausnahme machen. Die Bevorzugten waren bisher immer die Brahmanen, die gradezu verhätschelt wurden. Es ist in Indien eine geläufige Redensart, daß die Brahmanen das Kaiserreich beherrschen. Diese Politik scheint durch die Verurteilung zweier Brahmanen in Puna einen Stoß zu erhalten (Lpz. Mbl. 98, 155).

Nicht zu übersehen ist die Stimmung der Mohammedaner, denen der Kamm sehr geschwollen ist, seitdem der Sultan den glänzenden Sieg über das kleine Griechenland errungen hat. Mohammedanische Priester halten aufreizende Predigten und der Emir von Afghanistan hat ein Buch geschrieben: „Der heilige Krieg" — das in Indien verboten werden mußte (ib. 57. Bapt. M. Rep. 98, 16).

So sind es auch meist die Mohammedaner, welche die Predigt des Evangeliums zu hindern suchen, während sonst vielfach berichtet wird, daß die Haltung der Bevölkerung bei öffentlichen Predigten eine ruhige, teilweise sogar eine freundliche ist. Oft werden die Evangelisten sogar in heidnischen Dörfern gastfrei aufgenommen und andächtige Scharen hören ihnen zu. Nur von den Anhängern des Arya Samadsch werden mehrfach Störungen berichtet (C. M. Rep. 98, 184. W. P. Rep. 97, 50).

Oft werden Personen erwähnt, die ihre Zustimmung zur christlichen Lehre bekennen — aber zu schwach sind, den Bann der Kaste zu durchbrechen (Bapt. M R. 96, 13; 98, 18 bis. Lond. M. R. 97, 73, 94). Auch die Erfolge der schnell wachsenden Senanaarbeit können meist nur bis an das Thor der christlichen Kirche, aber nicht hineinführen. Solch christliches Leben in seinen Anfangsstadien ist in Indien jedenfalls schon weiter verbreitet, als man vermutet (vergl. Lond. M. Rep. 96, kleinere Ausgabe (S. 18). Aber es ist nicht möglich, dies irgendwie zu fixieren und statistisch darzustellen. Hier kommen wir nicht über das Gleichnis vom Sauerteig hinaus. Dabei sollte man in treuer Arbeit stille sein und warten, aber nicht, wie es zuweilen geschieht, mit rhetorischem Jubel über „unzweifelhafte Zeichen, daß die alte Burg des Hinduismus endlich zerbröckele" und „die Zeit des Sieges nahe"

(Lond. M. Rep. 97, 70; vergl. Bapt. M. R. 96, 10) die Missionsfreunde irre leiten. Andererseits werden freilich die großsprecherischen, modernen, heidnischen Gegner der Mission sehr bald zu schanden. Das gilt jetzt von Swami Vivekananda, der in Chicago so viel Staub aufwirbelte und sich geberdete als der neue Religionsstifter, der die volle Wahrheit gefunden habe. Von der Verwirklichung seiner kühnen Pläne, Seminare zur Bildung von Hindumissionaren zu gründen, ist nichts zu hören (A. Ref. 98, 17 cf. 97, 19). Dergleichen sind Pflänzchen, aus modern-liberalen Samenkörnern entsprossen, die auf indischen Boden bald verwelken. Aber die alten einheimischen Ordnungen und Sitten stehen da wie Banianenstämme, die wenn sie endlich absterben, sich längst mit Dutzenden von kräftigen Stämmen, die aus ihren Luftwurzeln wuchsen, umgeben haben. Manche Berichte lassen auch diesmal wieder die klare Einsicht durchblicken, daß nur Gottes allmächtiges Eingreifen diese Macht wird überwinden können,[1]) und daß unser jetziges Missionswerk nur die Handlangerarbeit ist, die ihm die Wege zu bahnen hat. Manchem wird freilich die Selbstverleugnung betreffs der eigenen Arbeit und Methode nicht ganz leicht. Bedeutungsvoll ist der allgemeine Bettag um die Bekehrung Indiens, der am 3. Advent 1897, wie es scheint, auf allen Stationen gehalten wurde, wobei sich auch die Leipziger nicht ausschloffen, obgleich die Feier von der Leitung nicht offiziell angeordnet war (C. M. Rep. 98, 178; Lpz. Zb. 98, 8).

Litteratur-Bericht.

1. **Munzinger:** „Die Japaner." Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japanischen Volkes. Berlin. 1898. 5, geb. 6 Mk. Das ist ein hervorragendes Buch, welches einen beachtenswerten Beitrag zum Verständnis sowohl des japanischen Volkes wie der japanischen Mission liefert und auch solchen Lesern willkommene Belehrung erteilt, die schon einige Kenntnis über beide besitzen. Der Verfasser, der reichlich fünf Jahre als Missionar im Dienste des Allg. evang.-protestantischen Missions-Vereins in Japan thätig war, hat nicht bloß Sprache, Litteratur und Geschichte des Volkes, sondern auch das Volk selbst in allen seinen Schichten mit Fleiß studiert und mit schriftstellerischem Geschick lebensvoll und anschaulich geschildert. Man kann den in zwölf Kapitel übersichtlich gegliederten Inhalt in zwei Hauptabschnitte gruppieren, von denen der erste und umfangreichste das geistige, soziale, nationale und religiöse Leben der Japaner, der zweite die christliche Mission unter ihnen behandelt. Aber auch der erste Abschnitt trägt viel missionarisches Kolorit, sofern er aus der charakteristischen Beschaffenheit des Missionsobjekts die Akkomodation des Missionsbetriebs verstehen lehrt, welche durch sie bedingt ist. Ist in dieser Beziehung schon das sich mit der Sprache beschäftigende Kapitel höchst instruktiv, so enthalten die folgenden, besonders in den Illustrationen, erst recht eine Fülle von Anweisung, wie der Japaner richtig genommen werden muß, auch wenn keine direkte Anwendung auf das missionarische Verhalten gemacht wird. Das ist ja überall die schwere Aufgabe des als Fremdling kommenden Missionars, sich so in Sitte, Denk- und Anschauungsweise seiner Missionsobjekte einzuleben, daß er keinen Anstoß giebt, sich wirklich verständlich macht und das Thürlein findet, durch welches seine Botschaft in ihr Herz gebracht werden kann. Und aus Munzigers Buch ist in dieser Beziehung viel zu lernen; es zeigt natürlich nur, wie der Fremdling an

die Japaner herankommt, aber indem es das an einem einzelnen Volke exemplifiziert, giebt er ein typisches Beispiel für das missionarische Verhalten auch unter anders gearteten Missionsobjekten.

Auch die fünf sich speziell mit der Mission beschäftigenden Kapitel (I, IX—XII) habe ich mit steigendem Interesse gelesen. Dem theologischen Standpunkte des Verfassers stehe ich in wesentlichen Punkten allerdings oppositionell gegenüber, so z. B. wenn er rund erklärt: „Ich halte die Wunder für menschliche und zeitliche Einkleidungen göttlicher und ewiger Wahrheiten" (S. 323), nachdem er unmittelbar vorher versichert hat: „Ich habe positives Bibelchristentum zu bieten versucht." Die Verflüchtigung der Wunder, z. B. der Auferstehung, in bloße Einkleidungen von Wahrheiten ist mit einem positiven Bibelchristentum nicht verträglich. Wenn die Bemerkung: „Ich fand es als das zweckmäßigste, im Anschluß an das Evangelium von der christlichen Ethik auszugehen, nicht im Sinne einer trockenen Moral, sondern einer ethischen Religiosität" nur sagen soll, daß die Ethik die Anknüpfung geboten habe, für die dann folgende Einführung in das Geheimnis der Versöhnung, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wenn aber gemeint ist, daß die christliche Ethik den wesentlichen Inhalt der missionarischen Verkündigung bilde als die Vervollkommnung der konfuzianischen, wenn die ethische Unterweisung damit in einen Gegensatz zur dogmatischen gestellt werden soll, dann wäre unsre Differenz eine noch größere als sie bezüglich der Wunder ist. Ich stimme ganz bei, daß auf die ethische christliche Charakterbildung gerade auch in der missionarischen Wirksamkeit garnicht genug energischer Fleiß verwendet werden kann und daß das doktrinäre Dogmatisieren z. B. über Trinität, nicht in die missionarische Praxis gehört. Aber der Glaubensinhalt des Dogmas ist doch das integrierendste Stück der missionarischen Heilsbotschaft und der geglaubte Glaubensinhalt bleibt doch Wurzel und Kraft des sittlichen Lebens. Dies vorausgeschickt, stehe ich aber nicht an, zu bekennen, daß ich die missionstheoretischen Ausführungen des Verfassers mit viel Zustimmung gelesen habe, überrascht über die weit größere Übereinstimmung in wichtigen Grundfragen des Missionsbetriebs als ich erwartet. Der Allg. evang.-protestantische Missionsverein hat offenbar über der eignen Missionspraxis gelernt und manche seiner alten Theorieen sehr wesentlich reformiert. Und darüber darf man sich freuen. Was der Verfasser über Einzel- und Volksbekehrung, was er über Gemeindeorganisation und missionarische Kirchenzucht, was er über eingeborene Mitarbeiter, über litterarische Thätigkeit u. s. w. sagt, ist meist gesund und kann allgemein acceptiert werden. Kurz: das Buch ist eine Erscheinung in der Missionslitteratur, die sich weit über den Durchschnitt erhebt und Beachtung verdient. Warneck.

Berichtigung.

1. S. 10 Z. 7 v. u. „progressionsmäßig" statt progressionswichtig.
2. S. 47 Z. 5 v. o. sind die Worte: „vielleicht jetzt überflüssigen" versetzt; sie müssen am Schluß der Z. 3 stehen, so daß es heißt: (mit Ausnahme der vielleicht jetzt überflüssigen Nr. 7 u. s. w.).
3. S. 48 Nr. 4 stand ursprünglich das erst in dieser Nummer zur Anzeige gekommene Buch von Munzinger. Raummangel nötigte zur Zurückstellung. Dabei ist vergessen worden das „gleichfalls" in der jetzigen Nr. 4 zu streichen.
4. S. 48 Z. 8 v. u. S. 75 statt 7 u. ff.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) und ihre Bedeutung für die Mission.[1]

Von Pastor Strümpfel.

Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. der Pietismus die Kirche auf dem Festlande mit neuem Leben erfüllte, regten sich auch jenseit des Kanals verwandte Bewegungen. Ein deutscher Theologe, Dr. Anton Horneck, seit 1671 Pfarrer an der Savoykirche in London, wurde der Vater von „religiösen Vereinen", welche wöchentlich zur Erbauung zusammenkamen, eng an die Formen der anglikanischen Kirche sich hielten und in Kürze über alle englischen Städte sich ausbreiteten. In der Öffentlichkeit gingen mit ihnen vielfach Hand in Hand die interdenominationellen „Vereine für Sittenreform", welche gegen das weltliche Treiben, wie es in der Zeit der Restauration eingerissen war, das christliche Volksgewissen wachzurufen suchten. Aus diesen religös lebendigen Kreisen ging die „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (Society for Promoting of Christian Knowledge)" hervor, welche als die älteste und ehrwürdigste der großen christlichen Gesellschaften Englands im Jahre 1898 auf ein 200jähriges Bestehen hat zurückblicken können. Ihre Geschichte läßt uns nicht bloß Blicke thun in die innere Entwickelung der anglikanischen Kirche, sondern liefert auch Beiträge zur neueren Missionsgeschichte, an deren erster durch die Namen A. H. Franckes und Zinzendorfs bezeichneter Periode die englische Christenheit vergleichsweise noch sehr wenig und zwar gerade durch diese Gesellschaft beteiligt war. Aus der Jubiläumsschrift[2] schöpfen wir die folgenden Mitteilungen, indem wir bei den Beziehungen zur Heidenmission ausführlicher verweilen.

1. Gründung und erste Entwickelung.

Unter dem freudigen Eindruck des eben geschlossenen Friedens von Ryswick traten am 2. Dezember 1697 im hohen Chore von St. Paul in

[1]) Leider etwas verspätet. Der Aufsatz hätte noch in 1898 zum 200jährigen Jubiläum der Gesellschaft erscheinen sollen. D. H.

[2]) „Two hundred years. The history of the S. P. C. K. 1698 to 1898" by W. O. B. Allen, M. A. and Edmund Mc Clure, M. A., Secretaries of the Society.

London, der seit dem Brande von 1666 zum erstenmale wieder gottesdienstlich benutzt wurde, eine Anzahl ernster, angesehener Männer zur Beratung über die kirchlichen Notstände zusammen. Ein frommer, organisatorisch begabter Geistlicher, Dr. Bray, entwarf das Programm einer kirchlichen Gesellschaft nach Analogie der großen durch königliche Charte bestätigten Kolonisations- und Handelsgesellschaften, welche angesichts „der krassen Unwissenheit über die Grundzüge der christlichen Religion und des daraus entspringenden Wachstums der Unsittlichkeit" die „Verbreitung christlicher Erkenntnis" zu ihrer Aufgabe machen sollte. Von dem Gedanken geleitet, daß die sittliche Verwilderung zum großen Teile in der mangelnden religiösen Unterweisung der Jugend, besonders der ärmeren Klassen, ihren Grund habe, hatte er schon als Rektor in Sheldon Katechismuspredigten gehalten und dem Schulwesen sich zugewandt. Zugleich gedachte er durch Verbreitung von Schriften auf das Volk und durch geeignete Bibliotheken auf die Geistlichkeit einzuwirken. Nach diesem Plane gingen die am 8. März 1698 zur ersten Sitzung versammelten fünf Männer (außer Dr. Bray 1 Lord, 2 Advokaten und 1 Colonel) an die Arbeit. Während Bischöfe und Geistlichkeit größtenteils der neuen Strömung anfangs abweisend gegenüberstanden, schlossen sich ihr überall die Erbauungsvereine an und stellten sich unter ihren Schutz, bald erfreute sie sich aber auch der Gunst des Hofes und des Erzbischofs. Durch Korrespondenten in den Diözesen, welche ihre Schriften (Bibeln, Gebetbücher, Traktate) verbreiteten, übte sie auf das kirchliche Leben einen heilsamen Einfluß, trat für Sonntagsruhe, Hausandacht und monatliche Kommunion ein und regte den Klerus, welcher vielfach bei dürftiger materieller Lage nicht auf der Höhe seines Berufes stand oder doch meinte, daß „sein Geschäft auf die Kirchenmauern beschränkt" sei, zu wärmerer Frömmigkeit und vielseitigerer Thätigkeit an. Besonders förderte man die vernachlässigte katechetische Arbeit. Gleich das erste Cirkular an die Geistlichen regte zur Gründung von Schulen an, in denen arme Kinder im Lesen, Schreiben und Katechismus unterrichtet wurden. Ein Formular zu einem Reverse lag bei, durch den sich Mitglieder einer Parochie zur Zahlung vierteljährlicher Beiträge für eine solche catechetical school, oder wie sie bald hießen charity school, verpflichteten. Die Gesellschaft lieferte die Lehrkräfte und Bücher.[1]) Diese unter kirchlicher Leitung stehenden Schulen waren der

[1]) Daß auf dieses Streben die gleichartigen Bemühungen der deutschen Pietisten von Einfluß waren, liegt in dem inneren Zusammenhang der beiderseitigen Bewegung. Am 11. Mai 1699 erschienen in der Komiteesitzung zwei von A. H. Francke

erste Ansatz zur Volksschule in England und fanden viele opferwillige Hände. Am 8. Juni 1704 zog zum erstenmale eine Prozession von 2000 Kindern mit ihren Lehrern durch die Straßen Londons zum Festgottesdienste der charity schools, welcher bis zum Jahre 1877 ein Hauptereignis im Londoner Leben war. Die Gesellschaft wurde 1811 wesentlich entlastet durch die National Society, welche angesichts der drohenden Gefahr denominationsloser Schulen zur Erhaltung des staatskirchlichen Schulwesens sich bildete. Außerhalb Englands aber, namentlich in Irland und Wales, hat die Gesellschaft auch später noch die Fürsorge für die kirchlichen Schulen gehabt und in England selbst hat sie namentlich für die staatskirchlichen Lehrerseminare noch in jüngster Zeit bedeutende Summen aufgewandt.

Neben der Erweckung lebendiger Frömmigkeit lag aber auch ein kirchliches Interesse schon den Gründern der Gesellschaft am Herzen. Sie wollten die Sektierer und Papisten, namentlich aber die Quäker zurückgewinnen. In seinem ersten Entwurfe bezeichnet Dr. Bray die Quäker als „vom christlichen Glauben gänzlich abgefallen und einem Heidenvolke gleich zu achten". Mündlich und schriftlich führte er den Kampf und sorgte dafür, daß ein auf diesem Gebiete besonders rühriger und erfolgreicher Rev. Keith von der Gesellschaft unterstützt wurde.

Spiegelt sich darin die innerkirchliche Erregung der Zeit, so lag doch vor allem die Sorge um den Bestand der Staatskirche in den Kolonieen zu Grunde. Als Kommissar des Bischofs von London, dem die kirchliche Pflege aller Kolonieen unterstand, ging Dr. Bray 1699 nach Maryland. Im Blick auf die dort ihn erwartenden Kämpfe mit den Quäkern und auf die kirchlichen Bedürfnisse der Kolonieen überhaupt stellte er der von ihm gegründeten Gesellschaft auch die Aufgabe, die „plantations abroad" mit frommen, tadellosen Geistlichen, christlichen Schriften und Parochialbibliotheken, und mit Kirchschulen zu versorgen. Besonders sollte sie diejenigen Geistlichen unterstützen, welche „ihre Person daran wagen, die Bekehrung der Neger oder eingeborenen Indianer zu versuchen". Die Gesellschaft trat auch bald mit Freunden in Amerika in Verbindung, um diese Gedanken zu verwirklichen. In einem Schreiben vom Jahre 1700 erklärt sie es für „a great scandall of the reformed religion", daß die Neger-

geschickte Deutsche, um über Franckes Schulen zu berichten und für die Einrichtung der Katechismusschulen Rat zu geben. Im folgenden Jahre wurde Francke auswärtiges korresp. Mitglied der Gesellschaft. Andererseits wurden die Schriften der Gesellschaft, besonders über die Erbauungsvereine auch in Deutschland übersetzt und verbreitet.

ſklaven von unchriſtlichen Herren abſichtlich in Unwiſſenheit erhalten würden. Es ſtellte ſich aber bald heraus, daß für die überſeeiſchen Aufgaben eine beſondere Geſellſchaft nötig war. So ging in Abweſenheit Dr. Brays aus der S. P. C. K. im Jahre 1701 die Society for Propagation of the Gospel in foreign parts (S. P. G.) hervor. Die ältere Geſellſchaft ſtellte von da ab ihre Sammlungen für Amerika ein und beſchränkte ſich hauptſächlich auf die Lieferung chriſtlicher Schriften.[1])

Für eine thatkräftige Heidenmiſſion war damals in England die Zeit noch nicht gekommen. Vielmehr erhielt England von Deutſchland aus durch die Verbindung mit A. H. Francke die erſte Heidenmiſſion außerhalb ſeiner amerikaniſchen Kolonieen. Das ſollte ebenſowenig vergeſſen werden wie die Thatſache, daß die Väter der engliſchen Erweckung und damit des heutigen engliſchen Miſſionslebens, Wesley und Whitefield, ihr Beſtes der Brüdergemeine ſowie Luthers und A. H. Franckes Schriften verdanken. Die merkwürdige Fügung, durch welche die S. P. C. K. an der Halliſchen Miſſion in Oſtindien beteiligt wurde, bedarf der Darſtellung in einem beſonderen Abſchnitte.

2. Die engliſch-halliſche Miſſion in Indien.

Am 9. Juli 1706 waren Ziegenbalg und Plütſchau als „königlich däniſche Miſſionarien“ in Trankebar angekommen. A. H. Francke war an ihrer Ausſendung unbeteiligt.[2]) Aber wie ſie ihn als ihren Vater in Chriſto verehrten, ſo trug auch Francke ihr Werk von Anfang an auf ſeinem Herzen und erweckte durch die Veröffentlichung ihrer Briefe in allen pietiſtiſchen Kreiſen ſo lebhaftes Intereſſe für die Miſſion, daß ihm bald von allen Seiten Gaben dafür zufloſſen. Durch zwei ſeiner Freunde

[1]) Kurz vor ſeinem Tode 1730 wurde Dr. Bray durch eine bedeutende Gabe in den Stand geſetzt, eine dritte Vereinigung „zur Gründung von Paſtoralbibliotheken und Unterhaltung von Negerſchulen“ ins Leben zu rufen.

[2]) Die falſchen Angaben der Jubiläumsſchrift, Lütkens habe den Miſſionsgedanken im däniſchen Könige geweckt und wegen Mangels an geeigneten Männern ſich an Francke gewandt, worauf dieſer Ziegenbalg und Plütſchau ausgewählt habe, ſind nur ein neuer Beweis davon, wie wenig leider noch immer die deutſche Miſſionslitteratur in England bekannt iſt. Selbſt Notizen wie die, daß der König den Miſſionaren ſofort ein jährliches Einkommen von 200 Reichsthalern verſprochen habe, entbehren der Genauigkeit; nicht 1706, ſondern erſt 1712 wurden 2000, nicht 200 Reichsthaler ausgeſetzt. Benj. Schultze wird ohne Kritik als „famous linguist“ gefeiert. Die Erwartung, daß die Jubiläumsſchrift über die alte halliſche Miſſion neue, intereſſante Details bringen werde, beſtätigt ſich nicht, obwohl wahrſcheinlich die Akten der Geſellſchaft Stoff dazu bieten.

wurde die Teilnahme in England geweckt. Der fromme Staatsmann Heinrich Wilhelm Ludolf, welcher namentlich seit seinem Aufenthalte in Halle im Winter 1697—98 mit Francke in reger Verbindung stand und dessen Verkehr mit Leibnitz vermittelt hatte, trug sich mit Plänen zur Belebung der orientalischen Kirche, hatte dazu 1698—99 eine Reise nach dem Orient übernommen und war von der S. P. C. K., welcher er in einer Denkschrift seine Ansichten vorlegte, nicht nur zum korresp. Mitgliede ernannt, sondern auch bei seiner neugriechischen Ausgabe des N. T. 1703 unterstützt worden.[1]) Auf seine Veranlassung berief der Prinz Georg von Dänemark, späterer Gemahl der Königin Anna von England, dessen Sekretär Ludolf gewesen war, einen eifrigen Schüler Franckes, Anton Wilhelm Böhme, zu seinem Hofprediger. Böhme hat nun das große Verdienst, den hallischen Pietismus in England bekannt und in manchen Kreisen populär gemacht zu haben. In der Schrift „Pietas Halensis", welche von der S. P. C. K. weit verbreitet wurde, hat er Franckes Berichte über die Entstehung seiner Anstalten für englische Leser bearbeitet. Böhme war es auch, welcher die von J. Lange in Berlin herausgegebenen Briefe der Missionare 1709 mit einer von Francke bekanntgegebenen Bitte um Beisteuer übersetzte und zunächst der Ausbreitungsgesellschaft widmete. Da diese durch ihren Stiftungsbrief auf engliche Kolonieen beschränkt war, trat an ihre Stelle die S. P. C. K., deren Sekretär Newman ein warmer Verehrer Franckes war. Von den eingehenden Beiträgen wurde zunächst die portugiesische Übersetzung des N. T. von J. F. d'Almeida (einem in Batavia zum evangelischen Glauben bekehrten katholischen Priester) in Amsterdam neugedruckt und hinausgesandt, vor allem aber eine Druckerpresse mit romanischen Lettern beschafft, welche nach mancherlei Fährlichkeiten im Aug. 1712 in Trankebar ankam.[2])

Bald wuchs das von Ludolf und Böhme eifrig gepflegte Interesse an der Mission. Sowohl Plütschau bei seiner Heimreise 1712 als Ziegenbalg bei seinem Besuche 1715 wurden von der S. P. C. K. in feierlicher Sitzung empfangen, berichteten in lateinischer Rede und empfingen beträchtliche Summen für ihr Werk. Francke schrieb damals, als man Plütschau so freigebig begegnet war, der Gesellschaft einen Dankesbrief, in dem es heißt: „Die Nachwelt wird aus diesem Beispiele lernen, wie eine Nation

[1]) Kramer, Francke I, 258.

[2]) Der begleitende Drucker Jonas Fincke war als Kriegsgefangener von den Franzosen behandelt worden, nach seiner Befreiung erlag er auf der Weiterreise am Kap dem Fieber. Danach ist Kramer II S. 102 zu berichtigen.

der andern bei der gemeinsamen Sache der Ausbreitung der christlichen Religion helfen kann, wenn sie findet, daß die Deutschen den Dänen und den Engländern beigestanden haben." Aus den letzten Worten sieht man, daß die Missionare durch die freundliche Hilfe von England und das Entgegenkommen der ostindischen Kompagnie veranlaßt, schon damals die Ausdehnung ins englische Gebiet ins Auge faßten.[1]) Auf Anregung der englischen Gesellschaft eröffnete Gründler 1717 in Cudelur und Madras tamulische Schulen und Ziegenbalg machte dorthin Inspektionsreisen. Den entscheidenden Schritt that 1726 Benjamin Schultzè. Diesem begabten, aber unruhigen und herrschsüchtigen Manne wurde es schwer mit anderen zusammen zu arbeiten, darum ging er auf Reisen nach Cudelur, Madras, Pulikat und ließ sich endlich in Madras nieder. Die S. P. C. K. erwirkte ihm einen Schutzbrief und nahm ihn mit einem Gehalte von 1200 Mk. in ihre Dienste. Auf ihre Bitte kamen 1730 von Halle als Mitarbeiter Sartorius und Geister, die ersten Missionare, welche nicht in Kopenhagen ordiniert wurden (Sartorius war vom Hofpred. Ruperti in London, Geister in Wernigerode ordiniert). Der Gesellschaft war Schultze durch seinen Eifer in der Anlegung von Schulen besonders willkommen. Umsomehr beklagte sie, daß er durch seine Herrschsucht auch das Zusammenwirken mit Sartorius und Geister unmöglich machte. Unter schmeichelhafter Anerkennung seines Eifers und seiner Tüchtigkeit forderte sie ihn auf „die letzte Spur von Stolz in sich zu ertöten" und nach Cudelur zu gehen. Er weigerte sich aber und blieb in Madras, bis er 1743 nach Deutschland zurückkehrte. Infolgedessen gingen Sartorius und Geister 1737 nach Cudelur, wo der erstere schon im folgenden Jahre starb und durch Kiernander ersetzt wurde, während in Madras später der treue Fabricius eintrat.

Im Jahre 1750 kam Christian Friedrich Schwartz nach Indien. Er war mit seinen Begleitern in Kopenhagen ordiniert, versäumte aber nicht in London sich der Gesellschaft vorzustellen und fand bei Hofpred. Ziegenhagen herzliche Aufnahme. Das gesegnete Wirken dieses größten indischen Missionars vollzog sich in noch engerem Anschlusse an die S. P. C. K. als das seiner Vorgänger. Von Kopenhagen aus wurde er der englischen Gesellschaft 1766 förmlich überlassen, dazu nahm ihn 1767 die ostindische

[1]) Sie sprechen davon in einem 1712 an die S. P. C. K. gesandten Berichte, in welchem sie sogar den Plan eines Missionsseminars erörtern, aus welchem Missionare nach Bengalen, Bombay, dem Reiche Pegu, der Stadt Cudelur, nach Armenien und anderen Teilen des Orients ausgehen sollten.

Kompagnie als Militärkaplan in Trischinapalli in ihre Dienste. Diese Stellung brachte es mit sich, daß er das Common Prayerbook benutzte. Er sah darin um so weniger eine Gefährdung seiner lutherischen Konfession, als schon seine Vorgänger und ihre von England aus unterhaltenen Katechisten mehrfach das Gleiche gethan hatten. Wenigstens lesen wir im Protokoll der S. P. C. K. vom 4. Dez. 1744: „Den Missionaren wird empfohlen im Gebrauche des Katechismus der englischen Kirche fortzufahren und nach dem Ritus des Common Prayer zu taufen". Nach wie vor behielt die Mission ihren deutschlutherischen Charakter, wie denn auch 1790 die Ordination von Sattianaden in Tinnevelly nach lutherischer Weise geschah. Von der Heimat aus legte man auf die konfessionellen Fragen immer weniger Gewicht, namentlich seitdem auch in der englischen Gesellschaft „die allgemeine kirchliche Apathie und der geistliche Tod" des Zeitalters herrschend wurde.

Während durch Schwartz die Mission ihre größte Ausdehnung erfuhr und anfing reiche Ernten einzubringen, besonders in Tinnevelly, machte sich schon der Niedergang spürbar. Tüchtige Missionare wie Christian Wilhelm Gericke, welcher 1787 die Stelle des alternden Fabricius in Madras übernahm und dort auf Anregung der S. P. C. K. unter Beihilfe des Nabob und der Kompagnie ein großes Mädchenwaisenhaus für die wachsende Eurasierbevölkerung gründete, sowie Jänicke in Tinnevelly vertraten eine Weile noch die altüberlieferte Treue, aber nach Gerickes Tode 1803 machte sich der Mangel an Nachwuchs aus Deutschland schmerzlich fühlbar. An Geld fehlte es zunächst noch nicht, wie Schwartz so hatte auch Gericke sein Vermögen der Mission vermacht, aber was hilft das tote Geld! Wehmütig klagte Pohle 1810: „Wollte Gott, wir bekämen neue Missionare; ich bin über 66 Jahre alt, meine Kraft ist verbraucht, mit mir ist es bald vorbei!" Wie verzweifelt man sich umsah, beweist eine in London aufgetauchte Idee, aus den syrischen Christen Mitarbeiter heranzuziehen, von den Missionaren draußen wurde sie sofort zurückgewiesen. Es hätte nahegelegen, daß die Gesellschaft in England Missionare zu finden suchte; aber dazu fehlte es in ihrer Mitte damals zu sehr am Missionsgeiste. Der einzige Versuch dieser Art wurde 1789 gemacht, indem für die von Kiernander in Kalkutta gegründete Gemeinde nach dessen unrühmlichem Abgange ein Rev. A. T. Clarke ausgesandt wurde. Mit Freude und großen Erwartungen wurde der erste Missionar der Gesellschaft, der aus dem eigenen Lande stammte, verabschiedet, aber schon 1791 trat er als Kaplan in Regierungsdienste und überließ die Gemeinde ihrem Schicksale. Zwanzig Jahre lang (bis

zur Gründung des Bistums) nahmen sich die Kapläne Brown und Owen ihrer an.

Endlich kam die Zeit, wo auch die staatskirchlichen Kreise sich dem in England erwachten Missionsleben nicht mehr verschließen konnten. Im Jahre 1813 war zum letztenmale ein in Dänemark ordinierter Deutscher, C. A. Jacobi († 1814) im Sitzungszimmer der S. P. C. K. feierlich verabschiedet worden. Bei dieser Gelegenheit hielt Archidiakon Middleton eine bedeutsame Rede über Englands Missionsberuf in Indien. Im folgenden Jahre wurde derselbe Mann für das auf Buchanans und Wilberforces Betreiben vom Parlamente gestiftete Bistum Ostindien geweiht. Die S. P. C. K. hatte an dem Zustandekommen des Planes hervorragend mitgewirkt und bewilligte dem Bischof sofort 100000 Mk. für die von ihr verfolgten Zwecke, während der Bischof alsbald Diözesankomitees der Gesellschaft in Kalkutta, Madras und Bombay ins Leben rief, welche mit der Muttergesellschaft regen Verkehr pflegten.

Im Jahre 1816 kam der Bischof nach Trankebar und fand die Mission hier in äußerster Bedrängnis. Mit dem Übergange der Kolonie an England 1815 hatten die Geldsendungen aus Dänemark aufgehört, Schulen waren geschlossen und eine große Schuldenlast aufgehäuft. Der Bischof half sofort mit 4000 Mk. Von Kohlhoff, mit dem er Tandschaur besuchte, und von Pohle in Tritschinapalli sprach er in den wärmsten und anerkennendsten Worten. Bei seinem zweiten Besuche 1819 fand er Pohle und Pätzold tot und nur noch 5 Europäer in der Arbeit. In Veperi veranlaßte er den Bau einer Kirche, deren Kosten 40000 Mk. die S. P. C. K. übernahm. In Madras war die materielle Lage eine gute durch die Hilfe des dortigen Diözesankomitees, welches auch die Druckerei in Veperi neu einrichtete.

So bahnte sich der Übergang in bischöfliche Hände ganz von selbst an. Middleton starb 1822. Sein Nachfolger Heber legte mehr Gewicht auf die bischöfliche Ordination. Von den lutherischen Missionaren schrieb er: „Sie unterscheiden sich von uns in der Disziplin und äußeren Formen, was den Eingeborenen oft auffällt und eine ungünstige Wirkung auf sie ausübt.“ Zum erstenmale wurde jetzt ein Indier nach anglikanischem Ritus ordiniert, es war der auf Ceylon die durch Schwartz begründeten Gemeinden pflegende Tamulenchrist Christian David. Nachdem Heber das große Missionskollege in Haura bei Kalkutta, zu welchem die S. P. C. K., die S. P. G., die C. M. S. und die Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft je 10000 Mk. beigesteuert hatten, unter die Leitung der S. P. G. gestellt

hatte, beschloß nunmehr auch die S. P. C. K. im Interesse einheitlicher Leitung der indischen Mission am 7. Juni 1825 die Übertragung ihrer südindischen Mission an die Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.). Für den Gehalt der dermaligen Missionare wollte sie aber sorgen, so lange diese lebten. Es handelte sich um 6 Missionare mit 8352 Christen, 141 Lehrern und 1232 Schülern. Die Gesellschaft war froh, die Mission, welche ihr durch den Mangel an Arbeitern zuletzt viel Not gemacht, in andere Hände geben zu können, um sich fortan ganz ihren eigentlichen Aufgaben, der Ausbildung eines christlichen Schulwesens und der Verbreitung christlicher Litteratur zuzuwenden. Das wachsende britische Kolonialreich und die immer ausgedehntere Diaspora der englischen Kirche beanspruchte in dieser Hinsicht ihre vollen Kräfte. Für ihre eigene Mission, welche so merkwürdig deutsche Missionare, englisches Geld und dänisches Gebiet vereinigte, war die Zeit abgelaufen, dafür wurde ihr in der bescheidenen Rolle einer Helferin aller anglikanischen Missionen ein desto weiteres Gebiet zugewiesen.

3. Die Diaspora der englischen Kirche und die Missionsbistümer.

Nachdem 1701 die S. P. G. die kirchliche Versorgung der Kolonieen übernommen, beschränkte sich die S. P. C. K. auf Bücherbesorgungen und gelegentliche Anregungen. Ihr bewährter Sekretär Newman (1708—43) war in Massachusetts geboren und behielt lebendiges Interesse für das kirchliche Leben jenseit des Ozeans.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Gesellschaft in dieser Zeit um die flüchtigen Protestanten des Kontinents, namentlich aus Frankreich und der Pfalz, denen sie behilflich war in Amerika ein neues Heim zu gründen. Im Jahre 1732 erregten die Salzburger Emigranten ihre Teilnahme. Georg II. von England siedelte einen Teil in Ebenezer in Georgien an, der fromme Herr v. d. Recke (Hannoveraner von Geburt, aus den Hallischen Pietistenkreisen) leitete den Transport in 4 Zügen 1733—41. Die Gesellschaft, welche gleich im ersten Jahre 94000 Mk. für diesen Zweck gesammelt hatte, sandte ihnen deutsche Lutheraner als Pastoren (Joh. Martin Bolze, Israel Christian Gronau) und Lehrer (Ortmann). Die nach schwerer Anfangszeit aufgeblühte Kolonie wurde 1781 im Unabhängigkeitskriege zersprengt, nachdem sie noch einer hessischen Truppe unter Major Göbel kirchliche Pflege geboten. Der letzte Pastor Triebner wurde deutsch-lutherischer Pfarrer in London. Damit endigte die Georgia-Mission der S. P. C. K.

Der Aufschwung des religiösen Lebens in England zu Anfang unseres Jahrhunderts und das gleichzeitige Wachstum der englischen Kolonieen brachten neues Leben in die alte Gesellschaft. Im Jahre 1813 fing sie an nicht nur daheim, sondern auch in den Kolonieen Distrikt- und Diözesan-

komitees zu bilden, welche $^1/_8$ ihrer Sammlungen an die Muttergesellschaft lieferten, während $^9/_8$ in Gestalt von Büchern an die beitragenden Parochieen zurückgingen.[1]) Dadurch wuchsen die Mittel der Gesellschaft und setzten sie in den Stand, die überseeische kirchliche Entwickelung kräftig zu fördern, während gleichzeitig ihre Schriften weiteste Verbreitung fanden und die Ausdehnung ihrer eigenen Organisation eng an die der Kirche geknüpft wurde.

Nachdem ein Jahrhundert hindurch der Bischof von London die gesamte Diaspora unter sich gehabt, war 1787 mit Neuschottland der Anfang zu der jetzt so stattlichen Reihe der Kolonialbistümer gemacht worden. Bis 1840 gingen diese Gründungen, im ganzen 10, vom Staate aus. Von 1840 ab sind sie das Werk der kirchlichen Freiwilligkeit und was diese hat leisten können, beweist der heutige Stand. Von 1840 bis heute sind 80 neue überseeische Bistümer fundiert und mit dem nötigen Apparat, besonders Colleges, ausgerüstet worden. Zuweilen ist die Gründung das Werk eines einzelnen Gebers. So hat eine einzige Dame, Miß Burdett-Coutts, drei Bistümer dotiert: 1847 Capstadt und Adelaide, 1859 Brit. Columbia; zur Dotation von Rangun trug 1876 ein in der Diöz. Winchester am Missionsbettage gesammelter Fonds 140000 Mk. bei. Ein großer Teil der nötigen Gelder ist aber von den großen kirchlichen Gesellschaften bestritten worden. So hat die S. P. C. K. von 1844 an im ganzen 1800000 Mk. in einzelnen Posten von 20000—100000 Mk. beigetragen. Die Missionsbistümer der S. P. G. und der C. M. S. verdanken ihr bedeutende Hilfe. Durch sie wurde es möglich 1861 die ersten drei außerhalb des Bereichs englischer Besitzungen zu errichten: Centralafrika, Melanesien, Honolulu; die jüngsten 1898 errichteten sind Neuguinea und Thursday Island. Daneben bedürfen viele der alten Bistümer jetzt die Hilfe der Gesellschaft, weil ihnen die Staatsleistung entzogen wurde. In Westindien ist das disestablishment teilweise schon durchgeführt. Da tragen die Spenden der Gesellschaft vorbeugenden Charakter. Aber auch längst selbständige Diözesen nehmen oft Hilfe in Anspruch, z. B. nach schweren Heimsuchungen, für Schulen, Kirchbauten u. s. w. Es läßt sich leider nicht klar ersehen, wie viel von den seit 1820 von der Gesellschaft für die auswärtigen Diözesen aufgewandten $13^1/_2$ Mill. Mk. direkt der Mission zu gute gekommen ist, weil das, was bei uns etwa der Gustav-Adolf-Verein und ähnliche Bestrebungen leisten,

[1]) Gegenwärtig 268 Distriktkomitees, in England und 55 auswärtige Komitees; außerdem 190 Sekretäre in den Landdekanaten und eine Anzahl Diözesansekretäre.

in den Händen der Bischöfe mit den Arbeiten der Heidenmission eng verbunden ist. Ohne jedes unterstützte College oder jedes Unterehmen, an dem die Gesellschaft einmal beteiligt war, aufzuzählen, versuchen wir doch die wichtigsten Punkte hervorzuheben.

In Kanada und Westindien sind namentlich Bauten und Schulen subventioniert worden. Nach elementaren Ereignissen, z. B. dem Orkan auf Jamaika 1880 sind wiederholt Beträge von 20000 Mk. zur Wiederherstellung der Gebäude gespendet worden. Aus Anlaß der Sklavenemanzipation in Westindien erhielt die S. P. G. 1834 zur christlichen Unterweisung der Befreiten 200000 Mk. In Südafrika stehen die Kirchbauten für Engländer, z. B. Buluwayo 1895 und für Eingeborene, namentlich im Sululande, in den Berichten ungesondert nebeneinander. Für Kirchbauten und Schulen sind auch in Westafrika fort und fort Beisteuern erfolgt, namentlich in Sierra Leone, wo die Gesellschaft jährlich 2000 Mk. zum Gehalte des Leiters der industrial school beiträgt, und am Niger, wo Bischof Oluwole 1893 4000 Mk. zum Bau von Schulkapellen in Idjebu erhielt. In Ostafrika erhielt die Kirchenmission Bücher, Lesetafeln, Traktate und Typen für ihre Presse, die Universitätenmission Zuschüsse zu Bauten, z. B. der theologischen Schule und der Kirche in Sansibar. Keinem Felde ist aber soviel zugeflossen wie Indien. Das war die alte Liebe der Gesellschaft. Hier half sie nicht bloß Kirchen bauen, wie die große Kathedrale in Kalkutta (100000 Mk.) und Bistümer gründen, sondern sie wandte sich vor allem dem Schulwesen zu. Auf ihrem alten Gebiete in der Madraspräsidentschaft rief sie 1859—61 5 Mädchenkostschulen, in Tinnevelly Knabenkostschulen ins Leben, die Lehrerbildungsanstalten in Veperi und Sawaierpuram werden von 1863 bis heute fortlaufend unterstützt. Den Eurasiern diente die Indobritisch-Institution in Bombay (1841) und weitere Schulen in dortiger Gegend, von deren Kosten die Regierung und die Gesellschaft je $^1/_2$ trugen. In den letzten 20 Jahren nahm besonders das Missionsschulwesen in Tinnevelly ihre Kräfte in Anspruch; so erhielt Bischof Caldwell 1884 für diese Zwecke 10000 Mk., das Caldwell college in Tuticorin erhält Zuschüsse seit 1883 (1890 in Höhe von 40000 Mk.), die art-industrial school in Nazareth (Tinnevelly) wurde 1892—94 mit je 3000 Mk. gefördert. Aber auch andere Anstalten, z. B. das St. Stephens College der Cambridge Mission in Delhi und das Training College in Nandyal (Telugu) erhielten neuerdings bedeutende Summen. Das bischöfliche College in Colombo (Ceylon) wurde 1849 mit einer Beihilfe der Gesellschaft von 40000 Mk. gegründet. In China hat die Gesellschaft namentlich das College auf Hongkong unterstützt.

In Vorderasien treibt sie in Gemeinschaft mit der S. P. G. eine kleine Mission unter den Nestorianern in Kotschanes, wo nach dem Abgange des Deutschamerikaners Wahl (1886) Canon Mc Lean und Rev. W. Browne die Arbeit fortsetzten.[1]) Der Bericht spricht von guten Erfolgen, insofern als der jüngere einheimische Klerus besser gebildet und mehr auf die Unterweisung des Volkes bedacht

[1]) Die S. P. C. K. giebt „Quarterly reports of the Assyrian Mission“ heraus. Die reiche Sammlung nestorianischer Manuskripte, die Rev. Badger 1842—44 zusammenbrachte und 1852 in einem zweibändigen Werke beschrieb, ist von der Gesellschaft 1887 der Universität Cambridge überwiesen worden.

sei. Nach 2 Jahrhunderten des Schweigens ist die Predigt im Gottesdienste wieder eingeführt worden. In Palästina beschränkte sich die Gesellschaft auf Beihilfen für Schulen, besonders das College in Jerusalem, welches aber keine Eingebornen, sondern nur englische Geistliche zu Studien und Übersetzungen aufnimmt. Bekanntlich hält es die hochkirchliche Richtung für Unrecht, aus den orientalischen Kirchen Proselyten zu machen; sie will nur diesen selbst eine höhere Bildung und ein tieferes Glaubensleben vermitteln.

Zur Bildung einer Kolonial- und eingebornen Missionsgeistlichkeit hat die Gesellschaft seit 1873 anstatt der bisherigen Zuwendungen an Colleges Stipendien für die eingebornen Studenten (worunter nicht bloß Chinesen, Madagassen u. s. w., sondern auch der englische Nachwuchs der Kolonieen zu verstehen) gezahlt und dafür bis jetzt 200 000 Mk. aufgewandt. In den Missionsgebieten stellt sich heraus, daß man eine eingeborne Geistlichkeit nicht erwarten kann, ehe nicht zuvor eine Untergeistlichkeit von Katechisten, Schulmeistern, Subdiakonen u. s. w. herangebildet ist, die unter Aufsicht von Europäern längere Zeit gearbeitet hat. Für diesen Zweck hat darum die Gesellschaft seit 1882 über 100 000 Mk. in den verschiedensten Gebieten aufgewandt. (Schluß folgt.)

Die Entchristlichung der christlichen Hochschule in Japan.

Von Hermann Dalton.

Vor ein paar Jahren gab ich in dieser Zeitschrift (1894 S. 49 u. 97) ein Bild von der ungemein fesselnden Persönlichkeit Nisimas, den einzelne seiner Verehrer und Freunde den „Apostel Japans" nennen, und von seiner großartigen Schöpfung einer christlichen Hochschule in der alten Hauptstadt des Reiches, in Kioto, dem „Rom" des japanischen Buddhismus. Der Besuch dieser Hochschule das Jahr zuvor gewährte einen der schönsten Eindrücke der „Missionspfade in Japan"; auf der blühenden Doschischa und den reichen, offenkundigen Segensströmen, die von dieser christlichen Erziehungsanstalt über das ganze Land hin sich ergossen, ruhte mit besonderer hoffnungsvoller Freude das Auge des Missionsfreundes. Nisima hatte seine tiefwurzelnde, christliche Überzeugung in den Kreisen der Kongregationalisten der Vereinigten Staaten gewonnen. Von ihrer Missionsgesellschaft, der größten Amerikas (American Board), wurde er als Sendbote in sein heißgeliebtes Vaterland entsandt (1874); seine kongregationalistischen Freunde gaben ihm bei der Abordnung zur Ausrichtung

ſeiner Lebensaufgabe, in Japan eine chriſtliche Hochſchule ins Daſein zu rufen, wie eine Art Handgeld 20 000 Mark mit. Mit einer Glaubenskraft, der zugeſagt iſt Berge verſetzen zu können, überwand der begeiſterte Sendbote alle Schwierigkeiten daheim; die Doſchiſcha trat ins Leben (1875). Die Freunde ließen es nicht bei dem Handgeld bewenden; ſie boten mit amerikaniſcher Freigebigkeit die reichen Mittel, den jungen, vielverheißenden Bau chriſtlicher Schulung und Erziehung in monumentaler Weiſe auszuſtatten und auch die tüchtigen Lehrkräfte zu bieten, daß die Doſchiſcha auf der wiſſenſchaftlichen Höhe einer wohlausgerüſteten modernen Hochſchule und zugleich einer nach evangeliſchen Grundſätzen geleiteten Erziehungsanſtal ſtehe. Man berechnet die im Laufe faſt eines Vierteljahrhunderts von Amerika opferwillig geſpendeten Mittel für die Doſchiſcha auf etwa drei Millionen Mark. Ein großer Teil dieſer Aufwendungen liegt im Grund und Boden und in den darauf errichteten zahlreichen, teilweiſe Prachtbauten der Anſtalt, ein reiches Anweſen, das an die vorzüglich ausgeſtatteten Colleges in den Vereinigten Staaten ſelbſt im Stil der Gebäude erinnert. Fremde konnten in Kioto kein Grundeigentum erwerben, kein Haus beſitzen. Niſima wurde deshalb aufgefordert, eine Geſellſchaft, einen Verwaltungsausſchuß von mindeſtens fünf Mitgliedern (trustees) zu bilden und ihr das geſamte Eigentum der Miſſion in Kioto zu überſchreiben. Die Vertrauensmänner waren dem japaniſchen Geſetze gegenüber gewiſſermaßen die „Strohmänner“ der in Japan unzuläſſigen Eigentümer des umfangreichen Miſſionsanweſens. Ich habe ſeinerzeit in Kioto wiederholt ernſte Bedenken über dies freilich alleinige Auskunftsmittel geäußert; die Beſorgnis konnte ich nicht los werden, daß bei einem immerhin nicht unmöglichen Wandel der Dinge in einem heidniſchen Lande das große Anweſen in den Händen der „Strohmänner“ bleiben könne. Man gab die Möglichkeit zu; man ſuchte aber ſich und mich mit dem Bemerken zu beruhigen, daß wer auch immer vor dem japaniſchen Richtſtuhl der Beſitzer ſei oder werde, niemand an den Grundrechten der chriſtlichen Anſtalt rütteln könne.

Schon bei Gründung der Hochſchule wurde ihr chriſtlicher Charakter ſcharf und klar hervorgehoben. Ein paar Jahre nach dem Inslebentreten erhielt die Anſtalt ihre Verfaſſung (constitution), an deren Spitze in ſechs Sätzen die unantaſtbaren „Grundrechte“ (fundamental principles) geſtellt ſind. Auf ſie hin wurden die großartigen Schenkungen gemacht. Die für ſpäterhin beachtenswerten (der erſte, zweite, dritte und ſechſte) Artikel lauten: „Die Geſellſchaft (the company) iſt gebildet, um die ſitt-

liche und geistige Erziehung in engem Bunde zu fördern. — Der Name der Gesellschaft ist „Doschisha-Gesellschaft“ (vergl. A. M. Z. 1894 S. 97); alle Anstalten der Gesellschaft haben ihrem Sondernamen den der Doschisha beizufügen und diese Verfassung gilt ihnen allen. — Das Christentum ist die von der Gesellschaft beförderte Grundlage der sittlichen Erziehung. — Die obigen fünf Leitsätze sind unwandelbar (unchangeable).“ — So lange Nisima lebte († 23. Jan. 1890), war er wie die Seele der Doschisha, so auch ihr Leiter. Von ihm rührt die Verfassung der Anstalt her, von ihm auch ihre unantastbaren Grundrechte. Mit zwei Drittel der Stimmen können die Verwaltungsräte (trustees) Änderungen an der Verfassung bewerkstelligen, aber auch nicht einstimmig den Wortlaut der sechs Artikel antasten; ja vor ihrer Aufnahme in den Verwaltungsrat haben sie mit Namensunterschrift die Bewahrung dieser Artikel zu geloben.

Die Doschisha ist von Anfang an eingegliedert in das reiche Missionsanwesen des amerikanischen Board in Japan. In ihren gemeindlichen Grundsätzen, die sie auch auf ihren Missionsgebieten zur Geltung bringen, folgen die Kongregationalisten Anschauungen, für die sie grade in Japan und unter dessen jungen christlichen Gemeinden viel Anklang finden; ich habe bereits früher darauf hingewiesen, nicht ohne zugleich meine ernsten Bedenken und Besorgnisse für grade in Japan drohende Gefahren zu äußern.[1]) Die Kongregationalisten hatten früher schon auf einem andern ihrer vielen Missionsfelder üble Erfahrungen mit der zu raschen Verselbständigung heidenchristlicher Gemeinden gemacht. Unbelehrt dadurch sind sie in Japan in den gleichen Fehler verfallen, unter einem Volke, dessen Wünschen die zugestandene frühe Selbständigkeit, die gewährte Lockerung des fremden Zügels mit heller Zustimmung entgegen kam. Man forderte in warmer Vaterlandsliebe ein japanisches Christentum, noch ehe das Evangelium seine verklärenden Hoheitsrechte auf das japanische Volksleben ausgeübt. Die begehrliche Forderung ging Hand in Hand und ward verstärkt durch die machtvoll aufspringende Strömung: Japan den Japanen; das „Gottesland“ möglichst frei und selbständig von denen aus der Fremde und auch an dem Christentum alles entfernt, was sich früh, auch nach der Japanen raschem, oberflächlichem Urteil schon in der apostolischen Zeit, als ein fremder Schößling angesetzt habe. Die Doschisha blieb selbst-

[1]) Vergl. „Auf Missionspfaden in Japan“ S. 152, 164, 329.

verständlich von der Strömung nicht unberührt; der durch den großartigen kriegerischen Erfolg gegen China fast bis zur Siedehitze angefachte Chauvinismus drang auch in die Hörsäle der christlichen Hochschule. Der amerikanische Board bekam auf seinem ganzen japanischen Missionsgebiet je länger je mehr den langsam, aber zielstrebig sich vollziehenden Wandel zu spüren, vielleicht am schmerzlichsten an seiner Lieblingspflanzung, der Doschischa; dazu mit dem peinlichen Gefühl einer Schuld, durch die begünstigte zu frühe Verselbständigung seiner eingeborenen Gemeinden den auf dem gesamten Missionsgebiet sich vollziehenden Wandel wahrscheinlich beschleunigt, jedenfalls ihm die Wege geebnet zu haben.

Die in dieser Richtung sich immer schärfer zuspitzenden, gespannten Verhältnisse veranlaßten den Board 1895 einige Männer zur Kenntnisnahme und Untersuchung der eigentümlich verquickten Missionsangelegenheiten nach Japan zu entsenden. Es würde zu weit führen hier näher auf das nicht günstige Ergebnis dieser Botschaft einzugehen. Inbetreff der Doschischa gab der Vorsitzer des Verwaltungsrates und Nachfolger von Nisima, Kozaki, den Abgeordneten ein beruhigendes Sendschreiben an den Board mit, volles Vertrauen in betreff der Schulleitung den Verwaltungsräten zu schenken; mit starker Betonung in ihrer aller Namen, daß die sechs Grundartikel der Verfassung für alle Zeit unantastbar seien und daß sie diesen Artikeln gemäß die Hochschule leiteten. Auch dies Schreiben konnte das entschwundene Vertrauen des Board nicht zurückbringen; die vier Abgeordneten hatten sich zu tief davon überzeugt, daß ein anderer Geist in die Hochschule eingezogen, als ihn Nisima einst derselben eingehaucht und um deswillen allein die Amerikaner die hervorragende Missionsanstalt alle die Jahre hindurch so reich ausgestattet. Die jährlichen Unterstützungen wurden zurückgezogen und damit der Zusammenhang des Board mit dem Verwaltungsrat der Doschischa, der sich als alleinigen Leiter der Hochschule ansah, wie er vor der Behörde als Besitzer des Missionsanwesens galt, gelöst. Die Verwaltungsräte ersuchten zwar die Professoren der theologischen Fakultät auch fernerhin ihre Vorlesungen zu halten, nicht zwar wie bisher als Vertreter des Board, sondern nur als Lehrer; die sämtlichen Professoren der Theologie lehnten aber in einem Schreiben an Kozaki die Bitte ab und erklärten die Niederlegung ihrer Stellung zum Jahresschluß 1896. Sie betonten in ihrem Schreiben, daß nicht nur ihre Stellung zu dem Board den Schritt veranlaßte, ebenso sehr auch der in den letzten Jahren an der Hochschule sich geltend machende nichtchristliche Geist.

„Die Grundlehren (fundamental principles) des Christentums, teuer dem Herzen der Gründer der Doschischa wie dem der amerikanischen Freunde, welche die großartigen Stiftungen gemacht, und dem aller Mitglieder der Mission, wurden öffentlich sowohl auf den Lehrstühlen der Hochschule wie an anderen Orten von Männern angegriffen und lächerlich gemacht, die in enger Beziehung zur Schulleitung stehen. Statt auf die ernsten Einsprachen seitens der Vertreter der Mission wider solches Treiben zu achten, haben die Verwaltungsräte einen Lehrer an die Spitze einer wichtigen Abteilung befördert, der besonders eifrig im Angriff der christlichen Grundrechte der Hochschule war. In Erwiderung auf unsere Einsprache erhielten wir die Antwort: die von den Missionaren als ketzerische bezeichneten Meinungen sind in unseren Augen nicht solche."

Kozaki, persönlich ein gläubiger Christ (vergl. A. M. Z. 1894 S. 98), selber einst Zögling der Doschischa und in gleicher Gesinnung innig mit Nisima befreundet, machte in seiner bescheidenen, liebenswürdigen Erscheinung einen günstigen Eindruck; was ich von ihm sah und hörte, zeigte ihn als einen Mann, ernstlich beflissen, das herrliche Werk im Geiste Nisimas fortzuführen. Nur leise erst regten sich Zweifel, ob seine Führerhand fest genug wäre, wenn die im Lande sich bereits stark geltend machende liberale und nationale Strömung auch die Doschischa ergreifen würde — und Anzeichen dafür waren bemerkbar —, sie von der christlichen Hochschule fern zu halten, ob er statt zu führen nicht als der Geführte sich erweisen würde. Aus der Ferne ist schwer zu entscheiden, inwieweit die starke nationale, christentumsgegnerische Strömung Kozaki selbst ergriffen und er unter ihrem Einfluß Dinge an der christlichen Hochschule geschehen ließ, die bei einem Freunde Nisimas mehr wie befremdlich erscheinen. Seine Stellung wurde unhaltbar; man konnte den schwachen Mann bedauern. Noch im Frühjahr 1897, nachdem bereits das Band mit dem Board gelöst war, gab Kozaki schriftlich die feierliche Versicherung, daß auch fernerhin die Hochschule an den sechs unantastbaren Grundrechten festhalte und ihnen gemäß geleitet werde. Er hat gewiß guten Glaubens die Versicherung gegeben, aber ebenso sicher die in den Verwaltungsrat machtvoll eingedrungene Gegenströmung unterschätzt. Ein paar Wochen später (Mai 1897) legte er den Vorsitz nieder. Auch er erkannte, daß er mit dem auf der schiefen Ebene dahin rollenden Stein nicht mehr Schritt halten konnte, gewissenshalber auch nicht mehr wollte. Den leer gewordenen Platz nahm im Herbst 1897 Yokoi ein.

Yokoi gehört zu den hervorragendsten, geistig bedeutendsten Persönlichkeiten der jungen japanischen Christengemeinde. Eine ungemein fesselnde Gestalt auch nach der Seite hin, an ihrem Werdegang in klar umrissener Ausprägung die Entwickelung und auch den Wandel zu verfolgen, der sich

in Japan und seiner evangelischen Kirche bei einem nicht geringen Teil grade ihrer führenden Glieder während des letzten Jahrzehntes in besorgniseinflößender Weise vollzogen hat. Sein Vater fiel während der Kämpfe zwischen „Alt- und Neu-Japan" in den sechziger Jahren durch Meuchelmord. Der Sohn des Ermordeten war in der Schar der wackeren „Kumamoto-Jungen",[1]) die bald nach Gründung der Doschischa um Einlaß baten, junge, um ihres Glaubens willen von Haus und Hof vertriebene Japanen, nur im Besitz der Kleider, die sie auf dem Leibe, und der Bibel, die sie in der Hand und im Herzen trugen. Sie bildeten den hoffnungsvollen Grundstock der Theologenschule in Kioto. Der größte Teil dieser jugendlichen Glaubenshelden nahm nach Vollendung ihrer Studien bald eine hervorragende Stellung in dem Kirchenverband des Boards ein; ich lernte Yokoi kennen als vielgepriesenen Prediger der größten evangelischen Gemeinde in Tokio, an einer Kirche, die er selbst gebaut, zugleich als Schriftleiter der wissenschaftlich bedeutendsten theologischen und philosophischen japanischen Zeitschrift, der „Rikugo Zashri". Anfänglich stand Yokoi fest in der Lehre und auf dem Bekenntnis der Kongregationalisten. Verhängnisvoll für ihn wurde das Aufkommen der liberalen Theologie, die nicht allein, aber vornehmlich mit dem „Allgemeinen ev.-prot. Missionsverein" ihren Einzug in Japan hielt. Die Zeitschrift des Vereins hob noch vor ein paar Jahren bei Erwähnung, daß die klarer sehenden einheimischen (japanischen) Wortführer des protestantischen Christentums in allen Missionsgemeinden immer unumwundener auf Befreiung von den überlieferten dogmatischen Formen abendländischer Orthodoxie dringen, hervor: „gewiß hat unser Verein durch die Fahne, die er ausstreckte und in deren Sinn unsere theologische Akademie in Tokio bis heute wirkt, den Stein ins Rollen bringen helfen und wir freuen uns dessen" (Z. M R. X, 82). Yokoi lehnte sich zunächst in seiner Zeitschrift wider die in der von dem protestantischen Missionsverein gegründeten Zeitschrift vertretene Theologie auf. Es ist ein ebenso auffälliges wie schmerzliches Schauspiel zu sehen, wie ein vor kurzem erst dem Christentum gewonnener Japane das Evangelium gegen die im Shinri mit Entschiedenheit vertretene sog. historische Kritik, zumal in ihren Auslassungen über „das Wunder der Wunder, die Auferstehung Christi"[2]) vertritt. Schmiedel erwähnt diesen Kampf und auch seinen über den evangelischen Japanen davon getragenen Sieg.

[1]) Vergl. „Auf Missionspfaden in Japan" S. 144.

[2]) Vergl. „Auf Missionspfaden" S. 242—46.

„Ich habe diese Debatte nicht gesucht, aber mein verehrter Freund und litterarischer Gegner Yokoi zwang mich immer wieder, in die Arena hinabzusteigen. Schließlich hatte ich ihn so weit, daß er gestand, auf dem Standpunkt Keims, des großen Leben-Jesu-Forschers, zu stehen. Mehr wünschte ich nicht. Wie kordial die Debatte geführt wurde, können meine Leser aus folgendem sehen. Ich saß grade mit meinem Dolmetscher über einer Widerlegung Yokois, als er — lupus in fabula — sich melden ließ. Er kam und sagte mir schelmisch lächelnd: nun, was sagen Sie zu dem Stein, den ich Ihnen in den Weg gewälzt? ‚Er rollt eben den Abhang hinunter', war meine Antwort."[1])

Vor einigen Jahren schrieb mir Rev. Greene — der gegenwärtig wohl älteste Missionar in Japan und hervorragend kundig von Land und Leuten — im Zusammenhang mit dem von ihm hervorgehobenen verhängnisvollen Eindringen der liberalen Theologie in die junge, heidenchristliche Kirche, daß Japan alle derartige Strömungen auf religiösem oder politischem Gebiete in verstärktem Grade zu spüren bekomme und an sich reiße; die kritische Richtung werde rasch radikaler als in Deutschland. Yokoi kann als Beleg dafür dienen. Einmal in das Fahrwasser der freisinnigen historisch-kritischen Schule gerissen, fuhr er beherzt und entschieden vorwärts, die Segel von dem mit erneuter Kraft in seinem Volke aufspringenden „Nationalismus" gebläht. In dem aus der Fremde nach Japan eingeführten Christentum sind ihm noch zu viele fremdartige Elemente, die für sein „japanisches Christentum" auszumerzen Japan Recht und Pflicht habe. Wer die Kunst gelehrt, das Wunder aus den Evangelien zu entfernen, darf sich nicht wundern, wenn Japan auf dem gleichen Wege auch an ein Weiteres seine säubernde Hand legt. Der gebotene Besen ist dienstwillig. Wohin Yokoi bei dieser Entleerung des Evangeliums steuerte, wußte, wer seine bei dem Chicagoer Religionskongreß eingereichte Denkschrift kannte.[2])

„Die Paulinischen Briefe bieten in ihren theologischen und philosophischen Auseinandersetzungen keine vollgiltige Darstellung der christlichen Lehre; wir sind dafür an die Evangelien, besonders die synoptischen gewiesen. Auch diese sind unvollständig (incomplete) für eine genaue Lebensbeschreibung Jesu; aber sie geben doch die früheften Eindrücke dieses Lebens. Die Lehre Christi kann in ein paar einfachen Worten gegeben werden, vielleicht am Besten angelehnt an die Paulinische Trinität (the famous trinity of Paul): Glaube, Hoffnung, Liebe. Glaube an die gerechte Regierung der Welt; Hoffnung auf die Zukunft der Menschheit; Liebe zu Gott im

[1]) Kultur- und Missionsbilder aus Japan S. 44.

[2]) Vergleiche The world's parliament of religions (London 1893) S. 1283.

Menſchen (faith in the righteous government of the world; hope in the future of humanity and love to God in man)."

Das iſt dem Japanen „das Chriſtentum Chriſti!" Was wohl der große Heidenapoſtel, der nichts andres wiſſen will und nichts andres predigt als Chriſtum den Gekreuzigten, zu ſolcher Verballhornifierung des heiligen Evangeliums, deſſen er ſich nicht ſchämt, geſagt haben würde? Man wird über ſolchem Gerede an das zutreffende Wort Goethes erinnert, das er in ſeinem „Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes" dem berüchtigten Bahrdt in den Mund legt: „Da kam mir ein Einfall von ungefähr; So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'". Das Weſen des Chriſtentums iſt Yokoi kein dogmatiſches (davon hat er ſein vermeintliches Chriſtentum völlig entleert), ſondern ein ſittlich-religiöſes Leben zunächſt in dem Einzelnen und dann in der ganzen Menſchheit; er macht die Frucht zur Wurzel. In dem Inhalt dieſes ſittlich-religiöſen Lebens findet der Japane keinen Widerſpruch zu den Grundforderungen des ſittlich-religiöſen Lebens ſeines Volkes, des kindlichen Gehorſams und der Loyalität. Mit aller Entſchiedenheit verficht Yokoi dieſe Anſicht wider die ſtarke Partei unter ſeinen Landsleuten, die in dem vermeintlichen Widerſpruch die ſtärkſte Lanze wider das Eindringen des Chriſtentums in Japan zu beſitzen wähnen. Auch er ſteht entſchieden auf nationaler Seite. Er will von dem Chriſtentum Hilfe, dieſe beiden volkstümlichen Grundforderungen zu kräftigen, ſie der Neuzeit und ihren nun doch unabweisbaren Kulturforderungen anzupaſſen. Dazu und inſoweit es geſchieht, hat ihm das von ihm zugeſtutzte Chriſtentum zu dienen. Yokoi ſpricht dieſen Gedanken einmal in einem ebenſo bezeichnenden wie für ihn treffenden Bilde aus. Er hält nicht viel von einer angeſtrebten Neubelebung des Shintoismus oder des Buddhismus oder des Konfuzianismus; er will „die Edelſteine der alten Tugenden Japans neu faſſen". Für die beſcheidene Aufgabe, Goldreif um den Juwel zu ſein, ſoll ihm das Chriſtentum, was ihm davon ſeine freiſinnige, ja radikale Schere übrig gelaſſen, herhalten. Gelingt dieſe Goldſchmiedearbeit — und Yokoi zweifelt nicht daran —, dann iſt auch die Zukunft des Chriſtentums, nicht nur des japaniſchen, geſichert; dann erſt in der Verbindung des Goldreifs aus Europa mit den japaniſchen Edelſteinen, vollendet ſich das alſo bereicherte Chriſtentum zur Weltreligion. Zu dieſer letzten Stufe verhilft Japan, das japaniſche Chriſtentum. In vielen Punkten erinnern dieſe Ausſchreitungen an den indiſchen Brahmo-Samadſch und ſeine Entartung in die Traumgebilde des Keſchab Tſchandra

Sen. Wird der Ausgang des Japanen dem des Inders ähnlich sein? Wer kann es sagen, so lange Yokoi noch im Kampfe innerer Entwicklung ist?[1])

Wußten die Freunde der japanischen Hochschule auch, wessen sie sich zu versehen hatten, sobald der thatkräftige, rücksichtslose Yokoi Vorsitzer im Verwaltungsrat der Doschischa würde, so waren sie doch alle und selbst seine Gesinnungsgenossen im Lande verblüfft, als kaum ein halbes Jahr nach seinem Eintritt, am 23. Februar 1898, die Verwaltungsräte mit ihrem Beschluß die Welt überraschten, daß sie gewagt Hand an die sechs unantastbaren Grundrechte der Hochschule zu legen, indem sie zuerst den sechsten Artikel strichen und dann das Messer an den zweiten legten, ihn um seinen Schlußsatz „und diese Verfassung gilt allen Schulen der Doschischa" zu kürzen. Damit war die Axt auch an den dritten Artikel der Grundrechte gelegt; es ist offenkundig, daß es sich bei dem ganzen Wagnis um seine Ausmerzung handelt. Die Doschischa ist fortan keine christliche Hochschule mehr. Und das ist nicht geschehen durch den Gewaltstreich einer heidnischen Regierung. Nein; vielmehr leichten Herzens durch Männer, die bei ihrer Aufnahme in den Verwaltungsrat mit Namensunterschrift feierlich gelobt, nie und nimmer an diesen sechs Grundrechten zu rütteln, zu deren unbedingter Wahrung sie als Vertrauensmänner und Wächter berufen waren.

Was konnte diese Japanen zu einem solchen Schritt eines Treu- und Wortbruches veranlassen?

Schon seit Mitte des vorigen Jahrzehntes war völlige Religionsfreiheit in Japan gewährleistet; das Christentum stand neben den anderen Landesreligionen gleichberechtigt da.[2]) Die starke nationale Strömung lehnte sich wider das gewährleistete Recht, wo immer sie ankommen konnte, auf. Auch der Unterrichtsminister auf seinem Gebiete. In seinem erbitterten Kampfe gegen alle Privatschulen des Landes, die er in religionslose Regierungsschulen umgewandelt wissen möchte, hatte er die Befreiung, bezw. Hinausschiebung der abzuleistenden allgemeinen Militärdienstpflicht nur solchen Schulen zugestanden, die in keiner Weise mit einer religiösen oder politischen Partei im Lande im Zusammenhang ständen. Viele Japanen

[1]) In den „Indischen Reisebriefen" (Gütersloh 1899 S. 80 ff.) weise ich auf den Verlauf dieser Bewegung im religiösen Leben Indiens hin. Vergl. dazu auch „Auf Missionspfaden in Japan" S. 220 u. 406.

[2]) Vergl. „Auf Missionspfaden" S. 172; zugleich auch zum Verständnis des folgenden der Regierungserlaß von 1891 ebendas. S. 387.

haben dem Minister das Recht zu einem solchen Erlaß abgesprochen; er traf verhängnisvoll die Doschischa oder vielmehr die 1896 bei der Doschischa gegründete Zweiganstalt einer Vorbereitungsschule (the Doschisha Ordinary Middle School). Im Widerspruch mit den sechs Grundrechten wurde für diese Abteilung nur eine auf den „Kaiserlichen Erziehungs-Erlaß" von 1891 sich gründende moralische Erziehung angeordnet, um des Vorrechtes inbetreff der Militärdienstpflicht teilhaft zu werden. Der Unterrichtsminister gab dennoch nicht die Bestätigung. In der Beifügung der Vertrauensmänner: „wir halten es für unsere Pflicht als Unterthanen bei diesen moralischen Unterweisungen Gott um seine Hilfe und den Segen des Himmels für das kaiserliche Haus und das Volk anzuflehen" witterte der religionslose Unterrichtsminister den Versuch, dennoch die christliche Religion in diese Zweiganstalt der Doschischa einzuschmuggeln. Statt wider eine solche gesetzlose Gewaltmaßregel des Ministers mannhaft Einsprache bei der Regierung und dem Volke zu erheben, statt lieber diese für die Hochschule nicht unumgängliche Vorschule wieder eingehen zu lassen oder für sie auf das den religionslosen Schulen eingeräumte Recht zu verzichten, ja selbst statt im äußersten Falle ihr Vertrauensamt niederzulegen und die Doschischa zu schließen — ein Schritt, der bei dem großen Ansehen dieser Hochschule im ganzen Lande vermutlich den Sturz des Unterrichtsministers herbeigeführt haben würde — statt alledem der freyle Treu- und Wortbruch, daß man sich die Gunst und die Bestätigung des Ministers durch die Veränderung der unveränderlichen Grundrechte der Hochschule erkaufte.

Der empörende Gewaltstreich, für den in erster Linie Yokoi die Verantwortung zu tragen hat, entfesselte im ganzen Lande einen Schrei empörten Unwillens, dessen Echo dann von Amerika und wohin immer die Kunde drang, zurückhallte. Der gesamte Verband der Kumiai-Kirchen stand auf und erhob zornige Einsprache wider diesen Frevel der Vertrauensmänner ihrer geliebten Doschischa. Die über das ganze Land zerstreuten früheren Zöglinge der Hochschule thun sich überall zusammen, wider die ihrer alma mater angethanene Vergewaltigung aufzutreten. Alle im Lande vertretenen Missionsgesellschaften spüren, daß der Schlag das Christentum selbst in Japan ins Gesicht getroffen;[1]) ihnen allen gilt die Doschischa wie die erstgeborene Lieblingstochter der evangelischen Mission im Lande. Die Erbitterung wider den Vorgang zittert nach fast in der

[1]) Auch der Allg. ev.-prot. M. V. verurteilt die Handlungsweise Yokois aufs schärfste. Z. M. R. 1898, 149. D. H.

gesamten Tagespresse Japans, auch in den Blättern, die dem Christentum und dem religiösen Leben kühl gegenüber stehen. Die in Kioto erscheinenden Mission-News haben in einer Sonderbeilage eine Blütenlese von Aussprüchen der japanischen Presse geboten; sie lassen sich in dem maßvollen und ruhigen Urteil des angesehenen Staatsmannes, Graf Okuma, zusammenfassen:

„Das Vorgehen der Doschischa-Vertrauensmänner ist eine sehr beklagenswerte Sache. In den Beweggründen Yokois lag zweifellos kein Unrecht; denn er glaubte im Interesse der Schule zu handeln; aber es trägt nichts ein, um zeitlichen Gewinnes willen wesentliche Grundsätze (vital principles) preiszugeben. Der Vorfall wird das Vertrauen der Fremden zu Japan beeinflussen. Ich will nicht über beide Parteien zu Gericht sitzen; aber ich bedauere tief, daß religiöse Männer charakterschwächer (weak-minded) sind als ich vermutete. Die edelherzigen Amerikaner halfen der Doschischa, weil sie ihren Versprechungen trauten. Ist es nicht arg, in solcher Weise sein Wort zu brechen?"

Selbst die Zeitschrift Yokois, die Rikugo Zashri, schließt sich dem Urteil der japanischen Presse mit den Worten an:

„Das Verfahren der Doschischa-Vertrauensmänner ist gesetzwidrig; unsittlich; es giebt Grundrechte preis. Da sie in wenigen Jahren die Vorrechte (Befreiung von der Militärdienstpflicht) ohne irgend welche Opfer erlangt haben würden, war es recht thöricht, die Grundrechte anzutasten, um Vorrechte etwas frühzeitiger zu erlangen; es war ein Fehler, die That zu begehen, ohne sich mit den Stiftern zu beraten; es ist lächerlich von dem Unterrichtsminister, vor Erteilung der Vorrechte an die Doschischa die Veränderung ihrer Verfassung zu fordern und dann doch das Christentum in der Verfassung zu lassen."

Yokoi sah sich angesichts des allgemeinen Unwillens des Volkes gedrängt, eine öffentliche Rechtfertigung seines und der Vertrauensmänner vollzogenen Treubruches zu geben. Ich habe sie wiederholt aufmerksam gelesen und kann nicht umhin, ihrer allgemeinen Verurteilung beizustimmen. Sie ist auffallend lahm; sie erinnert in ihrer Beweisführung nur allzu oft an jesuitische Winkelzüge; man kann sich des Mitleides nicht erwehren, einen einst so vielversprechenden Mann, in dem man eine Leuchte der jungen evangelischen Kirche Japans erwarten durfte, nachdem er von dem lauteren Weg des Evangeliums abgewichen, nun auf solchen Abwegen zu sehen. Sein Fall mag denen unter seinen Landsleuten, die mit ihm nur allzu rasch ein japanisches Christentum, gereinigt von allen vermeintlich fremden Schlacken, begehrten, als ein ernstes Warnungszeichen dienen. Dem so mächtig im ganzen Volke wider ihn und die das Vertrauen schnöde brechenden Vertrauensmänner der Doschischa losgebrochenen Sturm scheinen die Treubrüchigen nicht Stand halten zu können, auch

nicht mehr zu wollen. Nach den letzten mir aus Kioto zugekommenen Nachrichten lenken die vor kurzem noch so Tollkühnen ein. Bei der Jahresversammlung der Kumiai-Gemeinden im Juli 1898 in Kobe versuchte Yokoi in einer langen Rede vermeintliche Mißverständnisse inbetreff des Verhaltens der Vertrauensmänner zu beseitigen und den Plan einer Versöhnung und weiteren Mitarbeit des Boards zu entwerfen. Die Versammlung betraute einen Ausschuß, die Missionare und früheren Professoren an der Doschischa Gordon, Davis, Albrecht, mit der Prüfung der von Yokoi gemachten Vorschläge. Das Ergebnis derselben ist ihre Ablehnung. Beachtenswert ist der achte Punkt ihrer eingehenden Beleuchtung.

„Ob wir die der Regierung gegebenen Zusagen (von ihnen wird besonders hervorgehoben die Zusage, die sittliche Erziehung der 1896 ins Leben gerufenen Mittelschule allein auf den kaiserlichen Erziehungserlaß von 1891 zu gründen) ins Auge fassen, oder die gegenwärtigen Vertrauensmänner oder die jetzige religiöse Leitung der Anstalt, sind wir unvermögend in der heutigen Doschischa irgend eine genügende Unterlage für Mitarbeit zu finden. Wir sprechen deshalb unsere Überzeugung aus, daß nicht nur die Wiederherstellung der Grundartikel der Verfassung nötig ist, sondern auch eine völlige Umgestaltung der Anstalt, also daß ihr Vorsitzer, ihre Vertrauensmänner, die Leiter der einzelnen Abteilungen und die Lehrer ernste evangelische Christen sind, die mit ihrem Geist — den Geist Christi — die Gesellschaft und die Schule erfüllen. Nur dies gewährt eine genügende Unterlage für eine fernere Mitarbeit der Mission."

Man darf gespannt sein, ob die gegenwärtigen Vertrauensmänner geneigt sind zu einer solchen Umgestaltung vom Scheitel bis zur Sohle die Hand zu reichen. Es wäre für sie wie ein altjapanisches Hakiri. Sie könnten nur ihr Amt niederlegen und die christliche Hochschule denen zurückgeben, die sie als eine solche ins Dasein gerufen und zum Leben ausgestattet.

Die Arbeit der evangelischen Mission an den Aussätzigen.

Von Julius Richter.

II.

2. Die katholische Arbeit an den Aussätzigen.

Als im Jahre 1889 die Nachricht in Europa bekannt wurde, daß Pater Damian auf Molokai dem Aussatz erlegen sei, ging ein Sturm der Bewunderung für diesen „Apostel der Aussätzigen" nicht allein durch

die katholischen, sondern auch durch die evangelischen Lande. Besonders in England fand Pater Damian bis in die höchsten Kreise die ungeteilteste Lobpreisung, und ein Komitee mit dem Prinzen von Wales, Gladstone und dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze sammelte Gaben zu einem Denkmalsfonds. Am 16. Dezember 1894 wurde in Löwen in Gegenwart der höchsten katholischen Würdenträger ein großartiges Standbild Pater Damians enthüllt. Auch in evangelischen Schriften wird man seither nicht müde, den Pater Damian aus der Tonart zu preisen: „Hat je ein Heiliger auf dieser Erde gelebt, so wars Pater Damian von Molokai" (von Blomberg, Allerlei aus Südafrika S. 44.) Ehre, wem Ehre gebührt! Allein niemand kann es uns verdenken, wenn wir uns die Geschichte Pater Damians nach katholischen und evangelischen Quellen genau ansehen, um dadurch den rechten Maßstab für die Würdigung seines Lebenswerkes zu gewinnen.

Als der Aussatz auf den Hawaii-Inseln überhand nahm, beschloß die hawaiische Regierung im Jahre 1865, alle Kranken auf der Insel Molokai zu internieren. Die Regierung that viel für die Unglücklichen. Es ist eine Fabel, daß die Aussätzigen am Nötigsten Mangel gelitten und in Erdhöhlen oder Zweighütten ein jammervolles Dasein geführt hätten, ehe Damian kam. Die Regierung ließ vielmehr in den Dörfern Kalawao und Kalaupapa bescheidene, aber genügende Holzhäuser errichten und sorgte nach Kräften für regelmäßige Verproviantierung. Nur an die geistliche Versorgung der Kranken hatte die Regierung nicht gedacht. Bei den evangelischen Kranken — entsprechend der Missionsgeschichte Hawaiis der großen Majorität — hob sich dieser Mangel von selbst. Unter den eingeborenen Geistlichen, welche seit 1863 die evangelische Kirche ihres Landes selbständig pastorieren, erkrankte die Frau J. Hanaloas am Aussatz und wurde nach Molokai verbannt. Ihr Gatte, obgleich selbst gesund, folgte ihr freiwillig dorthin und übernahm gern (1877—1889) die pastoralen Pflichten unter seinen evangelischen Landsleuten. Auch vor seiner Ankunft war wenigstens notdürftig gesorgt gewesen. Der amerikanische Missionar Forbes auf Molokai hatte gleich anfangs (1865), soweit es in seinen Kräften stand, Gottesdienste und Schulen eingerichtet und dafür gesorgt, daß in beiden Dörfern Kapellen und Schulhäuser erbaut wurden. Auch Dr. Hyde, der Vorsteher des Kanaka-Prediger-Semniars in Honolulu, sandte treulich Geld, Kleider und Nahrungsmittel, soviel ihm zur Verfügung gestellt wurden. Nach Hanaloas Tod waren erst, dann bis heute der sehr tüchtige D. Kaai, Kamahiki, gleichfalls hawaiische

Prediger, Pastoren der beiden evangelischen Gemeindlein. Man kann also durchaus nicht sagen, daß die evangelischen Aussätzigen verwahrlost seien, und es ist ganz verkehrt, Pater Damian als den einzigen Helfer der Unglücklichen hinzustellen.

Nun befanden sich aber auch katholische Aussätzige auf Molokai. Wieviel es zu Anfang der siebenziger Jahre gewesen sind, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Bischof Maigret giebt ihre Zahl auf 240 an. Die „katholischen Missionen" zählen — wahrscheinlich übertreibend — — sogar 4—500.[1]) Für diese geschah zunächst nichts. Im Mai 1873 machte sich der Obere der katholischen Mission, der apostolische Vikar Maigret in Honolulu, auf den Weg, um die Aussätzigen-Kolonie zum erstenmale zu besuchen. Die katholischen Aussätzigen berichteten ihm: „Wir befinden uns hier ganz gut; die Regierung sorgt für uns; es fehlt uns nur eins, ein Priester." Der Bischof wäre pflichtvergessen gewesen, wenn er diese Bitte nicht erfüllt hätte; und da katholische eingeborene Geistliche nicht wie in der evangelischen Kirche zur Verfügung standen, mußte er einen aus seinem europäischen Missionspersonale bestimmen. Er wählte den Pater Damian Deveuster, der sich für dieses Amt zur Verfügung gestellt hatte. Damian war ein Belgier aus Tremelvo, der im Jahre 1863, erst 23 Jahre alt, mit ganz ungenügender Vorbildung ausgesandt war; er wurde erst als Missionar zum Priester geweiht. Gleich im Juni 1873, einen Monat nach des Bischofs Reise siedelte er nach Molokai über, um fortan unter und für die Aussätzigen zu leben. Gewiß war das ein edler Entschluß; aber auch die Brüdermissionare haben unter ähnlichen Verhältnissen ohne Zaudern immer wieder das gleiche Opfer gebracht; man macht bei uns von diesen Opfern nur nicht soviel Geschrei.

Pater Damian war in Molokai ganz am rechten Orte; er verstand beides meisterhaft, als ein praktisches Missionstalent sich mit wenigem zweckentsprechend einzurichten und in der ganzen Welt von seinem Heldenmute und seiner Opferfreudigkeit reden zu machen. Es wurde für ihn und mit ihm nach bekannten katholischen Mustern Reklame in großem Stil getrieben. Anfangs ging es ihm recht dürftig; aber bald flossen ihm die Geldmittel zu tausenden und zehntausenden zu, besonders aus dem evangelischen England, von wo z. B. der anglikanische Geistliche Chapman auf einmal 20000 Mk. sandte. Mit solchen Mitteln ließ sich,

[1]) Ev. Miss. Mag. 1876, 93 vergl. Kath. Miss. 1887, 145.

da die Regierung für die Aussätzigen zur Genüge sorgte, bei praktischem Geschick schon etwas tüchtiges herrichten. Pater Damian baute in beiden Dörfern katholische Kapellen, ein Mädchen- und ein Knabenheim für aussätzige Kinder, ein Pfarrhaus für sich und dergl. mehr. Außerdem konnte er mit Arzneien, Stärkungsmitteln, Verbandstoffen und dergl. eine großartige Wohlthätigkeit üben. Offenbar hatte er ein liebenswürdiges, mitleidiges Wesen; er scheute sich vor keiner Berührung mit den Kranken zurück und verrichtete willig an ihnen und für sie die niedrigsten Dienste. Aber er war doch dabei recht engherzig. Er legte die Hand auf das Eigentum der sterbenden Aussätzigen und behielt dasselbe für die Kirche; auch machte er jede Erweisung seiner Gunst von dem katholischen Glaubensbekenntnis abhängig.[1]) Außerdem machte er sich die Isolierung auf Molokai recht leicht; er reiste nach Honolulu, so oft ihm beliebte, auch dann noch, als er sich vom Aussatz angesteckt wußte; er ließ es auch im Umgang mit den Kranken an der nötigen Vorsicht, besonders an der Reinlichkeit fehlen. Nach zehnjährigem Aufenthalt unter den Aussätzigen wurde er selbst von der Krankheit ergriffen und erlag derselben, von seinen Ordensgenossen treu verpflegt, am April 1889. Man hat es so darzustellen beliebt, als sei dieser Tod fast die unvermeidliche Folge von Damians Leben unter den Aussätzigen gewesen. Allein das ist keineswegs der Fall; Missionare der Brüdergemeine arbeiten seit 1818 unter denselben Kranken, und es ist nie ein einziger von ihnen angesteckt. Auch die Aussätzigen-Mission, die seit 1874 in der Arbeit steht, hat noch keinen Fall von Ansteckung ihrer Missionare zu verzeichnen. Bei gehöriger Vorsicht ist der Aussatz nicht in dem Maße ansteckend. Aber an dieser Vorsicht muß es Damian eben haben fehlen lassen. Sein Orden, die Kongregation vom heiligen Herzen, auch kurz die Picpus Genossenschaft genannt, hatte ihm schon zu seinen Lebzeiten zwei Ordensgenossen zur Hilfe gesandt. Außerdem waren Franziskaner-Nonnen in die Arbeit unter den Kindern eingetreten und hatten das Knaben- und Mädchenheim übernommen. Die Arbeit wird auch nach Damians Tode von zwei Priestern und 3—5 Nonnen fortgeführt. Das Asyl von Molokai ist eins der „Paradepferde" der katholischen Mission geworden und geblieben.

Das Beispiel Pater Damians begeisterte den Pater Wehinger, sich der zahlreichen Aussätzigen in Barma anzunehmen. Er gründete in Manbalay im Jahre 1891 — in demselben Jahre, in dem, wie wir

[1]) Nach dem zuverlässigen Zeugnis Dr. Hydes in Honolulu. Ev. Miss. Mag. 1887, 262.

später sehen werden, auch die Evangelischen dort die Arbeit aufnahmen, — das Aussätzigen-Asyl St. Johann. An Hilfspersonal fehlte es ihm nicht; zunächst wurden ihm zwei Ordensbrüder beigeordnet; dann kamen auch noch zwei Damen, eine aus Paris, die andere aus London, angereist, Papst Leo XIII. begünstigte das Werk, und das österreichische Kaiserhaus unterstützte dasselbe in großartiger Weise.[1]) So konnte bald Raum und Pflege für 150 Aussätzige beschafft werden. Als Bailey die Stiftung im Dezember 1895 besuchte, fand er 141 Kranke vor. Nach der letzten amtlichen Statistik ist ihre Zahl auf 188 (110 Männer und 78 Frauen gestiegen.[2])

Von diesem Asyl ist in Rangun ein Absenker entstanden. Als Bailey im Januar 1896 dort war, that er die vorbereitenden Schritte zur Gründung eines evangelischen Asyls in dem etwa 2 Meilen von Rangun gelegenen Inseln. Er fand aber an der Leprafurcht und an den Vorurteilen der in Rangun ansässigen Europäer zunächst einen unüberwindlichen Widerstand. Die Katholiken sind weniger rücksichtsvoll gewesen und haben inzwischen in Kemmendine vor den Thoren von Rangun ein kleines Asyl mit 40 Aussätzigen eröffnet.

Was außer diesen drei Stätten seitens der katholischen Mission für die Aussätzigen geschieht, davon bekommt man aus den vorliegenden Berichten kein zusammenhängendes und anschauliches Bild. Die Kosten der katholischen Missionsunternehmungen werden vielfach aus festen Fonds bestritten, da fällt die Notwendigkeit fortlaufender und gewissenhafter Berichterstattung weg. Wir müssen uns begnügen, die Asyle zusammenzustellen, in denen die katholische Mission arbeitet, ohne über die näheren Umstände und die Eigentumsverhältnisse Rechenschaft geben zu können. In ganz Indien besteht nur ein kleines katholisches Asyl Kurla, $1^1/_2$ Stunde von Bombay, mit 25 Aussätzigen. In Tonkin zählt die offizielle Statistik „3 valetudinaria pro leprosis, qui (sic!) totidem christianitates constituunt," — wahrscheinlich handelt es sich um Aussätzigen-Dörfer nach chinesischem Muster, die vorwiegend von Christen bewohnt sind. In China wird gelegentlich ein kleines Asyl in Jangtschaufeu erwähnt. Öfter begegnet uns das Asyl Gotemba bei Tokyo. Pater Testevuide gründete dasselbe für 150 Kranke; es waren aber meist nur 40—80 Kranke darin. Als Testevuide 1891 starb, übernahm Pater Vigroux das Asyl mit 44 Kranken von denen 11 Christen waren. Aus der Beschreibung dieses Asyls in

[1]) Germania vom 24. Oktober 97. Beilage.

[2]) Bailey, A Visit to Leper Asylums S. Miss. 46. cathl. 1898, 229.

den Mitteil. d. Lepra-Konf. Bd. I., 142 und 145 scheint übrigens hervorzugehen, daß das Asyl eigentlich ein Staatsinstitut ist, das von japanischen Ärzten geleitet wird. — In Afrika sind am bekanntesten die beiden Asyle auf Madagaskar, das eine bei Ambahiroraka, das andere bei Finnarantsóa mit zusammen 190 Kranken. Ein weiteres kleineres Asyl besteht noch auf der Insel Curieuse für die Seychellen. — In Amerika finden mir je ein Asyl auf Trinidad und auf Curaçao; vielleicht handelt es sich bei dem ersteren nur um die geistliche Arbeit im oben erwähnten Staatsasyle. Ein kleines Asyl war dann noch in Paramaribo (in der Gravenstraat), welches nun aber wohl seit der Verlegung des Staatsasyls nach Groot Chatillon und der Übernahme der geistlichen Arbeit daselbst eingegangen ist. In Australien besteht ein kleines Asyl für Neukaledonien auf der Belep-Insel. Auf den Markesas-Inseln machten zwei Patres der Picpus-Genossenschaft einen vergeblichen Versuch, in Puamau und Atuna Asyle zu gründen; die Aussätzigen verließen die Asyle und kehrten zu den Ihrigen zurück.[1])

Allem Anschein nach hat es die katholische Mission nirgends zu einer größeren und planmäßigen Arbeit unter den Aussätzigen gebracht.

3. Die Arbeit der Brüdergemeine an den Aussätzigen.

Es entspricht der geduldigen und aufopferungsvollen Liebe der Brüdergemeine, die sich besonders immer der elendsten Heiden annahm, „an die sich sonst niemand machen wollte," daß Brüdermissionare auch bei weitem am ersten, mehr als ein halbes Jahrhundert vor Pater Damian und seinen katholischen Nachfolgern, in die Arbeit unter den Aussätzigen eintraten. Sie haben fünfzig Jahre lang eine Arbeit ausgerichtet, die der Pater Damians ganz ähnlich ist, aber freilich haben sie es in aller Bescheidenheit und Stille gethan, ohne daß die Welt von ihnen Notiz nahm. Sie hatten nicht das zweifelhafte Glück, wie jener von den ultramontanen Romverherrlichern angepriesen und mit der Aureole des Märtyrertums geschmückt zu werden. Um so mehr ist es eine Ehrenpflicht der evangelischen Missionsgeschichtsschreibung, dieser Geduldsarbeit nicht zu vergessen und diese Männer zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Die Kapregierung fing im Jahre 1818 an, die Aussätzigen der Kolonie zu isolieren. Sie hatte zu diesem Zwecke in den Bergen südlich

[1]) Bailey a. a. O. 8 u. 51. Miss. cathl. 232, 247, 194, 394, 399, 524, 526, 581; Kath. Miss. 1893, 261; 1894, 131; 1895, 95. Miss.-Bl. der Brüderg. 1898, 274.

von der Brüderstation Gnadenthal eine schmale Bergkluft ausersehen, wo zwischen den kahlen, steilansteigenden Felsen nur ein kleines Stück blauen Himmels hierniedersah. Von dieser Lage erhielt das Asyl den Namen Hemel en Aarde. Es traf sich, daß sich gleich anfangs mehrere christliche Hottentotten von der Brüdermission unter den dort Internierten befanden, sodaß die Missionare von Gnadenthal Anlaß hatten, öfter nach Hemel en Aarde herüberzukommen und sich der Elenden anzunehmen. Später wurde dort ein großes Hospital für die Unglücklichen gebaut, und ein Arzt kam zu ihrer Pflege regelmäßig von Kapstadt herüber. Da äußerte Lord Somerset, der damalige Gouverneur der Kolonie, den Wunsch, es möchte ein Missionsgeschwisterpaar ganz nach Hemel en Aarde ziehen, um sich ausschließlich diesen Kranken zu widmen. Sie sollten zugleich Vorsteher und Seelsorger der Anstalt sein. Die Missionsdirektion der Brüdergemeine ging bereitwillig auf diesen Wunsch ein, und im Januar 1822 trat Peter Leitner mit seiner Frau, einer Engländerin, in die schwere Arbeit ein. Die Brüdermission hat die Leitung von Hemel en Aarde bis zum Abbruch des Asyls im Jahre 1846 behalten. Leitner war Hausvater bis 1829, wo er am zweiten Ostertage, gerade im Begriff, einen Erwachsenen zu taufen, vom Schlage gerührt ward und starb. Seine Nachfolger waren Geschwister Tietze (1829—1839), Geschwister Fritsch (1839—1843) und Geschwister Lehmann (1846). Sie hatten es nicht leicht in ihrer Arbeit; sie waren sehr abgeschlossen und vereinsamt, nur auf den Umgang mit den Kranken angewiesen. Dazu ging es besonders zu Anfang überaus dürftig her. Leitner fing an unter freiem Himmel zu predigen; dann baute er sich mit Hilfe seiner Kranken zu den Gottesdiensten ein auf Pfählen ruhendes, offenes, mit Riedgras bedecktes Hottentottenhaus. Erst am 16. März 1828 konnte ein von der Regierung erbautes Kirchlein eingeweiht werden. Auch an Wasser mangelte es anfangs; mit großer Mühe bauten die Missinare von der Bergeshöhe eine kleine Wasserleitung in das Thal herunter, die für das Asyl und den Garten Wasser in genügender Menge bot. Aber unter den Kranken herrschte eine erfreuliche geistliche Regsamkeit; andächtig hockten und lagen sie um den Missionar, wenn er ihnen von Jesu, dem großen Krankenfreunde, und von dem Lande erzählte, wo kein Leid und Geschrei mehr ist. Schon Leitner hatte die Freude, in den sechs Jahren seiner Arbeit 95 Erwachsene zu taufen; die Mehrzahl der Aussätzigen schloß sich der christlichen Gemeinde an.

Im Jahre 1845 beschloß die Kapregierung, das Aussätzigen-Asyl von Hemel en Aarde weg nach der Robben-Insel (Robben-Island)

zu legen. Dieſes nur zwei Stunden Segelns von Kapſtadt, gerade am Eingang der Tafelbai gelegene, öde Felſeninſelchen war zu einem Sammelpunkt von allerlei Staatsanſtalten auserſehen. Hier wurden die kriegsgefangenen Kaffernhäuptlinge interniert; hier wurde eine große Irrenanſtalt und zwei Hoſpitäler für unheilbare Kranke eingerichtet; hier ſollte auch das Ausſätzigen-Aſyl ſeine dauernde Stätte finden. Das neue Gehöft war für damalige Verhältniſſe zweckmäßig, reinlich und bequem eingerichtet; Männer und Frauen wohnten geſondert. Die Überführung der Kranken fand im Januar 1846 ſtatt. Ausdrücklich hatten die letzteren dringend darum gebeten, daß ihnen ihr weißer Lehrer auch in das neue Heim folgen dürfe. So ſiedelte Miſſionar Lehmann mit ihnen nach der Robben Inſel über, und die Brüdergemeine blieb auch hier in der Ausſätzigen-Pflege. Allerdings hatte ſie nicht mehr die Oberleitung in Händen; dieſe ging mit den anderen Anſtalten der Inſel an engliſche Beamte über. Die Brüdermiſſionare waren nur die Seelſorger, Prediger und Lehrer der Kranken, dafür erſtreckte ſich aber dieſe Thätigkeit über alle Anſtalten auf der Inſel; ſie waren die Anſtaltsgeiſtlichen der Robbeninſel. Sie blieben es bis zum Jahre 1868. Lehmanns Nachfolger waren die Brüder Stolze, Wedemann und Küſter, von denen der erſte vier, die beiden andern je acht Jahre ihres Dienſtes walteten. Neben ihnen arbeitete von 1860—1866 noch der Miſſionarsſohn John Taylor, ein lahmer Jüngling, als Lehrer. Die Berichte aller Brüder ſind voll von den ergreifendſten Zügen ſowohl des troſtloſen Jammers der furchtbaren Krankheit, wie des kindlichen Heilsverlangens und der ſieghaften Sterbensbereitſchaft vieler, die zum Frieden gekommen waren. Trotz des Schweren in ihrem Berufe waren die Brüder gerne auf der Robben-Inſel und fanden viel Troſt in dem geiſtlichen Segen, der ihre Arbeit krönte. Im Jahre 1868 fand dieſelbe ein unfreiwilliges Ende. Die Regierung der Kolonie beſchloß, was man ihr billiger Weiſe nicht verdenken kann, für die Staatsanſtalten auf der Robben Inſel ein geordnetes Pfarramt einzurichten und dieſes mit einem nach engliſcher Weiſe ordinierten Geiſtlichen zu beſetzen. Neben dieſem anglikaniſchen Geiſtlichen blieb für die Thätigkeit der Brüdermiſſionare kein Raum; ſo entband ſie die Regierung unter dem wärmſten Ausdrucke der Anerkennung und des Dankes von der mühſeligen Arbeit, die ſie gerade 50 Jahre (1818—1889) in Südafrika ausgerichtet hatten.[1])

[1]) Die Ausſätzigen-Pflege auf der Robben-Inſel ruht ſeither in den Händen von Geiſtlichen, die dem Erzbiſchof von Kapſtadt unterſtellt ſind. Das Aſyl iſt noch einmal umgebaut und nach den neueſten Anforderungen der Hygiene eingerichtet.

Die Brüdermission hatte die Robben Insel noch nicht verlassen, da that sich ihr schon eine andere Thür unter den Aussätzigen auf. Im Jahre 1865 war der pommersche Freiherr von Keffenbrinck-Ascheraden auf Nehringen mit seiner Gemahlin nach Jerusalem gewallfahrtet und hatte dort einen tiefen Eindruck von der trostlosen Verwahrlosung der gerade bei Jerusalem ziemlich zahlreichen Aussätzigen mit nach Hause genommen. Er warb im Kreise seiner Freunde und Standesgenossen; angesehene Geistliche und Schriftsteller in Deutschland, der Schweiz und England wurden für die Sache gewonnen,[1]) binnen zwei Jahren war Geld genug beisammen, um ein kleines Asyl gerade vor dem Jaffathore im Südwesten Jerusalems zu errichten. Die Brüdergemeine wurde gebeten, das Hauselternpaar zu stellen und sandte die eben nach dreizehnjähriger Missionsarbeit in Labrador zurückgekehrten Geschwister Knappe. Am 21. Mai 1867 trafen diese in Jerusalem ein, und am 30. Mai fand in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung die Einweihung des neuerbauten Asyls statt. Dasselbe war zunächst nur für 12 Personen eingerichtet; allein durch geschickte An- und Umbauten wußte Knappe allmählich Raum für 30 Personen zu schaffen. Nach zwanzig Jahren hatte sich das Asyl soweit festgewurzelt, daß es 1887 in ein neues, größeres, praktischer gebautes Anwesen, das Asyl „Jesushilfe", ½ Stunde weiter südwestlich von Jerusalem übersiedeln konnte. Knappe war 14 Jahre lang Hausvater (bis 1884) ihm folgten in diesem mühseligen Amte Geschwister Müller (bis 1891) und Geschwister Schubert (seit 1891). Zu ihrer Hilfe sind drei Diakonissen aus dem Schwesterverbande der Brüdergemeine ausgesandt. Die Brüdergemeine ist seit 1881 nicht bloß die Verwalterin, sondern auch die Besitzerin des Asyls, d. h. sie hat auch die schwere Bürde der finanziellen Verantwortlichkeit auf die Schultern genommen.[2])

Die Arbeit ist in vieler Beziehung in Jerusalem schwerer, als sie in Hemel en Aarde und Robben-Island gewesen war. Die Krankheit

---

Frl. von Blomberg beschreibt in ihrem Buche „Allerlei aus Südafrika" S. 43 ff. einen Besuch in demselben. Leider berichtet die evangelische Presse über den katholischen Damian mit der abgeschmacktesten Übertreibung, während sie von der Arbeit der Brüdergemeine keine Ahnung hat!

[1]) Vergl. den Aufruf im Ev. Miss.-Mag. 1865, 255 f.

[2]) Die Jahresrechnung pro 1896 schloß mit einem Defizit von 3209 Mk. die von 1897 mit einem Defizit von 2168,92 Mk., sodaß z. Z. eine ungedeckte Schuld von 5377,92 Mk. vorhanden ist, um so schmerzlicher, da auch die Missionsrechnung der Brüdergemeine mit einer drückenden Schuld belastet ist.

ist ja dieselbe und hier so abschreckend wie dort. Aber die Kranken waren in Südafrika williger, folgsamer und für die Predigt empfänglicher als die trotzigen, eigensinnigen, stumpfen Mosleme und Christen Jerusalems. Auch die christlichen Aussätzigen, meist griechische Katholiken, sind fast immer trostlos unwissend, und die Mohammedaner von einem Hochmut und einem Fanatismus erfüllt, der das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihre selbstverleugnenden Wohlthäter nicht aufkommen läßt. So erfordert es immer von neuem unermüdliche Geduld, um mit den widerhaarigen, eigensinnigen Leuten fertig zu werden und sie mit der Liebe Christi zu überwinden. Und doch ist das noch nicht die größte Schwierigkeit. Auf der Robben-Insel waren die Aussätzigen interniert; sie wußten, daß an ein Entweichen von der von Haifischen umgebenen Insel nicht zu denken war. Da blieben sie eben und ließen gleichmäßig an sich arbeiten. Die, welche in das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem eintreten, sind ausnahmslos vorher Bettler in den Straßen Jerusalems und vor dem Jaffathor gewesen. Dieses unordentliche, faule Bettlerleben steckt ihnen im Blute. Die ungebundene Freiheit der Großstadt Jerusalem mit ihren zahlreichen, gebefreudigen Pilgern lockt täglich vor den Thoren der Anstalt. Die Hauseltern haben keine Macht, ihre Pfleglinge im Asyl zurückzuhalten. Als 1867 das erste Asyl gebaut wurde, hatte die türkische Regierung den Aussätzigen nur einige elende Hütten vor dem Zionsthore zur Behausung angewiesen, die im Volksmunde den bezeichnenden Namen die „Wohnungen der Elenden" führten. Aber allmählich geschah doch etwas mehr für die Armen, man baute ihnen in Siloah, südöstlich vor den Thoren der Stadt, erst ein und dann sogar noch ein zweites Haus. Allerdings wimmeln diese Häuser von Ungeziefer, und für die Verpflegung und den Unterhalt auch der Schwerkranken geschieht seitens der Regierung nichts. Aber da hilft der ergiebige Bettel unter den Wallfahrern nach. Auch eine übel angebrachte Wohlthätigkeit englischer und römisch-katholischer Christen bestärkt oft in wenig weiser Art die Bettler in ihrem unordentlichen Leben; und von dem russischen Konsul wurden monatlich 9 Piaster (1,50 Mk.) für jeden Aussätzigen in Siloah bezahlt.[1]) Es kommt noch eins dazu, um den Kranken das Leben außerhalb des Asyls in rosigem Lichte erscheinen zu lassen. Im Asyl ist den Aussätzigen nicht erlaubt, sich zu verheiraten, Ehepaare werden nicht aufgenommen. Draußen in Siloah können sie

[1]) Wie ergiebig der Bettel ist, sieht man daraus, daß die Aussätzigen von Siloah für den Eintritt in ihre Bettlergilde eine Gebühr von 20 Medschidie = 80 Mk. erheben.

zusammenleben, wie sie wollen; niemand kümmert sich darum. So ist dieses Bettlerleben eine beständige und starke Versuchung für die Aussätzigen und im Asyl viele erliegen derselben; sie sind dann meist schon Wochen zuvor, ehe sie das Asyl verlassen, unleidlich, und kommen sie später zurück, so sind sie abgerissen und abgehungert, voller Wunden und Beulen.

Dabei hat der Hausvater in seiner schwierigen Stellung zu seinen Pfleglingen an dem Pascha und den türkischen Stadtobrigkeiten keinen Rückhalt; diesen fanatischen Mohammedanern ist das evangelische Asyl ein Dorn im Auge, und sie benutzen jede Klage der nichtsnutzigen Kranken, die natürlich diese feindselige Haltung der Behörden kennen, um den Hauseltern oder dem Asylsvorstande Schwierigkeiten zu machen. Wollte man es ihnen doch im Jahre 1895 sogar verbieten, mohammedanische Aussätzige aufzunehmen! Da muß alles peinlich vermieden werden, was als Proselytenmacherei ausgelegt werden könnte. Nur die Bibel, das Gesangbuch und gute christliche Schriften und Blätter werden ausgelegt und gelesen. Am Mittwoch und Sonntag findet im Betsaale Gottesdienst oder Bibelstunde statt, und obgleich der Besuch freigestellt ist, nehmen die meisten, auch die Mohammedaner daran teil. Die Zahl der Pfleglinge ist langsam im Steigen; im Frühjahr 1898 waren es 36. Für etwa 40—45 Personen ist Raum vorhanden; aber fast nie sind alle Stellen besetzt. Neben den erwachsenen Aussätzigen besteht eine kleine Kinderstation mit vier gesunden Kindern aussätziger Eltern, die man hofft, durch sorgfältige Abschließung von ihren kranken Anverwandten vor der furchtbaren Krankheit behüten zu können.

Das Asyl „Jesushilfe“ ist als Gebäude wohl das stattlichste aller evangelischen Aussätzigen-Asyle; es ist das einzige, in dem die Grundsätze des Anstaltslebens mit gemeinsamer Beköstigung und dergl. durchgeführt sind. In den besonderen Verhältnissen Jerusalems ist das vielleicht unvermeidlich; aber für das Wohlbefinden der Kranken ist die sonst übliche freiere Form des Asyls wahrscheinlich zuträglicher.

Im Jahre 1897 hat sich die Brüdergemeine entschließen müssen, noch an einem andern Orte, in Suriname, in eine organisierte Arbeit unter den Aussätzigen einzutreten. Aussätzige finden sich auf allen Gebieten der Brüdermission, besonders zahlreich in Westindien. Allein hier hat die Regierung durch ihre Asyle in so ausreichender Weise Fürsorge getroffen, daß es sich für die Mission nur um die geistliche Pflege der Kranken handeln kann. Auch für diese sind aber — abgesehen von den Besuchen der nächsten Missionare oder Prediger — besondere Veranstaltungen nicht

schaften zusammenleben. Eine organisierte, geistliche Pflege der Aussätzigen in diesen westindischen Staatsasylen und im englischen Demarara ist nur möglich, wenn sich die auf diesem Gebiete neben einander arbeitenden Kirchen und Gesellschaften dahin einigen, daß sie je in dem einen oder andern Asyl die alleinige Pflege der Kranken übernehmen. Ein solches Abkommen ist ohne Zweifel im Interesse der dem Tode verfallenen Aussätzigen zu wünschen, und gewiß würde die Brüdermission dazu die Hand bieten.

Günstiger liegen die Verhältnisse in Suriname, wo die Brüdermission allein arbeitet und sich nur einer starken katholischen Gegenmission erwehren muß. Die Zahl der Aussätzigen ist in diesem Lande sehr groß; sie wird unter den etwa 60 000 Einwohnern auf 2000 geschätzt. Der Staat unterhielt bisher nur ein kleines Asyl in dem abgelegenen Batavia an der Mündung der Coppename. Der Missionar der Brüderstation Catharina Sophia hatte Auftrag, sich nach Kräften der evangelischen Aussätzigen anzunehmen, wobei ihm allerdings von dem in Batavia wohnenden katholischen Missionar kräftig entgegengearbeitet wurde. Im Jahre 1897 hat sich die Regierung entschlossen, an Stelle des nach vielen Richtungen hin ungenügenden Batavia ein größeres und luftigeres Aussätzigen-Asyl in Groot-Chatillon auf einer Halbinsel des Suriname-Flusses, nur 5 bis 6 Stunden stromaufwärts von Paramaribo zu gründen. Es ist dort auf einer verlassenen Plantage ein ganzes Dörflein entstanden, Häuser für unverheiratete und für verheiratete Aussätzige, Hospital, Küche, Bäckerei, Kaufladen u. s. w. Die Katholiken, die am liebsten das Asyl selbst gebaut hätten, um es ganz in ihre Gewalt zu bekommen, waren sogleich bei der Hand, ein freundliches, lustiges Kirchlein und eine lieblich am Busch gelegene Pfarrei zu erbauen und mit zwei Priestern zu besetzen. Da durften die Brüdermissionare, denen bei weitem die Mehrzahl der Aussätzigen angehört, nicht zurückbleiben. Mit Hilfe „des Komitees für kirchliche Verpflegung protestantischer Aussätziger", zu dem sich in erfreulicher Eintracht einflußreiche Glieder aller in Suriname vertretenen evangelischen Richtungen zusammengeschlossen haben, und dem auch in Holland ein „Komitee zur Unterstützung der Aussätzigenpflege" zur Seite getreten ist, wurden die erforderlichen Geldmittel — 33 000 Gulden — aufgebracht, um ein protestantisches Kirchlein und Pfarrhaus, eine Wohnung für zwei Diakonissen und daneben ein Privatasyl für zahlungsfähige Aussätzige[1]) zu errichten. Der in dieser

[1]) Auch die Katholiken haben ein Privatasyl „Gerard Majellastichting" (wohl in der Nähe von Groot-Chatillon) gegründet (1895. S. Mitteilungen Bd. I Abs. 4. S. 6).

gut möglich, da in jedem Asyl Pfleglinge verschiedener Kirchengemein- Arbeit schon erfahrene Missionar Slink ist bereits nach Groot-Chatillon übersiedelt; zwei Diakonissen sind dorthin abgeordnet.[1])

Missionsrundschau.

Britisch-Indien II.

Von D. Grundemann.

2. Bengalen.[2])

Gleich beim Betreten der Hauptstadt erinnern uns mehrere eingestürzte Kirchtürme an das furchtbare Erdbeben. Glücklicherweise sind die meisten Kirchen verschont geblieben, und der Gottesdienst konnte fortgeführt werden. Auch hat die Katastrophe nur wenigen Menschen das Leben gekostet. — Die weitverzweigte Arbeit der englischen Kirchenmission konnte in ruhigem Gange bleiben. Selbst der bedrohliche Aufstand führte keine wesentliche Unterbrechung herbei. Die Vorsteherin der höheren Töchterschule fuhr ahnungslos mitten durch die Schwärme der Aufständischen hin. Nur an einem der Predigtplätze, wo nach der Versammlung ein vom Volkshaufen bedrängter Europäer seinen Revolver gebraucht hatte, mußte auf Anordnung der Polizei auf 4 Wochen das Predigen eingestellt werden. Systematische Straßenpredigt wird besonders von den Associated Evangelists betrieben, unverheirateten Männern, die einen gemeinsamen Haushalt führen, doch in evangelischem Sinne, ohne die hochkirchliche Nachahmung des Klosterlebens. An jedem Ausgang der Stadt wird regelmäßig gepredigt, ebenso an den Landungsplätzen am Hughli. So hören im Laufe des Jahres gegen 36000 Personen etwas vom Evangelium abgesehen von 10000 Hausbesuchen. Dem gegenüber erscheint die Zahl der Taufen Erwachsener sehr gering. Sie betrug 1895: *4*, 1896: *14*, 1897: *9*. Man kann es den Missionaren nicht verdenken, wenn sie mit Erteilung der Taufe vorsichtig sind. Eine große Anzahl von Taufbewerbern stellte sich als schlaue Betrüger heraus. Es wird ein ordentliches Geschäft damit getrieben sich taufen zu lassen. Verschiedene waren bereits früher getauft; andere machten falsche Angaben über ihr Vorleben; einer war ein steckbrieflich verfolgter Verbrecher. Dieser gerade ging nachdem er abgewiesen war, zu einer anderen Mission und wurde sehr bald getauft. Sodann von der Polizei entdeckt, endete er im Gefängnis als Selbstmörder. „Man

[1]) Quellen: H. Schneider, das Aussätzigen-Asyl zu Jerusalem. — La Trobe, Work amony Lepers in South Africa and Jerusalem. — Das Aussätzigen-Asyl „Jesushilfe" bei Jerusalem — Jahresberichte 1895—97 über das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem — Ev. Miss. Mag. 1878, 288 ff. — Kleine Traktate Nr. 14. Unter den Elendesten der Elenden. Nr. 15. Das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem. — Geschichte der deutsch-evangelischen Mission im heiligen Lande S. 101 ff.

[2]) Im weiteren bedeutet bei den Citaten — wo nichts anderes beigefügt ist — die erste Zahl den Jahrgang der Jahresberichte der betreffenden Mission, die folgende bezeichnet die Seite desselben.

möchte wünschen", seufzt der Missionar, „etwas Ausbildung als Detektive erhalten zu haben", und dann: „Unsere unglücklichen Spaltungen!" Wo mehr Missionen an einem Ort sind, laufen solche Schwindler von einer zur anderen (98, 185).

Dergleichen Schwierigkeiten und betrübende Ereignisse kommen besonders in den großen Städten mit ihren ungesunden Verhältnissen vor, zumal wenn zugezogene Fremde willkommen sein müssen, weil sich aus der ansässigen Bevölkerung keine Inquirer[1]) einfinden wollen. Die Arbeit auf dem Lande ist in vielen Beziehungen gesunder. Es würde interessant und lehrreich sein, wenn man berechnete, wie die Mission in den großen Städten und die in ländlichen Distrikten sich zu einander verhalten nach ihren aufgewandten Kräften und Mitteln, sowie nach ihren Erfolgen.

Um voreiliges Taufen zu vermeiden, hat der Bischof von Kalkutta ein Formular zur feierlichen Aufnahme in den Katechumenenunterricht verfaßt, das sich wohl bewährt.

Ein besonderer Zweig der Kirchenmission gilt den Mohammedanern, deren 257000 in Kalkutta und den Vororten leben. Die Hindustanischule wird von 500 Knaben besucht. Die Straßenpredigt in der Nähe der mohammedanischen Hochschule findet oft Widerspruch. Im letzten Jahre wurde ein Mohammedaner getauft, der jedoch aus einer christlichen Familie stammte und zum Islam abgefallen war.

Aus der christlichen Gemeinde werden einige liebliche Züge mitgeteilt, z. B. von einem geduldigen Kreuzträger, einem treuen alten Gehilfen u. dergl. Ebenso aus den Erfahrungen der Senanamission. In der Abgeschiedenheit eines strengen Hinduhauses wurde eine Frau entdeckt, die den von ihrer Mutter empfangenen christlichen Glauben unter vielen Schwierigkeiten bewahrt hatte (98, 180—185; 97, 177—182).

Der Besuch der Schulanstalten der schottischen Freikirche hat im letzten Jahre ein wenig abgenommen. Doch zählt das Kolleg noch immer 400 und die Hochschule 519 Zöglinge. Im ganzen waren darunter nur 21 Christen und 36 Mohammedaner, die übrigen Heiden. Die evangelistische Arbeit der Freikirche bezieht sich hier nur auf die Gebildeten. Meist werden die Versammlungen von alten Schülern besucht, die mit Interesse christlichen Vorträgen folgen. Sehr willkommen sind englische oder amerikanische Evangelisten, die eine besondere Zugkraft ausüben — so vor einiger Zeit Dr. Barrows. Seine Vorträge erschienen nachher im Druck und fanden viel Absatz. Aber auch andere Vorträge finden viel Anklang. Die Söhne eines christlichen hohen Beamten hatten mit ihrem Gesange christlicher Lieder nach indischen Weisen dem Evangelio viele Dienste geleistet.[2]) Der eine hat sich speziell für indische Recitation (uns etwas Fremdartiges) ausgebildet. Wenn er einfach Abschnitte der heiligen Schrift recitiert, lauschen ihm 4—500 heidnische Zuhörer mit gebanntem Blicke und offenem Munde (98, 17—21). Jedenfalls bringen die Schulen der Freikirche ein gut Teil christlicher Anregung in die höheren

[1]) Inquirer nennt man die, welche sich zum Übertritt melden, oder überhaupt erst Verbindung mit der Mission anknüpfen, ehe sie in den Taufunterricht aufgenommen sind.

[2]) Ich habe den braven Vater und die lieben Knaben selbst kennen gelernt und mußte in einer Versammlung reden, in der sie sangen.

Kreise und es ist schön, daß dieselbe weiter gepflegt wird. Zu einem Übertritt aber kommt es nur selten. Im letzten Jahre wurde die hohe Zahl 9 erreicht, im vorigen waren es 5. Unter diesen 14 waren 11 Brahmanen. Die Zahl ist bei 900 nicht christlichen Schülern, nur gering. Dennoch thun die Schulen gute Johannesdienste.

Die Londoner Mission berichtet von der Gründung eines Jünglingsvereins, dem sich manche von den 891 Zöglingen der Bhowanipur Hochschule angeschlossen haben. Einige kommen durch denselben zum Übertritt. Im ganzen konnten 12 junge Hindu und Mohammedaner getauft werden. Als Gegenstück dient ein vornehmer Mann, der sich ohne getauft zu sein zum christlichen Glauben bekennt. Er liest mit den Seinen die Bibel und er hält eine Mädchenschule in seinem Hause, in der seine Tochter christlichen Unterricht erteilt. Der Mann steht bei seinen Landsleuten in hohen Ehren. — Von der Gemeinde zu Bhowanipur kann berichtet werden, daß es ihr gelungen ist, das Gehalt des Pastors selbst aufzubringen und ihre übrigen Kosten zu decken. — Zur Versorgung der Außenstationen ist ein neues Missionsboot angeschafft worden. Jene armen Gemeinden in den Sunderbans machen nur geringe Fortschritte. Sie waren schwer von der Hungersnot mitgenommen, doch steuerten sie 30 Rupies zur Deckung des Defizits der Gesellschaft bei (97, 70 ff. vgl. 96, 65). Noch ungünstiger klingt der ganz kurze Bericht, der S. P. G. über die betreffenden Außenstationen von Kalkutta. Eine jener Gemeinden ist nun 70 Jahre alt. Doch ist die Missionsleitung der Ansicht, daß erst noch Anstrengungen gemacht werden müssen, dieselben zu erziehen und aufzubauen (S. P. G. Rep. 97, 55).

Die Freikirche arbeitet im ländlichen Distrikt vorzugsweise durch ärztliche Mission und Elementarschulen. In 3 Dörfern hatte sich eine große Zahl Taufbewerber gemeldet, die auch einige Monate hindurch unterrichtet wurden. Als dann aber Verfolgungen begannen, gingen sie fast alle wieder zurück (98, 21).

Von den Außenstationen der Kirchenmission sagen die Berichte wenig. Die Statistik zeigt geringen Zuwachs. Nach der letzten scheint die schon 80 Jahre alte Missionsstation Burdwan besondere Schwankungen erfahren zu haben. Die dortige Gemeinde ging nachdem sie 1889 bereits 192 Seelen gezählt hatte, vor 2 Jahren von 82 auf 49 zurück, um sich dann wieder auf 71 zu heben. In den Berichten fehlt eine Erklärung dieser Veränderungen.[1]) — Missionar Santer samt seiner Frau besuchten die Umgegend viel mit dem Zweirad.[2]) Von dem dort reichlich ausgestreuten Samen des Evangeliums scheint manches Körnlein aufgegangen zu sein, ohne daß es zum vollen Durchbruch führte. Ein Babu antwortete auf die Mahnung zur Entscheidung, da die Wiederkunft des Herrn bevorstehe: „O wir wollen ihn mit Freuden empfangen!“ Nach längerer Auseinandersetzung blieb er doch dabei: „Er wird uns annehmen, wir sind ja Christen“.[3]) Ein anderer, der

[1]) Nur 1893 ist die Abtretung der Außenstation Asansol an die Methodisten erwähnt, welche die Verringerung jedoch nicht bewirken konnte, da die Seelenzahl schon vorher auf 70 gefallen war.

[2]) Dies Verkehrsmittel bürgert sich auf den indischen Missionsfeldern immer mehr ein und wird wegen der wohlfeilen und gesunden Beförderung gerühmt (Meth. Episc. R. 97, 178. Lond. M. R. 97, 108. A. Board R. 97, 76).

es betonte, er sei ein Brahmane, pries einem seiner Genossen die Bibel an. Er habe sie dreimal durchgelesen und könne sie garnicht entbehren; sie sei seine tägliche Speise. Ein dritter sagte: „Ist es nicht besser, ich bleibe, wo ich bin (in seiner Kaste) und belehre meine Genossen über den Glauben, als daß ich mich von ihnen trenne und den Einfluß auf sie verliere?" — In der Masse des Volks ist noch viel Feindschaft. Senana-Missionarinnen wurden geradezu insultiert mit dem Geschrei: „Jagt sie weg! Sie sollen uns nicht zu Christen machen". Sie haben sich jedoch nicht einschüchtern lassen. Im letzten Jahre hat der Missionar versucht, in jedes Haus ein Evangel. Matthäi und ein Blättchen mit kurzer Darlegung des christlichen Glaubens zu senden. Die Katechisten brauchten zwei Monat dazu. Direkte Erfolge zeigten sich zwar nicht; doch sollte der Versuch im nächsten Jahre wiederholt werden. — Als neue Außenstation ist Katwa (Cutwa) in Aussicht genommen, wo die Baptisten Jahrzehnte lang eine Gemeinde gehabt haben, aber vor 15 Jahren zogen sie sich von da zurück. Durch den Bau einer neuen Eisenbahn wird der Ort Bedeutung gewinnen. Der besuchende Missionar fand nur christliche Gräber und einen alten Bengali-Christen, der sich herzlich freute, als Überreste der langjährigen Missionsarbeiten (C. M. Rep. 96, 172; 97, 183ff.; 98, 187).

Im Nadiya-Distrikt, wo 1839 die Massenübertritte stattfanden, bilden noch immer die alten Gemeinden den hauptsächlichsten Gegenstand der Missionsarbeit. Nachdem ihre Seelenzahl durch die Verlockungen der Katholiken verringert war, hat sie sich allmählich wieder gehoben und kommt nun ziemlich dem Stande von vor 12 Jahren gleich (5441). Der Zuwachs aber erfolgt ganz überwiegend durch die natürliche Volksvermehrung (die hier jedoch einen weit günstigeren Prozentsatz als bei den Heiden zu haben scheint). Jedenfalls ist die Taufe Erwachsener etwas seltenes und wird öfters nicht an Einheimischen, sondern an zugewanderten Fremden vollzogen. Nach dem Durchschnitt der letzten 10 Jahre kam auf je 1000 eingeborene Christen jährlich 1 Übertritt aus den Heiden. Über den Zustand dieser alten Gemeinden ist früher schon viel geseufzt worden. Vieles hat sich allmählich gebessert. Aber die Anerkennung gilt nicht gleichmäßig allen Gemeinden. Guter Kirchenbesuch, Freigebigkeit, Verträglichkeit, gute Sonntagsschulen — werden bei einigen gerühmt. Von anderen wird der Sonntag vernachlässigt, es fehlt an Auffassung der einfachsten Glaubenswahrheiten, an Liebe zu ihren geistlichen Führern und an Verträglichkeit unter einander (98, 188f.). An der Bekehrung dieser Namenchristen wird nun eifrigst gearbeitet. In jedem Jahre wird eine Spezialmission gehalten, zu der man berühmte europäische oder indische Erweckungsprediger herbeiruft. Rev. G. sprach durch den Dolmetscher (ib. 189), was wohl öfter vorkommen mag. Wahrscheinlich mußte sich auch Herr V. D. David, ein „wohlbekannter und bemerkenswerter Tamil-Evangelist",[1]) dieses Mittels bedienen. Schon 1895 war

[s]) „Wenn man immer wieder von solchen Leuten hört, möchte man denken, ob nicht manche von ihnen selbst mit ihrem geringen Lichte einst, wenn der Herr kommt, ihm zur Rechten stehen dürften". Bapt. M. R. 98, 18.

[1]) Derselbe war einst ein boshafter, ungezogener und fauler heidnischer Schüler in der C. M.-Schule zu Palamkotta. Er ging dann als Schnapshändler nach Ceylon. Dort heiratete er eine Christin, bekehrte sich und wurde Schullehrer. 1887 erfuhr er eine geistliche Erneuerung und begleitete Rev. G. C. Grubb auf seiner

eine Erweckung über die Gegend gegangen. Wohl schwand die Flut wieder, doch blieben gleichsam einzelne Wasserstellen zurück. Hier und da war doch „der Schlaf der Leute gebrochen". — Es werden auch christliche Melas gehalten, verbunden mit einer Ausstellung ländlicher Produkte.[1]) Nach unserem Gefühl paßt das nicht recht zu der Erweckungsversammlung, die dabei die Hauptsache bildet. Überhaupt käme man bei jenen alten Gemeinden mit stiller, geduldiger Pflege wahrscheinlich weiter, als mit den aufregenden methodistischen Maßregeln.

In der Frauenmission wird hingebungsvoll gearbeitet. Die Schulen gedeihen. Die Normalschule (Lehrerseminar) war durch einen unbotmäßigen Abzug der sämtlichen Studenten bedroht gewesen. Die Ruhe wurde jedoch hergestellt — 12 Studenten relegiert und nun zeichnet sich die Anstalt wieder aus. Ihre siegreichen Sportleistungen (!) werden im Bericht hervorgehoben (96, 173; 98, 187). Die evangelistische Thätigkeit wird von Associated Evangelists getrieben, die ihren Sitz in Santiradschpur haben, einem hübschen Missionskompound mit Kirche und Hospital, der von einem reichen Freunde geschenkt wurde (96, 178; 98, 190).

Unter den Santals hat die Kirchenmission stetige Fortschritte zu verzeichnen. Die Gemeinden zählen jetzt 4077 Seelen. Obwohl sie in den letzten Jahren durch größere Sterblichkeit und Auswanderung geschwächt waren. Im letzten Jahre wurden 257 getauft, darunter 77 Erwachsene. 106 Katechumenen warten der Taufe. Der Zuwachs ist größer als sonst. Aber nicht die Hungersnot ist die Veranlassung. Es sind keine „Reis-Christen". Die Unterstützungen wurden gleicherweise an Christen und Heiden verteilt. Trotz der Mißernte brachten die armen Leute wie gewöhnlich ihre Gaben am Erntedankfeste. — Am Fuße des Himalaya besteht eine Kolonie von 700 christlichen Santals, die von Missionaren besucht und geistlich versorgt werden. Rev. Cole hat eine Santal-Grammatik, sowie ein Gesangbuch mit 280 Liedern herausgegeben (98, 191 ff.).

Auch die Arbeiten der Freikirche unter den Santals haben guten Fortgang. Im letzten Jahre wurden 44 getauft. Die Gemeinden zählen 1097 Seelen. Mit der Schule in Lundi ist Ackerwirtschaft verbunden, und die Mädchen spinnen. Das Santal-Blatt „Dharwak" ist auch in den Gemeinden der anderen Gesellschaften verbreitet. Auch hier sind mehrere Übersetzungen christlicher Schriften erschienen (98, 22 ff.). Die Santal-Mission der Wesleyaner mit ihrem Seminar in Bankura ist schon längere Zeit wegen der Bedürfnisse anderer Gebiete ihres Missionars beraubt und wird von dem 40 Meilen entfernt wohnenden Superintendenten überwacht und gepflegt. „Einer der hoffnungsvollsten Distrikte liegt demnach thatsächlich unbearbeitet." Wesl. Meth. M. R. 97, 81. Es scheint doch verfehlt, die hoffnungs-

---

Evangelisationstour durch Indien. Er war dann auch in England. Nun ist er ein begehrter Erweckungsprediger, der ohne einer Missionsgesellschaft anzugehören (als Glaubensmissionar) immer auf Reisen ist (96, 251). Z. Z. arbeitet er in den Vereinigten Staaten.

[1]) Es ist recht charakteristisch für die Verkennung indischer Bedürfnisse, wenn wohlwollende Beamte bei dieser Gelegenheit zur Belehrung des Volkes Centrifugen und Buttermaschinen (96, 176) schicken. Man sollte dem bengalischen Bauern dazu verhelfen, daß seine Kühe ihren jetzt so jämmerlichen Ertrag (oft nur ein 1 Liter) allmählich verdoppeln und verdreifachen. Ihr Ghi machen sie ohne Maschinen.

vollsten Felder hintenanzustellen, um die zu versorgen, von denen offenbar viel weniger zu erwarten ist.

Die Goßnersche Mission hat ihre bisher etwas stiefmütterlich gestellte Santalmission sehr gestärkt durch die Anlegung einer neuen Station in Dschala (südwestlich von Singhani) auf der es freudig vorwärts geht. Gleich nach Ankunft des Missionars meldeten sich einige Familien zum Taufunterrichte (Biene 96, 57ff.; 97, 19ff.). Für die Kolsmission ist die endlich im Königreich Biru zu Khutitoli gegründete Station (Zahnpur), um die man sich Jahrelang vergeblich bemüht hatte, bedeutungsvoll. Jetzt nach 2 Jahren giebt es dort nun schon 2500, die freilich größtenteils noch im Katechumenenunterricht stehen. Es sind darunter so viele Uraos, daß für sie ein eigener Missionar wird angestellt werden müssen (ib. 96, 18, 34ff.; 98, 60ff.). Für eine dritte Station, als Denkstein des Jubiläums (Ebenezer) ist ebenfalls erst nach langem Suchen der Platz gefunden worden: Gumla, westlich von Govindpur an dem Wege von Loharbagga nach Biru. Zu dem Jubiläumsfonds haben die Gemeinden aus ihrer Armut 1090 Rup. beigetragen. Durch die Erbauung einer schönen Kirche in Martscha ist eine Teilung der großen Parochie Govindpur mit 8300 Seelen, die längst nötig war, angebahnt worden. Wenig kleiner ist Burdschu, das in letzter Zeit einen besonders großen Zuwachs gehabt hat. Im ganzen ist die Zahl der Christen und Katechumenen im letzten Jahre von 40787 auf 44834 gestiegen, also über 10%. Auch dem blödesten Auge sollten doch die hier geöffneten Thüren deutlich sein. Wie anders, als da wo der Zuwachs nur 1/10% beträgt, und großenteils nicht einmal aus Einheimischen besteht. Wie anders könnte die vor jenen verschlossenen Thüren unter viel Mühe, Gebet und Thränen gethane Arbeit wirken, wenn sie den Scharen, die hier bereit stehen, zu teil werden könnte! Es ist wahrlich ein Jammer, daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen, den Ernteſegen in der Kolsmission in angemessener Weise zu bergen. Wohl sind in großer Anzahl eingeborene Hilfsarbeiter (500) ausgebildet und darunter sind viele liebe und fromme Männer. Aber „eindrucksvoll-christliche Charaktere giebt es unter ihnen nicht“ (97, 45). Es wird ausführlich dargethan, wie die bloße Vorbereitung der Katechumenen durch Katechisten und eingeborene Pastoren nicht genügt. Es sollte ermöglicht werden, daß der Missionar die Taufbewerber wenigstens 14 Tage lang selber unterweist — was jetzt nahezu unmöglich ist. Sollte es nicht manchem Missionar auf benachbarten Missionsfeldern, der jetzt jahrein jahraus keinen Katechumenen zu sehen bekommt, nicht das Herz abdrängen, daß er den Brüdern unter den Kols zu Hilfe eilte, mit ihnen das Netz zu ziehen?

Der Generalbericht von 1897 (ib. S. 35ff.) stellt die dringenden Nöte unverhohlen ans Licht. Bei aller Anerkennung einzelner treuer und tüchtiger Gehilfen wird darüber geklagt, daß sie „im ganzen träge und unzuverlässig seien .... und den Kern des Christentums nicht recht erfaßt haben“. Selbst die nach langer Beobachtung ordinierten Kols-Pastoren zeigen eine beklagenswerte sittliche Schwäche und Unzuverlässigkeit. Ein erschreckendes Ereignis, das für die ganze Kolsmission hätte sehr verderblich werden können, beleuchtet jenes Urteil. Pastor Hanuky, welcher geglaubt hatte zurückgesetzt zu sein, machte mit einem anderen und einem Winkeladvokaten ein Komplott, durch Übertritt zu den Wesleyanern, eine Mission dieser Denomination unter den Kols zu gründen und möglichst viel Gemeindeglieder herüberzuziehen. Glücklicherweise wurde der Verrat vorher entdeckt. Der Haupt-

anstifter hat dann bald sein Unrecht eingesehen und Buße gethan. Der andere blieb trotzig und mußte entfernt werden. Nahezu der vierte Teil aller ordinierten Eingeborenen ist der Kolsmission wieder verloren gegangen. Die Frage liegt den Leitern der Mission schwer auf dem Herzen: „Wie bekommen wir geisterfüllte, lebendig-gläubige Pastoren?“ (96, 43 f.; 97, 36 f.). Zur Förderung der Gehilfen sind jetzt jährliche Lernkurse von 4 Wochen eingerichtet (98, 45).[1]) Was dann weiter über die Qualität der Gemeinden gesagt wird — unter denen besonders über Zunahme der Trunksucht zu klagen ist[2]) — kann nach obigen Andeutungen nicht verwundern. Der gute Kirchenbesuch, fleißiges Beten, seliges Sterben können als Lichtpunkte genannt werden. Auch konnten 7 ausgebildete Katechisten (6 an die Brecklumer, 1 an die evangel. Synode von N.-Amerika) abgegeben werden. — Die vielen ausgewanderten Kols machen es dringend wünschenswert, daß ihnen die Mission nachgehe. In Assam leben schon 2000 christliche Kols, die aber, sofern sie sich nicht der S. P. G. oder den Baptisten angeschlossen haben, in großer Gefahr sind, in das Heidentum zurückzufallen (97, 42). Interessant ist es zu erfahren, wie sich die Christen auf die verschiedenen Stämme verteilen: 27 401 Mundari, 11 259 Urao, 1555 Hindus — die aber zum allergrößten Teile nur hinduisierte Aborigenes sind, 212 Ho, 190 Santal, 148 Kharia und 22 Mohammedaner — d. h. mohammedanisierte Eingeborene. In neuester Zeit ist die Bewegung zum Christentum am stärksten unter den Urao (ib.). — Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das Gebiet der Kolsmission schwer unter der Hungersnot zu leiden hatte. An der Cholera, die sich in der Folge einstellte, sind im Tschotâ Nagpurdistrikt 12000 Menschen gestorben (ib. 98, 19).

Wenden wir uns nunmehr dem östlichen Bengalen zu. Die z. T. sehr ausgedehnten Gemeinden der engl. Baptisten haben nicht durchweg Zuwachs gehabt; bei einigen zeigt sich beträchtlicher Rückgang. Leider hat hier wieder die bekannte Praxis der S. P. G., rücksichtslos in andere Gebiete einzudringen, schweren Schaden gestiftet. Sie wurde im Barisâl-Distrikt von entlassenen Gehilfen herbeigerufen. Die Versprechungen, daß man ihnen Kapellen bauen und Pastoren anstellen wollte, zu deren Gehalt sie nichts beizutragen brauchten, haben viele verführt — auch solche die schon einen guten Anfang in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen gemacht hatten. Ausübung der Kirchenzucht ist sehr erschwert worden (96, 16 f.).[3]) In den Sunderbans wurden 4 neue Gemeinden eröffnet, ohne der Gesellschaft Kosten zu machen (ib. 19). Im Backergandsch-Distrikt sind 64 kleine Gemeinden von fremder Hilfe unabhängig und auch sonst wird von wachsender Verantwortlichkeit der Gemeinden betreffs ihrer kirchlichen Kosten berichtet (97, 19, 21).

---

[1]) Nachträglich sei noch bemerkt, daß die Kirche zu Rantschi wieder eine Orgel erhalten hat, die sie seit der Meuterei 1857 entbehrte. Ein deutscher Orgelbauer machte das Geschenk (98, 23). Ferner, daß die Knabenschule zu Rantschi die staatliche Anerkennung als Hochschule erlangt hat (97, 27).

[2]) Die Enthaltsamkeitsvereine wollen dagegen auch nicht recht helfen, da es den Kols an der erforderlichen Selbstachtung fehlt (97, 45).

[3]) Auch von der nördlich gelegenen Station Suri in Birbhum wird geklagt, daß manche ihrer Glieder sich anderen Denominationen angeschlossen haben, wodurch die geringen Zahlen erklärt werden (ib. 18).

3. Assâm.

In Assâm finden die amerikanischen Baptisten jetzt wieder mehr Eingang auch bei der asamesischen Bevölkerung. Von Sibsagor aus wurde in Domgaon (nicht weit von Tiok, wo der frühere Goßnersche Missionar Petrick eine Kolgemeinde gesammelt hat) eine aus Hindu bestehende Gemeinde gegründet. Ihr Leiter ist ein getaufter Brahmane, vermutlich der einzige in ganz Assâm. Sonst waren seit langer Zeit keine Hindubekehrungen vorgekommen. In Sibsagor selbst besteht die 57 Jahre alte Gemeinde aus 105 Mitgliedern, die nicht weniger als 10 verschiedenen Völkerschaften angehören. Außer der genannten Kolgemeinde gehören noch 8 solche ebenfalls zu dieser Station. In Naugong bringt die Arbeit unter den Mikirs nicht viel Frucht. Es fehlt besonders an Nationalgehilfen. Sobald junge Leute dazu tüchtig sind, suchen sie irgend einen anderen Dienst, in dem sie mehr Gehalt bekommen. Dagegen ist die von Tura ausgetriebene Garo-Mission recht erfolgreich. 900 konnten im letzten Jahre getauft werden. Die Gemeinden hatten einen Zuwachs von 35%. In demselben Maße waren auch ihre kirchlichen Beiträge gewachsen trotz der großen Schädigungen des Erdbebens und der Hungersnot. Es werden sogar außer den Pastoren und Lehrern 12 Evangelisten unterhalten. Sogar nach auswärts werden solche geschickt. Die Schulen unter den Garo sind sehr wirksam. Von vielen Dörfern kommt die Bitte um Gründung einer solchen. Zu erwähnen sind verschiedene litterarische Arbeiten. — Unter den Naga-Stämmen giebt es noch keine bedeutenden Fortschritte. Von Nord-Lakhimpur wird unter den Kulis der Theegärten eine erfolgreiche Arbeit getrieben. Sie zeigen sich viel zugänglicher als die einheimische Bevölkerung. Ein paar neue Stationen wurden 1896 eröffnet: Pathalipam am Subensirifluffe (wo? ist nicht näher angegeben) unter dem Stamme der Miri, von denen bald ein paar getauft werden konnten. Sie sind aber bald wieder abgefallen. Es zeigen sich manche Schwierigkeiten, besonders der Opiumgenuß, dem fast alle Männer ergeben sind. Die andere Ukrul liegt in dem jetzt unter britischer Verwaltung befindlichem Staate Manipur,[1]) an der Grenze von Barma. Die Arbeit, welche schon unter der Hauptbevölkerung begonnen war, mußte auf Verfügung der Regierung aufgegeben werden. Jetzt ist sie auf dem genannten Punkte, 40 engl. Meilen nordöstlich, 6000 Fuß hoch in prächtiger Berglandschaft unter den Langkhul-Nagas wieder aufgenommen. Die Station verspricht ein Bindeglied zwischen der Mission in Assâm und in Barma werden zu wollen. Nach viel Mühe und Überredung wurde die erste Schule eröffnet. Jetzt übt sie schon in weiterem Kreise ihre Anziehungskraft aus. Die Anlage von Schulen hat der politische Agent auch für die Manipuris gestattet. Der Missionar ist viel mit sprachlichen Arbeiten beschäftigt (A. B. U. Rep. 98, 104ff.; vergl. 97, 94ff.).

4. Orissa.

Die Baptistenmission in Orissa gehört zu den Arbeiten unter Hindus, die sehr wenig Frucht bringen. In den beiden letzten Jahren vermehrten sich die sämtlichen Anhänger und Mitglieder von 3977 auf 4090, also eine jährliche Zunahme von noch nicht 1½%. Dabei wird eifrig gearbeitet in den verschiedenen

[1]) In der Hauptstadt wurden im Jahre 1891 britische Beamte niedergemacht, was eine Strafexpedition zur Folge hatte.

Zweigen der Mission. Die Heidenpredigt findet bei weitem nicht mehr den Widerspruch, wie in früheren Zeiten. Selbst Brahmanen nehmen die Prediger auf und kaufen oft christliche Schriften. Manchmal zeigen solche Käufer nach Jahren, eine überraschende Kenntnis der christlichen Lehre und drücken wohl auch ihren Wunsch aus Christen zu werden — wenn die Kaste es erlaubte. Die Gemeinde zu Kattack wird gerühmt wegen ihrer Beteiligung an der evangelistischen Arbeit. Fast alle Sonntagabend gehen einige auf die Dörfer um ihren heidnischen Landsleuten zu predigen. Dabei bemühen sich die Christen eifrig, ihre Gemeinde finanziell ganz unabhängig zu machen. Das Interesse am Worte Gottes vertieft sich ebenso, wie der Glaube an die Wirksamkeit des Gebetes. Sonntagsschule und Endeavourverein sind in gutem Gange (98, 17 ff.; vergl. 97, 18 ff.). Leider erwähnen die Berichte fast gar nichts von den anderen Stationen. Man möchte gern wissen, wie es in Russellkonda steht, das einst (vor 37 Jahren) für die Bergbevölkerung der Khonds angelegt wurde. Jetzt sind dort 80 Christen (einschließlich der Anhänger). Fast muß man befürchten, daß die Khonds (ähnlich wie die Koïs) inzwischen so ziemlich hinduisiert sind.

Litteratur-Bericht.[1]

1. **Blanckmeister:** „Sächsische Kirchengeschichte". Dresden. Sturm & Co. 4 Mk. Eine bedeutsame Bereicherung der kirchlichen Litteratur. Der als Herausgeber des „Pfarrhauses" und durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Luther-Forschung, des Gustav Adolf-Vereins 2c. bekannte Verfasser hat es meisterhaft verstanden, den reichen Stoff in anschauliche Geschichtsbilder zusammenzufassen und auf interessante Weise zu erzählen. Er unterscheidet 10 Perioden und bringt diese wieder in je 6—10 Abschnitten mit besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Lebens, sowie der Kultur und Sitte zur Darstellung. Die 10 Perioden sind ihm: 1. die Christianisierung, 2. das Zeitalter gesicherten Kirchentumes, 3. kirchliche Gärungen, 4. die Reformation, 5. die Zeit der lutherischen Rechtgläubigkeit, 6. der Pietismus, 7. die römische Propaganda, 8. die Aufklärung, 9. kirchlicher Umschwung, 10. die Neuzeit. Auf seiner Höhe erscheint das Buch in den Abteilungen 4—7, und zwar nicht bloß deshalb, weil der Verfasser in denselben die für die sächsische und die gesamte evangelische Kirche wichtigsten Ereignisse behandelt, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil er hier, ohne sich auf Bekanntes zu weit einzulassen, viele interessante Einzelzüge berichtet.

Die Empfehlung des Buches in einer Missions-Zeitschrift rechtfertigt sich dadurch, daß in demselben sowohl die Christianisierung der sächsischen Länder, als auch deren neuere Missionsgeschichte liebevolle Berücksichtigung gefunden hat.

Der ersteren ist der Raum von 59 Seiten gewidmet. Wir können hier dem Verfasser allerdings nicht in allem Einzelnen beistimmen, bezweifeln z. B., daß der fragliche Pripegala, und daß Swatovit und Triglav zu den sorbischen Gottheiten

---

[1]) Es liegt augenblicklich eine so große Fülle von Schriften vor, daß ich die Herren Verfasser und Verleger bitten muß, mit der Anzeige und Besprechung derselben einige Geduld zu haben. D. H.

gehört haben, möchten auch dem Bischof Benno von Meißen alle Missionsbedeutung nicht ganz absprechen, wie der Verfasser, hätten überhaupt dem heidnischen Glauben und Leben der Sorben, sowie ihrer Bekehrung zum Christentum eine etwas eingehendere Schilderung gewünscht — müssen aber doch sagen, daß auch diese Darstellung in allem wesentlichen den Thatsachen völlig gerecht wird und denjenigen, die sich für die Pflanzung der christlichen Kirche in Sachsen nicht speziell interessieren, einen lichtvollen Überblick liefert.

Die neuere Missionsthätigkeit Sachsens wird im 51. Unterabschnitte behandelt. Mit Recht hebt der Verfasser hier hervor, daß das Erwachen des Missionslebens dem Pietismus in Verbindung mit der näheren Kenntnis des Heidentums zu verdanken ist, wie solche Kenntnis die Gesandtschaft Ernst des Frommen nach Abessinien und die Reise des A. Olearius und P. Flemming nach Persien vermittelte. Nachdem er die einzelnen Männer erwähnt hat, die schon im 17. Jahrh. auf die Missionspflicht hingewiesen, verweilt er länger bei dem ersten praktischen Missionar sächsischen Blutes, bei Barth. Ziegenbalg, der zusammen mit Plütschau bei seiner Abreise zu den Tamulen erklärte: „Wir gehen in des Herrn Namen, und wenn uns Gott nur e i n e Seele aus den Heiden schenken möchte, würde unsere Reise schon belohnt sein.“ Unter Ziegenbalgs Nachfolgern wird auch der im April 1741 auf dem Kreuzkirchhofe in Dresden beerdigte Trankebar-Missionar Christoph Theodor Walther namhaft gemacht. Und auch einen Missionstheoretiker hatte Sachsen bereits in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts und zwar in der Person des Landpfarrers Christian Gerber, der 1731 in Lockwitz bei Dresden starb. Wir müssen bitten, dessen Ansichten über den Missionsbetrieb bei Blanckmeister oder in Gerbers Buche „Unerkannte Sünden“ selbst nachzulesen, können aber nicht unerwähnt lassen, daß sich dieselben meist völlig mit denen der Gegenwart decken. Dasselbe gilt von seinen Gedanken über die Judenmission, der Gerber ebenso warm und doch besonnen das Wort redete, wie der Heidenmission.

Was ein Ziegenbalg gethan und ein Gerber gesagt, war freilich nur ein Samenkorn, das noch längere Zeit in der Erde liegen sollte, ehe es aufgehen und Frucht bringen konnte. Aber aufgegangen ist es auch für Sachsen. In der Unterabteilung 74 erzählt der Verfasser, wie der während der dürren Zeit des Rationalismus von Herrnhut[1]) aus und durch die Dresdner Filiale der Deutschen Christentumsgesellschaft im stillen gepflegte Missionssinn es 1819 zur Gründung eines Missionshilfsvereins in Dresden (durch Leonhardi), 1836 zu der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in Dresden und endlich 1848 zu dem sächsischen Missionshauptverein brachte, durch welchen die im Leipziger Missionshause sich konzentrierende Heidenmission aus einer Sache kleiner Kreise zu einer Sache der lutherischen Kirche wurde.

Aus den vorstehenden Darlegungen geht hervor, daß Blanckmeisters Buch nicht nur für die Bewohner des Königreichs Sachsen, denen hier zum erstenmale eine Kirchengeschichte ihres Landes geboten wird, geradezu unentbehrlich sein, sondern auch eine über die Grenzen Sachsens hinausgehende Bedeutung haben dürfte. Hat

[1]) Die Mitteilung S. 235, betreffend die Waschung der Füße der ledigen Schwestern, beruht auf einem Irrtum. Vergl. Kirchl. Monatsschrift 1899 S. 184.

D. H.

Sachsen auch durch den traurigen Abfall seines Fürstenhauses von der Reformation die Führerschaft in der evangelischen Kirche verloren, so ist und bleibt es doch das Mutterland der Reformation und hat auch je und je auf die Entwickelung des gesamten evangelischen Lebens großen Einfluß ausgeübt. Wir können nur wünschen, daß die Kirchengeschichte eines jeden deutschen Landes in einer so trefflichen und für jeden Gebildeten anziehenden Weise erzählt würde, wie die sächsische durch Blanckmeister. Rottrott.

2. **Dalton, H.:** „Indische Reisebriefe". Gütersloh 1899. Kl. 8°. 4,40 Mk. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Verfasser für Gebildete geschrieben hat. Aus den weiten Kreisen der Letzteren scheint sich jedoch eine kleinere Schar auszusondern, die dem geistreichen Polyhistor und Kunstverständigen mit Genuß folgen wird. Werden auch manche trockenere Seiten, die stark an die Studierstube erinnern, überschlagen werden, so findet man sie aufgewogen durch farbenprächtige Bilder und besonders durch die schätzbaren Schilderungen der indischen Kunstdenkmäler. Ein richtiges Verständnis der letzteren fehlt bei uns fast ganz. Goethes schroff abweisendes Urteil ist vielen auch heute noch maßgebend. Hier bricht der Verfasser eine neue Bahn. Es ist mir aus der Seele gesprochen, was er Seite 325 ausführt. Möchte die Forderung, auch auf dem Gebiete der Kunst den Indern ein Inder zu werden, doch allgemeine Anerkennung finden. Als ich sie vom Missionsgesichtspunkte aus aufstellte, wurde ich sehr angegriffen. D. stellt sie als Kunstverständiger auf. Umsomehr wird man seiner Forderung Gewicht beimessen.

Der Verfasser bewegt sich großenteils auf Kunstpfaden. Der Raum, den er in seinem Buche der Kunst widmet, ist kaum geringer, als der, auf welchem er die Mission behandelt. Er setzt auch kunstverständige Leser voraus, wie manche unerklärte Fachausdrücke (z. B. Intarsien) ergeben. Überhaupt müssen seine Leser ein ausgedehntes Spezialwissen besitzen, oder in der Lage sein, bei der Lektüre gelegentlich ein gutes Konversationslexikon zu Rate ziehen zu können. Hiernach wird sich der Leserkreis, an den sich die Briefe auch ohne Adresse richten, in den Salons finden, wo eine besonders für Kunst interessierte Bildung waltet. Vielfach herrscht in solchen noch völlige Unkenntnis der Mission. Sie dort als eine herrliche Sache und heilige Verpflichtung mit einzuführen, wird ein schätzenswertes Verdienst des Verfassers sein. Möchte es ihm gelingen, viele, die ihm gern auf den Kunstpfaden folgen, auf die Missionspfade hinüberzuführen.

Doch ist das Buch nicht auch den Missionsleuten zu empfehlen? Ein Freund hielt es geeignet zum Vorlesen in gebildeten, christlichen Familien. Sicherlich giebt es solche, denen es eine willkommene Unterhaltungslektüre sein wird. Das warme Herz des Verfassers fühlt man durch jede Zeile schlagen, die er über Mission schreibt. Man schätzt in ihm den Augenzeugen. Man wird voll Interesse für die Sache seinen Berichten lauschen, selbst wenn große Partien des Buches, so gelehrt sie auch sein mögen, doch eigentlich nicht unterhaltend sind. Viele werden dergleichen um der Mission willen mit in den Kauf nehmen.

Aber man kann das nicht von allen verlangen. Die Mehrzahl der Leser erwartet interessante Darstellung dessen, was der Verfasser selbst gesehen hat. Aber er giebt viel mehr, was er nicht gesehen hat. Von den 377 Seiten des Buches beziehen sich überhaupt nur 52½ auf die von D. besuchten Missionen

in ihrem heutigen Zustande. Und auch auf diesem knappen Raume finden sich neben konkreten Berichten viel allgemeine Gedanken und Betrachtungen über das, was er sah oder sehen konnte. Es wäre viel schöner gewesen, wenn er es uns so vorgeführt hätte, daß auch wir es in seinen Worten, wie in einem Spiegel sehen könnten. Man gewinnt aber bei aller Fülle des missionsgeschichtlichen Materials, das er einwebt, keine klare Vorstellung von den indischen Heiden und Heidenchristen in ihrem Leben und Treiben. Der Verfasser hat den Äußerlichkeiten, die dazu beobachtet sein wollen, zu wenig Wert beigemessen. Gelegentlich versucht er wohl einen anschaulichen Pinselstrich. Aber z. B. die Kleidung der Kols Seite 149 ist ganz verfehlt gezeichnet. (Nicht ein Umschlagetuch sondern Dhoti und Tschadder.) Der Raum verbietet eine Reihe ähnlicher Beispiele anzuführen. Gerade bei den Kols bedauere ich, daß D. nur über Ranttschi spricht. Wer die Kols recht kennen lernen will, muß in ihre Dörfer gehen. Erst aus der Biene (98, 13) ersieht man, daß er solchen Besuch machte, nachdem ihm in Burdschu ein glänzender Empfang bereitet war. Das muß höchst interessant gewesen sein; aber die Leser erfahren nichts davon. Unterhaltende Missionslektüre soll vor allem anschauliche Bekanntschaft mit der Sache vermitteln. Wer solche aus diesem Buche zu schöpfen wünscht, wird ziemlich enttäuscht werden.

Ebenso wird es dem gehen, der dasselbe als wissenschaftliches Missionsbuch benutzen will. Vielseitige, geistreiche Gelehrsamkeit bietet noch keine Garantie für Gründlichkeit und Richtigkeit. Wer seinen Gundert und Warnecks Abriß studiert hat, findet hier in ausgedehnten Abschnitten nur wenig neues. Dagegen laufen unangenehme Unrichtigkeiten mit unter. Seite 223 steht: „Wir Deutsche haben auf indischem Boden an 3 Stellen Fuß gefaßt — Basel, Leipzig, Berlin II." Abgesehen von der Ungenauigkeit des Ausdrucks (Basel allein hat mindestens an 4 Stellen Fuß gefaßt), arbeiten in Indien bekanntlich 5 deutsche Gesellschaften, nämlich auch Hermannsburg und Breklum. Die Brüdergemeinde im Himalaya ist als sechste zu zählen.[1]) Die Sikhs sollen in Sikkim zu Hause sein (S. 98). Ihre Heimat liegt bekanntlich im Pandschâb — 1000 Kilometer weiter W.N.W. Sehr verwirrend muß die konsequent wiederkehrende Schreibung „Seiwa" wirken. Das „ei" stammt wahrscheinlich aus der unglücklichen englischen Aussprache. Aber in Indien hört man doch in Çiva ganz deutlich ein „i". „Kali — oder Durga" (S. 118) sind bekanntlich identisch. Die dravidischen Völker werden mit den Aborigines, „bei denen Kultur und Kaste noch nicht allgewaltig herrscht", in eine Reihe gestellt (S. 59, 373). Leider war D. nur wenige Stunden in dravidischer Atmosphäre. Die tamulische Litteratur mit hunderten von Bänden allein über Grammatik, einigen Dutzend über Theorie der Musik ꝛc. zeigt uns diese Völkerschaften in ganz anderem Lichte, und leider herrscht auch bei ihnen die Kaste in vollster Schroffheit.

Doch das könnte man als nebensächlich übersehen, wenn uns der Augenzeuge wichtiges missionswissenschaftliches Material dargeboten hätte. Leider giebt er uns meistens nur sein fertiges Urteil, das bei näherer Betrachtung oft eines festen Grundes entbehrt, was jedoch unter einer gewissen rhetorischen Plerophorie verhüllt bleibt. Vergl. S. 106 über die in der That nur geringen

[1]) Dagegen wird S. 369 richtig gesagt, daß es sechs deutsche Missionen in Indien giebt. D. H.

Anfänge der Mission in innerasiatischen Gebieten. S. 55: Die „reichgesegnete“ [1]) Thätigkeit der Londoner Mission. Aber was wird aus den vielen Schülern in Bhowanipur? Vor Menschenaugen wird von direktem Missionssegen an ihnen wenig offenbar. Nach jenem Ausdruck wird es der Leser kaum glauben, daß die Gesellschaft selber seufzt über manche verknöcherte Gemeinde, in der schon lange kein lebenskräftiges Wachstum mehr ist.[2]) S. 58: Es stimmt nicht, daß die Missionare in den höheren Schulen den Indern zu Indern werden. Im Gegenteil: sie machen vielmehr die Inder zu Engländern. S. 108 „900 aus den Heiden gewonnene Mitglieder“ — in Wirklichkeit meist Fremde, die großenteils schon als Christen dort eingewandert sind.

An einigen Punkten hat sich der Verfasser auch an die Behandlung *besonderer Fachfragen* herangemacht. Der Vorschlag einer deutschen Frauenmission von Ghasipur aus ist sehr gut gemeint — aber schwerlich ausführbar. Auch hier giebt er nur sein fertiges Urteil, das aber mit den wirklichen Verhältnissen nicht stimmt. Bei den Baslern und Leipzigern hat sich im Gegensatz zu seinen Angaben die Frauenmission schon erfreulich entwickelt und auch die Brecklumer haben kürzlich ihre erste Senanamissionarin abgeordnet.

Treffend wird die Kaste mit ihren noch unerschütterten Mauern geschildert. Aber von der Minierarbeit der Mission, die mehrfach betont wird, erhält der Leser eine nicht zutreffende Vorstellung. Auf den erfolgreichsten Feldern liegen nämlich die Minen außerhalb der Mauer — bei den Kastenlosen. Anderwärts gehen sie zwischen den Mauern hin, wie z. B. bei den Schanâr, wo die ganze Kaste bis auf geringe Reste christianisiert ist. Direkt unter die Mauer geführte Minen sind vielfach bald wieder zugeschlemmt. Die europäische Kultur mit der Eisenbahn, die „unwiderstehlich“ die Kaste brechen soll (S. 373), richtet in Wirklichkeit nichts aus. Der durch eine Eisenbahnfahrt erfolgte Kastenbruch wird jetzt unter so leichten Bedingungen gesühnt, daß die Macht der Kaste selbst durch den erstaunlichen Eisenbahnverkehr gar nicht berührt wird.

Diese Beispiele deuten auf einen Mangel an gründlicher Beobachtung hin. Der Verfasser hatte freilich nur wenig Zeit dazu. Schon im November verließ er Indien, das er doch wohl kaum vor Mitte September betrat. Genaueres darüber erfahren wir nicht; denn die Reisebriefe haben kein Datum, ebenso wenig, wie sie eine Adresse haben. Diese am heimatlichen Schreibtische verfaßten und mit viel Abhandlungen verschmolzenen Berichte, charakterisieren sich überhaupt nicht als Briefe. Bei der angedeuteten Entstehung des Buches wird es erklärlich, wie, trotz Benutzung der Tagebuchblätter, das, was der Verfasser aus seinen lieben Büchern geschöpft hat, oft die eigenen Erfahrungen weit überwiegt. Auch hat er die Ergebnisse eines früheren kurzen Besuches in Bombay (1893) so in die Darstellung verflochten, daß dem Leser, welcher Briefe aus dem Jahre 1897 vor sich zu haben meint, ein unlösbares Rätsel vorliegt. Er berichtet nämlich, daß er einen Missionar (Deimler)

---

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit dringend bitten, mit der zur Phrase gewordenen rhetorischen Hyperbel „reich gesegnet“ doch recht sparsam zu sein.

D. H.

[2]) In Benares umfaßt die betr. Gemeinde 47 Mitglieder, die größtenteils (oder vielleicht sogar ausnahmslos) im Solde der Gesellschaft stehen.

dort gesehen habe, der seit 1895 pensioniert in Nürnberg lebt. Wenigstens durfte der Schlüssel zur Lösung des Rätsels nicht fehlen.

Viele Leser werden die Ausstellungen, die wir hier machen mußten, ja kaum beachten. Mögen die an erster Stelle genannten durch die Erwähnung solcher Mängel sich von der für sie genußreichen Lektüre nicht abhalten lassen und solche, denen ohne viel Rücksicht auf sachliche Genauigkeit und z. T. auch auf Anschaulichkeit die Berichte eines von Herzen überzeugten Missionsfreundes als Nahrung für das Feuer der eigenen Missionsliebe erwünscht sind, das Buch fleißig gebrauchen. Wer es aber zum Missionsstudium benutzen will, wird nicht versäumen dürfen, noch anderes Material zu Rate zu ziehen.

3. **Neck**, Daniel: „Histoire des origines du Christianisme à Madagascar." Paris 1898. Die 60 Seiten starke Broschüre enthält die Dissertation des Verfassers behufs seiner Promotion als Baccalaureus an der theolog. Fakultät der Pariser Universität. Die Monographie ist fleißig gearbeitet. Uns bringt sie zwar nichts neues; aber denen, die sich über die Mission auf M. erst orientieren wollen, bietet sie ein bequemes Hilfsmittel. Natürlich konnte in dem angedeuteten Rahmen alles nur in wenigen, großen Zügen gegeben werden. Etwas eingehender verweilt der Verfasser bei der Märtyrergeschichte, die er nach Dahles und Borchgrevinks Vorgang mit der vollen Nüchternheit des Geschichtsschreibers behandelt. Er scheint übrigens nicht die norwegischen Originale, sondern P. von Möllers Bearbeitung (Bas. M. Mag. 1881) benutzt zu haben. Der letztere ist bekanntlich ein Schwede, nicht, wie der Verf. annimmt, ein Deutscher.

Das Kapitel über die anglikanische Mission auf Madagaskar bedarf einiger Ergänzungen. Es ist wohl aus zarter Rücksicht auf die Mission überhaupt das Verhältnis der S. P. G. zur C. M. S. nicht näher dargelegt. Die edle Handlungsweise der letzteren, die selbstlos zurücktrat, als die ritualistisch gerichtete Gesellschaft eindrang, sollte nicht vergessen werden. Auch von der Rivalität derselben gegen die Londoner Mission ist hier nichts erwähnt.

Was die Arbeiten und Erfolge der letzteren betrifft, referiert der Verfasser lediglich als Historiker. Es ist zu bedauern, daß er sie nicht auch von missionstheoretischem Gesichtspunkte beleuchtet. Eine Vergleichung mit der norwegischen Mission drängt fast von selbst dazu. Es ist wichtig, daß das warnende Beispiel der independentischen Praxis auf Madagaskar nicht unbeachtet bleibe.

Im übrigen kann man dem Verfasser nur beistimmen. Seine Arbeit gipfelt darin, daß nur von der protestantischen Mission eine rechte Civilisation der Völkerschaften Madagaskars zu erwarten ist.

Als Anhang ist die neueste Statistik der betreffenden Missionen gegeben, sowie eine ausgedehnte Bibliographie in 91 Nummern, die bis auf einige nicht genannte norwegische Quellen wohl vollständig sein dürfte.

R. Grundemann.

Die Bedeutung des Pietismus für die Heidenmission.[1]

Von D. Carl Mirbt, Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Marburg.

1. Begriff und Wesen des Pietismus.

In einer Versammlung von Theologen darf man über Pietismus nicht reden, ohne sofort hinzuzufügen, welcher Inhalt mit diesem Begriff verknüpft wird. Denn es geht dem „Pietismus“ fast so wie dem Worte „positiv“; jeder versteht darunter etwas anderes. Wir verstehen unter Pietismus: die Bewegung innerhalb der lutherischen Kirche Deutschlands, welche durch Spener begründet worden ist und in Halle, Württemberg und Herrnhut sich individualisiert hat. Wenn wir im Unterschied von diesem Pietismus des 18. Jahrhunderts von modernem Pietismus reden, so meinen wir damit die Richtung innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands, welche in der Erweckungszeit am Anfang unseres Jahrhunderts wurzelt und durch nachweisbare Beziehungen, vor allem aber durch die gleiche Grundstimmung, sich als einen Ausläufer des alten Pietismus darstellt. — Verwandte Bewegungen im Schoß der reformierten Kirche fassen wir daher nicht unter den Begriff Pietismus. Denn im Gegensatz zu der Beschaffenheit der lutherischen Kirche hat er sich entwickelt und in dieser Antithese liegt seine historische Bestimmtheit.

Daß unsere Kirche durch die Überschätzung des Dogmas, die Überspannung des kirchlichen Amtsbegriffs und die falsche Wertung äußerer Kirchlichkeit am Ende des 17. Jahrhunderts religiös verdorrt war und unter den erschütternden Wirkungen des großen Krieges ihre sittliche Spannkraft verloren hatte, wird nicht leicht von jemand bestritten werden, so hoch auch einzelne Lichtgestalten in jener Zeit gewürdigt werden mögen. Auch darüber dürfte verhältnismäßig leicht eine Verständigung zu erzielen sein, daß die pietistische Bewegung nicht in erster Linie eine theologische, eine lehrhafte gewesen ist, sondern eine praktisch-kirchliche. Die zeitgenössischen Gegner des Pietismus waren freilich anderer Meinung. Denn da sie selbst das Christentum als eine Summe von Lehrsätzen auffaßten, war ihnen auch der Pietismus selbstverständlich

[1] Vortrag gehalten auf der Missionskonferenz in Halle am 7. Februar 1899.

eine neue „Lehre", allerdings eine Irrlehre. Aber auch durch die gewissenhafteste Registrierung aller Verirrungen war selbst Löscher nicht imstande, das malum pietisticum wirklich zu verstehen. Mochte jeder seiner 14 Vorwürfe relativ berechtigt sein, das von ihm entworfene Gesamtbild des Pietismus war trotzdem verfehlt — er hatte den Herzschlag der Bewegung nicht herausgefühlt.

Und wie bestimmen wir das Wesen des Pietismus als Gesamterscheinung? Ist er, um die Frage gleich in ihrer ganzen Schärfe zu formulieren, eine evangelische Bewegung oder aber ein Rückfall in römischen Katholizismus?

Was der Pietismus dem evangelischen Deutschland zu sagen hatte, waren schlichte Wahrheiten. Persönliches Christentum, nicht Unterwerfung unter irgend eine äußere Autorität; lebendiges Christentum der That, nicht kirchlicher Mechanismus; Bibelchristentum, nicht symbolischer Lehrzwang; allgemeines Priestertum, nicht privilegiertes Amt! Jede dieser Forderungen ist für den Pietismus charakteristisch gewesen, aber das spezifische Kolorit seiner Frömmigkeit, die eigenartig pietistische Atmosphäre beruhte darauf, daß von ihm dieses persönliche und lebendige Christentum in gefühlsmäßiger Form gepflegt wurde und in der Gemeinschaft mit dem erhöhten Christus sein Centrum hatte. Dieser Gedanke klingt durch alle Gruppen des Pietismus hindurch, bestimmt den Ton seines religiösen Lebens. — An diesem Punkte scheiden sich die Wege. Wer das Urteil fällt, daß wir hier eine Abart oder einen Nachklang römisch-katholischer Devotion vor uns haben, muß in dem ganzen Pietismus eine grundsätzlich unevangelische Richtung erblicken, die, weil in ihrem innersten Wesen verderbt, als Giftpflanze zu behandeln ist. Wir dagegen sehen in dem Pietismus eine Reformbewegung von grundsätzlich evangelischem Charakter. Wie wenig der alte Pietismus römisch-katholisch empfunden hat, zeigt allein schon der Umstand, daß er keine Konvertiten hervorgebracht hat. Und es ist eine zum Nachdenken anregende Thatsache, daß der einzige fürstliche Konvertit, der den Weg zu unserer Kirche zurück gefunden, bei diesem Schritt sich unter der Leitung von A. H. Francke befunden hat.

Aber wenn auch der Pietismus als eine auf deutsch-protestantischem Boden erwachsene Bewegung gewürdigt werden muß, und die Anknüpfung an Luther sowie die Weiterführung einzelner seiner Gedanken nicht zu verkennen ist, eine bloße Wiederholung der Lutherschen Predigt hat er nicht geboten und wollte er nicht bieten. Wir vermissen an ihm die wohlthuende

Einfachheit des reformatorischen Zeugnisses, er ist viel komplizierter, in gewisser Beziehung verfeinerter, ist das Produkt einer fortgeschrittenen Kulturperiode und dementsprechend von eigenartigen Gefahren und Verirrungen bedroht. Manche wenig erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte des Pietismus finden allerdings darin ihre ausreichende Erklärung, daß jede neue Richtung, um sich Gehör zu verschaffen, zuerst einseitig und ungestüm vorgeht und auch ohne eigenes Zuthun zum Kristallisationspunkt wird für alle Unruhigen und Unzufriedenen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß andere Auswüchse als Schwächen der pietistischen Grundanschauungen zu beurteilen sind. Wie leicht erfuhr die Betonung des Rechts der einzelnen Persönlichkeit die Steigerung zum Subjektivismus; das gefühlige Christentum wurde süßlich und tändelnd; die methodische Behandlung des Bußkampfs und die Gebetstreiberei verdient kein Wort der Entschuldigung; die Geringschätzung der Wissenschaft, vor allem eine schwere Verirrung des hallischen Pietismus, hat sich bitter gerächt; die an den kirchlichen Zuständen geübte Kritik hat sich oft zu einer pessimistischen und lieblosen Verurteilung gesteigert, die aus einer schiefen Stellung zur Volkskirche als solcher hervorging; das summarische Reden von „Gläubigen“ und „Ungläubigen“ wirkte an sich schon verletzend und steigerte sich zu offenbarer Ungerechtigkeit, wenn das Vorhandensein der Frömmigkeit von dem Nachweis bestimmter Kennzeichen abhängig gemacht wurde, die durch Generalisierung individueller Lebenserfahrungen gewonnen wurden oder häufig sogar nichts anderes waren als Auswirkungen der Neigung zu apartem Wesen. Durch die engherzige und unfreie Stellung zu dem gesamten Bereich des natürlichen Lebens, zur Welt, hat endlich der Pietismus seinen Gegnern starke Waffen in die Hand gegeben und durch die Beschränkung seines Wirkungskreises zugleich sich selbst schwer geschädigt. Übrigens darf nicht außer acht gelassen werden, daß dieser pietistische Rigorismus im Gegensatz zu einer weit verbreiteten sittlichen Laxheit sein düsteres Gepräge empfing, daß sein Drängen auf äußere Einfachheit in die Zeit verschwenderischer Modetrachten fiel, daß hoher moralischer Mut pietistischer Seelsorger an Fürstenhöfen keine seltene Erscheinung gewesen ist. Auch die Frage ließe sich noch aufwerfen, ob nicht auf der anderen Seite auch die Predigt der Weltoffenheit Gefahren in sich birgt, natürlich Gefahren anderer Art, — aber wir wollen nicht abschwächen, sondern ausdrücklich nochmals konstatieren, daß wir hier Verengungen und Verkürzungen des Christentums vor uns haben.

Und trotz dieser Defekte, trotz auch der fast allgemeinen Verfolgungen eine gewaltige siegreiche Ausbreitung dieses Pietismus! Er hat es verstanden, den Adel für sich zu interessieren — das gräfliche Haus in Wernigerode war die bedeutungsvollste Acquisition — daneben aber auch die kleinen Leute zu fesseln. Denn er trug das Evangelium von den Kanzeln herab in die Häuser und gab dem schlichten Bürger als mündigem evangelischen Christen eine Stellung, die er bis dahin nicht gehabt hatte — der Pietismus eine Befreiung des dritten Standes auf kirchlichem Gebiet! Und in der Verbindung von Hoch und Niedrig zu gemeinsamer religiöser Erbauung in engster persönlicher Berührung, nicht nur in der Form des äußeren Zusammenseins im Gotteshaus, lag zugleich ein sozial versöhnendes Element, das seine Wirkung um so sicherer ausüben mußte, je weniger sie beabsichtigt war. — Nicht minder wichtig wurde die Nivellierung des Unterschiedes zwischen lutherisch und reformiert, welche aus dem Unwillen über den konfessionellen Hader und dem Auffinden eines gemeinsamen Grundes in der Schrift hervorging. Und das Niederreißen dieser Schranken führte sofort zur praktischen Liebesarbeit. Es ist ein sehr bedeutungsvolles Faktum, daß ein Urlsperger für die bedrängten Glaubensgenossen in Böhmen, Mähren, Posen, Smyrna Unterstützungen zu sammeln beginnt, denn daraus ergiebt sich, daß schon der alte Pietismus ein offenes Auge für die herrlichen Aufgaben gehabt hat, die in ihrer ganzen Dringlichkeit und Größe erst durch den Gustav-Adolf-Verein dem evangelischen Bewußtsein erschlossen worden sind. — Auf dem Gebiet des Verhältnisses von Kirche und Staat wird der Pietismus durch diese konfessionelle Indifferenz zum Vorkämpfer der Toleranz! Dazu nun noch seine Bemühungen um die Erziehung des Volks, wodurch die Linie fortgesetzt wurde, die Luther durch seine Katechismen gewiesen hatte — welche Fülle neuer Gedanken! Auch das wollen wir nicht verschweigen, daß die kleinen Konventikel, indem sie über einen beträchtlichen Teil Deutschlands sich ausbreiteten und untereinander in regem Verkehr standen, über die Enge der kleinstaatlichen Beschränktheit hinausstrebten und als dann auch Dänemark, Holland und England der Bewegung sich anschlossen, geradezu einen internationalen Zug erhielten. Kurz, der Pietismus des 18. Jahrhunderts enthüllt sich bei näherem Zusehen als eine Bewegung von umfassenden Wirkungen und Beziehungen. Er ist nicht eine rückläufige, sondern er ist die größte Fortschrittsbewegung, die Deutschland seit den Tagen Luthers gesehen hat, für Kirche, für Staat, für Gesellschaft gleich bedeutsam.

Die Geschichte des Pietismus, die allen diesen Seiten gerecht würde, soll noch geschrieben werden. Zur Zeit gehört das 18. Jahrhundert noch zu den Partieen der Kirchengeschichte, welche unter der einseitigen Konzentration der Forschung auf die Geschichte der ersten Jahrhunderte und die Geschichte der Reformation besonders schwer zu leiden hat. — In ähnlicher Lage befindet sich die Geschichte der Mission. Nur daß sie nicht einmal von der gegenwärtig herrschenden Vorliebe für die älteste Zeit der Kirche Vorteil gezogen hat. Denn sogar die Ausbreitung des Christentums bis Konstantin harrt noch der Darstellung.

Ein äußeres Band zwischen Pietismus und Mission — dieses Nichtbeachtetwerden. Weit enger aber verknüpft sie ihr eigenes Wesen, ihre gemeinsame Geschichte. Sie hängen so eng zusammen, daß man von dem einen nicht reden kann, ohne des anderen zu gedenken: der Pietismus der Stamm, der die Mission als seine edelste Frucht hervorgebracht hat; die Mission die Frucht, nach welcher der Baum beurteilt wird.

Welche Bedeutung hat der Pietismus für die Heidenmission? In zweifacher Richtung bewegt sich sein Einfluß. Wir beginnen mit dem, was er für die heimatliche Kirche geleistet hat.

2. Einfluß des Pietismus auf die Weckung des Missionslebens in der heimatlichen Kirche.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Reformationszeit, die wir gewohnt sind, auf allen Lebensgebieten unserer Kirche als grundlegend anzusehen, für die Ausbreitung des evangelischen Christentums unter nichtchristlichen Völkern nichts geleistet hat. Das ist auch durchaus verständlich. Denn alle Kraft mußte auf die Selbstbehauptung gegenüber der römischen Kirche konzentriert werden; Kolonieen besaß Deutschland nicht; die bisher wirksamen Missionsmotive, das politische, hierarchische und asketische, welche gleichzeitig den großen Aufschwung der römisch-katholischen Mission herbeigeführt haben, konnten und durften auf protestantischem Boden nicht wirksam werden. Auch an den Trägern für Missionsunternehmungen, auf welchen die moderne evangelische Mission ruht, fehlte es damals noch vollständig; und — darüber wollen wir uns gar keiner Illusion hingeben — jeder größer angelegte Versuch einer überseeischen protestantischen Propaganda wäre bei der maritimen Vorherrschaft von Spanien und Portugal im Keim unterdrückt worden. Wenn das Ausbleiben von Missionsunternehmungen bei dem Zusammenwirken dieser Verhältnisse sich mithin von

selbst erklärt, so ist es allerdings etwas anderes, daß auch keine Wünsche in dieser Richtung bestanden, daß überhaupt kein Missionssinn sich findet und kein Verständnis für eine Missionspflicht der evangelischen Kirche vorhanden ist. Das war nicht die Wirkung jener realen Verhältnisse, sondern die Frucht ganz bestimmter dogmatischer Vorurteile, denen wir hier aber unser Interesse nicht zuzuwenden haben.

Die nächsten Generationen haben im wesentlichen auf demselben Standpunkt verharrt. Nur darin erkennen wir einen Fortschritt, daß die Frage nach Recht und Pflicht der Heidenmission jetzt eine öffentliche Diskussion findet, ein Problem wird. Aber die Theologie der Orthodoxie war auch hier nicht neuerungssüchtig; die Argumente der Reformationszeit behalten ihre Kraft und werden nur weiter ausgebildet. Dazu kam dann noch der furchtbare Druck der schweren Zeiten, kurz das Gesamtbild verändert sich nicht.

Eine vollständige Umwälzung führt herbei der Pietismus. Schon Spener hat für die Mission herrliche Zeugnisse abgelegt, aber im Mittelpunkt seiner Interessen hat sie nicht gestanden. Sein Todesjahr wurde das Geburtsjahr deutsch-evangelischer Missionsarbeit. Am 5. Februar 1705 schloß er die Augen, den 11. November empfingen Ziegenbalg und Plütschau in Kopenhagen die Ordination. — Die grundlegende Verbindung von Mission und Pietismus hat geschaffen August Hermann Francke.

a) Man könnte fast versucht sein, von einem Zeitalter A. H. Franckes zu reden, denn sehr verschiedenartige Entwickelungsreihen setzen bei ihm ein. Er war eine gewaltige Persönlichkeit, ein Mann des Gebets und der That, weltflüchtig und doch weltklug, von weitem Blick und kühner Unternehmungslust, im Leben ein anderer als man nach dem üblichen Bild mit den weichen Zügen erwarten müßte und vielseitiger als ihn manche gut gemeinte Darstellung vorzuführen pflegt. Was hat er für die Mission geleistet? Beginnen wir mit zwei Negationen. Das Verdienst Franckes um die Mission besteht nicht darin, daß er überhaupt den Gedanken der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden in voller Reinheit ausgesprochen; das hatte schon Savaria gethan, mehr als hundert Jahre früher (1591), und andere waren ihm gefolgt. Selbst die Weckung seines eigenen Missionsinteresses weist uns auf Anregungen von auswärts; wir nennen nur den Namen Leibnitz. Aber auch die Initiative zur thatsächlichen Inangriffnahme der Mission ist nicht von Francke ausgegangen. Denn die Berufung jener ersten evangelischen Missionare ist durch den dänischen König erfolgt.

Und doch diese dänische Mission zugleich und sogar vorwiegend Hallesche Mission, — das Werk Franckes! Denn in seine Seele eingesenkt, wurde der Missionsgedanke etwas anderes als der Herausgeber der Novissima Sinica ihn verstanden hatte, wurde er vertieft und eine eminente schöpferische Potenz. Die Stiftungen werden der Mittelpunkt des Freundeskreises, welchen das junge Missionsunternehmen sich erwirbt; von hier aus werden die Sendboten beschafft, die nach Ostindien hinausziehen; aus der Veröffentlichung der ersten Briefe Ziegenbalgs erwächst der Mission das erste litterarische Organ, die erste Missionszeitschrift; die Notwendigkeit der materiellen Unterstützung führt zur Sammlung von Missionsbeiträgen; in den großen Krisen der Jahre 1711 und 1714 ist das bedrohte Werk unter den Tamulen von Halle aus geradezu gehalten worden. Mochte auch die Oberbehörde der ostindischen Mission in Kopenhagen residieren, die geistige, zum Teil auch die äußere Leitung lag in Franckes Hand.

Um diese Leistung des Halleschen Pietismus historisch richtig zu würdigen, bedarf es nicht vieler Worte. Die Thatsache spricht für sich selbst, wenn wir konstatieren, daß er es gewesen, der durch diese Bemühungen der evangelischen Kirche Deutschlands überhaupt erst das große Arbeitsgebiet der Mission erschlossen hat. Damit verband sich sofort eine bedeutungsvolle Wegweisung. Denn indem die Stiftungen sich nicht darauf beschränkten, den Volksgenossen zu dienen, sondern zugleich der Stützpunkt wurden für das Werk der Liebe an den nichtchristlichen Völkern, erhielt nicht nur für die alte Wahrheit eine neue Bestätigung, daß die Liebe wächst je mehr sie giebt, und nicht verarmt, wenn sie ihre Aufgaben erweitert, sondern es wurde dadurch zugleich der Bund zwischen innerer und äußerer Mission geschlossen, der unser heimatliches kirchliches Leben bis auf den heutigen Tag befruchtet und seine Illustration findet durch das Findelhaus auf Hongkong wie durch die Arbeit unter den Fischern an der Küste Labradors, wie in der Pflege der Aussätzigen im Kapland und in Jerusalem. — Waren diese Anregungen A. H. Franckes von großer geschichtlicher Wirkung, so hat der Halleschе Pietismus auf die Fortentwickelung der deutsch-evangelischen Mission doch einen noch größeren Einfluß dadurch ausgeübt, daß er den Missionssinn geweckt hat in dem Grafen Zinzendorf.

b) Ein anderes Bild, die kleine mährische Emigrantenkolonie am Hutberg! Zinzendorf war eine originelle, vielseitige, elastische und schmiegsame Natur, von sprudelndem Geist und überströmendem Gefühlsleben, voll von

Widersprüchen, kein durchsichtiger Charakter, schillernd, zu Extremen geneigt, unter den Brüdern ein Bruder, aber „im Reiche der Demut nach der obersten Stelle strebend", wie eine Tante von ihm gesagt hat, und trotz alledem ein Mann, der von sich sagen konnte: „Ich habe nur eine Passion und die ist Er, nur Er." Dieses bekannte Wort sagt viel, aber enthält zugleich eine, allerdings unbeabsichtigte, Selbstkritik. In dem nachgelassenen Essay eines bekannten Theologen finden wir ihn gelegentlich charakterisiert als religiösen Virtuosen. Das zeigt nach anderer Richtung die merkwürdige Vereinigung von Licht und Schatten, die uns überall bei Zinzendorf begegnet. Doch wir haben uns hier nicht auf eine psychologische Analyse dieses merkwürdigen Mannes, der soviel Rätsel giebt, einzulassen. In jedem Fall war Zinzendorf einer der bedeutendsten Männer des 18. Jahrhunderts und gehört der Kirchengeschichte an als Prophet der Wahrheit: „das Christentum ist Gemeinschaft", als religiöser Dichter von wunderbarer Innigkeit, als Apostel des die Welt umfassenden Missionsgedankens.

Zwischen Halle und Herrnhut bestanden enge Beziehungen; sie haben ein beträchtliches Stück Geschichte gemeinsam. Mit Recht ist vor wenigen Monaten anläßlich des Jubiläums der Stiftungen von herrnhutischer Seite darauf hingewiesen worden, wie groß die Dankesschuld ist, durch welche die Brüdergemeine an Halle gebunden ist. Denn für die drei Gebiete, auf welchen sie bis auf den heutigen Tag sich auswirkt, hatte Halle Vorbild und Anregung gegeben: für die Sammlung der Erweckten in der Diaspora, für die Erziehung der Jugend in wahrhaft christlichem Geist, für die Arbeit der Liebe unter den Heiden. Und doch war Herrnhut kein Ableger und auch keine Kopie des Halleschen Pietismus! Unter dem Einfluß Zinzendorfs und infolge der eigenartigen Zusammensetzung der Brüdergemeine entstand vielmehr hier ein Neues, neben Halle durchaus Selbständiges.

Im Unterschied von der Engherzigkeit des Halleschen Pietismus, die nach dem Tod A. H. Franckes sich noch weiter entwickelte, war Zinzendorf offen für religiöses Leben, wo immer er es fand, und war in der That außerordentlich weitherzig. Diese Richtung war für ihn selbst nicht ohne Gefahren, die Brüdergemeine aber empfing dadurch von Anfang an den universalen Zug, der im Blick auf ihre geringe numerische Ausdehnung zunächst überrascht, den wir aber bis auf die Gegenwart in ihrer Entwickelung verfolgen können. Dieser universale Zug hat neben der, natürlich in erster Linie entscheidenden, religiösen Qualifikation die Brüdergemeine fähig gemacht, in die aktive Missionsarbeit einzu-

treten, sobald ihr Stifter, bereits in Halle mit Missionsgeist erfüllt, durch den Besuch in Kopenhagen konkrete Missionsaufgaben kennen lernte. Was die Wendung zur Mission für die Brüdergemeine selbst bedeutet, haben wir hier nicht festzustellen; in der Geschichte der evangelischen Mission bezeichnet das Jahr 1732 den Anfang einer neuen Periode. — Was ist dieser herrnhutischen Missionsarbeit eigentümlich?

Zinzendorf war von einer unruhigen Geschäftigkeit, die allerdings nicht ausschloß, daß er mit großem Eifer auf das ihm vorliegende sich konzentrierte. Aber die Gefahr der Zersplitterung, der Verzettelung bestand. Diese Rastlosigkeit, dieses Temperament, in den Dienst der Liebe gestellt, gewissermaßen christianisiert, wurde zum Charisma; das gleiche gilt von dem Wandertrieb der ihm zugeführten Mähren. Es wird nicht nur überhaupt Mission begonnen, sondern in rascher Aufeinanderfolge in verschiedenen Teilen der Erde: unter den Eskimos in Grönland (1733), unter den Indianern (1740) Nordamerikas, unter den Negern Westindiens (1732) und Surinames (1735), unter den Hottentotten des Kaplands (1737) und in weniger als einem Menschenalter mehr in Angriff genommen als bis dahin überhaupt von der ganzen evangelischen Kirche. Dieser Umfang der Missionsarbeit war etwas unerhörtes! — Die schon vorhandenen Missionsfreunde Hallescher Observanz wurden zugleich dadurch überrascht, daß Herrnhut aus dem Gedanken des allgemeinen Priestertums eine neue Folgerung zog und als Sendboten des Evangeliums, im Unterschied von Halle, Laien verwandte, schlichte Handwerker. — Dazu nun endlich noch die wunderbare Erscheinung, daß hier zum erstenmal auf dem Boden des Protestantismus aus lediglich religiösen Motiven eine Kirche als solche die Sendung von Glaubensboten vollzog und das ganze Werk trug, während die bisherige von Holland und Dänemark aus betriebene Mission als staatskirchliche eine Regierungsmission gewesen war, gewissermaßen ein Stück Kolonialpolitik mit allen Nachteilen und Gefahren, welche aus der Verdunkelung des eigentlichen Missionszweckes sich ergaben. In der That Herrnhut stellte sich neue Aufgaben, fand neue Kräfte, zeigte neue Wege.

c) Wie groß auch die Verschiedenheiten zwischen Herrnhut und Halle sein mochten, in der Liebe zur Mission fanden sie sich zusammen. Schon die äußeren Erfolge ihrer Arbeit, die Gewinnung einiger Tausend Heidenchristen, waren achtungswert, aber weit bedeutungsvoller war die Thatsache, daß jetzt überhaupt zur Missionsarbeit fortgeschritten war. Der Bann ist gebrochen, die theoretischen Bedenken sind durch die That überholt, die un-

ermeßliche heidnische Völkerwelt thut sich auf, gewaltige Perspektiven eröffnen sich, wir erwarten in ein Missionszeitalter einzutreten, erwarten eine Elektrisierung des deutschen Protestantismus für die Mission und sehen ihn — kühl und teilnahmlos, das evangelische Deutschland war noch nicht reif! Wie haben wir die Thatsache zu erklären, daß die Landeskirchen dem Ruf zur Missionsarbeit nicht Folge leisten? Es fehlte ihnen an innerem Leben, an Verständnis für große Ziele, auch an Beweglichkeit. Gewiß an sich ausreichende Gründe, aber auch die Träger der Missionsbewegung waren wohl nicht ohne Schuld. Denn sie haben es offenbar nicht verstanden, von ihren Veranstaltungen den Schein einer Parteiunternehmung fern zu halten und es ist ihnen nicht gelungen, die Mission über die damaligen kirchlichen Gegensätze zu erheben. Die unausbleibliche Folge dieser Zurückhaltung der kirchlichen Kreise war dann freilich eine noch schärfere Ausprägung der ihnen anstößigen Eigenart des Missionswesens in spezifisch pietistischer Richtung.

Und nun gar die Aufklärung! Die Beziehungen des Pietismus zu dieser Zeitrichtung sind allerdings nicht nur feindlicher Natur gewesen, denn er hat, freilich wider seinen Willen, durch seine Untergrabung der früheren Machtstellung des Dogmas, durch seine Betonung des Subjektivismus, durch seine Geringschätzung der theologischen Wissenschaft ihr mannigfach vorgearbeitet. Aber von diesen Beziehungen abgesehen, standen Pietismus und Aufklärung als unversöhnliche Gegner sich gegenüber und die Aufklärung erwies sich als der stärkere Teil. Als sie am Ende des 18. Jahrhunderts den Höhepunkt ihres Einflusses auf allen Gebieten erreichte, hat sie dann sogar — das gehört zweifellos zu den stärksten Beweisen ihrer Kraft — die Mission sich unterworfen. Allerdings nur den einen Zweig, den dänisch-halleschen, der durch seine Verbindung mit der Universität den Einwirkungen des Zeitgeistes sich nicht zu entziehen vermochte. Das Studium dieses Prozesses ist höchst instruktiv; die einzelnen Stadien des raschen Verfalles haben uns hier nicht zu beschäftigen. Die Brüdergemeine schien indessen wie eine Insel der Seligen von den Wogen der Aufklärung nur umspült aber nicht überflutet zu werden. Ihr Fonds an religiösem Leben mochte damals vielleicht größer sein als vielfach anderwärts; was aber auch sie andererseits den zahlreichen Erweckten verdankte, die sich zu ihr hielten, wurde offenbar, als diese Kreise später soweit erstarkten, daß sie nicht mehr die Anlehnung an Herrnhut bedurften. Nun kamen auch für die Brüdergemeine geringe Zeiten, wie einmal der verstorbene Bischof Reichel geschrieben hat.

Daß die Aufklärung der Mission auch einen Dienst geleistet hat, wollen wir nicht verschweigen. Aus ihren Humanitätsbestrebungen ist das Ideal der Abschaffung der Sklaverei hervorgewachsen, dessen Verwirklichung direkt und indirekt der Mission zu statten kam. Aber auf das Ganze gesehen, konnte der Einfluß der Aufklärung auf die Mission nicht anders als nachteilig sein. Denn da die Mission nichts anderes ist als der nach außen gewandte Glaube, so mußte unter dem Einfluß dieser alle Gesellschaftsschichten erfassenden Verflachung des religiösen Lebens die Quelle ihrer Kraft versiechen. Der Schwung auch der pietistischen Kreise erlahmte. Das Missionswerk war im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts nicht mehr der spontane und natürliche Ausdruck energischen religiösen Lebens, sondern verdankte seinen Fortbestand der Pietät und der Gewohnheit, wurde also künstlich am Leben erhalten. In der That eine gefährliche Krisis für die junge deutsch-evangelische Mission. Daß sie zur Genesung führte, daß der Missionsgedanke neue Wurzeln schlug, daß er umfassender und intensiver als jemals zuvor unsere evangelische Kirche erfaßt und fortreißt, verdankt unsere Kirche der merkwürdigen Regeneration des Pietismus am Anfang des 19. Jahrhunderts.

d) Die Aufklärung befand sich vor hundert Jahren in einer zu großen Machtstellung, um nicht rasch sich zu verbrauchen und ihre Mängel hervortreten zu lassen. Daß aber die Umkehr so rasch erfolgt ist und so gleichzeitig in den verschiedensten Staaten Europas einsetzte, wie dies thatsächlich geschah, war die Frucht der schweren Not, die in der napoleonischen Aera in gleicher Weise auf allen lastete. In Deutschland fand die Reaktion in den still weiter arbeitenden Konventikeln des alten Pietismus einen wichtigen Anknüpfungspunkt, dazu kam die Brüdergemeine und ihre ausgedehnte Diaspora, endlich die Christentumsgesellschaft. Auf diesen Gruppen hat der moderne Pietismus sich aufgebaut. Seine eigenartige Kraft beruhte in der Pflege eines innigen und bewußten Christentums und in dem Studium der Schrift, das im Gegensatz zu dem herrschenden Rationalismus zu Ehren kam. Nicht gering ist aber auch zu veranschlagen die Macht des Verbandes. Die herrnhutische Diaspora und die Christentumsgesellschaft umklammerten mit ihren, nach außen gar nicht hervortretenden, Organisationen hunderte von Häuflein Erweckter in der ganzen evangelischen Welt. Der Austausch ihrer Erfahrungen und die regelmäßigen Korrespondenzen mit der Centralleitung bezweckten an sich nichts anderes

als gegenseitige Förderung ihres inneren Lebens, aber sie waren zugleich das Mittel, die „Brüder" allerwärts zusammen zu halten und damit die Möglichkeit zu schaffen, daß die in diesen Kreisen aufgespeicherte religiöse Kraft und Hingebung gegebenenfalls auf eine Aufgabe konzentriert wurde. Man kann in ihnen das Prototyp der großen kirchlichen Kartelle erblicken, wie wir sie beispielsweise jetzt im Gustav-Adolf-Verein besitzen. Im Unterschied von dem alten Pietismus nimmt er weiter sofort zur kirchlichen Orthodoxie eine ausgesprochen freundliche Stellung ein und hat sich dadurch die Möglichkeit geschaffen, innerhalb der evangelischen Kirche einen weitgehenden Einfluß auszuüben. Die Schwäche dieses Pietismus war die fortdauernde Disposition für separatistische Neigungen und die Neutralität gegenüber kirchlichen Lehrunterschieden. Aber die Gefahr wurde paralysiert durch seine praktische Arbeit im Dienst der Liebe, vor allem durch die Heidenmission. Jetzt wird der Pietismus gewissermaßen neu gewonnen für sie und das Verhältnis zu ihr wird sogar ein noch engeres als im 18. Jahrhundert. Jetzt wird die Mission ihr geistiger Mittelpunkt, das Ideal, auf das sich ihre Gebete richten, für welches sie Opfer bringen, wird die Parole unter der sie sich sammeln zum heiligen Krieg. Dieser Umschwung erfolgt dadurch, daß Deutschland jetzt erfaßt wird von der großen Missionsbewegung — Englands!

e) Die deutsch-englischen Missionsbeziehungen reichen weit zurück. Schon Urlsperger der ältere stand (1710) mit der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis in Verbindung. A. H. Francke war es gelungen, durch den Hofprediger Böhme in London einen Kreis von Missionsfreunden zur thatkräftigen Unterstützung der dänisch-halleschen Mission aufzurufen. Ein neues Band war durch Zinzendorf geknüpft worden, der auch dort für seine Unternehmungen Interesse zu wecken verstanden hatte. Und die beiden Wesleys haben in der Zeit ihres unruhigen Umhertastens durch Nitzschmann, Spangenberg und Böhler so wertvolle Beratung erfahren, daß der schlichte Saal der Moravians in Fetterlane in London noch jetzt zu den wichtigsten historischen Erinnerungsstätten des Methodismus gehört. Erst nach dem Bruch mit Herrnhut (1741) entwickelt sich diese Richtung zu einer religiösen Reformbewegung im großen Stil, die das gesamte kirchliche Leben nicht nur Großbritanniens, sondern in dem ganzen englischen Sprachgebiet und darüber hinaus aufrüttelt und umgestaltet, das eigentümliche englische Christentum mit seiner Stärke und seiner Schwäche ausprägt und den Missionsgeist entfacht zu flammender Begeisterung. — Die Jubiläen der letzten Jahre

und die Säkularfeier der Church-Mission in diesem Jahr haben Anspruch auf die Beachtung auch der deutschen Missionsfreunde, denn die entschiedene und umfassende Hinwendung zur Mission, welche damals der englische Protestantismus durch die Gründung der bekannten großen Gesellschaften vollzog, bildet zugleich die Vorgeschichte für die mächtige Entfaltung der deutsch evangelischen Missionsarbeit im 19. Jahrhundert. Unter dem Zusammenwirken des Pietismus mit der englischen Missionsbewegung wird Deutschland für die Mission erobert.

f) Die Gründung der Jänicke'schen Missionsanstalt[1]) in Berlin (1800) war ein erstes Anzeichen des Anbruchs einer neuen Zeit, wenn sie auch äußerlich ein bescheidenes Dasein gefristet hat. Denn durch sie erhielt Deutschland einen neuen Missionsmittelpunkt neben Halle und Herrnhut, hier ist zum erstenmal eine planmäßige Ausbildung von Berufsmissionaren versucht worden, aus diesem Hause hat eine große Zahl (80) geschulter Sendboten ihren Ausgang genommen, die mit Freuden von den englischen Gesellschaften begrüßt wurden.

Epochemachend für die Missionsgeschichte Deutschlands wird jetzt das Hervortreten des süddeutschen Pietismus. Der württembergische Pietismus hatte stets ein eigenartiges Gepräge getragen, war in vielen Stücken dem halleschen überlegen. Der Einfluß Bengels hatte ihn vor dem Streiten über Bußkampf, Bekehrungszeit und Mittelding bewahrt, hatte ihm andererseits das Verständnis für den Wert gelehrten Wissens erhalten, und ihn zum wirklichen Forschen in der Schrift angeregt. Das Interesse für die Heidenmission war in seiner Mitte zwar auch gepflegt worden — die 1715 zu Gunsten der ostindischen Mission Halles veranstaltete Landeskollekte ist ein missionsgeschichtlich wichtiges Faktum — aber stand doch nicht so im Vordergrund wie in Halle und Herrnhut. Jetzt übernimmt der schwäbische Pietismus die Führung. Indem er mit den Gesinnungsgenossen in der deutschen Schweiz sich zusammenschloß und die Basler Missionsgesellschaft ins Leben rief, hat er dem Missionsleben Deutschlands die mächtigste Anregung und Förderung gebracht, die dem-

[1]) Die Anregung zur Gründung dieses Instituts hat dem Oberforstmeister Schirnding in Dobrilugk eine gewisse Berühmtheit verschafft. Was immer in der deutschen Missionslitteratur über diesen Mann zu lesen ist, ruht m. W. auf dem Brief Jänickes bei Wangemann, Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft u. s. w., 1. Band, (Berlin 1872) S. 196 (auch Wallmann, Jänickes Missionare, Halle 1859, S. 175). Ich nehme Gelegenheit, zu bemerken, daß nach Akten im Herrnhuter Archiv, die ich 1897 habe einsehen dürfen, Schirnding ein unruhiger Kopf und Projektenmacher gewesen ist.

selben neben der Gründung Herrnhuts überhaupt zu teil geworden ist. Denn aus den zahlreichen größeren und kleineren Hilfsvereinen, die zur Unterstützung des Basler und des herrnhutischen Missionswerkes nunmehr zusammen treten, sind dann später die großen Gesellschaften hervorgewachsen, durch welche gegenwärtig die Arbeit gethan wird. Es giebt, Berlin III ausgenommen, keine einzige unter ihnen, die nicht in einem nachweisbaren Zusammenhang mit dieser durch den Pietismus entfachten und von ihm getragenen Missionsbewegung steht. Von besonderem Interesse ist die Beobachtung, daß dies insofern selbst von dem allgemeinen protestantischen Missionsverein gesagt werden muß, als die von dem Prediger Lisco 1855 in Berlin begründete Vereinigung ihre Sammlungen jahrelang Basel zur Verfügung gestellt hat[1]), also die Unterstützung einer pietistischen Gesellschaft das Mittel gewesen ist, die kirchlich liberalen Kreise zum erstenmal zu aktiver Beteiligung an dem Missionswerk anzuregen.

Nicht nur der eben genannte allgemeine protestantische Missionsverein, sondern ebenso auch die prononziert lutherischen Missionsgesellschaften betonen in ihrer Sondereristenz die Unterschiedenheit von dem Pietismus. Diese Entwicklung, deren relative Berechtigung nicht zu bestreiten ist, stößt aber die Thatsache nicht um, daß, um das Resumé zu ziehen, dieser Pietismus es gewesen ist, der die evangelische Mission begründet und nun fast 2 Jahrhunderte hindurch in erster Linie getragen hat. Ohne Pietismus keine deutsch-evangelische Heidenmission!

3. Der Einfluß des Pietismus auf die Missionsmethode.

Dieses Ergebnis fixiert die eminente Bedeutung des Pietismus für die heimatliche Kirche; wie hat er sich ausgewirkt in der Missionsarbeit selbst, in dem Missionsbetrieb, in der Missionsmethode? Damit betreten wir ein in vieler Hinsicht noch interessanteres Gebiet, auch ein weit umfangreicheres. Noch mehr als in den bisherigen Ausführungen müssen wir uns hier mit Andeutungen begnügen und auf die allerwichtigsten Punkte beschränken. Für die Feststellung der Eigenart der pietistischen Methode kommt vorwiegend in Betracht die Missionsarbeit des 18. und die des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts, d. h. die Zeit, wo die pietistische Methode ausschließlich geherrscht hat. Starken Einfluß übt sie aus bis auf den heutigen Tag.

[1]) Diese Thatsache erwähne ich auf Grund von Akten, die mir von dem Centralvorstand des allgemeinen protestantischen Missionsvereins entgegenkommend zur Verfügung gestellt worden sind.

Beginnen wir mit dem, was auch eine kritische Geschichtsbetrachtung als Vorzüge der von dem Pietismus unternommenen Arbeitsweise anerkennen muß. — Was die Männer, die zuerst hinausgezogen sind, getrieben hat, war nichts anderes als der Drang, Zeugnis abzulegen, und das Verlangen, das als Lebensmacht erfahrene Evangelium gerade solchen Völkern nahe zu bringen, welche durch ihre äußere Lage in besonderem Maße des Trostes bedürftig erschienen, also eine That der Barmherzigkeit. Und da die Vorstellung, mit dieser Auswanderung etwas besonderes zu thun, überhaupt etwas zu „leisten", ursprünglich wenigstens, nicht mit eingewirkt hat, so stehen wir vor einem ausschließlich religiösen Missionsmotiv, wie es seit der apostolischen Zeit in gleicher Reinheit schwerlich anderwärts sich nachweisen läßt. — Nicht leicht wird sich auch jemand dem Eindruck entziehen können, daß die Anspruchslosigkeit, Hingebung und Opferfreudigkeit der ersten Sendboten nur wahrhaft christlichen Persönlichkeiten möglich gewesen ist. — Von großer Bedeutung war weiter, daß im Unterschied von der dänisch-halleschen Mission Zinzendorf darauf Gewicht legte, daß den Heiden das Christentum nicht als kirchliches Lehrsystem gebracht würde, sondern als Verkündigung Christi, keine Kirchenlehre sollte man predigen, sondern Evangelium, nicht mit der Schöpfung der Welt beginnen, sondern sofort hinein in das Centrum! Ist die Angemessenheit dieses Vorgehens kontrovers — die ausgesprochen konfessionellen Missionsfreunde urteilen über diesen Punkt anders als wir — so herrscht dagegen darin wieder volle Übereinstimmung unter allen Gruppen, daß die Verbreitung der heiligen Schrift mit Recht sofort in Angriff genommen worden ist. In der Heimat erhielt das erste der Spenerschen Desiderien in der Begründung der Cansteinschen Bibelanstalt eine rasche Erfüllung; auf dem Gebiet der Mission ist schon Ziegenbalg rüstig an die Arbeit gegangen. Als er 1719 starb, war bereits das ganze Neue Testament im Tamil gedruckt und waren wenigstens Teile des Alten Testaments druckfertig. Mag auch in der Folgezeit die Übersetzung der Schrift zuweilen übereilt und ungeeigneten Händen übertragen worden sein, so dürfen wir es doch als eine feststehende Thatsache bezeichnen, daß sie ein Hauptmittel der evangelischen Missionsarbeit geworden ist und auch in dem geistigen Leben der mit ihr beschenkten Völker nicht selten eine neue Epoche begründet hat. Schon der erste, vom Pietismus ausgegangene Missionar ist auf diesem Wege der Führer geworden.

Auf der anderen Seite darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die alte

pietistische Missionsarbeit in wichtigen Punkten sich vergriffen hat und durch die nachfolgende Geschichte desavouiert worden ist.

a) Das Ziel der pietistischen Mission war, einzelne Heiden zum christlichen Glauben zu führen und in kleine Gemeinden zu organisieren, ganz analog den Ecclesiolae in der heimatlichen Kirche. „Einige Seelen dem Lamm gewinnen" war bekanntlich Zinzendorfs Wunsch und Spangenberg sprach es in einem oft zitiertem Wort offen aus, daß es nicht der Beruf der Brüder sei „auf die Einführung ganzer Nationen in die christliche Kirche es irgendwo anzutragen". — Konsequenz dieses Grundsatzes war, daß man es unterließ, die Völkerchristianisierung auch nur als Aufgabe zu stellen und daß man sich gar nicht darum bemühte, auf die Nationen als ganze erzieherisch einzuwirken. Dadurch ist die ganze Missionsarbeit im Kleinbetrieb stecken geblieben. Nicht daß das Verfahren der Herrnhuter sich nicht geschichtlich erklären ließe, aus den Verhältnissen, welche sie verließen, wie aus den Gebieten, in welchen sie einsetzten (Neger, Hottentotten, Indianer, Eskimos). Wenn man ihr behutsames und zurückhaltendes Vorgehen mit den berüchtigten Massenbekehrungen der Kirche des Mittelalters und der seitherigen Praxis der römisch-katholischen Kirche in Vergleich stellt, dürfen wir sogar von einem wichtigen Fortschritt reden. Aber was für den Anfang, für die Zeit der Grundlegung berechtigt, ja notwendig war, wurde nicht als Ausnahmezustand erkannt und darum auch später festgehalten. Das war ein Fehler, der freilich um so näher lag, je weniger dem Pietismus eine richtige Schätzung der Kirche auch in der Heimat möglich war. Es war kein Zufall, daß später gerade ein Harms gefordert hat, daß die Missionare auf eine möglichst rasche Einführung ganzer Nationen in die Gemeinschaft der christlichen Kirche bedacht sein sollten. Wäre die Kirche des Altertums und des Mittelalters diesen Normen des Pietismus gefolgt, das Imperium Romanum wäre dem Christentum verschlossen geblieben und Europa hätte eine andere Geschichte erlebt.

b) Auch in den Anforderungen an die Beschaffenheit der heidenchristlichen Gemeinden sehen wir das Ideal des heimatlichen Pietismus wirksam, sie sollten sein Vereinigungen von Elitechristen. Daher wurde zur Bedingung der Aufnahme in die Gemeinde gemacht eine persönliche Entscheidung für den Herrn, eine wirkliche Bekehrung vom Heidentum zum Christentum. Indem man diese hohe Forderung stellte, wurde aber nicht ausreichend bedacht, daß die Erziehung christlicher Persönlichkeiten in dem vollen Sinn des Wortes, den wir da-

mit verbinden, nicht nur von der Bildsamkeit des betreffenden Individuums abhängt, sondern zugleich bedingt ist durch den Kreis, in dem derselbe lebt, durch den Charakter seines Volkes. Ist dieses seelisch und moralisch unentwickelt, so bedeutet die Forderung einer persönlichen Entscheidung für Christus mehr als man vielleicht von seiten der Missionare sich immer klar gemacht hat. Man übersah dabei, was wiederum schon Harms sehr richtig erkannt hat, daß die nachfolgende Unterweisung und Zucht der Kirche das zu ergänzen die Aufgabe hat, was den in ihre Mitte Aufgenommenen an Gründlichkeit der Bekehrung abgeht, ein Verfahren, welches selbstverständlich nicht mit der römisch-katholischen Missionsmethode zusammen geworfen werden darf. — Auch hier ergaben sich wichtige Folgerungen. Die unmittelbare Wirkung dieser Auffassung der Katechumenenreife zeigte sich in der Handhabung der Taufe. Ihre Erteilung wurde lange, häufig viele Jahre, hinausgeschoben, bis die „Bekehrung" des Katechumenen erfolgt war — nach dem Urteil des betreffenden Missionars.

Diese Schätzung der „Bekehrung" hatte weiter zur Folge, daß die Erreichung dieser Stufe gewissermaßen als das Erklimmen eines Hochplateaus gewertet wurde, auf dem sich der Christ nur zu behaupten brauchte, und darin wurde er mit großer Treue unterstützt durch fortgesetzte seelsorgerliche Bewachung, um sein himmlisches Ziel zu erreichen. Die getauften Christen zur Selbständigkeit, zur Mündigkeit, die Missionsgemeinden zu einer selbständigen Nationalkirche weiter zu führen, lag außerhalb des Interessenkreises der alten pietistischen Mission. Von hier aus erklärt sich die jetzt allgemein als Fehlgriff anerkannte Thatsache, daß man es lange unterließ, den europäischen Missionaren durch die planmäßige Heranbildung eingeborner Prediger Helfer zur Seite zu stellen. An einer solchen dauernden Leitung der gesammelten Missionsgemeinden nahm man um so weniger Anstoß als man unter dem Einfluß der falschen Bestimmung des Missionszieles die eigentliche Missionsaufgabe durch die Herbeiführung von Einzelübertritten bereits als gelöst ansah.

c) Und nun die eigenartige Stellung des Pietismus zu den gesamten natürlichen Lebensverhältnissen in ihrer Wirkung auf die Missionsarbeit! Jeder Leser der „evangelischen Missionslehre" Warnecks weiß, welche Fülle von Einzelfragen bei dem näheren Studium dieses Problems sich enthüllt. Daß gerade hier die Enge des pietistischen Gesichtskreises sich geltend machen mußte, und zwar um so mehr als er hier ganz anders als in der Heimat in erster und letzter Instanz entschied und

zugleich in der Autorität der Vertreters einer höheren Kultur handelte, ist unmittelbar einleuchtend. Auch der wärmste Freund des Pietismus wird Bedenken haben, ob er beispielsweise der unter allen Umständen schwierigen Aufgabe gewachsen war, über die Vereinbarkeit heidnischer Sitten mit dem Christentum Entscheidungen zu treffen. Wie wenig ist unter der Herrschaft des Pietismus geschehen zur Pflege der Nationalität, wie wenig, um nur an etwas besonderes von Grundemann hervorgehobenes zu erinnern, zur Pflege der nationalen Kunst! Das Kapitel „Wissenschaftliche Ausbildung" der Missionare erinnert an viel ungelöste Aufgaben, zeigt freilich zugleich einen ständigen Fortschritt, der auch in der Entwicklung des Schulwesens draußen zum Ausdruck kommt. Die Frage der speziellen Ausbildung der Sendboten für einzelne Missionsgebiete, die durch die weitere Ausdehnung des Missionswerkes uns schon jetzt gestellt wird, und noch mehr gestellt werden wird, existierte wie viele andere für den Pietismus natürlich noch nicht.

d) Für den gesamten pietistischen Missionsbetrieb ist endlich lange Zeit ein Mangel an Nüchternheit, speziell an nüchterner Überlegung charakteristisch gewesen. Der entsprechende Nachweis kann geliefert werden in Bezug auf die Auswahl der Missionsarbeitsfelder. Hierher ist dann auch zu rechnen die Anwendung des Loses. In der herrnhutischen Missionspraxis ist sogar die Zulassung zur Taufe und dann noch die Zulassung zum Abendmahl auf diesem Wege entschieden worden! Auch Ziegenbalg und Plütschau warfen das Los, wer von ihnen Tamulisch lernen sollte, kehrten sich aber nicht an die Entscheidung, als es für Plütschau entschied. — Vor allem aber hat darunter die Missionslitteratur, speziell die missionarische Berichterstattung gelitten und zu vielen Angriffen Anlaß gegeben. Die hier hervortretenden Übelstände lassen sich zum Teil direkt aus den angegebenen Mängeln in der pietistischen Erfassung der Missionsaufgabe ableiten. Weil nämlich die Errettung einzelner durch Bekehrung als das Missionsziel betrachtet wurde, wurde der Missionserfolg erkennbar und wurde bemessen nach solchen Einzelbekehrungen. Dies war die Unterlage für die „Missionsanekdote", die lange so sehr die Berichte gefüllt hat, daß noch jetzt für manche die Vorstellung von einem Missionsbericht zusammenfällt mit dem Gedanken an den Bericht über eine Reihe von einzelnen Fällen der Überwindung eines harten heidnischen Herzens durch göttliche Gnade. Weil ferner die Missionsgemeinden Gemeinden von Erweckten sein sollten, thatsächlich aber über den Durchschnitt unserer heimischen Gemeinden sich nicht erhoben, oft ihn gewiß nicht erreichten, so wurden die

Verhältnisse der heiden-christlichen Gemeinden, um die heimatlichen Missionsfreunde nicht zu enttäuschen, schönfärberisch geschildert. Der nüchterne Graul hat auch hier mit seiner Klarheit und Offenheit große Verdienste sich erworben. Man wollte nicht die Wahrheit entstellen, aber hatte unter dem Druck der gewohnten Vorstellungen noch nicht gelernt, zu sehen. Die subjektive Wahrhaftigkeit der einzelnen Berichterstatter bezweifeln wir nicht, aber sie boten thatsächlich stark retouchierte Bilder. Selbst die Thatsache absichtlicher Verschweigungen darf nicht in Abrede gestellt werden, wenn wir auch in der Lage sind, sie zu erklären. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß in Bezug auf viele Interna der Begriff des Dienstgeheimnisses in Frage kommen konnte. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Verhandlungen in voller Öffentlichkeit auch auf anderen Gebieten erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts sich durchgesetzt haben. Und es war nur zu begreiflich, daß die rückhaltlose Publizierung aller Vorgänge auf den Missionsgebieten, auch der Mißerfolge, zu einer Zeit, wo selbst in kirchlichen Kreisen die Berechtigung des ganzen Werkes noch stark angezweifelt wurde, als eine Schädigung der Arbeit betrachtet werden konnte. Daß über diese Verhältnisse jetzt offen geredet wird, ist der beste Beweis, wie die Dinge sich geändert haben.

Wir stehen also vor der interessanten Beobachtung, daß der Pietismus in seiner Einwirkung auf das heimatliche Missionsleben fast nur Lichtseiten aufweist, dagegen in seiner Missionsmethode neben großen Vorzügen auch nicht unerhebliche Mängel. Woher dieser verschiedene Eindruck? Auf dem Boden der heimatlichen Kirche war der Pietismus in der günstigen Lage, auf die Vertretung des einen Gedankens von der Missionspflicht der evangelischen Kirche sich beschränken zu dürfen und durch die Verbreitung des Verständnisses dafür in der That ein großes Verdienst sich zu erwerben. In der eigenen Missionsarbeit dagegen mußten auch die schwachen Seiten des Pietismus sich bemerkbar machen, denn hier wirkte er sich in seiner Totalität als Gesamtauffassung vom Christentum aus; hier fehlte ihm die Korrektur durch eine nicht pietistische evangelisch-kirchliche Umgebung; hier mußte er Pionierdienste thun und — es gab keine Erfahrung, an der er sich bilden und orientieren konnte.

Die Frage nach den Wandlungen, welche die pietistische Missionsmethode durchgemacht hat, überhaupt ihre ganze innere Entwickelung würde der Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein, kann daher hier nicht zur Behandlung kommen. In den wichtigsten Punkten: der Auffassung der Missionsaufgabe und der Bestimmung des Missions-

zieles, sind die Fortschritte unverkennbar. In der Ausbildung und Indienststellung zehntausender eingeborener Gehilfen treten sie am sichtlichsten zu Tage.

Über die Brauchbarkeit der pietistischen Methode für die Zukunft kann nur die Praxis entscheiden. Zu einem raschen Aburteilen über sie wird jeder, der ihre Geschichte und ihre Leistungen auch nur etwas kennt, sich schwer entschließen; andererseits haben wir uns aber auch der Vorstellung nicht hinzugeben, als ob die pietistische Art die Missionsmethode schlechthin wäre. — Welche Aufgaben liegen noch vor uns! Wenn die Zahl der Christen jetzt insgesamt auf 556 Millionen und die Zahl der Nichtchristen auf 1032 Millionen geschätzt wird,[1]) so ist immerhin mehr als ein Drittel der Menschheit dem Christentum gewonnen, aber in den mehr als 1000 Millionen Nichtchristen, die überwiegend dem mittleren und östlichen Asien angehören, steht ihnen eine Völkermasse gegenüber, welche sich unserer Vorstellung völlig entzieht. Hier können nur Massenwirkungen zum Ziele führen. Diese aber werden, wie die Geschichte der Kirche zeigt, nur durch große kirchliche Organisationen hervorgebracht, die imstande sind, Millionen zu umspannen, unter ihnen eine christliche Sitte zu erzeugen, und durch progressive Aufsaugung des Heidentums ihre allmähliche innere Assimilation herbeizuführen. — Auch für diese Periode der Weltmission aber wird der Pietismus nicht nur historische Bedeutung behalten, insofern er die evangelische Mission geschaffen hat, sondern er wird durch den Schatz seiner Erfahrung der große Lehrmeister bleiben.

Die Arbeit der evangelischen Mission an den Aussätzigen.

Von Julius Richter.

III.

4. Die Aussätzigen-Missionsgesellschaft.

Das klassische Land für die Arbeit unter den Aussätzigen ist Indien; hier hat sich auch dieser Zweig der evangelischen Missionsarbeit wie so viele

[1]) Neueste religionsstatistische Berechnung des Geographen Hermann Wagner in Göttingen.

andere in seiner charakteristischen Eigenart erkannt und seine Methode ausgebildet. Es ist begreiflich, daß das verhältnismäßig spät geschah. Was die ersten drei Viertel unsers Jahrhunderts in Indien an Missionsarbeit unter den Aussätzigen aufzuweisen haben, ist nur als tastender Versuch und Anfang zu betrachten. Die unmittelbaren Aufgaben der Mission, Predigt und Gemeindesammlung, nahmen vorerst alle Kraft in Anspruch. Und mag auch die wirkliche Zahl der Aussätzigen erheblich höher sein als durch die Volkszählung amtlich festgestellt ist, so bilden sie doch im Vergleich zu den Millionen des Volksganzen überall einen kleinen Prozentsatz, der sich nur in wenigen besonders durchseuchten Gebieten über 1 pro mille erhebt.

Der Anfänger auch auf diesem Gebiete war Carey der in Kalkutta das erste Aussätzigen-Asyl gründete.[1]) Ihm folgte der selbstverleugnende, liebeseifrige Goßnersche Missionar Dr. Ribbentrop in Tschapra, der nicht nur ein Asyl gründete, sondern auch sich persönlich in aufopfernder Weise an der Pflege der Aussätzigen beteiligte, ihre Wunden verband und ihre Toten begrub. Sodann gründete Ende der 40er Jahre der Kapitän, spätere General Sir J. Ramsay, das Aussätzigen-Asyl in Almora, das älteste von den noch jetzt vorhandenen Missionsasylen, und legte seine Verwaltung 1850 in die Hände des eifrigen Missionars Budden von der Londoner Mission. Endlich hatten die amerikanischen Presbyterianer und die schottische Staatskirche ein paar kleine Asyle in Sabathu und Ambala gegründet. Diese letzteren sollten der Ausgangspunkt einer größeren Entwickelung werden, durch die überhaupt die Aussätzigen-Mission das Recht und die Bedeutung eines selbständigen Zweiges der evang. Mission erworben hat. Sie knüpft an den Namen des Iren Wellesley Bailey an, und wenn wir Evangelischen Wert darauf legten den Apostelnamen zu verleihen, so würde dieser Mann vor andern Anspruch auf den Ehrennamen eines Apostels der Aussätzigen haben.

W. Bailey war 1868 nach Indien gegangen,[2]) um in den civilen Regierungsdienst zu treten. Er gab aber diese Laufbahn schon 1869 auf und trat in den Missionsdienst, zunächst bei den amerikanischen Presbyterianern und dann bei den schottischen Staatskirchlern im Pandschab. Schon bald wurde durch den Missionar Dr. J. Morrison seine Aufmerksamkeit auf die Aussätzigen gerichtet und ihm, weil er sich für diese

[1]) Smith, William Carey 256.

[2]) Vergl. Carson, The Story of the Mission to Lepers. 2 Aufl.

Arbeit interessierte, die Leitung des kleinen Aussätzigen-Asyls in Ambala überlassen. Während er sodann als Reiseprediger den ganzen Nordwesten Indiens durchzog, sah er, mit einmal für diese Not geöffneten Augen, überall das jammervolle Elend der von ihren Familien und Dorfgenossen verstoßenen Aussätzigen, die als Bettler in Schmutz und Hunger ein jammervolles Dasein ohne Trost und ohne Hoffnung fristeten.

Im Jahre 1874 kehrte er auf Urlaub nach Irland, seiner Heimat, zurück. Hier ging sein Mund davon über, wessen sein Herz voll war. Wieder und wieder schilderte er in Reden und Ansprachen das Elend der Aussätzigen und bat, daß ihm zur Linderung desselben jährlich eine Summe von 600 Mk. zur Verfügung gestellt werden möchte. Er erreichte mehr als das. Seine kleine Broschüre „Lepers in India" richtete die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Angelegenheit. Es bildete sich eine eigene „Aussätzigen-Mission" (Mission to Lepers in India), und Bailey konnte mit einer Summe von 12000 Mk. auf sein Arbeitsfeld zurückkehren. Die neue Mission verzichtete von Anfang an darauf eigene Arbeiter auszusenden, sie wollte sich überall an die vorhandenen Missionsorganisationen anschließen und in Verbindung mit diesen teils neue Asyle gründen, teils vorhandene unterstützen und geistlich versorgen. Bald kamen von den verschiedensten Seiten aus dem Bekanntenkreise Baileys Bitten um Geldzuwendungen aus den Fonds der Gesellschaft. Die bestehenden Asyle in Sabathu, Almora und Ambala wurden erweitert, ein neues Asyl von der schottischen Staatskirche in Tschamba errichtet. Mit den wachsenden Anforderungen wuchsen auch die Kräfte. Schon 1878 konnte sich die Aussätzigen-Mission als richtige Missionsgesellschaft konstituieren, und zehn Jahre später bei einer gründlichen Reorganisation der Statuten sich einen Vorstand geben, der die junge Gesellschaft sozusagen hoffähig machte. Die damalige Vicekönigin von Indien, Herzogin Dufferin, wurde Patronin, der Erzbischof von Dublin Präsident, die tüchtigsten Missionarssekretäre der größten Missionsgesellschaften Vicepräsidenten, und Bailey „Superintendent", d. h. die treibende und ausführende Kraft der Gesellschaft. Er hat seine ganze Kraft in den Dienst der Aussätzigen-Sache gestellt und nicht nur die Arbeitsstätten seiner Gesellschaft auf drei Visitationskreisen gründlich studiert, sondern auch in ganz Britannien und Nordamerika für seine Sache geworben. Nach dem letzten Jahresberichte (pro 1897) hatte die Aussätzigen-Mission ein Einkommen von 155898 Mk. und hofft in den allernächsten Jahren auf 200000 Mk. zu kommen. Sie hat nicht nur in England, Schottland und Irland, sondern auch in den Vereinigten Staaten und Kanada zahlreiche

Hilfsvereine, und ihre seit 1897 erscheinende Vierteljahrsschrift „Without the Camp“ erscheint in einer englischen und einer amerikanischen Ausgabe.

Es ist von Interesse, der jungen Gesellschaft auf ihr weitausgedehntes Arbeitsfeld zu folgen, welches seit 1892 nicht mehr auf Indien und Barma beschränkt ist, sondern sich bis China und Japan ausdehnt. Die Mission nennt sich seitdem „Mission to Lepers in India and the East“. Man muß ihre Anpassungsfähigkeit bewundern, die sich überall in die gegebenen Verhältnisse zu finden und sich auf das billigste einzurichten weiß. Die Versorgung der Aussätzigen und die Einrichtung von Asylen ist, wie nun endlich auch die indische Leper Act 1896 gesetzlich anerkennt, in erster Linie Aufgabe des Staates, der Stadtverwaltungen und der Provinzen. Die Aussätzigen-Mission sucht sich daher vor allen Dingen jedes bestehende oder neu eingerichtete Asyl zu nutze zu machen, um ihre spezielle Aufgabe, die Aussätzigen mit dem Worte Gottes zu versorgen, auszurichten. Aber was für eine Stufenfolge von Asylen findet sie da vor sich! Wir führen nur charakteristische Beispiele an, da eine Wanderung durch alle Staatsasyle zu weit führen und durch Einförmigkeit ermüden würde.

Da ist eine halbe Meile von dem berühmten Wallfahrtsort Baidyanath oder Deogarh in Bengalen ein öffentliches Asyl mit drei gutgebauten Häusern, ein bihisti sorgt für Wasser, ein mehtar für Reinigung,[1]) das sind die beiden einzigen Bediensteten am Asyl. Kein Aufseher (tschaukidar) sieht nach dem Rechten, kein Arzt oder Heilgehilfe verbindet die Wunden, Männer und Frauen leben zusammen, wie ihnen beliebt. Ihre Tagesration besteht in 1 Pfund Reis, 5 Lot Linsen, ein wenig Salz und — 5 Pf.; was sie sonst noch brauchen, müssen sie erbetteln. Das ist freilich sehr unordentlich und ärmlich. Da hat die Missionsschwester Miß Adams (Meth. Ep. Amer.) mit ihren Bibelfrauen Not, sich überhaupt Gehör bei dem zerlumpten Bettlervolke zu verschaffen. — In Sehore in Bhopal hat der Begum (Fürst) im Juli 1891 einfach Befehl gegeben, alle Aussätzigen in einem hoch und freigelegenen Gehöft einzusperren, ein tschaukidar bewacht sie wie Gefangene, Männer und Frauen sind in zwei getrennten Höfen untergebracht. Den Lehrern der verschiedenen religiösen Bekenntnisse ist freigestellt, sich um die Internierten zu kümmern. Ist's ein Wunder, daß der Missionar Terrel (Quäker M.) zunächst argwöhnisch aufgenommen und sein Versuch, einen Katechisten für das Asyl anzustellen, fast feindselig behandelt wurde? Doch die christliche Liebe und Geduld haben gesiegt. Terrel hat das Vertrauen der Unglücklichen gewonnen, schon ist ein Häuflein von 9 Christen gesammelt. — Die Stadt Saharanpur in den Nordwestprovinzen hat auf den entgegengesetzten Seiten der Stadt je ein Asyl für Männer und für Frauen angelegt. Aber in welcher Verfassung sind beide! Die Häuser sind baufällig, kein bihisti sorgt für Wasser, kein mehtar für Reinigung, kein Arzt für die Kranken,

[1]) Bekanntlich verrichtet jede Kaste nur die ihr speziell zukommenden Obliegenheiten.

und da die 2 rup. 8 anna, die im Monat gezahlt werden, für die Beköstigung nicht reichen, müssen die Kranken betteln gehen, um nicht zu hungern. Da war es gut, daß ein tüchtiger Lehrer, selbst ein Aussätziger aus dem Almora Asyl, der einzige Christ unter den Männern, bei diesen nach dem Rechten sehen und durch Gottes Wort Licht und Trost in das armselige Dasein bringen konnte. Und der Missionsarzt Dr. Froman (Am. Presb..) that recht daran, daß er versuchte die ganze Verwaltung beider Asyle in die Hände der Mission zu bringen. — Besser ist schon das Baba Lakhan-Asyl in derselben Gegend eingerichtet; trotzdem es nur 40 Aussätzige zählt, hat es ein vollständiges Beamtenpersonal, einen eingeborenen Arzt, einen dhobi (Wäscher), einen mali (Gärtner), einen bihisti (Wasserträger), einen mehtar (Kehrer), einen baniya (Händler). Jeder Aussätzige erhält ausreichend Geld — 3 rup. 8 anna monatlich —, dazu Gemüse und Kleiderstoff. Es ist eine Apotheke und sogar eine kleine Moschee da (es sind nämlich 32 von den 40 Insassen Mohammedaner). Da liegt doch eine geordnete Verwaltung vor, und die christliche Arbeit läßt sich systematisch in Angriff nehmen. Rev. Dr. theol. Martin (Am. Unt. Presb.) beaufsichtigt dieselbe, ein christlicher Lehrer und seine Frau besuchen das Asyl täglich und regelmäßig. — Weit größer ist das Leper settlement unter Staatsaufsicht bei Tarn Táran im Pandschab; hier ist man so verständig gewesen, für Hindus, Mohammedaner und Christen drei gesonderte Häuserreihen zu bauen. Zuerst wollte freilich der eingeborene Arzt von dem Eindringen der Christen in die Niederlassung nichts wissen, er wies die Einlaß begehrenden christlichen Aussätzigen ab oder verlangte, daß sie ihren Glauben aufgeben sollten. Sie hatten den Mut zu antworten: „Christum verleugnen wollen wir nicht und können wir nicht," und setzten trotzdem ihre Aufnahme durch. Die Aussätzigen-Mission hat ihnen ein Kirchlein gebaut, und der Missionar Guilford (C. M. S.) versorgt sie regelmäßig mit Gottes Wort. Bailey bezeugt bei seinem Besuche: „Unter den Christen schien die ganze Atmosphäre anders als bei den Heiden zu sein; sie und ihre Häuser waren sauberer, und sie schienen fröhlicher und liebenswürdiger als die andern.[1]) — Ein Musterinstitut ist das 1891 von der Stadt Bombay gegründete Matunga-Asyl. Es that in Bombay hoch not; die Aussätzigen hatten das Armenhaus Dharmsala besetzt und führten hier in Schmutz und Unsittlichkeit ein trostloses Bettlerdasein. Da war es gut, daß Sir Dinshaw Petit der Stadtverwaltung eine bedeutende Geldsumme ausdrücklich für ein städtisches Aussätzigen-Asyl zur Verfügung stellte. Dieses Asyl zählt jetzt 300 Kranke, es ist mit 7 Krankenhäusern und einem Hospital für die fortgeschrittenen Fälle praktisch und luftig eingerichtet; ein eingeborener Arzt hat die Leitung. Für die Aussätzigen-Mission ist allerdings schwierig anzukommen; die Mohammedaner im Asyl haben ihre Moschee, die Hindu einen Tempel, die Katholiken eine Kapelle, in welcher regelmäßig ein Priester Gottesdienst abhält. Aber es ist nur ein protestantischer Aussätziger im Asyl! Glücklicher Weise ist dieser ein alter Lehrer, und da die Christen zusammenhalten, hat er eine Schule für die Kinder zustande gebracht. Eine Bibelfrau des Am.-Board kommt alle Woche, um sich der Frauen anzunehmen und den Lehrer in seinem schweren Berufe zu stärken. — Noch weit lieblicher, man möchte sagen, unter diesen trostlosen Umständen fast ideal eingerichtet, ist das Mac Laren-Asyl in Dehra Dun am Fuß des Himalaya. Drei Staatsärzte

[1]) Bailey, A Visit to the leper Asylums S. 77. cf. Carson, Story. 23 ff.

haben das Verdienst, dieses Musterinstitut eingerichtet und ausgebaut zu haben; nach dem ersten trägt es den Namen. Es ist ein weites Gehöft mit hübschen, luftigen Hütten; dahinter streckt sich ein großer Garten mit den mannigfaltigsten Obstbäumen und Gemüsen; die Wege und Beete sind eingefaßt von Theesträuchern, die teilweise geradezu Hecken bilden; über den verschiedenen Wasserläufen spannen sich hübsche steinerne Brücken. Und den Mittelpunkt bildet eine niedliche, saubere Kirche, in der ein treuer, aussätziger Katechist täglich Morgenandacht und darnach Schule hält. Missionar Ullmann (Am. Presb.) nahm sich der Kranken treulich an und hielt ihnen, so lange es seine Kraft erlaubte, sonntäglich Gottesdienst. Der eingeborene Pastor Bose, zu dessen spezieller Amtspflicht das Asyl gehört, ist fast täglich in den Hütten der Aussätzigen zu sehen. Kein Wunder, daß von den 141 Insassen schon 59 zum Christentum übergetreten sind. Ein solches Institut ist allerdings nur unter europäischer Leitung möglich; Verwalter derselben ist ein unglücklicher, aussätziger Engländer, Mr. Jackson, ein frommer Christ, der durch sein schweres Kreuz sich zu hingebendem Dienst unter seinen elenden Leidensgefährten hat erziehen lassen.[1])

Wesentlich einheitlicher und gleichmäßiger ist die Arbeit in den Asylen, welche die Aussätzigen-Mission teils selbst errichtet, teils im Besitze der Missionsgesellschaften unterstützt. Sie hat dabei den Grundsatz befolgt, daß sie nirgends einsetzt, wo nicht bereits eine Missionsgesellschaft an der Arbeit ist und sich bereit erklärt, die Oberleitung des Asyls zu übernehmen. Doch finden wir unter diesen Missions-Asylen fast eine ebenso bunte Mannigfaltigkeit, ein eben solches Aufsteigen von der primitivsten Hilfsleistung bis zum voll ausgestatteten Asyle wie bei den Staatsanstalten. Das räumliche Nebeneinander veranschaulicht uns in diesem Falle annähernd die zeitlich allmähliche Entwickelung, welche die meisten dieser Asyle genommen haben.

Da haben bei Muzaffernagar in den Nordwestprovinzen die beiden eingeborenen Geistlichen Gebrüder Scott (Ref. Presb. Am.) in einem Mangohaine einen Haufen von Aussätzigen entdeckt; sie haben sich ihr Siedelungsrecht in dem Haine erseſſen, aber niemand kümmert sich um sie; als Bettler fristen sie ein armseliges Dasein. Die Aussätzigen-Mission beginnt zunächst damit, durch regelmäßige Geldunterstützungen ihr Vertrauen zu erwerben und für sie einen Heilgehilfen anzustellen, der ihre Wunden verbindet. Das ist eine Vorbereitung für den christlichen Unterricht, den ihnen die Gebrüder Scott und einer ihrer eingeborenen Christen im Mangohaine erteilt, bis es möglich ist, wenigstens notdürftige Hütten zu errichten. — In dem schon erwähnten heiligen Baidjanath, wo bei den Heiligtümern so viele aussätzige Bettler herumlungern, hat Miß. Adams (Meth. Episc Am.) auf eigene Hand zwei kleine Lehmhütten neben einem schönen Schattenbaume errichtet, um für ein halbes Dutzend Kranke notdürftiges Quartier zu beschaffen. Sie versorgt ihre Pfleglinge mit Speise und Kleidung und predigt ihnen mit ihren Bibelfrauen treulich und eindringlich das Wort Gottes. Es ist doch wenigstens der Keim eines Missionsasyls. —

[1]) Soeben lesen wir, daß derselbe seinem schweren Leiden erlegen ist.

Im Kolaba-Distrikt südlich von Bombay ist der eingeborene Geistliche J. Bawa (Am. Board) tief ergriffen von der Not der Aussätzigen und hat mit Hilfe von Geldmitteln der Aussätzigen-Mission 2 kleine Asyle in Roha und Poladpur eingerichtet; sie sind freilich auch nach einfachster Art: In Roha steht auf einem 2 Morgen großen Grundstück, das weder eingezäunt noch ummauert ist, ein einziges ziegelgedecktes Haus mit zwei Reihen von je 5 Zimmern, die sich nach den Veranden an den Breitseiten des Hauses öffnen. Die eine Seite ist für die Männer, die andere Seite für die Frauen. Mit ihrer schwachen Kraft haben die Kranken selbst um das Haus etwas Land bepflanzt und besäet. Bawa sorgt treulich für seine Kranken; sie erhalten, was sie für den Lebensunterhalt brauchen, und Gottes Wort wird ihnen reichlich gepredigt. — Anderswo kann es nicht so klein anfangen. In Tschandkuri und Raipur in den Centralprovinzen (Deutsch ev. Miss. Amer.) hat die Hungersnot des letzten Jahres hunderte von Aussätzigen an den Rand des Hungertodes gebracht. In Raipur haben 167 Aussätzige mit 40 gesunden Kindern im provisorischen Armenhause Unterkommen und von der Regierung notdürftige Verpflegung erhalten. Aber die Regierung will sich mit ihnen nicht dauernd abgeben, sie sollen exmittiert werden, — wenn sich nicht die Aussätzigen-Mission bereit erklärt, das ganze Armenhaus mit allen seinen 207 Insassen zu übernehmen und in ein Missionsasyl umzuwandeln. Die Mission kann gewissenshalber die vielen Kranken nicht wieder dem Elende des vagierenden Bettlertums preisgeben, so schwer sie auch die Last der finanziellen Verantwortung für 207 Seelen mehr drückt. — Im benachbarten Tschandkuri ist der eifrige Missionar Nottrott, der Neffe des Präses der Kolsmission, sogleich frisch an die Arbeit gegangen und hat für seine Aussätzigen zunächst aus Zweigen, Gras und Lumpen Hütten primitivster Art errichtet. Sein Mut ist belohnt; schon sind von einem unbekannten Freunde die 6000 Mk. gezahlt worden, die zur Errichtung der zunächst erforderlichen festen Gebäude nötig sind. — Das sind Missionsasyle in der Entstehung; sie tragen die Spuren des Sturmes und Dranges der Not an sich. Ganz anders repräsentieren sie sich, wo sie sich unter umsichtiger Pflege ausgewachsen haben. Almora und Tschandag (Pithora) liegen beide in Kumaon an den Abhängen des Himalaya. Beide sind alte Asyle, Almora schon seit 1850 unter der Verwaltung der Londoner Mission, Pithora-Tschandag[1]) seit 1886 im Besitz der Meth. Ep. Beide haben eine interessante Geschichte hinter sich. In Almora — das Asyl liegt 2 engl. Meilen von der gleichnamigen, großen Missionsstation — wollte das von Missionar Budden und seinen Gehilfen gepredigte Wort lange Jahre keinen Eindruck machen. Die Elenden waren stumpf und widerspenstig. Endlich 1864 konnte der Erstling Musuwa getauft werden; der aber war eine Perle, er war wirklich bekehrt und wirkte nun bis an seinen Tod (1891) unermüdlich für den Herrn. Mit seiner zuverlässigen Hilfe und der Unterstützung des treuen tschaukidars Bond ist es allmählich gelungen, in dem Asyl eine starke und gesunde christliche Atmosphäre zu schaffen; von den 123 jetzigen Insassen sind 116 Christen. Das Asyl macht den Eindruck einer christlichen Ortschaft in entzückendster Lage. Kommt man von der Station Almora herüber, so betritt man durch das Eingangsthor eine schattige, von Rasenplätzen umgebene Allee, welche zur Kirche führt. Die Reihen

[1]) Die Missionsstation (Meth. Episc) heißt Pithora oder Pithoragarh; das $2^1/_2$ engl. Meilen davon gelegene Aussätzigen-Asyl Tschandag.

der Aussätzigen-Häuser liegen am Bergeshange, und darüber ragen von allen Seiten die Schneeberge des Himalaya hernieder. — Tschandag wurde von dem von brennendem Eifer erfüllten Missionar Kirk gegründet (1886), der selbst mit in das Asyl zog, um unter seinen Aussätzigen zu wohnen, ihre Wunden zu verbinden und ihre Toten zu begraben. Der Tod ereilte ihn leider schon 1886, als er eben im Begriff war, Geld zu einem Kirchlein für sein Asyl zu sammeln. Jetzt wohnt und webt die edle Miß Mary Reed[1]) in diesem Asyl, eine fromme amerikanische Missionsschwester, die selbst vom Aussatze angesteckt ist und sich nun ganz der Pflege ihrer Leidensgefährten hingegeben hat. Unter ihrer trefflichen Leitung gedeiht das Asyl, von den 84 Insassen sind 64 Christen. Ein eingeborener Pastor und 3 Missionsschwestern in Pithora stehen ihr in schweren Zeiten zur Seite. — Noch größer und reicher entwickelt ist das erst 1888 gegründete Asyl auf der Goßnerschen Station Purulia; es ist das Musterasyl der Aussätzigen-Mission. Missionar Uffmann war durch schwere Lebensführungen auf diesen speziellen Zweig der Missionsarbeit geführt; seine älteste Tochter, die er zu ihrer Erziehung nach Deutschland geschickt hatte, war in Berlin am Aussatze erkrankt und im Elisabeth-Krankenhause dem schweren Leiden erlegen. Seitdem gab er sich ganz der Arbeit an den Aussätzigen hin, und seine Missionsleitung

[1]) Die Geschichte Mary Reeds ist so ergreifend, daß wir wenigstens mit einigen Worten darauf eingehen müssen. In dem Städtchen Lowell, Ohio, geboren, bekehrte sich Miß Reed schon früh und fühlte bald den Trieb in sich, in den Dienst der Mission zu treten. Im Jahre 1884 ging sie als Lehrerin der Meth. Ep. Miss. nach Kahnpur (Cawnpore) und arbeitete dort vier Jahre. Da ihre Gesundheit viel zu wünschen übrig ließ, wurde sie nach der Mädchenanstalt Gonda in einem frischeren Klima versetzt. Aber schon 1890 mußte sie mit gebrochener Gesundheit nach Nordamerika zurückkehren. Sie begab sich nach Cincinnati in das Diakoniffen-Hospital ihrer Kirche und unterzog sich mehreren Operationen, ohne daß die Ärzte ihr helfen konnten. Niemand wußte, was ihr fehle. Da kam ihr im April 1891 eines Tages, als sie allein auf ihrem Krankenbette lag, der Gedanke, ihr Leiden sei vielleicht ein Anfang von Aussatz. Sie wagte den Gedanken nicht auszusprechen, sondern bat nur um ärztliche Bücher, um sich zu informieren. Je mehr sie las, um so sicherer wurde sie. Sie ließ die Sekretärin ihrer Frauenmissionsgesellschaft rufen und teilte ihr die Vermutung mit. Durch deren Vermittelung wurde sie von mehreren hervorragenden Ärzten in New-York und London untersucht, das Ergebnis war die traurige Gewißheit, sie war aussätzig. Sie wagte nicht, ihren Eltern Mitteilung von dieser schrecklichen Gewißheit zu machen, nur eine Lieblingsschwester zog sie in ihr Geheimnis. Aber ihr Entschluß war sogleich gefaßt. Bei einer Erholungsreise nach Pithora hatte sie das Aussätzigen-Asyl in Tschandag gesehen; dorthin zog es sie jetzt mächtig. Unter ihren Leidensgefährten wollte sie den Rest ihres Lebens verbringen, vielleicht daß sie da nützlich sein konnte. Ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen, kehrte sie eiligst nach Indien zurück. Erst von Bombay aus bekannte sie ihren Eltern alles. Seitdem lebt sie in stiller Zurückgezogenheit im Asyle von Tschandag. Es ist viel für sie gebetet worden, und Gott hat ihr wunderbar geholfen. Alle äußeren Zeichen des Aussatzes sind an ihr verschwunden, sie ist frisch und fröhlich wie eine gesunde. Sie hat sich in Demut unter Gottes gewaltige Hand beugen und ihr schweres Kreuz gehorsam tragen gelernt.

stellte ihn dafür frei. Unter seiner vortrefflichen Leitung hat sich das Asyl in Purulia binnen zehn Jahren zu einem stattlichen Dorfe von 315 Einwohnern entwickelt. Da sind 9 Häuser für Männer mit 28 Zimmern und 8 Häuser für Frauen mit 25 Zimmern; jedes Zimmer ist 14 × 14 Fuß gebaut und für 4 Personen berechnet. Außerdem sind da Häuser für den eingeborenen Arzt, der die Kranken im Auftrage der Mission leiblich versorgt,[1]) für den tschaukidar, ein Knabenheim, ein Mädchenheim, ein Kaufladen, eine Schule, eine Kapelle; eine Apotheke mit Krankensälen für die Schwerkranken ist eben im Bau. Auch hier hatte man die Freude, daß der Erstling der Anstalt Shidam Banwar — als Christ Christoram, Ruhe in Christo, genannt — ein treuer, eifriger Mann war, der mit sieghaftem Glauben 1890 in den Tod ging. Sein Vorgang brach auch in diesem Asyl dem Christentum mächtig Bahn; von den 639 in den Jahren 1888—1895 Aufgenommen traten 478 zum Christentum über, und jetzt sind die Insassen des Asyls fast alle Christen.

Natürlich werden alle Asyle der Aussätzigen-Mission möglichst nach einheitlichen Grundsätzen geleitet. Die Aussätzigen beköstigen sich selbst und erhalten dafür etwa 5 Mk. monatlich. Die Häuser werden sämtlich einstöckig gebaut, in der Regel jedes nur für 2 oder 4 Patienten, um auch jeden Anschein des Kasernenhaften auszuschließen. Für jedes Asyl sucht man einen zuverlässigen Christen als tschaukidar, einen aussätzigen Katechisten als Lehrer und möglichst einige bewährte Christen als tonangebende Führer zu bekommen, damit der christliche Geist im Asyl vorherrsche. Von jedem beaufsichtigenden Beamten und Prediger, Europäer wie Eingeborenen, wird verlangt, daß er vor der Berührung mit den Aussätzigen keinen Widerwillen habe, daß er in ihre Hütten gehe und mit ihnen freundschaftlich verkehre. Nach Kräften sucht man die Geschlechter zu trennen; indessen legt man darauf nicht mehr so unbedingten Wert wie früher, seit sich herausgestellt hat, daß die Ehen der Aussätzigen kinderarm und der Aussatz nicht an sich erblich ist. Wichtiger als die Trennung der Geschlechter ist deshalb die Absonderung der gesunden Kinder von ihren kranken Verwandten. Die Aussätzigen-Mission legt großen Wert darauf, in Verbindung mit allen größeren Asylen Kinderheime für diese gesunden Kinder zu errichten.

Mit Dank gegen Gott kann Bailey bezeugen, daß noch nie einer der zahlreichen angestellten Europäer und Eingeborenen sich durch den Dienst der Aussätzigen in den Asylen die furchtbare Krankheit zugezogen hat. „Es ist ganz wahr," schreibt Bailey, „daß wir in Verbindung mit unserer Arbeit aussätzige Europäer haben, die Asyle verwalten; aber sie haben sich die Krankheit zu einer Zeit zugezogen, als sie mit den Aussätzigen

[1]) Es ist ein in der missions-ärztlichen Bildungsanstalt in Agra ausgebildeter Christ der Kols-Mission.

als solchen und speziell mit den Asylen noch nichts zu thun hatten. Es laufen die abenteuerlichsten Geschichten um, wie diese teuren Freunde angesteckt seien; aber es ist daran kein Wort wahr." (Bailey, A Visit to Leper Asylums. 57.)

Wir geben eine Statistik der Arbeitsstätten der Aussätzigen-Mission in Indien; sie umfaßt im wesentlichen alles, was z. B. seitens der evangelischen Mission unter den Aussätzigen Indiens gethan wird. Wir ordnen der Übersichtlichkeit wegen geographisch Kolonne 1 giebt die Landschaft an. Kolonne 2 zählt die Asyle, welche Eigentum irgend einer Mission — zum Unterschied von den Staatsasylen — sind. Kolonne 4 nennt den Eigentümer. Kolonne 5 den Missions-Verwalter der Asyle (siehe Seite 174).

Seit 1892 hat die Aussätzigen-Mission ihre Arbeit auch nach China und Japan ausgedehnt; in beiden Ländern lag die Notwendigkeit offen zu Tage, da die Zahl der Aussätzigen sehr groß ist und seitens der Obrigkeiten fast nichts für sie gethan wird. In China bestehen z. B. nur vier Aussätzigen-Asyle, davon drei — Pakhoi in der Provinz Kwang tung, Hangtschau und Hiao kan bei Hankau in Verbindung mit einer ärztlichen Mission am selben Orte, und nur das vierte, bei dem durch das furchtbare Blutbad traurig berühmten Kutscheng in Fukien ohne solche Anlehnung. Außerdem wird in drei „Aussätzigen-Dörfern", bei Lo-ngwong, bei Futschau und bei Kienningfu eine systematische Arbeit betrieben, welche sich in Lo-ngwong zu einer vollständigen, wenn auch bescheidenen Stationsanlage für die Aussätzigen (mit Kapelle, Pflegehaus für die nicht angesteckten Kinder und Katechisten Wohnung) ausdehnt. Mit Ausnahme des Asyls bei Hiaokan, welches von der Londoner Mission verwaltet wird, ist die ganze übrige Arbeit in den Händen der C. M. S., die sich in China der Aussätzigen mit großem Eifer annimmt. Ihr größtes Asyl, in Pakhoi mit 120 Insassen, wird von der C. M. S. unterhalten, bei den anderen Asylen und der Arbeit in den Aussätzigen-Dörfern trägt die Aussätzigen-Mission die Kosten. Auch die chinesischen Aussätzigen zeigen sich für das Evangelium in erfreulicher Weise empfänglich; im Hiaokan-Asyle z. B. sind sämtliche (24) Insassen getauft.

In Japan ist die Arbeit noch in den Anfängen. Die C. M. S. hat in Kumamoto in einem Distrikt, wo besonders viele Aussätzige leben, in Verbindung mit der Aussätzigen-Mission (im Nov. 1895) ein ziemlich umfangreiches Asyl eröffnet; es umfaßt auf einem Grundstück von 8 Morgen je ein Haus für Männer und Frauen, für Apotheke und Wartezimmer,

1	2	3 Name	4 Besitzer	5 Miss.-Ges.
Bengalen		Kalkatta	Stadtasyl	C. M. S.
	1	Assansol	Lep.-Miss.	Meth.-Ep.
		Baidjanath	Staatsasyl	„
	2	Purulia	Lep.-Miss.	Goßner-Miss.
	3	Loharbagga	„	„
	4	Raniganbsch	„	Westl.-Miss.
	5	Bhagalpur	„	C. M. S.
Nord-West-Provinzen		Allahabad	Stadtasyl	Am.-Presb.
		Moradabad	„(?)	Meth.-Ep.
		Muzaffernagar	—	Ref.-Am.
		Saharanpur	Stadtasyl	Am.-Presb.
	6	Rurki	Meth.-Ep.	
	7	Almora	Lep.-Miss.	L. M. S.
	8	Tschandag	„	Meth.-Ep.
		Dehra	Distriktsasyl	Am.-Presb.
Pandschab	9	Ambala	Am.-Presb.	
	10	Sabathu	„	
		Tarn Taran	Staatsasyl	C. M. S.
		Rawal Pindi	Stadtasyl	Am.-Un.-Presb.
		Baba Lakhan	Distriktsasyl	„
	11	Tschamba	Ch. of Scotl.	
		Dharmsala	Staatsasyl	C. M. S.

1	2	3 Name	4 Besitzer	5 Miss.-Ges.
Concan	12	Roha	Lep.-Miss.	Am.-Board
	13	Poladpur	„	„
Mahr.		Puna	Stadtasyl	Free. Ch. Scotl.
Radjp.	14	Udaypur	Un.-Presb.	
Central-Indien u. Central-Provinzen	15	Dschabalpur	Lep.-Miss.	C. M. S.
	16	Harda	Meth.-Ep.	
	17	Ellitschpur	Lep.-Miss.	Kurku-Miss.
	18	Tschandkuri	„	D. ev. Sy. Am.
	19	Mandla	C. M. S.	
	20	Mungeli	Disc. of Chr.	
		Sehore	Staatsasyl	Quaeker
	21	Wardha	Lep.-Miss.	Free. Ch. Scotl.
Travankor Malabar	22	Mangalur	„	Basler Miss.
	23	Calicut	„	„
	24	Aleppi	C. M. S.	
		Trivandram	Staatsasyl	L. M. S.
	25	Neijur	Lep.-Miss.	„
		Madras	Staatsasyl	C. M. S.
		Colombo	„	Bapt.-Miss.
	26	Mandalay	Lep.-Miss.	Westl.-Miss.

für den Arzt, das Badehaus und eine Wandelhalle, also 7 Gebäude. Kleiner hat das von der überaus eifrigen Miß Youngman (Amerik. Presbyt.) in Verbindung mit der Aussätzigen-Mission gegründete Asyl in Tokyo angefangen, es sind nach sehr bescheidenen Anfängen jetzt ein Haus für Frauen, eins für Männer, ein kleines Krankenhaus und ein Lagerhaus errichtet; 20 Aussätzige haben in dem „Ihaën" oder „Heime" Aufnahme gefunden.

Auf ihren drei Arbeitsfeldern Indien, China und Japan zusammen unterhält die Aussätzigen-Mission 20 Asyle vollständig, die von etwa 1000 Aussätzigen besetzt sind, von denen die größere Hälfte zum Christentum übergetreten ist. Außerdem zahlt sie noch in 30 Staats- und Privat-Asylen zum Teil sehr beträchtliche Zuschüsse zur Errichtung der nötigen Baulichkeiten, für den Unterhalt einzelner Aussätzigen und für die Anstellung und Besoldung von Missionaren, Katechisten, Heilgehilfen und eingeborenen Ärzten.[1])

Zum Schluß haben wir noch einiger kleiner Arbeitsfelder der evangelischen Mission zu gedenken. Wir können darin bei der großen Zerstreutheit der Quellen auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Es geschieht in diesen Ländern seitens der evangelischen Mission wahrscheinlich mehr, als wir auf Grund der uns vorliegenden Quellen nachweisen können. Am wenigsten ist die Arbeit im holländischen Indonesien in Angriff genommen. Die malaiischen Bergvölker wie Batakken, Dajakken und Alifuren sind von der Seuche fast frei, da ist also eine organisierte Arbeit nicht erforderlich. Aber auch in den Gebieten geschieht fast nichts, wo der Aussatz wie im östlichen Java weit verbreitet ist. Die einzige diesbezügliche Nachricht meldet, daß im Missionshospital von Modjowarno gelegentlich Aussätzige behandelt werden.[2])

Besser entwickelt ist die Arbeit auf Madagaskar. Hier haben die Londoner zwei Asyle, eins in Imerina und eins in Südbetsileo, dazu die Norweger eins in Nordbetsileo. In Imerina schenkte die Regierung in dem Distrikte Isoavina, 2—3 (engl.) Meilen von Ambatovory Grund und Boden zu einem größeren Aussätzigen-Dorfe. Es wurden 1892 mehrere

---

[1]) Quellen: Annual Reports und Vierteljahrsschrift (Without the Campt, seit 1897, 7 Hefte) der Leper-Mission — H. S. Carson, The Story of the Mission to Lepers 2. Aufl. — Bailey, A Visit to leper Asylums in India and Burma 1895 u. 96. — Harvey, In his name or The Life of Mary Reed — Unsere ärztliche Mission, Berichte der Basler Missionsärzte 1891—1897.

[2]) Mitteilungen Bd. I, 4, 8 Maandbericht der Ned. Zend. 1898, 110. Vergl. D. Grundemann, die Entwickelung der evang. Mission S. 226.

(nach einem Berichte ſogar 25) kleine Hütten erbaut, eine Kapelle, ein Hoſpital und ein Haus für Beſucher fehlte nicht. Auch wurden Fruchtbäume gepflanzt und die Anlage von Gärten vorbereitet. Die Einweihung des Aſyls verzögerte ſich dadurch, daß ein gewaltiger Orkan, die Kapelle wieder zerſtörte und die Hütten beſchädigte. Als das Aſyl aber am 27. Dez. 1893 ſeiner Beſtimmung übergeben war, füllte es ſich raſch. Es traf ſich gut, daß der erſte Pflegling ein braver, ausſätzig gewordener Katechiſt, Rabavid, war, der ſogleich die Beaufſichtigung des Aſyls und die Leitung der täglichen Andachten übernahm. Es wäre bei der großen, ſogar kindiſch übertriebenen Furcht der Madagaſſen vor dem Ausſatze ſonſt ſehr ſchwer geweſen, einen geeigneten Katechiſten für das Aſyl zu finden. Die Aufgenommenen waren meiſt verſtoßene Sklaven und Bettler, die ohne dieſe Hilfe elend zu Grunde gegangen wären. Leider wurde dieſes Aſyl in die bald hereinbrechenden Wirren verwickelt. Die Fahavalo plünderten und zerſtörten die Kapelle und die meiſten Hütten (1896). Als Miſſionar Peake den treuen Rabavid mit Geld und Lebensmitteln zu den ſich langſam wieder ſammelnden Ausſätzigen ſchickte, wurde er unterwegs überfallen und ausgeraubt; da er ſich ſtandhaft weigerte, ſeinen chriſtlichen Glauben zu verleugnen, wurde er ſchließlich ermordet, — er ſtarb den Märtyrertod. Das Aſyl iſt inzwiſchen wieder aufgebaut und zählt z. Z. 36 Inſaſſen. — Das Londoner Aſyl in Südbetſilio verdankt ſeine Entſtehung dem Eifer des Miſſionars Huckett und ſeiner Frau. Sie erwarben 1894 im Diſtrikte Jarindrano, 4 engl. Meilen ſüdlich von Fiánarantſóa ein kleines Grundſtück und richteten darauf mit Hilfe engliſcher Freunde 5 Hütten und eine Kapelle mit Raum für 30—40 Ausſätzige. Auch hier gab man durch Anpflanzung von Fruchtbäumen und Anlegung von Beeten der hoch und geſund gelegenen Anſiedelung ein freundliches Anſehen. Das Aſyl erhielt bei ſeiner Einweihung am 11. Febr. 1895 den Namen Ambohimandraſoa, d. i. Hoffnungsdorf. Es hat ſich ſeither ungeſtört von den kriegeriſchen Nöten und Stürmen entwickeln können. Frau Miſſionar Huckett nimmt ſich der Kranken liebevoll an, ein chriſtlicher Aufſeher mit ſeinem Weibe — ſelbſt Ausſätzige — haben die lokale Aufſicht. — Das größte Ausſätzigen-Aſyl iſt das Norweger in der von ihnen vorwiegend bearbeitenden Provinz Nordbetſileo. Es liegt 3 km weſtlich von der Station Sirabe, und führt den ſchönen Namen Ambohipiantrana, d. i. Stadt der Barmherzigkeit. Dort lebten in 55, von der Miſſion erbauten Hütten, die ſich um eine kleine Kirche und ein Hoſpital gruppierten, zu Anfang des Jahres 1896 283 Ausſätzige, unter ihnen 232 Chriſten,

welcher sich der Missionar Rosaas, der Missionsarzt Dr. Ebbelt und die Diakonissen Marie Föreid in aufopferungsvoller Hingabe annahmen. Die Aussätzigen hatten auch $2^1/_2$ Stunde südlich von Sirabe mit Hilfe ihrer Angehörigen eine besondere Ortschaft gegründet, deren Bewohnern Rosaas gleichfalls mit dem Troste des Evangeliums nachging. Bei dem Überfall und der furchtbaren Belagerung von Sirabe zu Pfingsten 1896 wurde auch diese blühende Aussätzigen-Kolonie fast ganz vernichtet, jedoch glücklicher Weise ohne daß die Aussätzigen selbst umgekommen wären. So sammelten sie sich bald wieder, nachdem der Sturm vorüber war. So konnte die Ansiedelung im Winter 1896/97 unter der Leitung von Schwester M. Föreid wieder aufgebaut worden. Sie zählt 52 Häuser, ein Kirche, 3 Reisscheunen und 316 Aussätzige.[1])

In Südafrika pastorieren das Aussätzigen-Asyl auf der Robbeninsel zwei Geistliche der englischen Staatskirche. Das abgezweigte Asyl im Tembu-Lande liegt im Bereich der Missionsstation All Saints (S. P. G); die offiziellen Berichte nennen es Emdjanjana, die Missionsberichte Mudschangana. Der Geistliche von All Saints besucht die Aussätzigen monatlich, der eingeborene Prediger sonntäglich. Auch eine Schule ist errichtet.[2]) In Transvaal hat der Hermannsburger Missionar Lüneberg († 11. Mai 1897) $^1/_2$ Stunde von seiner Station Moselta für die zahlreichen Aussätzigen der Umgebung ein kleines Dorf mit etwa 12 Hütten erbaut, wo er sie häufig besuchte und auch in einer einfachen Kapelle besondere Gottesdienste für sie abhielt.[3])

Fassen wir ein in paar Sätzen zusammen, was sich als methodischer Ertrag aus der bisherigen Entwickelung der Aussätzigen-Mission ergeben hat. In allen Ländern, wo die Aussätzigen ausgestoßen und gemieden werden, ist diese Menschenklasse für die Predigt des Evangeliums nur zugänglich, wo sie in Asylen gesammelt und besonders für sie geistlich gesorgt wird. Deshalb wird eine Mission für die Aussätzigen auch dann noch Bedürfnis bleiben, wenn die einzelnen Staaten mehr als bisher ihrer unleugbaren Verpflichtung nachkommen, für diese Elendesten der Elenden Asyle zu errichten. Eine moralische Verpflichtung zur Errichtung von Asylen entsteht für die Mission, wo aussätzige Christen ohne ihre Hilfe dem Verderben preisgegeben sind. Im übrigen ist die Arbeit unter heid-

[1]) Ann. Rep. der L. M. und Chron., bes. 1895, 182 f. Allg. M. Zeitschr. 1896, 575 f., 582.

[2]) Monatsbl. f. öffentl. Mission. 1895, 77.

[3]) ib. 74 f.

nischen und mohammedanischen Aussätzigen ein in der Regel von den Umwohnenden wohl verstandener Thatbeweis von der Kraft und Größe der an der Liebe Christi entzündeten christlichen Nächstenliebe. Die Missionsasyle werden dadurch zu einem mächtigen Thatzeugnis für die Uneigennützigkeit und Aufopferung der Mission. — Missionsasyle gedeihen nur in Anlehnung an organisierte Missionsarbeit und zwar in dem Grade mehr, je treuer sich die Missionare und die Missionsärzte persönlich der Kranken annehmen. Es wird deshalb eine Ausdehnung der bisherigen Arbeit immer im Zusammenhange mit der Missionsarbeit und die Anlegung neuer Asyle in der Nähe der Hauptstationen geschehen müssen. — Da nach den wissenschaftlichen Untersuchungen die Ansteckungsgefahr des Aussatzes verhältnismäßig gering ist, sollten Lepra-Asyle nie Zwangsanstalten sein, sondern überall — wie die Missions-Asyle grundsätzlich thun — Eintritt und Austritt frei stellen. — Da die Krankheit nicht erblich ist, aber gerade im Familienverkehr am ersten übertragen wird, ist der Hauptnachdruck nicht wie bisher auf die Trennung der Geschlechter, sondern auf die Absonderung der Kinder von ihren kranken Eltern zu legen. Nicht das ist der Fehler, wenn Aussätzige Ehen schließen und zusammenleben, sondern wenn ihre Kinder durch die zu nahe Berührung mit ihnen schon im jugendlichen Alter angesteckt werden. Es ist deshalb ein Verdienst der Aussätzigen-Miss.-Ges., daß sie überall die Anlage von Häusern für die gesunden Kinder von aussätzigen Eltern begünstigt. Da die Aussätzigen durch das Abfaulen der Finger und Zehen bald arbeitsunfähig werden, und ihre Krankheit sich doch in der Regel 6—8, ja sogar bis zu 20 Jahren hinzieht, ist eine der größten Schwierigkeiten, die Kranken zu beschäftigen. Die Asyle sollten deswegen möglichst nicht in Städten, sondern auf dem Lande angelegt und Fürsorge getroffen werden, daß die Kranken sich durch Bearbeitung eines Stückes Land nach dem Maß ihrer Kräfte beschäftigen können. Dies wird für sie um so wertvoller sein, wenn sie ihre Beköstigung selbst besorgen, was sowohl im Interesse der Billigkeit als darum angebracht ist, daß es den Kranken regelmäßig etwas zu thun und zu denken giebt. — Gerade weil die Aussätzigen von ihrem Volke und der Teilnahme an ihren väterlichen Religionsübungen ausgeschlossen sind, erweisen sie sich meist für die christliche Unterweisung besonders empfänglich, und der Trost des Evangeliums ist für sie um so köstlicher, als sie einem gewissen, elenden Tode entgegensiechen.

Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) und ihre Bedeutung für die Mission.

Von Pastor Strümpfel.

(Schluß.)

4. Litterarische Missionsarbeit.

Von Anfang an sah die Gesellschaft in der Verbreitung christlicher Schriften eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Eine Fülle erbaulicher Litteratur (Bibelausgaben, Bibelerklärungen, Prayerbook, Predigten, Traktate, Katechismen) weist schon der Katalog von 1713 auf, darunter Übersetzungen von Schriften A. H. Franckes und des mit der Gesellschaft eng verbundenen Theologen Joh. Friedr. Osterwald in Neufchatel. Dazu kamen im Laufe des vorigen Jahrhunderts apologetische Schriften und namentlich die für die charity schools nötigen Bücher. In diesem Jahrhundert kam die Unterhaltungslitteratur und die periodische Presse auf. Gegenwärtig umfaßt der Verlag der Gesellschaft alle Litteraturgebiete, soweit es gilt, christliche Bildung zu vertreten. Der Katalog, welcher vor 100 Jahren 160 Nummern zählte, weist jetzt über 3000 auf. Eine Ahnung von dem Umfange und der Bedeutung des Schriftenvertriebes, welcher von dem neuen stattlichen Hause der Gesellschaft im Centrum Londons ausgeht, giebt folgende Tabelle:

	1807	1897
Bibeln	8881	145205
Neue Testamente	12072	22975
Common Prayer	17029	324426
Andere Schriften	21480	8588902
Traktate	118044	3455583.

In diesen Zahlen ist auch eine nicht unbedeutende fremdsprachige Litteratur enthalten. Bald nach der Gründung unternahm die Gesellschaft den Druck der Bibel und des Common Prayerbook in Welsch, Irisch, Gälisch und der Vulgärsprache der Insel Man. Seither hat die Bibelversorgung von Wales nie stillgestanden; die erste Ausgabe der Gesellschaft erschien 1714, eine vierte 1799. Die rührende Geschichte der Mary Jones, welche als Anlaß zur Gründung der „Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft“ so oft nacherzählt worden ist, wird daher als „nicht unterstützt durch die thatsächlichen Verhältnisse“ bezeichnet. Im Interesse der

in Virginien angesiedelten Hugenotten erschienen ferner von 1700 an Bibeln und andere Schriften in französischer Sprache. Auf Ludolfs Vorschlag, welchen W. A. Böhme unterstützte, druckte die Gesellschaft 1700 ein Büchlein in Frage und Anwort für die Neugriechen, 1720 Neues Testament und Psalter, Katechismuserklärung und Geschichte der Bibel in Arabisch, stand von 1707 an auch mit armenischen Kirchenhäuptern in Verbindung und half zu einer Bibel sowie anderen Schriften in Armenisch. Nach und nach gab sie die Bibel und das Common Prayerbook in allen Sprachen Europas heraus.

In unserem Jahrhundert ist mit der Ausdehnung der Mission dieser Teil der Arbeit stark gewachsen und die Gesellschaft immer mehr zu einer großen Helferin der Mission auf litterarischem Gebiete geworden. Die interdenominationelle Bibelgesellschaft druckt und verbreitet grundsätzlich nur Bibeln. Für die nötigen einfachen Bibelerklärungen und namentlich für den Bücherbedarf der Missionsschulen bietet darum die S. P. C. K. eine willkommene Ergänzung. Vor allen Dingen fällt ihr der für alle Missionen der englischen Kirche so wichtige Druck des Common Prayerbook und seiner einzelnen Teile zu. Im Jahre 1884 wurde die foreign translation committee ermächtigt, jede Arbeit, welche die auswärtigen Bischöfe befürworten, zu übernehmen. Seitdem ist alljährlich eine erstaunliche Menge von Kommentaren, Katechismen, Liederbüchern, Grammatiken ꝛc. in überseeischen Sprachen durch die Presse gegangen. Von dieser litterarischen Missionsarbeit, welche auch Händlern, Reisenden und Linguisten zu gute kommt, ist es zwar nicht möglich eine vollständige Übersicht zu geben, da vieles mit Hilfe der Gesellschaft draußen gedruckt und im Katalog nicht verzeichnet ist. Die nachstehenden Mitteilungen geben aber einen Begriff von dem weiten Gebiete, über welches die Mission der englischen Kirche sich erstreckt.[1])

An der Hand des Katalogs machen wir eine Reise um die Welt. Wir beginnen mit Westafrika. Da liefert der Westindier Dupont am Rio Pongo 1869 C. P. und 1877 die Evv. in Susu, bis Missionar Douglin 1884 das ganze Neue Testament herausgeben kann. Zu einer alten Fibel fügt Douglin 1888 ein Lesebuch hinzu. Für die Temne im Osten von Sierra Leone erscheint 1896 ein Liederbuch. Die Sprache der Mendestämme auf der Scherbro-Insel hat der ehrwürdige Dr. Schön 1883—84 in Grammatik und Wörterbuch bearbeitet. Derselbe Veteran gab 1885 unter dem Titel „Magana Hausa" Sprichwörter, Erzählungen, Fabeln und geschichtliche Bruchstücke in Hausa mit englischer Übersetzung heraus. Der Yorubamission half die Gesellschaft biblische Geschichten, C. P., Katechismen und eine

[1]) „Common Prayerbook" kürzen wir ab C. P.

Flugschrift über Polygamie drucken. Ein Wörterbuch der Niger- und Goldküstensprachen war 1886 die gemeinsame Arbeit des Deutschen Christaller und des Archidiakonus H. Johnson. Dieser gab 1883 Lesebuch und Katechismus in Nupe, Crowther ein Ibo-Wörterbuch und ein Igbira-Lesebuch. Von der Sprache der Fan im Gabungebiete wurde 1887 ein Wörterbuch gedruckt.

In Südafrika gab die Gesellschaft Beihilfen zum Druck der Kafferbibel und sorgte für C. P. und Katechismen in Xosa und Sulu; ein Sulu-englisches Wörterbuch gab sie schon 1855 heraus. Neuerdings besorgte der Bischof von Grahamstown kaffrische Übersetzungen englischer Bücher, z. B. Betrachtungen über die heiligen sieben Worte am Kreuz und ein Evangelienbuch mit Bildern. Namentlich aber verzeichnet der Katalog eine Reihe von Arbeiten des sprachenkundigen Archidiakonus Crisp in Blumfontein: Evv., Gebete, C. P., Kalender, Lieder, Grammatiken, zuletzt 1894 Neues Testament in Setschuana. Von anderer Hand stammt C. P. in Sessuto. Ein biblisches Bilderbuch in zwei Sprachen der Diöc. Lebombo (Swaziland) erschien 1897 als Frucht der Arbeit des Bischof Smythe. Verschiedene Bücher in Buren-Holländisch seien nur nebenbei erwähnt.

Besonders reich ist der Katalog für Ostafrika. Er enthält allein 20 Nummern in Suaheli, in erster Linie die trefflichen Arbeiten des Bischof Steere und des Missionar Madan. Grammatiken, Wörterbücher, Lesebücher, Sprichwörter, C. P., biblische Geschichten sind die wichtigsten; neuerdings kommen Übersetzungen aus dem Englischen, z. B. Robertsons Kirchengeschichte, Peep of day u. a. hinzu. Weitere Zeugnisse für den Fleiß der Universitätenmissionare sind Stücke des C. P. und Sprichwörter in Bondei, Grammatik, Wörterbuch, C. P. in Yao, Fibel, Lesebuch, Wörterbuch, C. P., Kirchengeschichte in Tschingandscha, Handbuch der Sprache der Makua (Maples) und Übersetzung von Suaheligeschichten in den Tuguludialekt dieser Sprache mit Wörterbuch über fünf Dialekte von Missionar Rankin, Grammatik des Sena am unteren Sambesi 1897 und Übungen in Zigua. In Mangandscha hat Scott 1894 die Pilgerreise übersetzt. Die Namen Krapf und Rebmann sind durch das Nika-englische Wörterbuch 1887 vertreten. Schon 1885 war ein viersprachiges Lexikon (Suaheli, Nyika, Taita, Kamba) gedruckt. Was nun noch übrig ist von ostafrikanischer Litteratur der Gesellschaft, ist auf dem Felde der englischen Kirchenmission gewachsen. In Giriama hat Missionar Taylor Wörterbuch und biblische Geschichten verfaßt, in Taita (Sagalla) Missionar Wray Lesebücher und Einleitung in die Sprache, in Taveta Missionar Steggall Hymnen und Stücke des C. P., in Kaguru die Missionare von Mamboia Grammatik (Last) und C. P. (Wood), in Kimegi Missionar Wood Hymnen, in Kigogo Price ein Lesebuch, Beverley Liederbuch und Übersetzung der „Peep of day“; in Kisukuma liegen Fibel und C. P. vor; von Kavirondo schrieb schon 1887 Wakefield ein Wörterbuch; für die Sprache der Waniamwesi verfaßte Steere sogar schon 1872 ein Handbuch. Vor allen Dingen beansprucht aber jetzt Uganda die Hilfe der Presse. Da treffen wir fast alle bekannten Namen von Wilson und Mackay bis zu dem jüngst gefallenen Pilkington. Die Lugandalitteratur fängt 1882 mit Wilsons Grammatik und 1887 C. P. an, enthält Lesetafeln, Fibeln, Katechismen, Hymnen, biblische Geschichten, Englisch-Luganda- und Luganda-Englisch-Lexikon, 1896 neben einer Hilfe zum Bibelstudium von Walker und Duta auch ein „Leben Mohammeds und Geschichte des Islam im

Abriß" von Baskerville und Kayizi. Als Anhang zu dem Abschnitte Süd- und Ostafrika notieren wir Lasts Polyglotta Africanis Orientalis, eine vergleichende Sammlung von 250 Wörtern und Sätzen in 48 südlich vom Äquator gesprochenen Sprachen (1886). Zu Ostafrika darf man auch Madagaskar rechnen, wo die Ausbreitungsgesellschaft vertreten ist. C. P. und Psalter in Madagassisch finden wir im Katalog.

In Nordafrika bildet Äthiopien ein Gebiet für evangelische Mission. In Amharisch erschien 1842 C. P. von Missionar Isenberg, 1887 eine Bilderbibel von Missionar Flad. Zum äthiopisch-amharischen Psalter gab die Gesellschaft 1872 einen Zuschuß. Von den in Suakim gesprochenen Sprachen: Arabisch, Habendoa, Beni Amer gab Major Watson 1888 vergleichende Wörterbücher.

Für Vorderasien einschließlich der übrigen mohammedanischen Welt sind die zahlreichen Publikationen in Arabisch bestimmt: C. P. in mehreren Ausgaben, 1851 Neues Testament, 1857 Bibel, 1887 arabisch-englisch biblische Geschichten, manche apologetische Schriften, darunter 1889 Pfanders „Wage der Wahrheit", Homilien und Flugschriften. In Türkisch druckte man 1847 den Psalter, 1864 und 1883 C. P., 1873 „Stoff zum Nachdenken" von Kölle, in Arabisch-Koptisch den Psalter 1847, Neues Testament 1852, in Neu-Armenisch 1848 C. P., 1877 Häusliche Andachten, in Persisch 1886 biblische Geschichten von Bruce, 1866 C. P. in Dr. Trumpps Übersetzung, 1883 revidiert von Bruce.

Indien ist im Kataloge relativ schwach vertreten. In Urdu wird aufgeführt C. P., ein Kommentar zum C. P., ein Kommentar zum Evangelium Johannes, Kommunionbuch, Vorbereitung auf die Konfirmation, eine Schrift über christliche Frauen u. a.; in Hindi C. P. und Katechismen; in Bengali Psalter, Vorträge über die Konfirmation, Robertsons Kirchengeschichte, „Weg der Sicherheit", Handbuch für Katechisten; in Marathi C. P., Kommentar zum 1. Corinther. die Evv. mit Kommentar u. a.; in Telugu Paleys „evidences" übersetzt 1882, Kommentar zum Neuen Testament 1887, zum Alten Testament 1897, neutestamentliche Geschichte 1891; in Tamil Gesangbuch und Melodieenbuch. Das C. P. ist ferner gedruckt in Mundari (Tschota Nagpur), Assamisch, Paschtu (Afghanistan); Grammatik und Wörterbuch für die Sprache der Gonds und für Kaschmir; ein Andachtsbuch für Singhalesen (Ceylon), ein Gebetbuch in Sindhi. Eine Erklärung des Apostolikums in der Sprache von Barma und ein Psalter für die Seadajacken im nördlichen Borneo weisen schon weiter nach Osten.

Natürlich ist auch für China C. P. übersetzt und zwar 1872 in den Mandarindialekt. Der jetzige Bischof von Hongkong, Hoare, hat 1892 einen chinesischen Kommentar zum C. P. geschrieben. Bischof Russeles Predigten chinesisch sind 1876, im Amoydialekt ist ein Heft mit Vaterunser, Glaube und Dekalog 1893 für Singapur und Umgebung erschienen. Was sonst noch der Katalog nennt, gehört zum Dialekt von Hangtschau: Fibel, Gebete, Matthäus und Johannes-Evangelium.

Für Japan ist ein Kirchenliederbuch 1893 gedruckt. In ein aufblühendes Missionsfeld führen uns Batchelors Bücher für die Ainu: 1897 C. P. und Psalter, während die 1885 von Dr. Bettelheim für die Lutschu-Inseln übersetzten Stücke des Neuen Testamentes an erloschene Missionsarbeit erinnern.

In der Südsee erstrecken sich die Publikationen der S. P. C. K. (abgesehen

von C. P. für Hawaii) nur auf Neuseeland und Melanesien. Den Maori hat sie geschenkt: C. P. von 1838 an in verschiedenen Ausgaben, Führer ins Alte Testament, Schlüssel zur Apostelgeschichte, Kommentar zum Evangelium Marci und Galaterbrief, Skizzen aus der Kirchengeschichte, biblische Zeitgeschichte; in Melanesien gab sie 1888 Wörterbuch für Britisch Neuguinea, 1882 Gebete und 1887 Evangelium Johannis für Ysabel (deutsche Salomon-Inseln), 1882 Gebete, Evangelium Lucä und Johannis, 1887 Evangelium Matthäi, Marci, Apostelgeschichte für die Floridagruppe (britische Salomon-Inseln), 1878 C. P. von Bischof Selwyn, 1885 Neues Testament von Codrington, 1897 Wörterbuch von Codrington und Palmer für Mota (Banksinseln).

Ganz hervorragend sind die Dienste, welche die Gesellschaft der Mission in Amerika geleistet hat, besonders in den arktischen Gebieten, wo viele Sprachen mit geringer Verbreitung zu bearbeiten sind. Für die Kri-Indianer an der Hudsonbai war schon 1855 C. P., 1859 ein Liederbuch erschienen, aber erst der unermüdliche Bischof Horden mit seinen Mitarbeitern Hunter, Kirkby und Mackay brachte dem Volke die nötigen Bücher und zwar in immer neuen Ausgaben, Grammatik, Psalter, Hymnen, Katechismen, biblische Geschichten, von 1881 an auch Syllabar, häusliche Gebete u. a. in Silbenschrift. Den Eskimo der Hudsonbai hat Peck 1878 Bibelteile, 1881 Stücke des C. P., 1891 eine Fibel in ihrem Dialekte drucken lassen. Auch für die Odschibwä hatte die Gesellschaft schon 1854 Neues Testament, 1859 Pentateuch herausgegeben, Horden brachte ihnen Evangelium Matthäi in revidiertem Text, C. P. und Hymnen. Von der Sprache der Schwarzfußindianer sind seit 1890 Grammatik, Wörterbuch und biblische Lesestücke, von der Sprache der Biber-Indianer der Diöcese Athabaska seit 1886 Wörterbuch, Evangelium Marci, Andachtsbuch vorhanden. Für die Diöcese Mackenzie River haben die Bischöfe Bompas und Reeve Gebete in Tschippeweian und Slavi; Lesebuch, Lektionen, Hymnen und Gebete in Tenni; für das Tukudhpölklein der Diöcese Selkirk hat ihr Missionar Macdonald C. P., Osterwalds biblische Geschichten, Ozendens häusliche Gebete und Hymnen drucken lassen. In Britisch Columbia haben die Tsimscheer von Bischof Ridley Evv., Gebete, C. P., die Nischka und die Kwagutl Fibel und Stücke des C. P., die Haida der Königin-Charlotte-Inseln biblische Geschichten erhalten. Wandern wir nach Süden, so finden wir von den Indianern der Union die Munsi (Delaware) mit C. P. und Hymnen, die Dakota am oberen Mississippi mit Teilen des C. P. bedacht. Südamerika ist nur spärlich vertreten mit Lesetafeln (Glaube, Vaterunser) für Kariben und Arawakken, mit Evv. und Genesis für die Acawoio in Britisch Guyana von der Hand des hervorragenden Missionars Brett sowie endlich mit Vaterunser, Glaube und Dekalog für die Yahgan des Feuerlandes.

Wenn irgend etwas für die evangelische Mission charakteristisch ist, dann ist es solche litterarische Arbeit. Vorstehende Liste weist bloß Leistungen der anglikanischen Missionen und selbst diese nicht vollzählig auf, da längst nicht alle Drucklegungen der anglikanischen Missionare durch die Hand dieser Gesellschaft gehen; dennoch schon dieser Reichtum! Er zeigt uns die imponierende Ausdehnung der Mission der englischen Kirche.

5. Auswanderermission, Evangelisation und ärztliche Mission.

Im Zusammenhang mit der englisch-kirchlichen Disporaversorgung steht die Auswanderermission, welche zuerst 1846 unter den Arbeiten der Gesellschaft erscheint. Zuerst in Plymouth, dann in Liverpool, Southampton, Greenock, London, Kapstadt wurden Geistliche, neuerdings auch Missionarinnen angestellt, welche die Schiffe besuchen, Schriften verteilen, Abschiedsgottesdienste halten, im besonderen den Schutz der weiblichen Auswanderer übernehmen u. dergl. Mehrfach verband sich die S. P. G. mit ihrer älteren Schwester zu diesem Werke, welches namentlich in den Jahren 1850—59 durch die gegen heute weit höhere Auswanderungsziffer an Bedeutung zunahm. Seit 1850 unterhält die S. P. C. K. Reisekapläne, welche die Seelsorge an Bord während der Reise ausüben; ihre Zahl belief sich im letzten Jahre auf 72! Infolge eines Aufrufes vom Erzbischof Tait, welcher auf die Verluste der englischen Kirche jenseits des Meeres hinwies, wurde 1881 eine emigration committee gebildet, welche in Verbindung mit den überseeischen Geistlichen, namentlich in Amerika, steht und dafür sorgen will, daß die Auswanderer mit Empfehlungsbriefen versehen, drüben sofort kirchlichen Anschluß finden. Daß die Seemannsmission von der Gesellschaft unterstützt wird, sei nur erwähnt.

Die Fürsorge für Armee und Marine wurde schon im vorigen Jahrhundert von ihr betrieben. Eine große Stiftung, der Clericus fund, von Archidiakonus Owen, Generalkaplan der Armee zu Anfang dieses Jahrhunderts herrührend, jetzt 252760 Mark steht für diesen Zweck zu Gebote. Von den Zinsen werden Bücher für Soldaten, besonders Gebet- und Kommunionbücher beschafft, Spitäler und Schulen unterstützt.

Den neueren Zielen der Evangelisation dienen weitere Arbeitszweige. Um die schon immer geförderten Sonntagsschulen, ohne welche bei den englischen Verhältnissen viele ärmere Kinder ohne religiösen oder doch konfessionellen Unterricht bleiben würden, weiter sicher zu stellen, wurden nicht nur Boardschulen für Sonntagsschulzwecke gemietet, sondern auch der Bau von Parochialhäusern mit Räumen zu Sonntagsschulen, Bibelklassen, Vorträgen und Vereinsabenden durch Zuschüsse gefördert. Missionshallen und Arbeiterklubhäuser mit populären christlichen Vorträgen sind hinzugekommen. Die laterna magica bietet seit 1886 einen neuen Gegenstand der Fürsorge; für die überseeischen Diöcesen sind bisher 54 dieser beliebten Missionsmittel beschafft worden. Die Notschreie aus dem dunkelsten London trieben 1888 zur Bildung einer Subkommission, welche

den Beschluß faßte, ein Kollege zur Ausbildung von Laienhelfern aus dem Arbeiterstande zu gründen. In vier gemieteten Häusern richtete man die Anstalt mit 22 Insassen ein, der Bischof von London vollzog die Weihe. Während ihres einjährigen Kursus in Bibel, Prayerbook, Apologetik und Kirchengeschichte treiben die „Studenten" zugleich Stadtmissionsarbeit. Dem Klerus der Staatskirche fällt zwar die Anerkennung der Zweckmäßigkeit solcher Laienhilfe vielfach noch schwer, aber die Sache lebt sich ein, die Abgehenden finden immer mehr Stellung und ein eigenes großes Gebäude für dies jüngste Kind der S. P. C. K. ist soeben fertig geworden.

Wir glaubten vorstehend genannte Bestrebungen nicht übergehen zu dürfen, um ein vollständiges Bild vom Leben und Arbeiten der Gesellschaft zu geben. Ein seit 1885 neu aufgenommenes Werk müssen wir nun aber besprechen, weil es wieder besonders der Heidenmission dient, nämlich die ärztliche Mission. Zunächst wurden 48 000 Mark zu Jahresstipendien in Höhe von 3000 Mark für künftige Missionsärzte und 24 000 Mark zu Stipendien von jährlich je 1500 Mark für künftige Missionsärztinnen ausgeworfen. Unter den ersten Stipendiaten war Dr. Hire, welcher seine Stellung als Arzt aufgab, um Theologie zu studieren, jetzt Bischof von Likoma (Nyasa). Von den 39 weiblichen Stipendiaten sind 13 draußen, 14 noch in Vorbereitung, 3 gestorben, 3 mußten abbrechen. Auf Veranlassung der Missionsbischöfe ging nun aber die Gesellschaft 1887 zu direkter Unterstützung der ärztlichen Missionen draußen über und hat für Bauten, Gehälter, Reisen und Ausbildungskosten in 10 Jahren 360 000 Mark aufgewandt.

Eine flüchtige Übersicht über die Verwendung dürfte erwünscht sein. In Freetown, Sierra Leone, bedarf das von Bischof Inghams Gattin begründete Hospital mit Schwesternpflege einer jährlichen Beihilfe von 2000 Mk. In Südafrika sind u. a. unterstützt die ärztliche Mission in Mohalishoek, Diöc. Blumfontein, die Mission des Dr. Booth unter den indischen Kulis in Durban (jährlich 2000 Mk. Beihilfe; Zahl der getauften Inder 350, in den Missionsschulen Natals 1900 Inderkinder, alles die Wirkung der ärztl. Mission des Dr. Booth), die von 1892—97 von Rev. Sutton getriebene, jetzt durch Suttons Erkrankung stillstehende ärztliche Mission in Westpondoland, endlich das Hospital in Kwamagweza, Sululand; in Ostafrika das Hospital in Sansibar, auf Madagaskar das von Mahanoro. In Palästina ist die ärztliche Mission in Haifa zu erwähnen, welche im Jahre 1896 14 Juden, 4 Druſen, 61 Moslem und 37 Christen verpflegte und außerdem ein Sprechzimmer in der Stadt hat. Die Ladies berichten: „Wir gewinnen dadurch Teilnehmerinnen an unseren Frauenversammlungen und Schüler für unsere Schulen." In Indien ist die ärztliche Mission der C. M. S. unter den Grenzstämmen im Pandschab, besonders die Hospitäler in Quetta und Dera Ghasi Chan unterstützt worden. In Delhi wurde nach dem Tode der 23 Jahre im Segen wirksamen Frau Winter 1881 beschlossen ein Hospital in der Hauptstraße zu ihrem Gedächtnisse zu bauen; 1885 wurde es

eröffnet, zählt jetzt 28 Betten; 3 weibliche Ärzte arbeiten hier und in der Filiale Karnal. Außer dieser segensreich wirkenden Anstalt empfangen Hospitäler und Apotheken in den Diöc. Madras, Tschota Nagpur und Tinnevelly (Hospital in Nazareth) laufende Zuschüsse. Das meiste hat die Gesellschaft in der Diöc. Bombay gethan wo sie 1887 durch eine Gabe von 10000 Mk. der Gesellschaft St. Joh. Ev. in Puna zu einem Hospital verhalf, welches sie noch immer unterstützt. Außerdem hat sie den Unterhalt der beiden Dispensaries übernommen, welche in der letzten Pestzeit und Hungersnot beim Mangel zahlender Patienten sich nicht mehr von den Honoraren erhalten konnten. Ähnliche bedeutende Zuwendungen haben die ärztliche Mission in Schwebo, der alten Hauptstadt von Oberbarma ermöglicht. In China bat Bischof Scott 1889 um Hilfe zur Gründung einer ärztlichen Mission in Peking. Die Gesellschaft sandte Miß Dr. Alice Marston, welche nach Unterbrechung durch den japanischen Krieg jetzt wieder in Stadt und Umgegend thätig ist. In Korea unterstützt die Gesellschaft von 1890 an Dr. Landis Arbeit in Tschemulpo. In Japan fehlt es weniger an tüchtigen Ärzten als an Pflegerinnen; daher ist in Tokio und in Kobe mit der Anstalt eine nursing institution verbunden; die Pflegerinnen helfen bei der Evangelisation und im Jahre 1896 waren mehr als $^2/_3$ der Taufen in der englisch-kirchlichen Mission zu Tokio Früchte der ärztlichen Mission. Schließlich sind in Nordamerika die Hospitäler in Lytton, Diöc. Neu-Westminster und in Metlakahtla zu erwähnen. Letzterem sind 5000 Mk. auf 4 Jahre bewilligt unter der Bedingung, daß mindestens 10 Betten für Indianer unterhalten werden.

6. Die gegenwärtige Lage der Gesellschaft.

Am 8. März 1898 wurde die Jubelfeier in der St. Paulskirche zu London begangen. Der Erzbischof von Kanterbury hielt die Predigt über den Text vom Senfkorn und Sauerteig und hob dabei hervor, daß die Gesellschaft in der Periode religiöser Ermattung durch ihre Ausdauer an der Arbeit nicht nur selbst am Leben erhalten worden sei, sondern die große Erweckung am Ende des vorigen Jahrhunderts, die zu ihrer Neubelebung führte, ihrerseits mit vorbereitet habe. An den Gottesdienst schloß sich das Meeting in der Guildhall. Hier sprach u. a. der Erzbischof von Kapstadt als Vertreter der Kolonialkirche:

„Die Gesellschaft ist die einzige in England, welche die Kirche auf ihren Missionsfeldern und in ihren Kolonialbistümern beim Bau von Gotteshäusern und im Schulwesen unterstützt. Natürlich erwartet sie von uns, daß wir das Unsrige thun und den größeren Teil der Kosten aufbringen; aber ich kann von mir selbst sagen, daß es in unseren kleinen Landgemeinden, auf unseren zerstreuten und entfernten Missionsstationen immer wieder die Hilfe der Gesellschaft und nur diese Hülfe gewesen ist, welche uns ermutigt hat Kirchen und Schulen für unsere Leute zu bauen . . . Sie ist in der That die Kirchbaugesellschaft für unsere Kolonial- und Missionskirche."

Diese Darbringung des wohlverdientes Dankes hat in allen überseeischen Diöcesen ein Echo gefunden. Überall wurde der Jubeltag mit-

gefeiert. „Eine Woge der Fürbitte und Danksagung rollte an diesem Tage um die ganze Erde.“ Aus allen Weltteilen kamen Grüße und Gaben. Dem großen Publikum scheint die alte, vielfach vergessene Gesellschaft durch die Jubelfeier neu ins Gedächtnis gekommen zu sein. Die Zahl der Kirchen in England und Wales, in denen jährlich eine Kollekte für sie gesammelt wird, stieg bis Juli 1898 von 1140 auf 1816 und ist seitdem weiter gestiegen. Da das Rechnungsjahr der Gesellschaft mit Ende März abschließt, kommt der Ertrag der Sammlungen des Jubeltages zumeist erst im diesjährigen Bericht zur Kenntnis, aber schon der vorjährige konnte melden, daß die Einnahme höher sei als jemals im ganzen abgelaufenen Jahrhundert. Während dieselbe 1897 mit 682260 Mk. um 120000 Mk. hinter dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre zurückblieb, ist für 1898 eine Einnahme von 1 326 620 Mk., also eine Steigerung auf mehr als das Doppelte zu verzeichnen. Darin ist freilich das große Vermächtnis eines Rev. Dry in Höhe von 340000 Mk. enthalten, welches in diesem Jahre zur Auszahlung gelangt ist. Aber auch die Jahresbeiträge der Mitglieder, „dieser zuverlässigste Posten im Etat“, sind von 239000 auf 247000 Mk. gestiegen, die Sammlungen von 116000 auf 188000, die Legate ausschließlich der Dry-Stiftung von 45000 auf 283000. Nicht unbeträchtlich sind die im Laufe der Zeit angesammelten Kapitale und Stiftungen, deren Zinsabwurf allerdings vielfach für bestimmte Zwecke festgelegt ist und besonders verrechnet wird; so z. B. der Kleriker-Fonds für Schriftenverbreitung in der Armee, Krawfords Irisch-Fonds für Gehaltszuschüsse an irischredende Geistliche, Krawfords Arabic-Fonds für Verbreitung arabischer Bibeln. Das jetzt ganz selbständige Buchgeschäft wendet seine Einkünfte vor allen Dingen zu unerhört billiger Lieferung guter Schriften an, vermag aber doch noch einige Überschüsse zur Hauptkasse abzuliefern.

In der Verwendung ihrer Mittel folgt die Gesellschaft ihren Traditionen und den Wünschen der Bischöfe. In der Heimat werden die alten Bestrebungen für christliche Litteratur und kirchliches Schulwesen fortgeführt. Das neue church training college for lay workers ist in sichtlichem Aufblühen.[1]) Die Auswandererfürsorge wächst an Bedeutung.

[1]) Der Jahresbericht sieht die Bedeutung dieses Werkes in dem thatsächlichen Zeugnis dafür, daß die Kirche nicht nur aus dem Klerus besteht, sondern die Laienschaft ihre Stelle und ihren Beruf im großen Werke der Weltevangelisierung hat. Nicht uninteressant ist es auch in dem Berichte zu lesen: „Bei dem fortgehenden Sinken der Pfarreinkünfte und der stetigen Abnahme der Bewerber um das geistliche

Den Löwenanteil empfängt aber nach wie vor die Kirche der Kolonieen und die Mission. Von den 722 320 Mark der Gesamtausgabe des Jahres 1898 entfallen auf „die Kirche draußen“ allein an Dotationen, Kirchbauten ꝛc. 237 640 Mark. Ärztliche Mission, Litteratur für die Missionsgebiete, Ausbildung der eingeborenen Geistlichkeit sind in dieser Summe noch nicht mit berechnet. Auf direkte Anfrage nach dem auf die Heidenmission entfallenden Betrage teilt uns der Sekretär Mc Clure folgendes mit:

„Wir führen die Ausgaben für heimische und auswärtige Zwecke nicht getrennt auf und es ist etwas schwierig eine Statistik zu geben, da die Unterlagen jährlich stark wechseln. In manchen Jahren bewilligt die Gesellschaft große Summen für die Ausstattung auswärtiger Bistümer, Kathedralbauten u. s. w., während in anderen Jahren die Bedürfnisse der heimischen Kirche reichlichere Hilfe nötig machen. Nehmen wir aber die durchschnittliche Netto-Einnahme der Gesellschaft auf jährlich 700 000 Mk. an, so kann man getrost sagen, daß wir durchschnittlich jährlich etwa 320 000 davon auf die äußere Mission verwenden, einschließlich der ärztlichen Mission (40 000 Mk.) und der Litteratur für die Missionsgebiete (20—30 000 Mk.). Natürlich beruhen diese Zahlen nur auf oberflächlicher Schätzung.“

Einige Details aus dem Jahresberichte 1898 mögen zur Ergänzung dessen, was oben aus der Jubiläumsschrift mitgeteilt ist, hier noch folgen.

Die Zuschüsse für die Bistümer Pretoria, Ontario und Brisbane werden mit dem „Sinken des Zinsfußes in der ganzen Welt“ begründet. St. Helena, das kleinste aller Kolonialbistümer (außer der Insel nur noch Ascension und Tristan d'Acunha umfassend) bedarf solange Zuschuß, bis die südafrikanische Kirchenprovinz sich der Sache annimmt. Aus dem jüngst gegründeten Bistum Thursday Island sind zwei geworden: Neuguinea und Nordaustralien. Zur Begründung eines Centralfonds für Pfarrbesoldung haben die Diöc. Algoma, Goulburn, Natal und Qu'Appelle Beiträge empfangen. Für Kirchbauten und Schulen ist diesmal Amerika besonders reich bedacht worden, in erster Linie Rupertsland und Kaledonien, letzteres auch zu Zeltkirchen für die Arbeiter an der Eisenbahn nach Klondyke, in zweiter Linie Westindien für seine verarmenden Gemeinden.

In Südafrika ist nach allen Heimsuchungen die Mission in erfreulichem Fortschreiten, besonders die Kaffermission der Diöc. Grahamstown. Beträchtliche Gaben gingen nach Maschonaland und der Industriemission in Lawrencedale. In der Kapstadt ist eine neue Kathedrale im Bau, für welche die Gesellschaft 20 000 Mk. beigesteuert hat. Die ärztliche Mission unter den Indern in Durban ist oben erwähnt. Im Jahre 1897 hat die Missionsärztin Dr. Edith Pellatt unter den Malaien der Kapstadt zu arbeiten begonnen, und zwar, wie der leitende Missionar Rev. Waggett schreibt, nicht ohne Erfolg.

In Indien nimmt hauptsächlich das Schulwesen die Gesellschaft in Anspruch. Ihren Leitern war es eine besondere Freude im Jubiläumsjahre der alten, von

---

Amt ist es sicher, daß die Kirche einen wachsenden Gebrauch von den Kräften ihrer Laienglieder machen muß, wenn sie auch nur annähernd ihrer Riesenaufgabe nachkommen will.“

Kiernander 1756 gegründeten Freischule in Kalkutta einen Beitrag zum Erweiterungsbau zu gewähren. Andere Subsidien veranlaßte der Schaden, den das Erdbeben an Schulhäusern anrichtete.

In China ist der Bau einer Kirche für englische Seeleute in Shanghai zu erwähnen. Bischof Scott hat in Peking eine Katechistenschule und ein theologisches Seminar eröffnet. In Tschemulpo, Korea, ist der ausgezeichnete Missionsarzt Dr. Landis gestorben, bei seiner Kenntnis der Sprache, seinem Einfluß im Volke und der durch den Bahnbau Seoul—Tschemulpo jetzt erhöhten Wichtigkeit des Postens ein schier unersetzlicher Verlust.

In Australien haben 18 Diöc. Unterstützungen erhalten, besonders der durch einen Cyklon schwer heimgesuchte Wimmeradistrikt. In Sydney ist eine stattliche Kirche im Chinesenviertel erbaut und die Chinesenmission verstärkt worden.

Über die ärztliche Mission ist das Nötige oben schon gesagt.

Das Verzeichnis der Schriften für Missionsgebiete hat neuen Zuwachs erfahren. Die Indianerstämme Nordamerikas sind darunter ebenso vertreten (Haida, Kwagutl, Tschimschier, Odschibwä) wie die Völker Indiens (z. B. Kirchengeschichte in Marathi, Kommentar zu Jesaja und Jeremia in Telugu). Neben kleinen Litteraturanfängen in Lesebüchern für afrikanische Stamme (Kimegi, Tschinyanga) stehen große apologetische Werke für das aufgeklärte Japan.

Ein flüchtiger Blick lehrt schon, daß es wesentlich die hochkirchlichen Missionen, besonders die der S. P. G. sind, welche von der S. P. C. K. unterstützt werden. Nachdem sie alle Wandlungen des religiösen Lebens in England im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte mitgemacht hat, ist sie jetzt, obwohl prinzipiell allen Richtungen innerhalb der Staatskirche zugänglich, thatsächlich doch in hochkirchlichen Händen. Mit dieser Beschränkung muß man anerkennen, daß sie den Ausgangs- und Stützpunkt einer reichen, vielgestaltigen Arbeit bildet und an den weltumfassenden Missionsbestrebungen der englischen Christenheit einen hervorragenden Anteil hat. Grade in der bescheidenen Rolle einer Helferin liegt für sie die Möglichkeit einer großen Vielseitigkeit und immer neuer Wege zur Erfüllung ihres alten Mottos: „Daß die Erde voll werde der Erkenntnis des Herrn."

Neue Hoffnung für die Doschischa.

Die traurige Geschichte von der „Entchristlichung der christl. Hochschule in Japan", welche die vorige Nummer berichtete, ist in ein neues hoffnungsvolles Nachstadium getreten, das zur Kenntnis unserer Leser zu bringen, wir nicht bis zur Rundschau über Japan verschieben mögen. Wie der Independent vom 23./2. 1899 in der Miss. Her. vom März 1899 meldet, hat der gegenwärtige Vorstand der Doschischa sein Amt niedergelegt. Das ist so zugegangen. Im Auftrage des Am. B. war der frühere amerik. Generalkonsul der Vereinigten Staaten nach Japan

geschickt worden, um den Vertrauensmännern der Doschischa anzuzeigen, daß wegen ihres Treubruchs der Rechtsweg gegen sie beschritten wenden sollte. Der Expremier Graf Okuma sagte seine Unterstützung zu und der angesehenste Rechtsanwalt von Tokio erklärte sich bereit, die Klage zu vertreten. Zugleich reichte der amerikanische Gesandte an das japanische Unterrichtsministerium einen virtual protest gegen die Annahme der neuen Konstitution der Doschischa ein. Das half. Die bisherigen Trustees resignierten mit Ausnahmen von drei, welche erklärten, ihr Amt niederlegen zu wollen, sobald ein neuer Vorstand erwählt worden sei. Es wird erwartet, daß bis Ende März die ganze Fakultät resigniert haben wird. Der Druck der öffentlichen Meinung und die ziemlich sichere Aussicht, den Prozeß zu verlieren, bewog die wortbrüchigen Vorsteher, die japanischen und auswärtigen Donatoren zu ersuchen, einen neuen Vorstand von zehn Mitgliedern zu erwählen. Diese Wahl erforderte allerdings einige Zeit, aber sie wird jetzt geschehen sein und zweifellos einen neuen Vorstand an die Spitze der Doschischa stellen, welcher die Hochschule ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgiebt. „Auch ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß die ausgedehnten Verhandlungen in dieser Angelegenheit das japanische Unterrichtsministerium zu einer liberaleren Stellung gegen die religiösen Schulen veranlassen werden." Warneck.

Litteratur-Bericht.

1. **Gehring**, Hans, Pfarrer: „Südindien, Land und Volk der Tamulen." Gütersloh 1899. Gr. 8°. 5, geb. 6 Mk. Die vorliegende Monographie (15 1/2 Bogen stark, mit 91 Bildern und 1 Karte ausgestattet) möchte ich unseren Lesern, namentlich denen, die sich speziell mit Indien beschäftigen, dringend empfehlen. Vor allem ist das Buch für die Freunde der Leipziger Mission ein Hilfsmittel, dessen Wert man schwerlich überschätzen kann, um das wohl alle anderen Missionsgesellschaften jene lutherische Schwester beneiden könnten. Die Leser des Leipziger Missionsblattes finden hier eine Fülle von anschaulicher Schilderung des betreffenden Feldes, welche eine gediegene Grundlage zum Verständnis der Missionsberichte, die bei kurzer Mitteilung der Thatsachen meistens nicht ausreichen, ein klares Bild von Scenerie und einen treffenden Eindruck von der geistigen und sozialen Atmosphäre zu geben, in der sich jene Thatsachen abspielen. In diesem Stücke liegt eine Lücke vor, an deren Ausfüllung die Missionsleitungen ernstlich arbeiten sollten. Einzelne kleinere Schilderungen finden sich ja freilich schon in großer Zahl. Aber sie sind zerstreut und meistens nicht zur Hand, wenn man sie braucht. Hier haben wir meines Wissens den ersten Versuch eines systematischen Hilfsmittels für ein besonderes Missionsgebiet,[1]) der wohlgelungen ist und alle Beachtung verdient. Besonders zu empfehlen ist das Buch für die heimat-

[1]) Ein ähnlicher, freilich sehr abrißartiger Versuch in Bezug auf ganz Indien ist in einigen älteren Jahrgängen des Jahrbüchleins der Brandenburger M.-Konferenz unter dem Titel: „Missionsfarbenkasten" zu finden; die Beschränkung auf ein Gebiet ist weit wirksamer. D. R.

lichen Missionsarbeiter, denen es bei rechter Verwendung eine reiche Fundgrube zur angemessenen Illustration ihrer Missionsberichte sein wird.

Der erste Abschnitt behandelt die Natur, soziale und Kulturverhältnisse des Tamillandes; der zweite schildert einen Rundgang durch das letztere mit besonderer Berücksichtigung der Missionsstätten, ohne daß jedoch die letzteren eingehender beschrieben würden. Eine solche Beschreibung dürfte zur Ergänzung des vorliegenden Werkes weiter zu wünschen bleiben.

Im einzelnen ließen sich einige Ausstellungen machen. Es finden sich ungleich gearbeitete Partieen (z. B. die verhältnismäßig zu ausführliche Behandlung der Nilagiristämme). Hier und da merkt man trotz des vorzüglichen Materials, das dem Verfasser aus Indien zur Verfügung gestellt war, daß er nicht als Augenzeuge schreibt. Seite 130 spricht er von den Kasuarinen als Weihnachtsbäumen und verweist auf ein Bild, auf dem aber ein als solcher benutzter Nettilinge (Açoka) abgebildet ist. Überhaupt leidet die Illustration des Buches, wie ja leider fast durchweg alle unsere illustrierten Werke, daran, daß Wort und Bild der vollen inneren Einheit entbehren. Trotzdem werden die zahlreichen guten auf Zink übertragenen Photographieen viel zur Anschaulichkeit beitragen.

Aber das sind kleine Ausstellungen, die ganz zurücktreten hinter dem bedeutenden sachlichen Wert des Buches. R. Grundemann.

2. „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1899." Leipzig. Wallmann. Es ist wieder eine Fülle gediegenen Inhalts, den dieser 12. Jahrgang des auch außerhalb des Kreises der Sächsischen Missionskonferenz empfehlenswerten Jahrbuchs bringt. Jeder der Mitarbeiter hat in seiner Weise etwas Gutes geliefert. Daß P. Paul wieder eine „Chronik des vergangenen Jahres" geschrieben hat, die in gedrängter Kürze über die wichtigsten Vorkommnisse eine gute Orientierung giebt, ist ein besonderer Vorzug des Büchleins. Auch die Litteraturübersicht von demselben ist sehr willkommen. Ebenso die statistischen Tabellen, nur hätte die Bahl'sche einiger Kommentierung bedurft (cf. A. M.-Z. 1898, 188 S.)

3. **Young:** „Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. I. Im Birkenkahn und Hundeschlitten." Aus dem Englischen v. Engelhardt. Gütersloh. 1899. Mit Vorwort, von J. Richter. 2,40, geb. 3 Mk. Daß das indianische Missionsleben auch heute noch seine eigentümliche Romantik hat, das zeigt dieses mit der anschaulichsten Frische geschriebene Buch, welches den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt. Wie schon der Nebentitel anzeigt, spielen die strapaziösen und gefährlichen Reisen eine Hauptrolle in ihm, aber auch in die Missionsthätigkeit und ihre Ergebnisse läßt es lehrreiche und erfreuliche Blicke thun. Vielleicht treten die Schattenseiten des Indianercharakters etwas zu sehr zurück; aber das muß man begreiflich finden bei einem Manne, der, weil er den roten Mann liebt und richtig zu behandeln versteht, auch unsre Sympathie für ihn zu erwecken wünscht. Neben den 4 Abbildungen würde eine Karte eine wertvolle Beigabe gewesen sein.

4. **Häntzschke:** „Tagebuchblätter aus dem Heiligen Lande." Hermannsburg. 1898. 2, geb. 3 Mk. Bei dem Interesse, welches die Reise des deutschen Kaiserpaares auf das heil. Land gerichtet hat, möchten auch diese Tagebuchblätter über eine frühere Reise des Verf. in dieses Land mithelfen, „auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit

der dortigen Missionsarbeit hinzuweisen." Und bei aller ihrer Anspruchslosigkeit sind sie dazu besonders für weitere Volkskreise wohl qualifiziert. Von den Illustrationen sind einige recht ansprechend. Wck.

5. **Stock**: „One hundred years, being the short history of the Church Missionary Society." 2 edition. London Ch. M. S. Salisbury Square 1899. Als Festgabe zu ihrer in der zweiten Aprilwoche stattfindenden Centenarfeier wird eine ausführliche Geschichte der kirchlichen Missionsgesellschaft erscheinen (in ca. 100 Kapiteln.) Der obige Abriß ist vorausgeschickt worden, einmal um das Interesse auf dieses groß angelegte Werk hinzulenken, sodann um in den weitesten Kreisen die Herzen mit einem Gefühl des Dankes für Gottes reiche, der Gesellschaft geschenkte Gnade zu erfüllen und zu erneutem Eifer für das Missionswerk anzuregen. — Das Buch giebt eine Übersicht über die Entwickelung der C. M. S. Jedes der 12 Kapitel außer dem 1. und dem letzten enthält die Ereignisse eines Zeitraums von zehn Jahren, so daß 10 Kapitel die Geschichte der „Hundert Jahre" umfassen. Das erste Kapitel erzählt die Gründung der Gesellschaft durch Männer, wie J. Venn, J. Newton, Thomas Scott, Wilberforce u. a., welche noch von der großen Wesleyschen Erweckungsbewegung beeinflußt und durchaus „evangelisch" gesinnt, in Treue an der anglikanischen Kirche festhielten. — Von besonderem Interesse sind die berühmten am 18. März 1799 von J. Venn vorgelegten fünf Missionsgrundsätze. Kapitel II. umfaßt die ersten zehn Jahre bei 1809. Henry Martin wird nach Indien gesandt in Verbindung mit der Gesellschaft, doch nicht als Missionar, sondern als chaplain (Militärpfarrer). — Am Schluß der ersten 10 Jahre hat die C. M. S. erst 5 Missionare ausgeschickt, sämtlich Deutsche. — Ein Aufschwung erfolgt in den nächsten zehn Jahren infolge des Friedensschlusses mit Frankreich und vor allem der Öffnung Indiens. Die „finstere Periode" nimmt durch eine Reform der ostind. Kompagnie ein Ende; „England bereitet sich, um die Civilisation, das Christentum und die Wissenschaft des Westens über Indien zu ergießen." — Trotz schwerer Erfahrungen (1823 sterben fast alle Missionare und ihre Frauen in Sierra Leone) breitet sich das Missionswerk aus. Auf Neuseeland macht die Mission Fortschritte, von Malta aus wird an der Evangelisierung des Orients gearbeitet. — So sehen wir in Überblicken von 10 zu 10 Jahren, wie die Gesellschaft ihre Arbeit ausdehnt. Immer neue Gebiete werden in Angriff genommen; die Mittel wachsen, die Zahl der Missionare nimmt in steigender Progression zu; von 1885 an werden auch Frauen ausgesandt. Und am Ende des Zeitraums von 100 Jahren stehen 397 ordinierte und 126 Laienmissionare in der Arbeit, denen 254 unverheiratete Missionarinnen und 340 ordinierte, eingeborene Helfer zur Seite stehen.

Trotz seiner Kürze ist der Abriß keine trockene Anhäufung von Daten und Zahlen. Auf die Zusammenhänge der Missionsarbeit mit den Zuständen in der Heimat fallen interessante Streiflichter; die Einflüsse der religiösen Bewegungen in Amerika und England auf das Missionsleben werden hervorgehoben. Den Schluß bildet eine begeisterte Apologie der seit 1887 von der Gesellschaft befolgten „Glaubenspolitik." Das Buch ist leicht verständlich geschrieben und bietet eine bequeme englische Lektüre. Ob sich eine deutsche Übersetzung oder Bearbeitung empfiehlt, das wird sich erst entscheiden lassen, wenn das größere Werk vollendet vorliegt. Zeller.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Die Missionsthätigkeit der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika.[1])

Von W. Behrendt, evangel. Pfarrer in Cleveland O.

Unter den vielen deutschen Synoden, welche in den Vereinigten Staaten nach und nach entstanden sind, nimmt die evangelische Synode von Nordamerika eine ansehnliche Stellung ein, sowohl was ihre Größe als auch ihre Thätigkeit betrifft. Vor weniger denn 60 Jahren aus kleinen Anfängen hervorgegangen, halten sich nach den neuesten statistischen Angaben mindestens 100000 Familien zu ihr. Rechnen wir auf die einzelne Familie 5 Glieder, so zählt diese Synode $^1/_2$ Million Seelen. Wenn man in Betracht zieht, daß viele derselben bereits in Amerika geboren sind, so ist es erfreulich wahrzunehmen, daß sie dennoch zur deutschen Kirche gehören wollen.

Das Wachstum dieser Synode würde kein so schnelles gewesen sein, wenn nicht von Anfang an ein reger Missionseifer in ihr vorhanden gewesen wäre. Dieser Eifer zeigte sich zunächst auf dem Gebiete der inneren Mission, was hier so viel heißen will, als daß immer neue deutsch-evangelische Gemeinden in Stadt und Land gesammelt wurden. Diejenigen Männer, welche jetzt als die „Väter" der Synode angesehen

[1]) Der Missionsbegriff, den diese Zeitschrift vertritt, schließt allerdings die kirchliche Sammel- und Organisationsthätigkeit in christlichen Ländern, von welcher der 2. Abschnitt dieses Aufsatzes handelt, von sich aus; trotzdem habe ich diesen Abschnitt, wie den ersten über die Geschichte der in Rede stehenden Synode, gern aufgenommen. Und zwar 1. weil in unserem Vaterlande die Kenntnis über die deutschen evangelischen Kirchenkörperschaften Nordamerikas und speziell die über die deutsche evangelische Synode ziemlich mangelhaft ist und 2. weil die ausgedehnte kirchenorganisatorische Arbeit unter den evangelischen Deutschen in den V. St. es verständlich macht, warum die eigentliche Heidenmissionsthätigkeit unserer nordamerikanischen Landsleute und Glaubensgenossen nicht eine intensivere ist.

Die deutsche evangelische Synode gehört nicht zu den spezifisch lutherischen Kirchenkörpern (Generalsynode, Generalkonzil, Synodalkonferenz, Vereinigte Synode des Südens, 16 unabhängige Synoden: Ohio, Iowa 2c.) mit zusammen 1412662 Kommunikanten; aber auch über diese hoffe ich nach und nach ähnliche Artikel zu bringen, wie den vorstehenden. Zunächst einen über die Heidenmission des Generalkonzils. D. H.

werden, waren auf diesem Gebiete Missionsleute von Kopf bis zu Fuß. Unter großen Entbehrungen zogen sie bei gutem und schlimmem Wetter durch Berg und Thal, durch Busch und Prärie, um den verlassenen, in weiter Entfernung wohnenden Volks- und Glaubensgenossen, das Wort Gottes zu bringen und sie, wenn irgend möglich, in feste Gemeindeverbände zu sammeln. Diese Art innerer Missionsarbeit wird bis auf den heutigen Tag mit Energie fortgesetzt, wenn sich dieselbe auch jetzt bei mehr und mehr veränderten Verhältnissen oft anders gestaltet. Daß diese Arbeit großen Erfolg erzielt hat, kann man daraus ersehen, daß aus den 6 Pastoren, welche die Synode gründeten, nahezu 900 und aus den ersten wenigen Gemeinden mehr denn 1100 geworden sind.

Pulsiert in einer Kirche gesundes christliches Leben, so nimmt sie sich auch der Mission unter den Heiden an; das Interesse für innere und äußere Mission geht da immer Hand in Hand. Es ist erfreulich zu sagen, daß auch das Leben und Streben der evangelischen Synode von Nordamerika von vornherein diesen gesunden Charakter trug. Wurden auch die heimischen Bedürfnisse, welche bestritten werden mußten, mit jedem Jahre größer, so durfte doch darüber die große Not der Heidenwelt — darin waren alle einig — nicht vergessen werden. Viele der Pastoren standen der Heidenmission schon aus dem besonderen Grunde nahe, weil sie in Basel, Barmen und anderen Missionsanstalten, ihre Ausbildung empfangen hatten. So wurden schon früh monatliche Missionsstunden gehalten, jährliche Missionsfeste gefeiert und auch allerlei Missionslitteratur verbreitet. Die Missionsbeiträge flossen zum größten Teil den genannten Missionshäusern zu, oder gingen sonst wohin. Da die Synode aber von Jahr zu Jahr wuchs und in sich stärker wurde, so brach sich der Gedanke, eine eigene Heidenmission zu haben, je länger je mehr Bahn. Aber erst anfangs der 80er Jahre wurde diese „Bewegung" so stark, daß sie zur Gründung eines besonderen Missionsblattes führte. Infolge davon gaben auch diejenigen ein Missionsblatt heraus, die gesonnen waren am Hergebrachten auch in Zukunft festzuhalten. Glücklicherweise wurde dieser drohende Zwiespalt bald dadurch beseitigt, daß der Synode ein Missionswerk, welches schon vor vielen Jahren in den Central-Provinzen Ostindiens gegründet worden war, zur Übernahme angeboten wurde. Da die Synode dieses Anerbieten aus mehrfachen Gründen als einen Fingerzeig Gottes ansah, so ging sie bereitwillig auf dasselbe ein. So besitzt sie seit Frühjahr 1884, um welche Zeit die Verhandlungen zum Abschluß kamen, ein eigenes Missionswerk, dem sie nun ihr volles Interesse zuwenden kann.

Nach dem letzten Jahresbericht verausgabte die Synode für ihr indisches Missionswerk die Summe von ca. 50000 Mark.

Es sollte mich freuen, wenn nach diesen Vorbemerkungen die Leser dieser Zeitschrift den Wunsch hegten, ausführlicheres über das eben Angedeutete zu hören. Ich nehme keinen Anstand zu hoffen, daß sie dieses Verlangen auch wirklich haben, und das aus verschiedenen Gründen. Denn es handelt sich um viele Tausende von deutschen Volks- und Glaubensgenossen, die aus irgend einer Ursache der alten Heimat leidig geworden sind und in Amerika eine neue Heimat suchen. Sollte man diesen vielen im alten Vaterland nicht warmes Interesse schenken? Sollte man nicht, namentlich in Bezug auf ihre kirchliche Versorgung fragen, was sie hier thun und treiben? Sicherlich, wir wollen doch trotz der großen Entfernung treu verbunden sein und als evangelische Glaubensgenossen Gemeinschaft behalten.

Ein etwas peinliches Gefühl beschleicht mich, wenn ich für diesen Wunsch noch einen andern Grund anführe, nämlich die Unkenntnis, welche namentlich die evangelische Synode betreffend, in Deutschland zu finden ist. Ich fürchte, daß selbst unter den Lesern dieser Zeitschrift manche nicht wissen werden, daß dieselbe überhaupt existiert, geschweige, daß sie mit ihren sonstigen Verhältnissen, wie kirchliche Stellung, Verfassung ꝛc., bekannt wären. Darüber darf man sich auch nicht allzusehr verwundern, erwähnt doch selbst ein Werk, wie das Kurtzsche Handbuch der Kirchengeschichte, diese große Synode mit ihrer hohen und wichtigen Aufgabe, mit ihrer Thätigkeit auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission, mit keiner Silbe. Während in diesem Werk über gewisse Vorgänge, selbst in der katholischen Kirche, oft bis ins Kleinste berichtet wird, geht man an diesem der Kirche Deutschlands so nahestehenden Kirchenkörper, mit völligem Stillschweigen vorüber, als ob er gar nicht vorhanden sei. Vielleicht bewirkt das Nachstehende auch nach dieser Seite hin etwas Gutes.

Doch jetzt sollen es der einleitenden Worte genug sein. Ich will meiner Aufgabe dadurch gerecht zu werden versuchen, daß ich zuerst einen kurzen Abriß von der *Geschichte der evangelischen Synode* gebe. Das zu thun dürfte in einer Missionszeitschrift um so zulässiger erscheinen, da sie selber als eine Frucht unablässiger Missionsarbeit anzusehen ist. Zum andern berichte ich, was diese Synode auf dem Gebiete der *inneren Mission* geleistet hat und wie sie noch mitten in dieser segensreichen Arbeit steht. Im dritten will ich dann über ihre synodale *Heidenmission* in Indien sprechen.

I. Zur geschichtlichen Entwickelung der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika.

Wenn etwas in den kirchlichen Kreisen der neuen Welt einen kleinen, senfkornartigen Anfang genommen hat, so ist es diese Synode gewesen. Es war am 15. Oktober 1840, als 6 Prediger in einem armselig aussehenden Blockkirchlein zu Gravois Settlement im Staate Missouri zusammentraten, um eine ihnen zusagende kirchliche Verbindung ins Leben zu rufen. Alles das, was diese wenigen deutschen Männer repräsentierten, war dazu angethan, daß sie recht bescheiden anfingen. Daß sie das auch wirklich thaten, geht aus dem Namen hervor, den sie ihrer Verbindung gaben. Sie nannten dieselbe: „Deutscher evangelischer Kirchenverein des Westens." Als kirchliches Prinzip für Lehre und Arbeit wurde die im Jahre 1817 in Preußen und später auch anderwärts eingeführte Union angenommen. Die Absicht dieses Kirchenvereins zielte also auf eine Vereinigung der beiden Reformationskirchen, der lutherischen und reformierten. Dieser Unionsstandpunkt ist auch bis heute beibehalten worden. Ich lasse den Bekenntnisparagraphen vollständig folgen:

„Die deutsche evangelische Synode von Nordamerika, als ein Teil der evangelischen Kirche, versteht unter der evangelischen Kirche diejenige Kirchengemeinschaft, welche die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige Richtschnur des Glaubens und Lebens erkennt und sich dabei bekennt zu der Auslegung der heiligen Schrift, wie sie in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformierten Kirche, als da hauptsächlich sind, die Augsburger Konfession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus, niedergelegt ist, insofern dieselben übereinstimmen; in ihren Differenzpunkten aber hält sich die deutsche evangelische Synode von Nordamerika allein an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift und bedient sich der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit."

Das ist der Wortlaut des Bekenntnisparagraphen. Nach ihm sollen beim Aufkommen von Dissensusfragen nicht die reformatorischen Bekenntnisschriften als Schiedsrichter angerufen werden, sondern man soll auf die betreffenden Schriftstellen zurückgehen, wobei dann das subjektive Moment der Gewissensfreiheit den Ausschlag giebt. Welcher Art dieser Ausschlag sein soll, ist nicht gesagt; wahrscheinlich wird vorausgesetzt, daß er entweder nach der lutherischen oder nach der reformierten Seite auszufallen habe, doch nach der Fassung, wie sie dem Bekenntnisparagraphen gegeben ist, müßte auch ein anderer Ausschlag kirchliche Anerkennung, resp. Duldung, finden. Bemerkt mag noch sein, daß in den von der Synode aufgestellten Grundzügen für Gemeindebildung ausdrücklich hervorgehoben wird, daß

jede Gemeinde sich nur „evangelisch“ nennen soll. Bringt man diese Bestimmung mit dem Bekenntnisparagraphen in Verbindung, so ist sie von nicht geringer Tragweite. Sind nämlich die Begriffe „uniert“ und „evangelisch“ identisch, so ist sie allerdings ganz am Platz, im andern Fall würde sie aber über das Bekenntnis hinausgehen und somit also das Einheitliche in Theorie und Praxis stören. Da wir hier aber nur über Geschichtlichgewordenes zu referieren haben, so können wir an dieser Stelle auf diesen wichtigen Gegenstand nicht näher eingehen.

Mit dem Wachstum ging es in den ersten Jahren sehr langsam voran. Ein Haupthindernis bestand darin, daß etliche Glieder bei den hiesigen wandelbaren Verhältnissen bald genötigt waren, in die Ferne zu ziehen. Sodann wurde der junge Kirchenverein von den sogenannten „Freien“ wegen seines „orthodoxen“ Standpunktes heftig angegriffen. Es ist schier unglaublich, was die Presse dieser Richtung, welche sich nicht auf das Kirchliche beschränkte, Schlimmes geleistet hat. Andererseits ließen es die Konfessionellen nicht daran fehlen, den Verein wegen seiner „unierten“ Stellung im ganzen Lande, besonders unter der deutschen Bevölkerung, zu verdächtigen, eine Anfeindung, welche bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, ihren Einfluß geltend zu machen. Wenn man alle diese Umstände im Auge behält, so wird man sich nicht wundern, daß der Kirchenverein nach 10jährigem Bestande erst 21 Prediger zählte.

Wie um jene Zeit der Einwandererstrom immer breiter wurde und in alle Teile des Landes sich ergoß, so mehrte sich auch die Zahl derer, welche als Boten des Evangeliums von Deutschland herüber kamen. Unter den letzteren waren Männer, die in bahnbrechender Weise für die evangelische Sache gearbeitet haben. Ein wesentlicher Fortschritt bestand darin, daß ein eigenes Predigerseminar gegründet wurde. Dasselbe fand seine Niederlassung in den romantischen Bergen Missouris, nicht weit von dem Städtchen Marthasville, wo es bis zum Jahre 1883 verblieb. Ende dieses Jahres wurde es in die Nähe von St. Louis verlegt, wo es sich noch befindet. Jetzt konnte fleißig missioniert werden, da es nicht an Arbeitern fehlte, um gewonnene Missionsposten zu besetzen.[1])

Ein wichtiger Schritt vorwärts wurde von dem Kirchenverein dadurch gethan, daß er sich im Jahre 1849 in dem „Friedensboten“ sein eigenes Organ schuf. Wie er durch die Herausgabe desselben gewissermaßen einen

[1]) Später kam noch ein Pro- und Lehrerseminar hinzu, das sich in der Nähe Chicagos befindet. In beiden Seminarien bereiten sich stetig ca. 200 junge Männer für den Kirchen- und Schuldienst vor.

öffentlichen Mund bekommen hatte, so konnte er jetzt auch aller Welt sagen, wer er sei und was er wolle, ebenso konnte er auch Angriffe zurückweisen und Verdächtigungen klar stellen. Wenn man bedenkt, daß dieses Blatt jetzt wöchentlich erscheint und in mehr als 25000 Exemplaren verbreitet wird, so kann man ermessen, welche Dienste es der evangelischen Sache in Amerika leistet.

Daß das Werk des Vereins sich nach allen Seiten ausdehnte, kann man daraus ersehen, daß er im Laufe der Zeit zweimal genötigt wurde, seinen Namen zu ändern. Schon 1866 war ihm das Vereinskleid so enge geworden, daß er es mit einem Synodalkleid vertauschen mußte. Der neue Name hieß: „Deutsche evangelische Synode des Westens." Da sich aber das Feld der Thätigkeit in den nächsten Jahren noch erweiterte, auch nach dem östlichen Teil des Landes hin, namentlich durch Anschluß anderer in gleicher Weise organisierter Kirchenkreise, so mußte auch dieser Name nach kurzer Zeit aufgegeben werden. Es geschah das im Herbst 1877 auf der Generalkonferenz in Chicago. Seit dem heißt der ehemalige Kirchenverein des Westens: „Deutsche evangelische Synode von Nordamerika."

Obgleich jetzt noch manches Einzelne über die Synode, ihre Lehranstalten, ihr Schulwesen, ihren Verlag, ihre Invaliden-, Witwen- und Waisensache ꝛc. mitgeteilt werden könnte, so wollen wir es doch anstehen lassen, weil die Arbeit sonst zu lang für den hier zur Verfügung stehenden Raum werden könnte. Nur noch etliche Bemerkungen über ihre Organisation seien beigefügt, um dann den kurzen Geschichtsabriß mit den nötigen statistischen Angaben zu schließen.

Die evangelische Synode von Nordamerika besteht aus ordinierten Pastoren und evangelischen Gemeinden.[1]) Nach den neuesten Angaben zählt dieselbe 1611 stimmberechtigte Glieder, nämlich 872 Pastoren und 739 Gemeinden. Während die Generalsynode ihre Konferenzen alle drei Jahre hält, treten die Distriktssynoden, deren es jetzt 17 giebt, alljährlich zu ihren Beratungen zusammen. Die Generalkonferenz setzt sich hauptsächlich durch Delegaten, welche von den Distrikten abgeordnet werden, so zusammen, daß immer nur der neunte Pastor und die neunte Gemeinde delegiert werden. Außerdem sind alle Distrikts-Präsides, wie auch die beiden Inspektoren der Lehranstalten ex officio Mitglieder der Generalkonferenz. Sollte jetzt eine solche einberufen werden, so würde sie ca. 212 Stimmen

[1]) Neuerdings ist auch den innerhalb der Synode arbeitenden Lehrern, welche zum Lehrerverein gehören, die Gliedschaft zugestanden worden. Die Zahl derselben mag gegenwärtig auf 75 kommen.

zählen, nämlich 120 Geistliche, 82 Laien und etwa 10½ Lehrer. In den Distriktskonferenzen hat ein jedes gutstehende Glied Sitz und Stimme. Selbstverständlich sind die angeschlossenen Gemeinden nur durch beglaubigte Abgesandte vertreten.

Die statistischen Angaben mögen in verschiedenen Rubriken vorgeführt werden. Zuerst über die Synode als solche: Generalsynode 1, Distrikte 17, Pastoren 872, Hauptgemeinden und Filiale 1130, angeschlossene Gemeinden 739, angeschlossene Gemeindeglieder 59 668, nicht angeschlossene Familien 23 541,[1]) Kommunikanten 199 234, Studenten im Predigerseminar ca. 70, im Proseminar ca. 130, Schüler in den Sonntagsschulen 95 694, Sonntagsschullehrer 9654, Schüler in den Wochenschulen 18 682, Lehrer 144, Pastoren, die Schule halten, 430, Getaufte 22 371, Konfirmierte 10 940, getraute Paare 6555, Beerdigte 10 412.[2])

Vereine innerhalb der Synode: Männer-Unterstützungsvereine 86, Glieder 4454, Frauenvereine 583, Glieder 29 978, Jünglingsvereine 18, Glieder 609, Jungfrauenvereine 82, Glieder 2548, Jugendvereine 312, Glieder 13 525, Missionsvereine 70, Glieder 3708.

Verlag und periodische Litteratur. Verkaufte Bücher im letzten Triennium:[3]) Gesangbücher 38 300,[4]) Agenden 370, Andachtsbücher 1500, Katechismen 26 000, Biblische Geschichte 12 300, Liederbuch für Sonntagsschulen 21 900, Liederkranz 6400, Choralbuch 460, Lesebücher für Schulen 41 500, Lesebuch für Sonntagsschulen 2500, Kalender 105 400, Woher, Wohin? 5300, Konfirmandenbuch 1400, Jugendbibliothek 14 700, Frohe Botschaft 3500, Weihnachtsprogramme 17 700, Kurze Katechismuslehre 4900, Missions- und Festlieder 13 700, Weihnachtsfreude, -friede, -segen 3800, Frisch und Fromm 2100, Kinderleben 1200, Palmzweige, Samenkörner ꝛc. 10 600, Taufscheine 24 100, Konfirmationsscheine 7600, Trauscheine 5400 ꝛc. Sämtliche Verlagsartikel, die verschiedenen Ausgaben einzelner Bücher eingerechnet, mögen nahezu auf die Zahl 200 kommen. — Die derzeitigen Auflagen der periodischen Litteratur stehen wie folgt: Friedensbote 25 600, Kinderzeitung 32 800, Missionsfreund 13 000, Unsere Kleinen 16 900, Jugendfreund 4400, Lektionsblätter für Sonntagsschulen 12 800, Theologische Zeitschrift 460.

Gaben für wohlthätige Zwecke für 1897. Lehranstalten Dollars: 2600, Predigerseminar 6900, Proseminar 11 100, Schuldentilgung 1800, Distriktskassen 5700, innere Mission 14 500, Heidenmission 14 000, andere Missionen 1400, Invalidenkasse 5500,[5]) Witwen- und Waisenkasse 4000, Waisenhäuser 14 700, Diakonissenanstalten 4100, Krankenhäuser 2000, Bibelgeschäft 460, für andere Zwecke 20 700 — zusammen Dollars 104 769,12.[6])

---

[1]) Hier sind die Parochialberichte sehr unvollständig; vielleicht um die Hälfte zu kurz.

[2]) Vermutlich im Jahre 1897. D. H.

[3]) Wobei wir nur die hauptsächlichsten Verlagsartikel anführen.

[4]) Will hier nur mehr abgerundete Zahlen geben.

[5]) Davon Dollars 1800 aus der Verlagskasse.

[6]) Ein amerikanischer Dollar = 4 Mark.

Beigefügt sei noch, daß die Synode folgendes wertvolle Eigentum besitzt: Predigerseminar Dollars 175 000, Proseminar 215 000, Verlagshaus 25 000, Verlag 90 000, Grundeigentum in Indien 25 000, Fonds 15 000 ꝛc., zusammen Dollars 555 000. Kommt die gegenwärtige Schuld der Synode, im Betrage von Dollars 91 000, in Abzug, so bleibt ein Vermögen von etwa Dollars 463 000.

Auch die Gemeinden der Synode besitzen noch ein ansehnliches Vermögen, nämlich 958 Kirchen, 450 Schulhäuser, 661 Pfarrwohnungen und 474 Kirchhöfe. — Erwähnenswert ist noch, daß unter den Pastoren privatim ein Verein für Witwen und Waisen besteht, der ein Kapital von 25 000 Dollars verwaltet.

II. Die Arbeit der Synode auf dem Gebiete der inneren Mission.

Vor etlichen Monaten waren es 50 Jahre, daß der verewigte Dr. Wichern durch seine so berühmt gewordene Rede in Wittenberg den Aufruf zur Arbeit der inneren Mission an die deutsche evangelische Christenheit ergehen ließ. Welch ein mächtiges Echo hat doch jenes Wort von der barmherzigen Liebe gefunden! Auch bei uns in Amerika ist dies Wort und Werk gar wohl bekannt. Was wir zunächst unter demselben verstehen, ist schon in der Einleitung angedeutet worden: es ist die Sammlung und Gründung von neuen Gemeinden. Fürwahr ein überaus wichtiges und notwendiges Werk!

Das Feld für diese Arbeit ist ein fast unübersehbares; es ist so groß, wie das Land selber groß ist. Und Amerika ist in der That ein großes Land. Welch' ein gewaltiges Ländergebiet ist es doch vom atlantischen bis zum stillen Ozean und dann wieder vom Golf Mexiko bis Alaska hinauf! Der eine südliche Staat Texas allein ist um 60 000 englische Quadratmeilen größer als das Deutsche Reich. Dabei ist der kultivierte Teil des Landes mit größeren und kleineren Städten, wie auch mit Heimstätten der Farmer gleichsam übersäet. Amerika ist also ein weites Feld für das Werk der inneren Mission, namentlich in dem vorhin genannten Sinne.

Was uns besonders interessiert, ist der Umstand, daß man in dem weiten Lande überall Deutsche antrifft. Man mag sich hinwenden wohin man will, unsere deutschen Landsleute sind an allen Orten und Enden zu finden. Massenhaft haben sie sich in den großen Städten niedergelassen. So soll z. B. New-York so viele deutsche Einwohner zählen, daß sie die drittgrößte deutsche Stadt genannt werden könnte. Nur Berlin und Hamburg sollen eine stärkere deutsche Einwohnerschaft aufweisen können. Aber die deutschen Einwanderer haben auch zu vielen Tausenden das platte Land hin und her besiedelt, so daß sie einen bedeutenden Prozentsatz des

amerikanischen Bauernstandes repräsentieren. Viele sind sogar in die einsamsten Gegenden gezogen, um selbst in Busch und Wald feste Niederlassungen zu gründen. Weil denn überall, in Stadt und Land, deutsche evangelische Leute zu finden sind, so heißt es: so weit die deutsche Zunge klingt, so weit soll auch der helfende Arm der inneren Mission reichen.

Daß bei dem großen Unterschiede zwischen Stadt und Land sich auch diese Arbeit verschiedenartig gestaltet und auch die zu überwindenden Schwierigkeiten hier und dort anderer Art sind, versteht sich von selbst. Der letzteren wollen wir zunächst gedenken.

In Bezug auf die Hindernisse der Missionsthätigkeit auf dem Lande sei an die großen Entfernungen, an die schlimmen, oft kaum passierbaren Wege durch die wildesten, unkultiviertesten Gegenden, die auch an die mangelhaften Verkehrsmittel, besonders in früherer Zeit, erinnert. Es ist geradezu ergreifend zu hören, was für Entbehrungen und Beschwerden die alten Missionspioniere auf sich nehmen mußten, wenn sie sich etwa zu Pferde, allem Wind und Wetter, ja auch allen sonstigen Gefahren ausgesetzt, auf eine weite Missionsreise machten. Es gehörte viel Glaube, Liebe, Selbstverleugnung und auch Energie dazu, solche Strapazen zu ertragen und doch dabei in der Verfassung und Stimmung zu bleiben, wie man sie bei den Leuten, die missionieren wollen, mit Recht voraussetzt. Mit der Zeit ist es allerdings in all diesen Beziehungen viel besser geworden, doch im eigentlichen Westen, bestehen diese Schwierigkeiten noch in vollem Maße.

Schwierigkeiten ganz anderer und ernsterer Art treten der Missionsarbeit in den großen Städten entgegen. Hier ist es zunächst die große Unkirchlichkeit, in welche weite Kreise unserer Deutschen geraten sind. Zu Tausenden und aber Tausenden haben sie der Kirche den Rücken zugewandt. Solche Leute dahin zu bringen, daß sie sich zu einer Gemeinde halten, die öffentliche Gottesdienste besuchen und auch zur Erhaltung der Kirche beitragen, hält sehr schwer. Doch je größer diese unkirchlichen Massen sind, desto notwendiger ist die Arbeit, welche man hier innere Mission nennt.

Noch schmerzlicher ist es, daß es in den hiesigen großen Städten so viele Deutsche giebt, welche alles Christliche und Kirchliche bitter bekämpfen. Früher waren es häufig die sogenannten Achtundvierziger, welche den christlichen Bestrebungen mit bewußter Feindschaft entgegen traten. Da sie sich einer größeren Intelligenz als der Durchschnittsdeutsche erfreuten, so wurde es ihnen nicht schwer, sich der deutschen Presse zum großen Teil

zu bemächtigen, wodurch sie in religiöser Beziehung einen verderblichen Einfluß ausübten. Die Pioniere der evangelischen Synode hatten mit Leuten dieser Richtung heiße Kämpfe auszufechten. Nachdem jene „Freien", wie sie sich selber mit Vorliebe nannten, nach und nach verstummten, sind andere an ihre Stelle getreten, die sich gegen die Bestrebungen der Kirche nicht weniger gehässig verhalten. Hierher gehören vor allem diejenigen Deutschen, welche in Wort und Schrift sozialistisch-anarchistische Zwecke verfolgen. Ihre Schriften, welche auch hier mit Unermüdlichkeit verbreitet werden, haben unter der deutsch-amerikanischen Arbeiterwelt unermeßlichen Schaden angerichtet. Aber auch hier soll es heißen: die Arbeit der inneren Mission ist in unseren großen Städten absolut notwendig.

Trotz all dieser Schwierigkeiten hat die Arbeit, welche sich vorzugsweise mit der Gründung von neuen Gemeinden befaßt, großen Erfolg gehabt. Jede Kirche unseres Landes hat daran ihren Anteil gehabt und hat ihn noch. Auch die evangelische Synode von Nordamerika muß mit Dank gegen Gott bekennen, daß ihre Mühe und Arbeit reichen Lohn empfangen hat. Ja sie selbst ist samt und sonders als ein Produkt dieser Thätigkeit anzusehen. Darum kann sie es auch nicht unterlassen, mit aller Macht auf diesem Gebiete weiter zu arbeiten. So zählt sie gegenwärtig ca. 80 Gemeinden, welche sie gleichsam unter ihre Flügel genommen hat. Wie sie diese Gemeinden mit Predigern besetzt hat, so sorgt sie auch dafür, daß diese Missionsarbeiter keinen Mangel leiden. Man erwartet, daß solche Gemeinden — sie heißen hier kurzweg Missionsgemeinden — einen Teil des Predigergehaltes aufbringen, was sie dann aber selber nicht thun können, das schießt die Synode aus ihrer Kasse für innere Mission zu. Werden dann im Laufe eines Jahres 10—20 Missionsgemeinden selbständig, d. h. daß sie selber für ihr Auskommen aufkommen, so werden wieder andere Missionsplätze in Angriff genommen, und so geht die Arbeit unermüdlich fort.

Daß sie auch in den großen Städten guten Erfolg gehabt hat, bestätigt die Thatsache, daß von den 872 Pastoren der Synode jetzt ca. 140 in solchen Städten stehen, die über 100000 Einwohner zählen, wobei Chicago mit 24, St. Louis mit 21 und Buffalo mit 12 Pastoren obenan stehen. Man kann darum sagen, daß von 6 Pastoren immer 4 in einer Großstadt thätig sind.

Fragt man nun, nach welcher Methode diese Art innere Mission getrieben wird, so lautet die Antwort, daß eine eigentliche Methode gar nicht existiert. Die Sache gestaltet sich nach den gegebenen Verhältnissen und

darum auch verschiedenartig. Da sich ein jeder im Amt stehende Pastor auch zugleich als Missionar anzusehen hat, so ist es seine Pflicht, auf solche Plätze in seiner Nachbarschaft zu achten, wo etwa ein Anfang mit einer Missionsarbeit gemacht werden könnte. Häufig ist es so, daß der Betreffende, wenn irgend möglich, die Arbeit selbst in Angriff nimmt, hat er dann eine Zeit lang an einem Ort gepredigt, und ist dadurch eine Gemeinde zustande gekommen, so wird für die Weiterführung des Werkes ein eigener Prediger berufen. Kann die junge Gemeinde gleich von Anfang an den Gehalt und alles andere aufbringen, so ist das ja sehr erfreulich, kann sie es aber nicht, was häufig der Fall ist, so hilft die Synode mit kleineren und größeren Unterstützungen nach. So ungefähr gestaltet sich die Gründung einer neuen Gemeinde auf dem Lande. Manche Landgemeinde ist allerdings auch durch sogenannte Reiseprediger gesammelt worden, doch wollen wir auf diese Art innerer Missionsthätigkeit hier nicht näher eingehen.

Wie sich dieselbe Arbeit in der Stadt anders gestaltet, so kommt sie in der Regel auch viel teurer zu stehen. Da im letzten Jahr in hiesiger Stadt eine neue Missionsgemeinde gegründet wurde, so mag eine einfache Beschreibung davon auf die Frage, wie in großen Städten Gemeinden gesammelt werden, Antwort geben. Zuerst verständigte sich die betreffende Behörde über die Lokalfrage; als das geschehen war, erwarb ein Pastor auf eigene Kosten einen Bauplatz für 5400 Mark, welchen er dann dem neuen Unternehmen für einen annehmbaren Mietpreis zur Verfügung stellte. Dann sorgten Freunde der Sache dafür, daß im Preise von 3400 Mark ein nettes Kirchlein gebaut werden konnte. Inzwischen war von der Missionsbehörde auch schon ein Prediger berufen worden, der die eigentliche Arbeit mit Predigt, Sonntagsschule ꝛc. sofort in Angriff nahm. Da noch keine Gemeinde da war, die wenigstens für einen Teil des Gehaltes hätte sorgen können, so wurde derselbe von der Synode übernommen; er beträgt für das Jahr 2400 Mark.

Da man nun fragen wird, wie denn diese Synodalmission organisiert sei, so will ich auch darauf noch kurz Antwort geben. Es ist schon oben gesagt worden, daß sich die Gesamtsynode aus 17 Distrikten zusammensetzt. In jedem dieser Distrikte giebt es nur ein Komitee für innere Mission, welches alljährlich auf den Distriktskonferenzen gewählt wird. Dasselbe besteht in der Regel aus 3 Pastoren und dem Distriktspräses ex officio. Pflicht und Aufgabe dieses Komitees ist es innerhalb des Distriktsgebietes Umschau zu halten, wo etwa mit einer neuen Arbeit eingesetzt werden

könnte. Häufig wird es auch durch andere Glieder des Distrikts auf versprechende Missionsposten aufmerksam gemacht. Muß ein gänzlich neuer Anfang gemacht werden, so hat das betreffende Missionskomitee für zweierlei zu sorgen, 1. daß ein Missionsarbeiter berufen werde, 2. daß dieser Arbeiter ausreichenden Gehalt empfängt. Sollte es auch an einem kirchlichen Lokal fehlen, so muß von ihm auch dieses beschafft werden. Was die finanzielle Frage angeht, so ist zu bemerken, daß das Distrikts-Missionskomitee eigentlich keine Kasse zu verwalten hat. Handelt es sich also um die Anstellung eines Missionars oder sonst um eine größere oder kleinere fortlaufende Beihilfe, so hat es ein Gesuch beim Generalkomitee einzureichen. Ein solches Komitee besteht für die Gesamtsynode und alle Distrikte. Bisher bildeten die vier Synodalbeamten, der Präses, Vizepräses, Sekretär und Schatzmeister, eo ipso dieses Generalkomitee, seit kurzem ist aber dafür eine besondere Behörde geschaffen worden. Nach dieser Neuordnung besteht von jetzt ab das Generalkomitee aus 5 Pastoren, die ihr Amt für 3 Jahre zu verwalten haben. Diese Behörde wird von der Generalkonferenz erwählt, und sie allein verwaltet die Kasse für innere Mission. In diese Kasse flossen 1897 etwa 46 000 Mark, eine Summe mit der wegen der großen Anforderungen knapp Haus gehalten werden mußte.

Daß die evangelische Synode auch andere Zweige der inneren Mission pflegt, das haben wenigstens die oben gegebenen statistischen Angaben gezeigt. Wie sie sich z. B. der Waisen und Witwen annimmt, so interessiert sie sich auch für die Diakonissensache, und werden für alle diese besonderen Liebeswerke alljährlich nicht geringe Summen aufgebracht, auch hat sie bereits eine Reihe tüchtiger Arbeiter resp. Arbeiterinnen für diese Zweiggebiete gestellt. Damit aber diese Abhandlung nicht zu viel Raum in Anspruch nimmt, wollen wir all diesen verschiedenen Liebesthätigkeiten jetzt nicht näher treten. — Weil die geistliche Not in Amerika in Stadt und Land so groß ist, weil namentlich der christliche Sinn und Geist so vielfach aus dem Familienleben gewichen ist, so muß die Kirche noch viel energischer für die Bestrebungen der inneren Mission eintreten.

III. Die Thätigkeit der evangelischen Synode auf dem Gebiete der Heidenmission.

Obwohl den einzelnen Kirchen Amerikas im eigenen Lande sehr viel zu thun obliegt, so haben sie sich doch von jeher warm für die Heidenmission interessiert und für dieses Werk nach außen große Opfer gebracht.

Die ersten Missionsgesellschaften wurden schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet; nach und nach ist aber jede einzelne Kirchengemeinschaft in die wichtige Arbeit eingetreten. Zur Zeit stehen mehr denn 3000 männliche und weibliche Arbeiter als Missionare, Lehrer und Ärzte im Dienste der Heidenmission. Das Interesse daheim hat so zugenommen und der Erfolg in der Heidenwelt war ein solch großer, daß das evangelische Nordamerika mit seinen Missionsbestrebungen bereits an zweiter Stelle steht.

Erfreulich ist es, daß sich auch die deutsche evangelische Synode schon früh für das Werk der äußeren Mission lebhaft interessiert hat. Sie hat dadurch auch in dieser Beziehung ihrem Namen Ehre gemacht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das Missionsinteresse, welches dieser Synode von Anfang aneignete, besonders auf die Männer zurückführe, die, nachdem sie ihre Ausbildung ganz oder teilweise drüben in deutschen Missionsanstalten erhalten hatten, hierher auswanderten, um den deutschen Glaubensgenossen mit der Predigt des Evangeliums zu dienen. Jene Anstalten haben mit der Herüberssendung ihrer Zöglinge ein überaus gutes Werk gethan und sind durch dieselbe ihrer Aufgabe nicht untreu geworden. Daß sich die amerikanischen Brüder gegen ihre Anstalten, die ihnen zu diesem Beruf verholfen hatten, nicht undankbar bewiesen, das geht schon aus der einen Thatsache hervor, daß sie Jahr für Jahr reiche Missionsgaben hinübersandten. Das ist ein lieblicher und gesegneter Austausch der Gaben und Kräfte, das er wohl wert ist hier besonders erwähnt zu werden. Mit der Zeit haben sich auch diese Dinge etwas anders gestaltet; seitdem nicht mehr so viel Arbeiter von drüben herüber kommen, fließen auch die Missionsgaben nach dorthin spärlicher. Letzteres schon aus dem einfachen Grunde, weil die Synode jetzt ihr eigenes Missionswerk hat, für welches sie doch in erster Linie aufkommen muß. Da dasselbe in diesen Blättern kaum erwähnt wurde, so sind wir in der angenehmen Lage, daß wir den Lesern wirklich etwas neues bieten können.

Es war am 9. März 1865, als Vertreter verschiedener Kirchengemeinschaften in New-Brunswick, N. J. behufs Gründung einer neuen Missionsgesellschaft zusammen traten. Nachdem die wichtige Angelegenheit nach allen Seiten gründlich durchgesprochen worden war, wurde beschlossen in Gottes Namen Hand ans Werk zu legen. Die neue Verbindung erhielt den Namen: „Deutsche evangelische Missionsgesellschaft in den Ver.-Staaten." Da dieselbe hauptsächlich ihren Sitz in der Stadt New-York hatte, so wurde sie später kurzweg: „New-Yorker Missionsgesellschaft" genannt. Zwei Monate nach jener Märzversammlung wurde in Philadelphia, Pa.

eine zweite Versammlung gehalten, in welcher durch die Annahme von Statuten und durch die Wahl von Beamten die neue Missionsgesellschaft organisiert wurde. Zugleich wurde in dieser Versammlung auch der Beschluß gefaßt, daß mit Neujahr 1866 ein eigenes Missionsblatt herausgegeben werden solle und zwar unter dem Titel: „Deutscher Missionsfreund." Damit hatte man einen guten Schritt vorwärts gethan. Wurde doch durch dieses Blatt das in aller Stille begonnene Unternehmen mehr und mehr bekannt.

Da die Zahl derer stetig wuchs, welche sich für die Sache interessierten, auch ansehnliche Beiträge von nah und fern eingingen, so konnte die thatsächliche Inangriffnahme der Missionsarbeit bald in Erwägung gezogen werden. Von vornherein hatte man sein Augenmerk auf Ostindien gerichtet. Aber erst auf einer Versammlung, welche im Juni 1867 stattfand, kam der längst ersehnte Beschluß zustande, nach welchem ein Missionar ausgesandt werden sollte. Die Wahl desselben war bald vollzogen; sie fiel auf den Pastor O. Lohr, welcher vordem schon 9 Jahre in Indien als Missionar in der Goßner-Mission gearbeitet hatte. Es hat sich später gezeigt, daß man in ihm den rechten Mann gefunden hatte.

Im Oktober 1867 wurde Lohr feierlich abgeordnet, und im November begab er sich von Boston aus mit den Seinen auf die Reise. Eine bestimmte Anweisung über den Ort seiner Arbeit in Indien hatte man ihm nicht mitgegeben; seine Instruktion ging ganz allgemein dahin, daß er sich sein Arbeitsfeld vom Herrn da anweisen lassen solle, wo das Evangelium noch nicht verkündigt wurde.

Die Reise mit einem alten gebrechlichen und nur kümmerlich eingerichteten Segelschiff, um die Südspitze Afrikas herum, dauerte bis Anfang Mai nächsten Jahres. Während derselben gab es für die Missionsfamilie viel Schweres zu ertragen. Als daher der Missionar mit den Seinen in Bombay das Land betrat, war es ihm, als ob er ein „Gefängnis" verlassen hätte. Nach kurzer Rast galt es den Ort zu finden, wo er sein Zelt bleibend aufschlagen konnte, was für ihn eine ebenso schwierige wie wichtige Aufgabe war. Da es aber der Herr bei den eifrigen Nachforschungen nicht an den erbetenen Fingerzeigen fehlen ließ, so konnte dieselbe bald in befriedigender Weise gelöset werden. Indem wir die eingehenden Verhandlungen darüber übergehen, berichten wir sofort, daß sich Lohr in der Nähe von Raipur, einer in den Centralprovinzen gelegenen Stadt, niederließ. Hier erwarb er ein großes Stück Regierungsland von über 1900 Acker, welches sich aber in einem

total verwilderten Zustand befand. Die Station, die er auf diesem großen Länderkomplex anlegte, nannte er Bisrampur, zu Deutsch Ort der Ruhe; ein schöner Name für eine Missionsstation. In Bisrampur ist auch manche unruhige und friedelose Heidenseele zur wahren Ruhe gelangt.

Doch die Arbeit, namentlich zu Anfang, hatte mit großen Schwierigkeiten und vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Der wilde, mit Gebüsch und Gestrüpp bewachsene Naturboden, war ein getreues Abbild von dem Zustand der dortigen heidnischen Bevölkerung. Weil aber der Missionar wußte, daß des Herrn Hand ihn dorthin gestellt hatte, so ließ er sich durch nichts irre machen. Dabei war er nach allen Seiten hin bei Tag und Nacht unermüdlich thätig. Wie ein Teil des großen Ländergebietes in Gärten und Felder verwandelt wurden, wie ein Gebäude nach dem andern erstand, so konnten auch bald verschiedene Taufen vorgenommen werden, obwohl Lohr in diesem Punkt sehr vorsichtig zu Werke ging. Wenn die Leser den Situationsplan jener Station sehen könnten, so würden sie sich nicht wenig über das wundern, was dort durch die Mission zustande gekommen ist. Kurz gesagt: Bisrampur ist eine Oase in der Wüste.

Von den vielen Gebäuden, welche errichtet wurden, soll nur die geräumige Kirche erwähnt sein. Bei einer Breite von 80 Fuß und einer Länge von 150 Fuß kann sie 2000 Personen aufnehmen. Der Grundstein wurde schon im Januar 1872 gelegt, der Bau selbst konnte aber erst 2 Jahre später vollendet werden. Seitdem verkündigt der nun schon im hohen Alter stehende Lohr das Wort vom Kreuz in jenem Gotteshause, unterstützt von einem seiner Söhne.

Über den Erfolg bis auf die jüngste Zeit mögen folgende Angaben einige Auskunft geben. Missionare 2, Frauen 1, Katechisten 6, Lehrer 15, Lehrerinnen 2, Getaufte 955, Kommunikanten 494, Katechumenen 400, Knaben in Gemeindeschulen 234, Mädchen 96, Waisen 100, Schüler in 6 Heidenschulen 140, Acker unter Kultur 774, christliche Pächter 86.

Die letzte Notiz in dieser Statistik giebt noch zu etlichen Bemerkungen Anlaß. Es hat sich eine gute Anzahl von denen, die Christen wurden, auf dem Lande, welches der Missionsstation gehört, angesiedelt. Sie alle zusammen bilden eine Art christliche Kolonie. Auf solche Ansiedelung hatte Missionar Lohr von vornherein Bedacht genommen; aus dem Grunde hatte er auch sofort, als er die Missionsarbeit in Angriff nahm, ein solch großes Areal erworben. Man mag über solches Verfahren denken wie man will,

hier in Bisrampur hat es, so weit wir sehen können, gute Früchte getragen. Der Gedanke, solche Ansiedelungen in der Heidenwelt zu schaffen, wird besonders dadurch nahe gelegt, daß dann diejenigen Heiden, welche Christen werden, in vieler Beziehung einen größeren Schutz vor dem Verfolgungshaß seitens der Ihrigen oder der Kastengenossen genießen. Wie man aus neueren Missionsberichten ersieht, wird der von Bisrampur längst betretene Weg auch an manchen anderen Orten von verschiedenen Missionsverwaltungen eingeschlagen.

In der Folgezeit wurden noch drei weitere Hauptstationen mit verschiedenen Nebenplätzen gegründet, nämlich Raipur, Tschandkuri und Parsabhader. Der letztgenannte Ort, ein Dorf, ist von der Synode käuflich erworben worden; auch Tschandkuri erfreut sich eines ansehnlichen Grundbesitzes. Bei Raipur ist noch besonders erwähnenswert, daß dort in jüngster Zeit eine Katechistenschule errichtet wurde, durch welche mehr, wie es bis jetzt geschah, tüchtige eingeborene Kräfte für den Missionsdienst herangebildet werden sollen.

Wie die Zahl der Arbeitsplätze nach und nach wuchs, so mußte auch die der Arbeiter vermehrt werden. Damit hatte es anfangs große Schwierigkeiten, da verschiedene Missionare, welche mit guten Hoffnungen ausgesandt wurden, bald wieder zurückkehrten. Seit den letzten 10—15 Jahren aber erfreut sich das Werk auch nach dieser Seite hin der besten Stabilität. Bemerkenswert ist hier, daß der Seniormissionar Lohr seit der langen Zeit seines Dortseins den indischen Boden nicht wieder verlassen hat. Jetzt stehen dort 7 Missionare in Arbeit, je zwei auf einer Hauptstation; nur Parsabhader wird von einem Missionar bedient.

Einen wichtigen Punkt in der Geschichte dieser Mission bildet die Übergabe derselben an die evangelische Synode im Jahre 1884. Die New-Yorker Missionsgesellschaft, welche mit der Zeit eher kleiner denn größer geworden war, hatte je länger je mehr eingesehen, daß sie das angefangene Werk in Indien aus mehrfachen Gründen nicht in gehöriger Weise durchführen könne. Daher wünschten selbst die eifrigsten Glieder dieser Gesellschaft, daß sich ein in sich geschlossener, größerer Kirchenkörper finden möchte, an den sich ihre Arbeit anlehnen könnte. Dieser in jeder Beziehung geeignete Kirchenkörper wurde in der evangelischen Synode von Nordamerika gefunden. Es erschienen etliche Vertreter der New-Yorker Gesellschaft auf der Generalkonferenz der evangelischen Synode 1883 in St. Louis und boten der Synode ihre Mission zur ferneren Pflege an. Nachdem die wichtige Angelegenheit nach allen Seiten gründlich beraten

worden war, wurde mit großer Freudigkeit beschlossen, das Anerbieten als ein vom Herrn kommendes anzunehmen.

Derjenige Teil des Landes, wo die evangelische Synode ihr Missionsfeld gefunden hat, heißt Tschattisghar, zu Deutsch: Land der 36 Burgen. Dieses Gebiet bildet mit den Provinzen Raipur, Belaspur und Sambalpur eine Division der Centralprovinzen Indiens. Auf demselben leben etwa $4^1/_2$ Millionen Menschen. Der Boden ist teils gebirgig, teils eben. Während der gebirgige Teil wild, rauh, öde, mehr von wilden Tieren belebt als von Menschen bewohnt ist, erscheint der ebene außerordentlich fruchtbar. Hier, wo sich Dorf an Dorf reiht, läßt Ackerbau, Viehzucht, Handel und Verkehr kaum etwas zu wünschen übrig. Freilich giebt es auch Zeiten, in welchen von all dieser Fruchtbarkeit nichts wahrzunehmen ist, wie das erst vor etlichen Jahren der Fall war. Auch Tschattisghar hat tropisches Klima. Wenn dann schon im März die Hitze hoch steigt und wenn dann der ersehnte Regen für lange Zeit ausbleibt, dann erscheint alles als dem Tode anheim gefallen. Nirgends in der Welt ist wohl der Gegensatz in Bezug auf fruchtbare Zeiten und Hungersnot so groß als gerade dort in Indien.

Aber vielmehr als das Land und seine Beschaffenheit interessieren uns die Leute, die in Tschattisghar wohnen. Diese Leute heißen nach ihrer früheren Beschäftigung Tschamars, was Lederer bedeutet. Die Tschamars haben sich in früherer Zeit damit beschäftigt, daß sie dem toten Vieh die Haut abzogen und sie dann verarbeiteten. Diese niedere Arbeit hat sie aber in den Augen aller anderen Leute aufs tiefste sinken lassen. Und diese Verachtung ist bis heute geblieben, so daß also niemand mit den Tschamars etwas zu thun haben will. So würde z. B. kein Hindu aus einem Brunnen Wasser schöpfen, aus dem ein Tschamar getrunken hat.

Diese Tschamars bilden eine besondere religiöse Sekte. Wenn sie als solche in Betracht kommen, so heißen sie Satnamis, das ist Verehrer des einen großen Namens. An ihrer Spitze steht ein Guru, den sie fast göttlich verehren. Es ist aber dieser Guru ein gänzlich unwissender und dabei unsittlicher Mensch. Eine Zeitlang scheinen selbst die unter ihnen arbeitenden Missionare der Ansicht gewesen zu sein, daß diese Satnamis götzenlos seien. Nach und nach stellte sich aber heraus, daß das nicht der Fall ist. Als vor etlicher Zeit einer der Missionare in eine große nächtliche Satnamis-Versammlung trat, die nach vielen Tausenden zählte, fand er in ihrer Mitte eine ganze Reihe von verschiedenen Götzen, ein

Beweis, daß der große Name, nach welchem sie sich nennen, sie doch nicht vor dem gewöhnlichen Götzenwesen hat bewahren können.

Heidnisch ist auch ihr Leben. Ihre Versunkenheit in heidnische Laster ist groß. Am schlimmsten ist es um ihre Wahrhaftigkeit und Keuschheit bestellt. Die Unsittlichkeit hat ihr Fleisch und Blut so tief vergiftet, daß selbst diejenigen, welche zum Christentum übergetreten sind, leicht wieder rückfällig werden. Wunder nehmen kann das aber nicht, denn die schlimmste Art von Fleischeslust scheint förmlich bis oben hinauf zum Kultus zu gehören. Was darüber dem Schreiber über einen Guru mündlich mitgeteilt wurde, trägt einen solch haarsträubenden Charakter, daß man es nicht einmal jemand ins Ohr sagen, geschweige darüber schreiben darf. Genug, auch die armen Satnamis stecken samt und sonders tief im Sumpf der Sünde.

Unter diesen von allen übrigen Kasten sehr verachteten Tschamars und von ihren Priestern verführten Satnamis haben vorzugsweise die evangelischen Missionare zu arbeiten. Sie nehmen sich selbstverständlich auch der Hindus und aller andern Klassen an, doch ihre meiste Zeit und Kraft setzen sie für die Rettung dieser Tschamars ein. Daß das eine schwere Arbeit ist, leuchtet ein. So haben es auch andere Missionsgesellschaften, welche in der Nähe arbeiten, erfahren müssen, daß der dortige Herzensboden besonders hart ist und daß demgemäß die Arbeit nur langsam vorangeht und der bisherige Erfolg der aufgewandten Mühe bei weitem nicht entspricht. Offenbar hat die deutsche evangelische Mission auf dem dortigen Missionsfelde noch das Meiste erreicht. Die nachstehende Gesamtstatistik soll den Erfolg veranschaulichen: Hauptstationen 4, Missionare 7, Missionarsfrauen 5, Katechisten 12, Präparanden 8, Lehrer 33, Lehrerinnen 5, Getaufte 1498, Kommunikanten 807, Schüler in Gemeindeschulen 612, Waisenkinder 235, Heidenschulen 11, Schüler in Heidenschulen 494, Kinder in den Sonntagsschulen 1351. — Der Wert des Missionseigentums in Indien, um auch das noch beizufügen, ist ein beträchtlicher und wird derselbe auf 100000 Mark geschätzt. Um das Werk auch nur in diesem Umfange weiter zu führen, werden für das kommende Jahr ca. 55000 Mark erforderlich sein. Sollten die geplanten Neubauten, wozu zwei Missionarswohnungen und eine Kirche gehören, zur Ausführung kommen, so würde die nächste jährliche Ausgabe auf mehr denn 70000 Mark steigen.

Was die Verwaltung, resp. Leitung der Mission betrifft, so legt die Generalsynode von Konferenz zu Konferenz dieselbe in die Hände eines Komitees, welches sich aus 5 Pastoren und 2 Gemeinde-Abgeordneten

zusammensetzt. Wie dasselbe nun seine Arbeit im Namen der Gesamtsynode thut, so ist es derselben auch für alle seine Maßnahmen verantwortlich. Über den Fortgang des Missionswerkes wird alljährlich an die Distrikte berichtet, so daß dieselben während ihrer Jahreskonferenzen amtlich davon Einsicht nehmen und etwaige begutachtende Beschlüsse fassen können. Ein summarischer Bericht wird der alle drei Jahre tagenden Generalsynode vorgelegt, welche dann auch über die Missionssache maßgebende Beschlüsse faßt.

Daß ich den Schluß dieser Übersicht gerade heute schreiben darf, ist mir besonders wichtig, denn an dem heutigen Tage (9. Dezember) sind es gerade 40 Jahre, daß ich in die Arbeit für das Reich Gottes eintrat. Von dieser langen Zeit gehören 30 Jahre der Arbeit in Amerika unter den hiesigen Deutschen. Daß ich in den letzten 15 Jahren der Heidenmission in besonderer Weise nahe treten durfte, erfüllt mein Herz bei diesem Rückblick mit inniger Dankbarkeit. Diesem Werk nahe treten und es lieben ist ein und dasselbe. Diese persönlichen Mitteilungen verbinde ich mit dem herzlichen Wunsch, daß alle Leser dieser Zeitschrift solches je länger desto mehr mit mir erfahren mögen.

Gott segne Deutschland, Gott segne Amerika, Gott segne alle Völker der Erde. Als deutsche evangelische Glaubensgenossen wollen wir hüben und drüben in einem Sinn und Geist treu zusammen stehen, um den Missionsbefehl Christi mit aller Hingabe auszurichten.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

IV.

Der hauptsächlichste Mangel der im dritten Kapitel näher untersuchten sozialen Heilmittel besteht darin, daß dieselben die sittliche Verfassung des Menschen nicht entscheidend zu ändern, seine sittlichen Triebe nicht genügend zu stärken vermögen. Was die menschliche Gesellschaft bedarf, um auf dem Weg zum Ziel der Vollkommenheit wesentliche Fortschritte machen zu können, ist eine völlige sittliche Neubelebung. Diese aber kann nur durch Einwirkungen religiöser Natur, die den Menschen von innen heraus erneuern, und nur durch eine übernatürliche, göttliche Macht herbeigeführt werden. Die einzige derartige Macht ist aber das Christentum. Wo

dessen Licht die Menschheit nicht erleuchtet und geleitet hat, ist allezeit und überall der sittliche und soziale Verfall das Ende ihrer Entwickelung gewesen. *Daß und warum das Christentum stets und auch heute noch fähig ist, die Schäden der menschlichen Gesellschaft zu heilen*, die soziale Entwickelung der Menschheit in die Bahnen eines gesunden Fortschritts zu leiten und dauernd darin zu erhalten, wird im vierten und letzten Kapitel des ersten Bandes (*Christianity the social hope of the nations*) näher dargethan, welches somit die positive Ergänzung zu den mehr negativen Nachweisungen des dritten Kapitels bildet.

1. „Die Sünde ist der Leute Verderben" — das gilt für das soziale Leben sogut wie für das individuelle. *Befreiung von der Sünde*, für die, wie zahlreiche Thatsachen beweisen, auch in der nichtchristlichen Welt durchaus nicht jedes Gefühl fehlt, ist daher auch eine unerläßliche Vorbedingung alles wirklichen sozialen Fortschrittes. Die freie, volle und unmittelbare Sicherheit der Erlösung von der Sünde und ihrer Strafe kann aber nur das Evangelium durch den Glauben an einen göttlichen Mittler, der sie auf sich genommen und gesühnt hat, bieten; alle anderen Systeme stellen den Menschen vor die unlösbare Aufgabe, sich dies heißbegehrte Gut durch langwierige, mühsame, unsichere und in der Hauptsache wertlose Operationen, durch eigene Opfer und Gesetzeswerke, selbst zu erringen, wofür u. a. der Hinduismus mit seinen bis ins Einzelnste und Kleinlichste ausgebildeten Lehren und Vorschriften über Sünde und Sündentilgung besonders charakteristische Belege bietet.

2. Erlösung und Versöhnung ist aber nicht das einzige, wenn auch das wichtigste Gut, das der christliche Glaube vermittelt: derselbe verleiht auch die *Kraft, der Sünde zu widerstehen und ein Leben in rechtschaffener Gerechtigkeit* und Heiligkeit *zu führen*. Er macht aus dem Menschen eine neue Kreatur mit neuen Anschauungen, neuen Motiven, neuen Bestrebungen, und das eben ist es, was die Menschheit braucht. An Beweisen für diese einzigartige umgestaltende Kraft des Christentums ist die neuere und neueste Missionsgeschichte nicht minder reich als die der ersten Zeiten. Liebe, Eintracht und Versöhnlichkeit da, wo vorher Streit; Haß und Rachgier; Wohlstand und Gesittung, wo vorher Elend und Verbrechertum herrschte; Eingeborene, die, früher gewohnt, in wildem Aufzuge, halbnackt, lärmend und schreiend an wüsten Tanzgelagen sich zu ergötzen, nun „bekleidet und vernünftig zu den Füßen Jesu sitzen"; Länder, welche, einst berüchtigt als Hauptstätten der Barbarei und

des Kannibalismus, nun friedlicher und gedeihlicher Zustände sich erfreuen und ohne alle Gefahr von jedem Fremden besucht werden können — das sind nur einige wenige, willkürlich herausgegriffene Beispiele rechtschaffener Früchte der sozialen Wiedergeburt, die das Evangelium — der „wunderwirkende Zauberstab," wie sich einst Darwin unter dem Eindruck seiner Beobachtungen unter den bekehrten Maori in freudiger Bewunderung ausdrückte — hervorgebracht hat.

3. Besonders wohlthätig zeigt sich der Einfluß des christlichen Geistes auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens darin, daß er eine völlige Änderung in der Stellung der Persönlichkeit und im Verhältnis des Menschen zum Menschen bewirkt. Wie im zweiten Kapitel näher dargelegt ist, gehört zu den schwersten sozialen Schäden der nichtchristlichen Welt die Mißachtung der Persönlichkeit und ihrer heiligsten Rechte, ihre Herabwürdigung zum recht- und willenlosen Werkzeug weltlicher oder geistlicher Gewalthaber, zum Spielball der Herrscherlaunen und der politischen Interessen. Dem gegenüber verhilft das Christentum, indem es jeden einzelnen Menschen als ein Geschöpf nach dem Ebenbild Gottes, als besonderen Gegenstand der göttlichen Liebe und Fürsorge ansehen lehrt, der Persönlichkeit zu der ihr gebührenden Achtung und Würde. Keine Religion und kein philosophisches System vertritt ferner so entschieden und so unbedingt die ideale Anschauung, daß das Verhältnis des Menschen zum Menschen das des Bruders zum Bruder sein soll. Freilich steht in der Wirklichkeit auch die Christenheit noch bei weitem nicht auf der vollen Höhe dieser erhabenen Betrachtungsweise, wie gerade ihre noch immer allzulaue Haltung der Mission gegenüber zeigt; doch giebt die Wandlung, die sich hierin seit einiger Zeit langsam, aber doch unverkennbar in kirchlichen und auch in außerkirchlichen Kreisen vollzieht, Grund zu der Hoffnung, daß die christliche Mission mehr und mehr zur Erfüllung ihrer Aufgabe in den Stand gesetzt werden wird, das Reich auf Erden auszubreiten, in dem „kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib ist, sondern alle einer sind in Christo Jesu."

4. Einen weiteren wichtigen Vorzug des Christentums vor allen übrigen Religionen bildet seine vollkommene Sittenlehre. Eine an sich völlig unbrauchbare Moral findet sich ja nun wohl kaum bei irgend einer der nichtchristlichen Hauptreligionen, ja dieselben haben zum Teil eine in mancher Hinsicht vortreffliche Ethik aufzuweisen, der die Völker des Orients manches Gute verdanken. Aber zu einer so allseitig und unbedingt vollkommenen Sittenlehre, wie es die christliche ist, hat es

doch keine von ihnen gebracht. Vor allem sind gerade die besten unter den nichtchristlichen ethischen Systemen für die große Mehrheit praktisch so gut wie wertlose Theorien geblieben; im gesamten Orient hat ihnen gegenüber die heillose „Moral des status quo" die Herrschaft behauptet.

Die Untersuchung der hauptsächlichsten nichtchristlichen Religionen im vorigen Kapitel beschränkte sich im wesentlichen auf die Frage, in welcher Weise von ihnen die Persönlichkeit als sozialer Faktor beeinflußt wird. Hier sollen dagegen die Grundlagen und Ergebnisse ihrer Ethik, nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite, betrachtet werden.

a) Will man die Ethik des Buddhismus, die in neuerer Zeit besonders zahlreiche Anhänger und begeisterte Lobredner gefunden hat, recht verstehen, so darf man sich vor allem nicht, wie häufig geschieht, durch die vielfachen äußeren Übereinstimmungen der buddhistischen mit der christlichen Terminologie zu einer falschen Identifizierung der Begriffe verleiten lassen. Die gesamte religiöse Grundlage der buddhistischen Ethik — so weit man von spezifisch religiösen Momenten im Buddhismus überhaupt reden kann — ist von derjenigen der christlichen Sittenlehre himmelweit verschieden. Die Weltanschauung, von welcher der Buddhismus ausgeht, ist durchaus pessimistisch. Die gesamte Existenz, die mit dem Tode nicht abschließt, sondern sich in einer endlosen Reihe durch das Karma (Schicksal oder Kausalitätsgesetz) bestimmter Neugeburten fortgesetzt, ist Leiden und Unglück. Nicht die Sünde, die — wenigstens im christlichen Sinne des Wortes — im Buddhismus gar keine Rolle spielt, sondern das Sein an sich ist das größte Übel. Der Weg, den Buddha dem Menschen zur Erlösung von diesem Leiden empfiehlt, ist aber nicht der der kämpfenden Überwindung — von einer solchen kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil der Mensch nur eine verschwindende Welle im ewig gleich dahin fließenden Strom der Zeiten, kein Wesen mit selbständiger, dauernder Individualität ist —, sondern der der Loslösung von allem, was das Leben teuer macht, der völligen Weltflucht. Das höchste Gut, zu dem der Mensch gelangen kann, ist der geheimnisvolle Zustand des Nirvana. Was mit diesem Wort gemeint ist, läßt sich nur sehr schwer genau definieren, zumal offenbar gerade die Lehre von dem Nirvana im Lauf der Zeit mannigfache Veränderungen durchgemacht hat. Seiner Etymologie nach bedeutet es Vernichtung (eigentlich „das Ausgeblasene"). Es bezeichnet daher im allgemeinen den Inbegriff der Befreiung von allen falschen Vorstellungen und allen damit zusammenhängenden eitlen Wünschen und Begierden, die höchste Stufe der Verneinung des Willens zum Sein,

der Loslösung von allen irdischen Banden, zu denen auch die gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu rechnen sind. Daß auf diese Weise der Egoismus — wenn auch in verhüllter und verfeinerter Gestalt — zum treibenden Motiv des Handelns gemacht und der Wert des Menschen für die Gesellschaft aufgehoben wird, ist bereits im vorigen Kapitel bemerkt worden. Dazu kommt noch, daß diese Seligkeit — die übrigens ihre Vollendung erst nach dem Tode, durch die Aufhebung aller weiteren Neugeburten, d. h. die endgiltige Vernichtung aller Existenz findet — nur für eine Minderheit besonders Vollkommener, der Arahats oder Heiligen, erreichbar ist. Auf diese sind auch die erhabensten Forderungen der buddhistischen Ethik, die deren eigentlichen Vorzug ausmachen, beschränkt. Sie können nur aus dem Stand der Mönche oder der Asketen hervorgehen, während die große Masse der Laien, die nur an einige ganz äußerliche Satzungen gebunden ist, nie und nimmer zu dieser höchsten Stufe gelangen kann. Diese scharfe Scheidung der Stände ist ein ganz besonders verhängnisvoller Mangel des Buddhismus und seiner Sittenlehre, da die verschiedene Bemessung der Anforderungen bei der überwiegenden Majorität seiner Anhänger notwendig eine geringschätzige Auffassung aller sittlichen Pflichten zur Folge haben mußte. Jedenfalls stellt der sittliche und soziale Zustand der Hauptländer des Buddhismus dem praktischen Wert seiner Ethik kein günstiges Zeugnis aus, und wenn dieses Religionssystem seine ersten und entscheidenden Erfolge zu einem wesentlichen Teil der Opposition gegen das leere Ceremonienwesen des Brahmanismus verdankt, so hat das nicht verhindern können, daß es selbst in einen Formalismus versunken ist, der an Öde und Armseligkeit jenem schwerlich etwas nachgiebt.

b) Verhältnismäßig am günstigsten für die Gestaltung des sozialen Lebens sind die Einflüsse gewesen, die von der Ethik des Konfuzianismus ausgegangen sind. Aber auch diese Ethik erweist sich gerade in einigen sehr wesentlichen Punkten als unzulänglich. Sie kennt nur rein irdische Beziehungen; an die Stelle des Verhältnisses des Menschen zu Gott setzt sie das des Menschen zum Menschen, speziell das des Kindes zu den Eltern bezw. das der Nachkommen zu den Vorfahren, an die Stelle der Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit den mechanischen Ahnenkultus. Die einzige Autorität, auf die sie ihre Vorschriften gründet, ist ein verblaßtes „Es", von dem sich niemand eine rechte Vorstellung machen kann, die einzige Triebkraft des sittlichen Handelns, die sie kennt, sind die natürlichen Regungen des angeblich vollkommen guten und edlen

Menschenherzens. Zu einer inneren Überwindung der Selbstsucht, der Wurzel alles sittlichen und sozialen Übels, ist diese Ethik nicht fähig; das Höchste, was sie erreichen kann, ist die Zurückdrängung der abstoßendsten Äußerungen des Egoismus. Auch in den Ländern, in welchen der Konfuzianismus für die Mehrheit die ethische Norm ist, kann nur die auf den persönlichen Gott und den Mittler zwischen ihm und dem Menschen gegründete christliche Ethik dem sozialen Leben einen dauernden Aufschwung und die Bewahrung vor dem völligen Verfall sichern.

c) Die Triumphe, die der Hinduismus auf dem Chicagoer Religionskongreß berüchtigten Angedenkens gefeiert hat, sind schnell vorübergegangen. Die erneute Untersuchung seines Wesens, welche die idealisierenden Phrasen des — inzwischen übrigens von seinen eigenen Anhängern desavouierten — Swami Vivekananda veranlaßt haben, hat nur dazu gedient, noch klarer und unwiderleglicher darzuthun, daß der Hinduismus das vollendetste Erzeugnis abergläubischer Furcht, religiösen Stolzes, fleischlicher Kompromisse, priesterlicher Anmaßung und ausschweifenden Götzendienstes darstellt, das je in systematische Form gefaßt worden ist. In seinen religiösen Lehren sind abstrakter Pantheismus und roher Polytheismus zu einem monströsen Gebilde verschmolzen. Aber so verschieden diese Elemente an sich sein mögen, so stehen sie doch gerade in ihren entsittlichenden Tendenzen einander sehr nahe, wenn dieselben auch in dem Polytheismus mit seiner von Unsittlichkeit strotzenden Mythologie unmittelbarer zur Geltung kommen als in dem Pantheismus mit seinen die moralische Verantwortlichkeit aufhebenden oder doch bedeutend abschwächenden Konsequenzen. Was sich von einer Ethik erwarten läßt, die auf einer solchen religiösen Grundlage ruht, liegt auf der Hand; ihre praktischen Ergebnisse sind in den vorangegangenen Ausführungen wiederholt besprochen worden. Die immer wieder angestellten Versuche, auf den nur von den schlimmsten Auswüchsen gereinigten Stamm des Hinduismus das edle Reis der christlichen Sittenlehre aufzupfropfen, enthalten in sich einen unlösbaren Widerspruch und können nie zu einem dauernd befriedigenden Ergebnis führen.

d) Die Ethik des Islam endlich krankt an demselben Grundschaden, der dieser ganzen Religion anhaftet und besonders auch in ihrem unwürdig anthropomorphen Gottesbegriff zu Tage tritt: der Vermengung von viel Unwahrheit mit einigen — fast sämtlich fremden Religionen entlehnten — Wahrheiten, der auf ebenso schwächlicher als schlauer Berechnung beruhenden Vermittelung zwischen Fleisch und Geist, die durch die eigen-

artigen Umstände ihrer Entstehung und ersten geschichtlichen Entwickelung wenn auch nicht gerechtigtfertigt, so doch erklärt wird. Die praktischen Resultate dieser Ethik liegen in den traurigen sittlichen, sozialen und politischen Zuständen der mohammedanischen Länder so klar vor Augen, daß wir hier bei ihr länger zu verweilen nicht nötig haben.

Was die nichtchristlichen ethischen Systeme vermissen lassen, das alles bietet die christliche Ethik in vollem Maß: eine feste und sichere Autorität, die entschiedene Betonung der persönlichen Verantwortlichkeit vor dem eigenen Gewissen und vor dem heiligen und gerechten Gott, einen vollkommenen Kanon sozialer Pflichten, reine Motive des sittlichen Handelns, die unbedingte Forderung des Guten, den unerbittlichen Ausschluß des Bösen, wenn es auch noch so sehr durch das Alter geheiligt, durch die Gewohnheit sanktioniert erscheinen mag. Eine der wichtigsten Aufgaben der christlichen Mission und eines ihrer wesentlichsten Verdienste beruht darauf, daß allein durch sie diese erhabene Ethik in das persönliche und gesellschaftliche Leben der nichtchristlichen Welt eingeführt wird.

5. Das Christentum führt dem sozialen Leben der Welt neue sittliche Kräfte zu. Es vollbringt, was keine andere Macht vermag: es schafft Leben. Wenn soziale Arbeiten und Bestrebungen auf klar erkannte Prinzipien gegründet und mit christlichen Motiven erfüllt werden, kommt in die durch die Macht der Gewohnheit erstarrten Gesellschaftsmassen der nichtchristlichen Völker Leben und Bewegung. Wo die christliche Mission Eingang findet, da sorgen die mancherlei Veranstaltungen, welche sie mit sich bringt, die vielseitige Thätigkeit, zu der sie anregt, der Eifer für die Ausbreitung des Glaubens, den sie entzündet, dafür, daß das Leben nicht stille steht, sondern sich immer weiteren Kreisen mitteilt. Es wohnt dem Christentum eine unvergleichliche Expansionskraft inne, die dasselbe zu einem der kräftigsten Fermente der sozialen Entwickelung macht.

6. Auch eine allumfassende Liebesarbeit hat erst das Christentum als wesentliche und selbstverständliche Pflicht betrachten und in geregelter, zielbewußter Weise üben gelehrt — wenn auch vereinzelte philanthropische Bestrebungen dem Heidentum alter und neuer Zeit nicht ganz fremd geblieben sind. Daß diese Arbeit zunächst nur einen langsamen Fortgang nimmt, liegt in der Natur der Sache, und daß ihre Erfolge nicht überall gleich glänzend und augenfällig sind, ist durch die verhältnismäßig kurze Zeit des Bestehens der evangelischen Mission genügend erklärt; was diese aber bereits für die Erleichterung der Einzelnen wie für die Hebung und Umgestaltung der Ge-

samtheit geleistet hat, ist immerhin so bedeutend, daß es ihr für immer eine beherrschende Stellung unter den Mächten des sozialen Fortschrittes sichert.

7. Damit ist grundsätzlich auch schon die Frage entschieden, die zum Schluß nochmals besonders gestellt und beantwortet werden soll: Gilt alles, was bisher von dem sozialen Wert des Christentums im allgemeinen ausgesagt worden ist, auch von dem historischen Christentum? Die Einigung über diese Frage wird besonders erschwert durch die prinzipiellen Gegensätze in den verschiedenen Auffassungen des Begriffes „historisches Christentum". Wem nur das physiologisch und biologisch Erklärbare wirklich ist, wer von der höheren Einheit des Natürlichen mit dem Übernatürlichen (oder dem, was wir so nennen) nichts weiß, wird leicht geneigt sein, in den mancherlei Unvollkommenheiten und Schwächen, die den Vertretern des Christentums von jeher anhaften, das Wesentliche des geschichtlichen Christentums zu sehen, während wir als solches nur das gegen alle diese Trübungen sich immer wieder behauptende biblische, theoretisch und praktisch schriftgemäße Christentum gelten lassen, d. h. das Christentum, wie es sich in seiner ersten geschichtlichen Erscheinung dargestellt hat, nicht das im Lauf der Zeiten degenerierte. Auf die falsche Identifizierung des historischen Christentums mit dem jeweiligen Zustand der sichtbaren Kirche ist auch das in weiten Kreisen herrschende skeptische Urteil über seine soziale Leistungsfähigkeit zurückzuführen, wie auch die heftige, ja oft maßlose Kritik seiner sozialen Erfolge durch eine völlige Verkennung seiner eigentlichen Aufgabe veranlaßt ist. Aber gerade darauf beruht die unvergleichliche Kraft der sozialen Wirkungen des Christentums, daß sie an keine besondere Organisation gebunden sind, sondern auch außerhalb der jeweils bestehenden Kirchen sich geltend machen können; und eben das sichert ihm die durchgreifendsten und nachhaltigsten Erfolge auf dem sozialen Gebiet, daß seine Aufgabe lediglich in der stillen Beeinflussung der einzelnen Glieder der Gesellschaft, nicht aber in irgend welcher direkten Beteiligung an der Lösung der sozialen Frage nach ihrer rein technisch-ökonomischen Seite besteht, durch die es vielmehr seinem wahren Beruf entfremdet und auf verhängnisvolle Bahnen abgelenkt werden müßte. Ebenfalls ein Mangel an Verständnis für das wahre Wesen des Christentums liegt der neuerdings weitverbreiteten, durch die Unterstützung von seiten der namhaftesten Vertreter der modernen vergleichenden Religionswissenschaft begünstigten Tendenz zu Grunde, keinen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied zwischen dem Christentum und andern

Religionen anzuerkennen, und in ihm wohl die höchste Entwickelungsstufe aller vorhandenen Religionen, eine abklärende Zusammenfassung aller in jenen enthaltenen, dort nur mannigfach getrübten Wahrheitsmomente, nicht aber eine auf einer ganz besonderen direkten göttlichen Offenbarung beruhende, durch sie in ihrem Wesen von jenen geschiedene Religion zu sehen, wobei dann natürlich auch dem Judentum im Verhältnis zum Christentum keine wesentlich andere Stellung eingeräumt wird, als anderen vorchristlichen Religionen. Die logische Konsequenz aus dieser Auffassung ist die von christlichen Forschern wie namentlich auch von nichtchristlichen Reformern immer wieder ausgesprochene Forderung, daß das Christentum mit anderen Religionen eine Verbindung eingehen solle, welche deren Anhängern einen vollen Anteil an seinen Vorzügen und Segnungen sichern würde, ohne sie zu einem Übertritt zu nötigen. Diese ganze Theorie ist indes durchaus unhistorisch und schriftwidrig. Die Entwickelung der Religionen hat sich von der Grundlage einer primitiven monotheistischen Offenbarung aus in zwei völlig entgegengesetzten Richtungen vollzogen. Die eine führte — freilich nicht ohne manche Reaktion in besseren Regungen der Erkenntnis und des Willens — durch eine Reihe zunehmender Trübungen zur völligen Verdunkelung und zum tiefsten Verfall, wie er in dem gegenwärtigen Zustand der heidnischen Religionen zu Tage tritt, die andere — ebenfalls nicht ohne mancherlei Rückfälle und Gefährdungen — durch die Religion des alten Bundes zur höchsten Erhebung, dem Christentum, in dem mit der Menschwerdung Gottes die göttliche Offenbarung ihren Abschluß und ihre Vollendung erreicht hat.

Der Kampf, in den seit einem Jahrhundert das Christentum wieder mit dem Heidentum eingetreten ist, lenkt den Blick hinweg über die Zeiten der mittelalterlichen Entartung des Christentums, die eben durch einen widergöttlichen Kompromiß mit dem Heidentum verschuldet war, zurück nach der ersten großen Missionsepoche. Sind die Feinde, mit denen die christliche Mission unserer Tage ringt, die Gefahren und Versuchungen, von denen sie umgeben ist, im wesentlichen dieselben wie damals, so darf sie auch dessen gewiß sein, daß es noch derselbe Herr ist, dem sie dient, dasselbe Evangelium, das sie predigt; und dieses Evangelium erweist sich heute noch wie damals als eine Kraft, ja vielmehr als die einzige Kraft, welche die Herzen der Menschen gründlich zu erneuern und damit auch im sozialen Leben der Völker durchgreifende und dauernde Wandlungen hervorzubringen vermag.

Ein deutscher Verein für ärztliche Mission.

Im Januar dieses Jahres hat sich zu Stuttgart ein deutscher Verein für ärztliche Mission gebildet, der seine Entstehung dem immer dringenderen Bedürfnis auch der deutschen Missionen nach der Aussendung bezw. der Vermehrung von promovierten Ärzten, der Erweckung des Verständnisses für diesen Zweig der missionarischen Thätigkeit und der finanziellen Unterstützung desselben verdankt. Wie notwendig und wie gesegnet die ärztliche Thätigkeit auf allen Missionsgebieten ist, darüber ist in dieser Zeitschrift schon 1888 S. 9 ff. eingehend die Rede gewesen. In dem Programm des in der Überschrift genannten Vereins heißt es in dieser Beziehung:

„Die segensreiche Thätigkeit, sowie die große Bedeutung der ärztlichen Mission in heidnischen und mohammedanischen Ländern wird je länger je mehr auch in Deutschland anerkannt. Da sie gleichsam den Anschauungsunterricht bildet, durch welchen Nichtchristen einen Begriff von der Liebe Gottes und der Zusammengehörigkeit aller Menschen bekommen, dient sie nicht nur zur Ergänzung, sondern vielfach auch als Pionier der Mission überhaupt. Wo der predigende Missionar wegen der Vorurteile und des Mißtrauens der Leute keinen rechten Eingang finden konnte, sind durch die Thätigkeit von Missionsärzten blühende Niederlassungen und Christengemeinden entstanden, so ganz besonders in mohammedanischen Ländern. Missionsärzte sind es gewesen, welche in China durch ihre überlegene Kunst und Bildung den Aberglauben und feindliche Vorurteile gegen die Europäer gebrochen haben. Missionsärzte und -Ärztinnen sind es, denen in erster Linie auch in Indien der Zutritt zu den so fest verschlossenen Senanas der Frauenwelt gestattet ist. Wie viel Elend derselben auf diese Weise schon gehoben wurde, davon macht man sich kaum einen Begriff. Auch sonst in mannigfaltigster Weise ist der Missionsarzt dazu berufen, Not und Jammer zu stillen, der Zauberei, der Quacksalberei und der fast bei allen Heiden unglaublich grausamen Kranken-Behandlung heidnischer Ärzte entgegenzutreten. Dazu kommt noch, daß die Ärzte auch den Missionaren, die in ungesunden Gegenden dahinsiechen, und in Gefahr sind, oft in den besten Jahren der Macht unheimlicher Fieber zum Opfer zu fallen, hilfreich zur Seite stehen.

Die praktischen Engländer haben deshalb die Bedeutung der ärztlichen Mission längst erkannt und schon vor 57 Jahren in Edinburg den ersten Verein für ärztliche Mission gegründet. Während die Zahl aller deutschen Missionsärzte gegenwärtig kaum ein Dutzend beträgt, so haben jene mit den Amerikanern zusammen über 500 in jeder Beziehung wohl ausgerüstete Ärzte auf den verschiedensten Arbeitsgebieten.

Zweck unseres Vereins ist nun, auch in Deutschland mehr und mehr das Interesse hierfür zu wecken, und in erster Linie für die von der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel ausgesandten und weiter auszusendenden Ärzte Gaben und Kräfte zu sammeln. Von Kamerun, von Indien und China sind schon seit Jahren dringende Bitten um mehr Ärzte eingelaufen, aber infolge finanzieller Bedrängnis war es zum großen Bedauern der Missionsleitung nicht möglich, diesen Bitten nachzukommen. Kamerun sollte in erster Linie bedacht werden.

Der Verein will seine Thätigkeit ausüben durch Vorträge, besonders auch für die studierende Jugend, durch Benutzung der Presse, durch Gründung von Lokalvereinen, durch Zusammenstellung der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Tropenmedizin und der Tropenhygiene u. s. w. und Übermittelung derselben an die draußen stehenden Ärzte, durch Unterstützung von Kandidaten für den missionsärztlichen Beruf, durch Unterstützung oder Erhaltung der bestehenden ärztlichen Niederlassungen und durch Gründung neuer Krankenhäuser in den Missionsgebieten. Der Verein läßt jährlich einen Bericht drucken, der allen Mitgliedern zugestellt wird."

Wir begrüßen die Begründung dieses ärztlichen Missionsvereins mit Freuden und wünschen, daß es ihm gelingen möge, besonders in den Kreisen der jungen Mediziner Eingang zu finden. Der das Programm begleitende Aufruf: „Warum ist die ärztliche Mission notwendig?" ist an das große Publikum gerichtet. Natürlich muß auch dieses interessiert werden. Aber die Hauptsache ist doch: junge Ärzte zu werben, und die in Aussicht gestellte litterarische Thätigkeit des Vereins sollte sich in erster Linie an diese wenden. In dem Maße als die Zahl der deutschen Missionsärzte wächst, wird zweifellos auch die finanzielle Unterstützung ihrer segensreichen Arbeit wachsen.

Zunächst ist der Verein zur Unterstützung der Baseler missionsärztlichen Thätigkeit gedacht. Basel gebührt unter den deutschen Missionsgesellschaften der Ruhm, den ersten deutschen Missionsarzt ausgesandt zu haben und es ist ganz in der Ordnung, daß von einem Baseler Missionsarzte, Dr. Liebendörfer, die Anregung auch zur Bildung des genannten Vereins gegeben worden ist. Aber wenn der Verein sich sofort als allgemeinen deutschen Verein konstituiert hat, so darf er nicht den Verdacht aufkommen lassen, als ob er nur oder doch hauptsächlich die Unterstützung der Baseler Mission im Auge habe. Die Rheinische Mission z. B. hat bereits 4 studierte Ärzte in ihrem Dienste und wird bald einen fünften aussenden, die Brüdergemeine hat wiederholt Ärzte ausgesandt, die Goßnersche bildet Eingeborene als Ärzte aus, Berlin I sucht für Kondeland einen Missionsarzt, Berlin III hat bereits einen gewonnen, der in kurzem nach Usambara gehen wird und auch mehrere von den übrigen deutschen M.-GG. tragen sich mit dem Plane, eine missionsärztliche Thätigkeit zu beginnen; sie haben nur bisher die Männer noch nicht gefunden. Es ist daher wünschenswert, daß der junge Verein mit seinem Namen wirklich Ernst macht und unparteilich allen deutschen M.-GG. dient, indem er nicht nur die eingehenden Gaben proportionaliter je nach der ärztlichen Leistung der einzelnen GG. verteilt, sondern auch jeder dieser Gesellschaften behilflich ist, Missionsärzte zu erlangen. Selbstverständliche

Gegenleistung dieser unterstützten und beratenen M.-GG. ist, daß sie in ihren heimatlichen Kreisen den neuen Verein empfehlen. Vielleicht bietet die nächste kontinentale Missionskonferenz in Bremen die beste Gelegenheit, die Sache dieses Vereins wirklich zu einer allgemeinen Angelegenheit aller deutschen Missionsgesellschaften zu machen. Warneck.

Missionsrundschau.

Britisch-Indien III.

Von D. Grundemann.

5. Die Nordwest-Provinzen.

Nur im Vorübergehen bemerken wir, daß die Gangesstationen der Goßnerschen Mission wieder mehr als sonst besetzt sind. Auch Bakschar und Darbhanga haben je ihren Missionar. Im Interesse der Kolsmission kann man nur bedauern, daß dort auf dem bisjetzt so wenig fruchtbaren Boden die Kräfte aufgehalten werden, die in der vollen Ernte bei den Kols so viel nötiger wären.

Die englischen Baptisten haben auf dem Gebiete eine ganze Reihe von Missionsstationen, die meistens schon 70 Jahre und darüber alt sind. Zu einem gleichmäßigen Wachstum der Gemeinden ist es nicht gekommen. Nur zu 2 Stationen gehören mehrere Hundert Mitglieder. Die Mitgliederzahl der übrigen 11 schwankt von 8—64. Auch die Zahl der noch nicht getauften Anhänger ist nur an 3 Orten bedeutend: Agra, Delhi und Kharar.[1]) Leider geben die Berichte keine vollständige Auskunft. Meist ist die Basarpredigt die große Hauptsache (96, 14) ohne daß sie andere Früchte schafft als jene indirekten, deren Entfaltung durch die Kaste verhindert wird.[2]) Interessant ist die systematische industrielle Beschäftigung der Christen in Agra, um ihnen über die verdienstlose Zeit der Hungersnot hinweg zu helfen. 280 Centner rohe Baumwolle wurden gereinigt, gesponnen und zu Zeug und Teppichen gewebt. An den genannten 3 Stationen haben Bewegungen unter den niederen Kasten Viele zur christlichen Kirche geführt. Bei Delhi ist diese Bewegung bereits mehrere Jahrzehnte alt. Ihre Ergebnisse aber sind sehr schwankend. Bereits vor 17 Jahren zählten die zu dieser Station gehörigen Gemeinden gegen 500 Mitglieder und im Jahre vorher waren 300 Inquirer dazu verzeichnet. Jetzt finden wir 308 Mitglieder. Aber noch immer hält die Bewegung unter den Tschamars an. Ganze Dorfschaften dieser Kastenlosen beraten, ob sie Christen werden sollen, oder nicht; und manche haben sich zum Übertritt entschlossen, kaum wissend, um was sie eigentlich bitten (ib. 96, 15). Im

---

[1]) In der Nähe von Simla, eigentlich zum Pandschâb gehörig.

[2]) Auch die Götzenfeste in Mattra und andre Melas werden nicht bloß von den Baptisten, sondern von den Missionaren aller Denominationen fleißig besucht. „Aber der Hinduismus ist dort täglich in voller Lebenskraft zu sehen. Es zeigt sich nichts, das den Verfall andeutete" (ib. 97, 16).

Kharar-Distrikt ist die Bewegung erst seit Anfang dieses Jahrzehnts im Gange. Doch giebt es schon 503 Mitglieder, und die Zahl der Christen überhaupt wird auf 1200 geschätzt, die sich auf 80 Dörfer verteilen. Die evangelische Arbeit aber erstreckt sich auf 250. Abends wird den Christen und ihren heidnischen Nachbarn aus den armen Klassen gepredigt. Bei Tage wenden sich die Evangelisten an die Dschât-Semindare und Kastenleute (ib. 97, 18). Man kann nur wünschen, daß dort das Werk vor solchen Schwankungen, wie wir sie bei Delhi sahen, bewahrt bleiben möchte.

Solche Bewegung der Kastenlosen bedingt eine besondere Arbeit. Säuglinge zu pflegen ist etwas anderes, als die Erziehung älterer Kinder, bei denen schon mit dem sich entwickelnden Bewußtsein zu rechnen ist. Es ist fraglich, ob die Baptisten, mit ihren hohen Zielen, eine reine Gemeinde der wahrhaft Gläubigen zu sammeln, recht geschickt sind für die erste Bearbeitung dieses missionarischen — man möchte sagen: Rohmaterials. Eine andre Denomination hat diese Spezialität aufgenommen. Obgleich auch sie ihre Ziele keineswegs niedriger steckt, ist es doch offenbar, daß sie in diesem Stücke zunächst eine Arbeit niederer Stufe treibt, von der aus dann erst hernach eine weitere Entwickelung erwartet wird. Die Methodist-Episkopalen arbeiten seit mehr als 40 Jahren in den Nordwestprovinzen. Von Anfang an haben sie eifrig mannigfaltige und großartige Mittel in Bewegung gesetzt, lange Zeit, ohne daß sie viel mehr Früchte erzielt hätten, als die andern Missionsgesellschaften. In neuerer Zeit aber sind ihre Fortschritte gradezu erstaunlich geworden. Vor wenigen Jahren noch bezifferten sich ihre Mitglieder in ganz Indien auf 5—6000 neben 10—12 000 Probegliedern. Jetzt berechnen sich ihre Gemeinden auf 79 024 Seelen, darunter 30 604 volle Mitglieder. Außerdem aber sind noch 53 211 Anhänger angegeben.

Hören wir nun zur Charakterisierung dieser Gemeinden einige Auszüge aus den betreffenden Berichten (Bijnour): „Der geistliche Zustand dieses wichtigen Kreises ist sehr ermutigend. Die alten toten Werke des Heidentums unter uns sind begraben vor den Blicken Gottes und der Menschen, und die Gewissen unsrer Bekehrten sind gereinigt zu dienen dem lebendigen Gott im Geist und in der Wahrheit. Christliche Trauungen und Begräbnisse sind vollzogen, wo sonst heidnische Gebräuche beobachtet wurden. Der Sabbath des Herrn wird gehalten, wo zuvor kein Unterschied zwischen Sonntag und Werktag gemacht wurde. Wir hatten 30 Bekehrungen." (Nurpur) .... „Der Götzendienst unter unsern Bekehrten hört auf (is ceasing to exist). Christliche Gebräuche, wie Trauungen, Begräbnisse und die Beobachtung des Feiertages werden nun durchgeführt." (Kiratpur). „Die Bekehrten haben die gröberen Formen ihrer alten Götzendienerischen Gewohnheiten verlassen und sind mehr in die Reihe der christlichen Gebräuche gekommen. Aber es sind viele, die Christen genannt werden, doch sich noch nach ihren alten heidnischen Sitten richten. Diese ermahnen wir Christen zu sein, nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit" (96, 127.) — (Dhampar) .... Sie nehmen unsre christliche Weise der Trauung und des Begräbnisses bereitwilliger und häufiger an, als sie es früher pflegten" (138). — (Sambhal-Distrikt) .... „Mehr als die Hälfte derer, unter welchen die Arbeit begonnen wurde d. h. der Kastenlosen sind nun Christen; daher werden der Taufen weniger. Beinahe ein Dritteil von der

ganzen Zahl ist noch übrig. Wir hoffen, sie werden auch bald ganz unter den Einfluß unsrer fleißigen Arbeiter kommen. Von andern Leuten (Kasten) nimmt selten einer das Christentum an; doch wurden in diesem Jahre einige bekehrt. Der Grund ist, daß die Feger und Sikhs frei von der Kaste sind." „Wir haben im Gehorsam gegen Christi Befehl ihnen das Evangelium gepredigt und sie zu Jüngern gemacht. Aber sie über ihre Rohheit hinweg zu bringen, dazu gehört einige Zeit. Der Fortschritt ist stufenmäßig. Schritt für Schritt bringen wir sie näher und näher zu Christo. Wir können nicht beanspruchen, daß auch nur ein Viertel der Zahl ganz bekehrt und geistlich geworden ist" (135 f.) „Wir fordern nicht die möglich höchste Vollkommenheit in der Erfahrung von unsern Mitgliedern, oder daß sie untadelhaft in ihrem christlichen Wandel seien — aber wir glauben, daß sie in der Gnade wachsen." „Verglichen mit ihrem früheren Zustande sind sie sehr vorwärts gekommen" (153). Es fehlt auch nicht an geistlichen Erfahrungen. „Man hört oft den Ausdruck: der Herr hat in meinem Herzen Wohnung genommen" (146). (Moradabad-Distrikt) „Unsre Leute ..... sind sehr langsam im Aufgeben ihres alten Aberglaubens. Viele von ihnen scheinen zweien Herren dienen zu können. Unglücksfälle verfehlen selten das verborgene Heidentum zu enthüllen, das durch 2 bis 3 Generationen christlicher Kultur und Gemeinschaftslebens ausgerottet werden wird" (97, 168).

Diese Beispiele mögen genügen zu zeigen, wie diese jungen Christengemeinden unstreitig einer andern Qualitätsklasse angehören, als man in der Heimat erwartet. Schwer genug wird es den Leitern dieser Mission geworden sein, die von vielen Missionsfreunden jedenfalls verabscheute neue Methode anzunehmen, durch die solche Massen in die christliche Kirche eingeführt wurden. An der Spitze steht Bischof Thoburn, ein Mann von seltener Energie, praktischem Geschick und langer Erfahrung, dem auch seine Gegner die Anerkennung nicht versagen. Er ist einfach durch die Macht der Thatsachen zu der neuen Praxis gedrängt worden. Er durchschaut mit klarem Blicke die Situation und ist nüchtern genug mit gegebenen Größen zu rechnen. Von Leuten, die fast auf der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung stehen, mag er nichts unmögliches verlangen, sondern begnügt sich mit dem, was ihren Fähigkeiten entspricht. Wahrscheinlich hat er die zahlreichen Fälle in der indischen Missionsgeschichte, in denen durch zu hoch gesteckte Ziele die eine Zeit lang geöffneten Thore schlimmer als zuvor verschlossen wurden, genau studiert. Man vergleiche die Andeutung auf S. 91. Was vorzugsweise auf die Aborigenes zutrifft, gilt ähnlicher Weise auch für die niederen Klassen der Hindugebiete. Selbst Anfänge einer drohenden Hinduisierung mußten wir erwähnen (S. 139). Aber auch wo an dergleichen noch gar nicht zu denken war, hat die strenge Praxis den Übertritt Vieler verhindert. Eine ganze Schar war willig; aber nur einige Wenige, die einigermaßen den Anforderungen entsprechen, wurden getauft. Gegen diese erhob sich leicht Verfolgung seitens der Herren, und die große Mehrzahl wurde eingeschüchtert, daß ihr auf lange Zeit die Neigung zum Christentum verging. Am schlimmsten ist es ja allerdings bei denjenigen Aborigenes gewesen, die, weil man ihnen die Thür zum Christentum zu eng machte, dem Hinduismus zur Beute geworden sind. Unter den Gönds wären vor 40—50 Jahren noch Zehntausende zu retten gewesen, wenn jemand den Mut gehabt hätte, wie jetzt Bischof Thoburn, sich mit jenen geringsten Anforderungen zu begnügen. — Andrer-

seits hat er nicht übersehen, was jetzt von so vielen nicht beachtet wird, daß die jetzigen heidenchristlichen Gemeinden Indiens zum allergrößten Teile erst noch und immer wieder der Erweckung bedürfen. Auch über Gemeinden, die mit der größten Vorsicht gesammelt sind, liest man immer wieder das Seufzen und Verlangen nach einer neuen Belebung, ganz wie über namenchristliche Gemeinden in der alten Christenheit. Es heißt einfach mit gegebenen Größen rechnen, wenn man den doch immer wieder fehlgeschlagenen Versuch vermeidet, sofort mit dem Übertritt eine echte Gemeinde der Gläubigen zu sammeln, die Leute nimmt, wie sie kommen können, und sich zunächst begnügt mit einer Gemeinde, die nicht bloß Runzeln, sondern noch viele Wunden und Eiterbeulen hat. Die weitere Arbeit an solchen wird dann der Handlangerdienst, der der Erweckung durch Gottes Geist Bahn macht.

Mit allen diesen Gedanken soll nicht etwa den leichtsinnigen Massentaufen, namentlich nicht der römischen Praxis, das Wort geredet sein. Daß eine Gefahr nahe liegt, ist nicht zu verkennen. Auch bei den Methodist-Episkopalen ist man schon nicht bloß bis dicht an die Grenze gekommen, sondern hat sie gelegentlich überschritten.[1]) Auch Bischof Thoburn selbst hat es gelegentlich ausgesprochen: „Vielleicht haben wir mit unsern zu schnellen Taufen einen Fehler gemacht“ (Lpz. Mbl. 98, 379). Erst in der Arbeit selbst und durch die dabei gewonnene Erfahrung wird sich die Grenze feststellen lassen nebst dem Wie? und Wann? der Ausführung. Dadurch aber wird das Prinzip des Verfahrens nicht in Frage gestellt.

Die Versuche würden jedenfalls sehr bald fehlgeschlagen sein, wenn nicht die Methodist-Episkopalen eine außerordentlich feste Organisation hätten. Jedes Feld ist in Distrikte, jeder Distrikt in Kreise geteilt. Jeder der letzteren zerfällt in mehrere Unterabteilungen (subcircuits), die eben so vielen Lokalpredigern (eingeb. Pastoren) unterstellt sind. Einem jeden sind alle seine Amtspflichten genau vorgeschrieben. Er hat die Listen aller Gemeindeglieder und Probeglieder. Er muß jede Familie regelmäßig besuchen und sorgfältig unterweisen. Da aber jede Unterabteilung noch mehrere Dörfer umfaßt, so ist in jedem Dorfe ein Führer (Leader) ernannt, der als unbesoldeter, freiwilliger Arbeiter Versammlungen hält, die Leute singen und beten lehrt, die Beiträge zum Gehalt des Pastors sammelt und die „Brüder“ von ihren alten heidnischen Gewohnheiten abbringt. Die Hauptarbeit der Pastoren besteht darin, diese Führer zu unterweisen und dann das Volk singen und beten zu lehren und sie einzuführen in religiöse Erfahrungen (lead them into real experimental religion). Der über den Distrikt gesetzte Missionar bereist zweimal im Jahre alle Kreise, versammelt alle Helfer und soviel Gemeindeglieder wie möglich und hält eine 3tägige Versammlung zur Vertiefung des geistlichen Lebens ab, in erster Linie für die Arbeiter. — Wo Schulen eingerichtet sind arbeitet auch der Lehrer zugleich als Evangelist (97, 163).

Außerdem werden regelmäßig Distriktsversammlungen gehalten. Auch Camp meetings werden erwähnt. Der methodistische Betrieb, in dem die psychische Erregung als hauptsächlichstes Mittel gebraucht wird, ist freilich nicht nach unserm Geschmack. Sonst ist der ganze Apparat vortrefflich angelegt. Er würde sehr gut funktionieren, wenn lauter geeignete tüchtige Arbeiter vorhanden wären. Wer Indien

[1]) Vergl. Miss. Knowles; Gundert, die evangl. Mission, III. Auflage S. 246.

etwas näher kennt, weiß, daß in diesem Stücke sehr viel zu wünschen übrig bleibt. Daher wird auch dieser Art des Missionierens noch lange sehr viel Unvollkommenheit anhaften und das wohl umsomehr, als die Missionare (falls sie nicht ganz smart Yankees sind) der Schlauheit vieler indischen Brüder nicht gewachsen sein dürften. Es wird noch ein paar Generationen erfordern, wirklich gediegene christliche Arbeiter heranzubilden, trotzdem schon lange die betreffenden Anstalten eifrig darum bemüht gewesen sind. Freilich der methodistische Zuschnitt dieser Bildung dürfte uns die Sache nicht eben sympathisch machen — wie uns z. B. der Ausdruck unangenehm berührt, mit dem die weitere Pflege der Helfer bezeichnet wird. Jährlich werden nämlich die sämtlichen Arbeiter des Distrikts zu einer sogenannten „Prophetenschule" auf mehrere Wochen zusammen gerufen, „um sie ein wenig aufzubürsten" (177).

In ausgedehntem Maße werden die Epworth Leagues [1]) angewandt und als großer Erfolg und die Hoffnung der Mission gerühmt (96, 162). So viel wie irgend möglich, helfen alle Mitglieder auch ihre heidnischen Landsleute heran zu ziehen. Eine neue Thür hat sich in Bikanir aufgethan (96, 141). Von Gonda aus dringt die Arbeit unter dem Bergstamme der Tharus bis an die Grenze von Nepal vor (96, 123). Nachträglich sei noch erwähnt, daß das gesamte indische Missionswerk der Methodist-Episkopalen jetzt in folgende Provinzen eingeteilt ist: Bombay, Nordindien, Nordwestindien, Bengalen, Barma und Südindien.

Die englische Kirchenmission eröffnet auf Anregung des betreffenden Bischofs eine neue Arbeit unter den Mohammedanern in Lacknau. In der Stadt leben deren 118 000; in der Diöcese über 6 Millionen. Einige tüchtige Männer sollen sich für die neue Arbeit durch arabische und persische Spezialstudien vorbereiten (98, 197).

Die erste Kunst- und Gewerbeausstellung indischer Christen wurde in Kahnpur gehalten und war aus allen Teilen Indiens beschickt. Jedenfalls trägt dieselbe dazu bei, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Christen im ganzen Reiche zu wecken, und auch die äußeren Fortschritte, die das Christentum mit sich bringt, bekannt zu machen. Unter andern erhielt die Basler Weberei zu Mangalur eine Prämie (ib. 97, 199).

Die Ackerbaukolonie Gorakhpur hat im letzten Jahre viel Taufen gehabt: zuerst 9 Hindus (darunter 7 Brahamen) und ein Mohammedaner, sodann 29 Waisenkinder. Zu gleicher Zeit wurden in dem nahen Bascharatpur 100 getauft, darunter manche Erwachsene, die durch die Hilfe in der Hungersnot zuerst zum Christentum gezogen waren (98, 204).

In Lacknau wurde eine Spezialmission gehalten. An 4 Punkten der großen Stadt wurde von 1.—10. November täglich gepredigt oder Vorträge (auch mit Skioptikon) gehalten in Hindi, Urdu und Englisch. Die Anzeige war durch massenhaft verteilte Zettel erfolgt. Die Versammlungen verliefen ohne Störung. Tausende von Traktaten wurden verteilt. 45 Redner waren in Thätigkeit. Zur Vorbereitung waren in den Tagen vorher mit den Christen der Stadt Gebetsversammlungen gehalten, die ein presbyterianischer Missionar aus Allahabad leitete. Was die Erfolge

[1]) Die nach dem Geburtsorte Wesleys so genannten Endeavour Societies der Methodisten.

betrifft, so war bei den Nichtchristen nichts zu merken. Kein Inquirer meldete sich. Die Stadt schläft noch (ib. 207).

Von der stillen Geduldsarbeit der Senanamission liegen fast in allen Jahresberichten viele, schöne Zeugnisse vor. Es ist bei den Frauen viel Verlangen nach dem Evangelium. „Kommen Sie doch nicht immer bloß auf so kurze Zeit", wurde einer Missionarin gesagt, „bleiben Sie doch einmal einen ganzen Tag bei uns"! In der Zeit der Not, die nicht am wenigsten in den Senanas gefühlt wurde, sagte eine Frau: „Wenn wir diese Worte hören, vergessen wir unsere Armut und unsere zerrissenen Gewänder und werden getröstet" (ib. 208).

Eine sonderbare Geschichte findet sich im Berichte der C. M. S. Ein Hindu verrichtete in einem Tempel zu Benares seine Andacht. Da fiel ein Zettel vor ihm nieder, auf dem in goldenen Buchstaben geschrieben stand, daß ein großer König vom Himmel kommen und der gegenwärtigen bösen Zeit ein Ende machen werde, um 1000 Jahre in Frieden und Gerechtigkeit zu regieren. Diese Botschaft solle über die ganze Erde verbreitet werden. Die derselben glauben, sollten gesegnet sein; aber die ihr nicht glauben würden in viel Trübsal kommen. Auf Grund dieses vom Himmel gekommenen Briefes war eine Senanafrau völlig überzeugt, daß Christus in $1^1/_2$ Jahren wiederkommen werde (ib. 209). Es wäre interessant, wenn man der Sache auf den Grund kommen könnte. Daß ein Wunder vorliegt und der Herr auf diese Weise den Beginn des tausendjährigen Reiches ankündigt, wird ein nüchterner Christ nicht annehmen können. Sollte etwa ein wohlgemeintes, aber plumpes und sehr bedenkliches Mittel zur Erweckung der Heiden vorliegen? Oder kommt es von heidnischer Seite? Hier und da stößt man auf Spuren, daß die Erwartung der Wiederkunft Christi unter Heiden und Mohammedanern sich regt.

Einen ausgedehnten Raum nimmt die Erwähnung der Hungersnot und der Hilfeleistungen auf diesem Gebiete in allen Berichten ein.

Der London M. Rep. beklagt das harte Feld in Benares. 77 Jahre arbeitet die Gesellschaft dort und hat eine Gemeinde von 47 Mitgliedern, die fast sämtlich im Dienste der Mission stehen (natürlich besoldet). Vor einigen Jahren wurden daneben noch 87 andre Anhänger genannt. Diese Rubrik ist nun leer. Der Bericht spricht von Inquirern, die nur den weltlichen Gewinn suchten und wieder zurückgegangen sind. Keine Bekehrung ist zu verzeichnen (97, 78 f.). Wie verschlossen ist doch die Thür in der heiligen Hindustadt! Giebt es in Indien keine offenen Thüren? Vielleicht haben solche Erwägungen mit beigetragen zur Anlegung einer neuen Hauptstation in Mangari, ca. 20 km von Benares an der Eisenbahn nach Audh, in einem dicht bevölkerten Landdistrikt. Früher war dort nur eine Außenstation. Seit 1895 arbeitet ein europäischer Missionar dort. Die Mission in Mirsapur ist 60 Jahre alt. Neben den 45 Kirchengliedern sind 171 andere Anhänger angegeben. Jedenfalls kommen manche davon auch auf Dudhi, wo diesmal 3 Erwachsene und mehrere Kinder getauft wurden. Bekanntlich wird dort unter Aborigenes gearbeitet. Aber seit langer Zeit steht nur ein eingeborener Evangelist auf dem abgelegenen Posten. Einer der Missionare läßt wiederholt seinen Hilferuf um einen europäischen Missionar für dies günstige Missionsfeld erschallen. Eine junge Station in Katschhwa (seit 1893) mit ärztlicher Mission, die wie es scheint nicht recht vorwärts wollte, soll jetzt ernstlicher gefördert werden (ib. 87).

Die Schulen sind in Benares wie auch in Mirsapur in gutem Zustande. In Almora geht es vorwärts. Die Mission hat Zugang zu den Kastenlosen. Aber selbst von diesen scheuen sich hier viele, ein offenes Bekenntnis zu machen (ib. 85.)

Die Amerikanischen Presbyterianer hatten bisher auf diesem Gebiete nicht eben bedeutende numerische Erfolge zu verzeichnen. In neuerer Zeit nimmt man sich mehr der unteren Klassen (Tschamârs, Lederarbeiter, Korhis, Weber und Mehtars, Feger) an. Vom letzten Jahre sind im ganzen 79 Taufen angegeben. Zu einer größeren Bewegung scheint es in jenen Schichten noch nicht gekommen zu sein. Reichere Ernten darf dieselbe Mission auf dem folgenden Felde halten.

6. Das Pandschâb und Sindh.

Hier stieg die Zahl der amerikanischen presbyterianischen Gemeindeglieder in drei Jahren von 1590 auf 2460. Im letzten Jahre wurden 445 getauft. Solch eine durchschnittliche Vermehrung um 19% steht in auffallendem Gegensatz zu dem langsamen Wachstum, das wir in andern Missionen antreffen. Fast auf jeder Seite des Jahresberichts begegnet man dem Grunde: der Bewegung unter den niederen Kasten und den Kastenlosen.[1]) Es wird kein Hehl daraus gemacht, daß die Bekehrten fast durchweg aus diesen unteren Volksschichten stammen und man giebt sich Mühe sie durch besondere Arbeit zu erreichen. Die Hungersnot, welche die Armen, die nur aus der Hand in den Mund leben, furchtbar bedrückte, hat das Werk sehr gehindert. Die mit Recht ernstlich gepflegte Selbsterhaltung der Gemeinden wurde sehr unterbrochen. In einem Dorfe wären eine Anzahl von Tschamârs gar gerne Christen geworden. Sie waren dem Wucherer verschuldet, von dem sie das Saatkorn erhalten hatten, das sie nun nicht zurückgeben konnten und das sich im nächsten Jahre schon zu einer erdrückenden Schuldenlast anhäufen mußte. Wären sie Christen geworden, so hätte der Banja sofort die Exekution veranlaßt und sie wären von ihren Heimstätten vertrieben worden. Jetzt baten sie den Missionar, ihnen das Geld vorzustrecken. Vielleicht hätte er es gekonnt; aber er durfte es nicht. Die Furcht vor Reischriften verbietet solche Hilfe. (Einzelbericht über Indien 97, S. 9.) Hunderttausende von Armen sind in Indien in solcher Lage, daß sie bei dem nicht ungewöhnlichen Zinsfuße von 20—30% in eine Sklaverei geraten, aus der es schließlich keine Rettung giebt. Sollte nicht auch diese Seite des heidnischen Elends uns zu Herzen gehen? Und wenn die Mission sich nicht in Geldgeschäfte einlassen darf, giebt es nicht christliche Finanzleute, die mit praktischem Sachverständnis eine Rettungsbank für indische Schuldner ins Leben rufen könnten? Hunderttausenden wäre geholfen, wenn sie Geld zu 8—10%[2]) geliehen bekämen. Rechnet man auch mit der großen Unsicherheit, infolge deren manches Darlehn verloren gehen würde, so dürfte es immerhin möglich sein, durchschnittlich 4% zu erzielen, ein Satz zu dem in der Christenheit doch reichlich Geld zu haben ist. Wäre nun noch die Organisation der Sache darauf angelegt, die Schuldner systematisch zu verständiger Einteilung anzuleiten und zu nötigen, so könnte solche Bank un-

[1]) Öfters werden hier die Tschuras genannt.

[2]) Geringer dürfte der Satz kaum sein. Sonst würden unzählige Leute die gute Gelegenheit wahrnehmen, möglichst große Summen von der Bank zu borgen, um sie sofort gegen 12—15% beim Banja anzulegen.

sagbaren Segen stiften und viele würden durch ihre Hilfe in ähnlicher Weise zu Christo geführt werden, wie jetzt kranke Heiden, die im christlichen Hospital die Gesundheit gefunden haben. — Möchten doch geeignete Leute, denen die Antwort des Missionars: „Wir dürfen nicht leihen!" zu Herzen geht, darüber weiter nachdenken und womöglich die Sache mutig in die Hand nehmen!

Die Presbyterianer sind vorsichtiger mit Erteilung der Taufe, als die Methodist-Episkopalen. Sie könnten viel größere Massen bekommen. Aber es ist sehr gefährlich Gemeinden zu gründen, wenn die Kräfte zu ihrer Pflege fehlen. Es werden Gemeinden erwähnt, in denen zwar etwas christliches Leben, aber in sehr roher und unvollkommener Gestalt vorhanden ist. Man kann alle billigen Rücksichten gelten lassen. Aber es giebt auch solche, die obwohl sie getauft sind, ganz so wie ihre heidnischen Landsleute weiter leben. Die Wiederbelebung solcher Gemeinden ist auch eine wichtige Missionsarbeit (ib. 25 f.).

Gehindert wurde die Arbeit durch die Verkürzung der aus der Heimat kommenden Mittel, die wegen der ungünstigen Finanzlage nötig war. Die Opferwilligkeit der Missionare wendete oft schlimmeren Schaden ab (98, 91).

Die Stationen der C. M. S. in Pandschâb und Sindh wurden im letzten Winter von dem dazu eingeladenen englischen Pastor Selwyn besucht, dessen Gemeinde ihm edelmütigerweise die Reisekosten darreichte. Solche Spezial-Missionen[1]) bürgern sich mehr und und mehr ein und werden sehr gerühmt. Den Missionaren und ihren europäischen Hausgenossen ist so ein Besuch natürlich eine große Erquickung. Wie aber die fremden Prediger den Heiden und Heidenchristen, von denen sie durch die gewaltige Kluft der Sprache und der ganzen Anschauungsweise geschieden sind,[2]) etwas geeignetes bieten können, will nicht recht einleuchten. Dennoch wird der erwähnte Besuch als eine unvergeßliche, wahrhaft gesegnete Zeit auch für jene bezeichnet. „Keine Arbeit steht in Bezug auf eine baldige Evangelisation Indiens dieser nach, zur Anregung der eingeborenen Gemeinden in der Erkenntnis ihrer Vorrechte und Verantwortlichkeit" (98, 227).

Das Gurmukhi N. T. wurde nach 7jähriger vereinigter Arbeit mehrerer Missionare (auch eines amer. Presbyterianers) vollendet. Die Übersetzung wird nun den Sikhs als die Verkündigung des Nikalank Sat Avtac (der makellosen, wahren Inkarnation) empfohlen, von dem einst ihr neunter Guru geweissagt hatte, daß sie von Süden her erscheinen würde (ib. 208).

Die Schulen sind meistens in gutem Gange. In Amritsar hatte der Arya Sammadsch eine Gegenschule errichtet, die eine Zeitlang der C. M. S. die Schüler entzog, aber im vorigen Jahre wieder einging, so daß die der letzteren mehr als zuvor besucht ist (ib. 231). Einige Gemeinden hatten nur geringen oder mäßigen Zuwachs; dagegen zeichnen sich Narowal und Batala durch zahlreiche Taufen und noch vorhandene

[1]) Es sei gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, wie das Wort Mission hier in einer früher nicht üblichen Bedeutung gebraucht wird. Sonst hatte man diese Anwendung des Ausdruckes nur bei Katholiken.

[2]) Bezeichnend ist, daß Herr S. so unangenehm von den Bhadschans der Gemeinde in Clarkabad berührt wurde, daß er sich überwinden mußte, nicht hinauszulaufen (S. 229).

Taufbewerber aus. Diese kommen jedenfalls aus den unteren Klassen. Den Gemeinden wird ein gutes Zeugnis über ihr inneres Wachstum gegeben (ib. 236). Einige Fälle von Hinduheiligen, die sich zur Taufe meldeten, werden erwähnt. Einer von ihnen ging sogleich zurück, als ihm klar wurde, daß bei den Christen keine Unzucht gestattet wird. Ein anderer war in Lahore getauft worden und wollte einen früheren Kameraden überreden ihm zu folgen. Da dieser aber gar nicht sich erinnern konnte, irgend eine Sünde gethan zu haben, gab er ihm den Rat: Begehe nur eine Sünde damit du etwas zu bekennen hast und bei den Christen aufgenommen wirst. (ib. 232.)

Auf den Grenzstationen gegen Afghanistan kommt die Mission noch immer nicht zu ausgedehnter Entfaltung. Meist wird ärztliche Mission getrieben, die ihre stille Wirksamkeit hat. „Ein halb Dutzend Missionsspitäler unter jenen wilden Stämmen richten mehr zur Erhaltung der Ruhe aus als ein halb Dutzend Forts mit militärischer Besatzung" (ib. 224).

Zu Dharmsala, das als Sanatorium viele englische Bewohner zählt, wurde für die letzten von Rev. Ihsan Ullah eine Spezialmission gehalten.

Die Sindhstationen waren von der Pest heimgesucht. In Karâtschi boten sich mehrere Frauen der eingeborenen Gemeinde als Pflegerinnen an. Eine wurde angenommen und bewährte sich in dem schweren Dienst. In Haiderabad wurde dem Missionar für seine in dieser Notzeit geleisteten Dienste von dem Hindukomitee eine auf Atlas gedruckte Dankadresse gewidmet (ib. 246f.).

Als Nachtrag zum Pandschâb ist hier schließlich noch die Mission der Brüdergemeine im Himalaua zu erwähnen. Die lange mit Thränen ausgestreute Saat fängt an aufzugehen. Von Kyelang konnte eine Außenstation in Chot (2 Tagereisen, im Tschandra-Bhaga-Thal) angelegt werden. Zwei andere Stationen, Kalatse, (einige Tagereisen stromabwärts von Leh) und Tschini (abwärts am Satledsch von Pu) scheinen gesichert, trotz der Schwierigkeiten, welche die Obrigkeiten von Kaschmir und des kleinen Baschah-Staates anfänglich der Gründung entgegenstellten. Am deutlichsten aber zeigen sich jüngst die Erfolge zu Pu, wo zu Ostern 1896 die hl. Taufe 16 Personen erteilt werden konnte. Auf allen Stationen befinden sich jetzt 80 Getaufte und 5 Katechumenen. Im letzten Jahre litt das Werk sehr unter Krankheit der Missionare. Zwei neue kamen dazu; darunter ein vollausgebildeter Missionsarzt (96, 26f; 98, 31f.).

7. Radschputana und die Centralprovinzen.

Die kleinen Gemeinden der schottischen Unierten Presbyterianer empfangen ein gutes Zeugnis. Gottesdienste und Gebetsversammlungen sind sehr gut besucht. Die Gebefreudigkeit wächst. An einem besonderen Bibelsonntag wurden 17 Rup. für die Bibelgesellschaft gesammelt. Später freilich, unter der drückenden Not, ließ der Ertrag der monatlichen Kollekten nach. Die Eltern lernen und üben immer mehr ihre Verpflichtungen zur christlichen Kinderzucht. Viele geben Zeugnis von ihren inneren Glaubensleben. Aber zu einem kräftigen Wachstum ist es auf allen 11 Stationen noch nicht gekommen. Die meisten vermehren sich sehr langsam, offenbar nur durch die Taufen der christlichen Kinder. Die Heiden sind nicht so feindselig wie früher. Viele haben ein gut Teil christlichen Wissens. Durch 36jährige unabläßige Reisepredigt ist, z. B. in der Umgegend von Biaur, der Same des Wortes sehr reichlich ausgestreut worden. Aber sie bleiben stumpf und vollends die

Kaste bildet für die meisten ein unüberwindliches Hindernis. In Lodgarh waren 7 Inquirer. Der eine bat stille in seinem Hause getauft zu werden. Ein anderer betrachtet sich als Christen, aber weigert sich ebenfalls öffentlich getauft zu werden. Ein dritter wollte auf eine andere Station gehen um sich taufen zu lassen, und ein vierter entschuldigt sich, daß er seiner alten Mutter den Kummer nicht machen könnte. Doch giebt es auch selbst unter den höheren Kastenleuten solche, die von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind und den Herrn lieb haben, ja, die im Geheimen mit Christen verkehren und selbst die Kaste gebrochen haben. Der Bericht tröstet darüber mit dem Hinweis, daß manchmal solche Erweckte noch in späterer Zeit zur Entscheidung kommen. — Von offenen Thüren unter den niederen Kasten hört man nichts. Zu großen Hoffnungen veranlaßten einst die von einigen Stationen zu erreichenden Bergstämme. Das wilde Räubervölkchen der Minas, das jetzt immer zivilisierter wird, aber bei seinem rohen Dämonendienst von Hinduismus noch frei ist, hat ein paar Schulen, und die Leute möchten gern etwas lernen. Aber Bekehrte scheinen von dort noch nicht viele gekommen zu sein. Ähnlich ist es mit den Bhils für die in Udaipur ein Heimathaus eingerichtet ist, von dem aus ihre Knaben die Schule besuchen können. Damit wird das Evangelium wohl kaum recht ins Volk hineingebracht. Es scheint fast, als stellte man an die so tief stehenden Leutchen zu hohe Forderungen. Damit dürften auch hier die einst so aussichtsvollen Thüren, die ihrer Zeit bei der Anlegung der Stationen berücksichtigt wurden, sich wieder geschlossen haben. — Sehr ausgedehnt ist die ärztliche Mission. Im ganzen wurden im letzten Jahre 202160 Fälle behandelt (Rep. 97 u. 98).

In den Centralprovinzen wütete die Hungersnot so furchtbar, daß die Arbeitskräfte großenteils von der Hilfeleistung und Fürsorge für Gerettete in Anspruch genommen wurden. Die schwedische Fosterlandstiftelse hatte im letzten Jahre auf ihren 6 indischen Stationen 30 schwedische Arbeiter, 14 Männer und 16 Frauen und 31 eingeborene Gehilfen, 21 Männer und 10 Frauen. Die Gemeinden zählen 211 Seelen von denen 82 abendsmahlsfähig sind. In 9 Schulen werden 214 Knaben und 107 Mädchen unterrichtet (Missionstidning 1897, 150). Es ist nicht zu ersehen, ob in diesen Zahlen die aufgenommen Hungerwaisen eingeschlossen sind.

Die noch jüngere Kurku and Central India Hill Mission hat die auf ihren Stationen ebenfalls beträchtliche Zahlen von Waisen gesammelt, von denen manche bereits getauft werden konnten. Dieselbe hat bei Ellichpur auch ein Aussätzigenasyl gegründet (Spec Rep. o Famine Relief Work, 1897). In der Arbeit an ihrer eigentlichen Aufgabe, die Bergstämme zu christianisieren, scheint sie bis jetzt noch nicht recht vorwärts gekommen zu sein. Die Arbeit an den Hungernden konnte wohl die Aufgabe für eine Zeit in den Hintergrund treten lassen. Es liegt aber nahe, daß die aus den Waisen erwachsenden ethnologisch bunt zusammengewürfelten Gemeinden auch später noch weiter von dem ursprünglichen Ziele abführen. An den Kurkus und andern Bergstämmen könnte leicht die Zeit versäumt werden, wenn man sich nicht entschließt, zielbewußt sich ihnen allein zu widmen.

Auch die Gônd-Mission der C. M. S. war sehr durch die Versorgung der Hungernden in Anspruch genommen. „Es war ein Jahr der Thränensaat." Zwischen 60000 und 80000 Mark waren die Nahrungsmittel wert, die in Mahlzeiten im Werte von 10 Pf. verteilt wurden. Viele Hundert aber sind zu uns in freundliche

Beziehung gebracht worden. In Patpara wurde ein Waisenhaus errichtet und 400 Kinder gesammelt; aber über ein 1/8 von ihnen erlag den Folgen des Hungers. Viele der Kinder baten um die Taufe und schnitten freiwillig ihren Zopf ab. Auch 70 Aussätzige brachte man zusammen, von denen aber 5/8 starben. Die Cholera raffte auch viele Menschen dahin. Ein Missionar schätzt, daß ein Viertel der vorhandenen Gôndbevölkerung zu Grunde gegangen ist. Auf allen 3 Stationen fanden Taufen statt und waren Scharen von Taufbewerbern vorhanden (98, 219ff.).

8. Das Maratha-Land.

In Bombay war durch die Pest die Missionsarbeit größtenteils unterbrochen. Auf den andern Stationen nahm die Fürsorge für die Hungernden die Kräfte in Anspruch. Doch konnte in ausgedehntem Maße in der Gegend westlich von Puna Heidenpredigt getrieben werden unter einer Bevölkerung, die noch wenig vom Evangelio berührt ist. In Malligaum mußten viele Weiber und Kinder, die von den Arbeit suchenden Männern verlassen waren und auch wieder hungernde Männer, die vom Lande kamen, beschäftigt und erhalten werden. Gegen 300 Personen drängten sich täglich in die Predigthalle. Viele baten um die Taufe. Aber nur wenigen konnte sie gewährt werden, weil die niedrigen Beweggründe der andern offenbar waren. Auch einige durch die Senanamission gewonnenen Personen konnten getauft werden.

Ein neuer Anfang ist unter den Bhils im Tapti-Thale gemacht worden. Ein Katechist hatte einige ihrer Dörfer besucht und es gelang, eine Schule zu gründen. Der Missionar von Malligaum reiste dann selber hin und verweilte 10 Tage lang in dem Hause eines Bhil. „Sie sind ein fröhliches, immer lachendes Völkchen, äußerst leichtlebig und sehr dem Branntwein ergeben. Bei Festen verschwenden sie für letzteren bis zu 100 Rup. Möchte es gelingen, unter ihnen eine erfolgreiche Mission in Gang zu bringen" (98, 256ff).

Auch die schottische Freikirche, deren Schularbeit in Bombay besonders gehindert war, konnte trotz aller Schwierigkeiten ein gut Teil Predigtreisen ausführen lassen. Die Bevölkerung zeigte sich sehr entgegenkommend. Selbst die Bergstämme, Kathkaris und Thakurs, die sich sonst immer sehr scheu zurückgehalten hatten, zeigten sich diesmal sehr zugänglich. Es ist Hoffnung vorhanden, bald in ihrem Gebiete Schulen zu gründen (98, 41). Die Kolonie Bethel bei Dschâlna hat leider keine günstige Entwicklung gehabt. Ihr Gründer, der 1891 verstorbene Scheschadri, hatte bei allen seinen Vorzügen nicht die erforderliche Energie, die Sache richtig einzurichten. Durch seine Nachsicht wurden die Ansiedler verwöhnt und unverschämt. Sie hätten sich am liebsten, ohne zu arbeiten, von der Mission ernähren lassen. Bei den Bemühungen, den Schaden zu beseitigen, kam die Missionsleitung in Konflikt mit einem Sohne Scheschadris, der eine Zeit lang als Nachfolger seines Vaters eingesetzt war, dann aber abberufen werden mußte. Darauf hat er einen Prozeß angestrengt, durch den er die Kolonie als Erbe seines Vaters beansprucht. In die Gemeinde ist dadurch eine bedauerliche Spaltung gekommen. Der Prozeß ist noch nicht entschieden. — Ein christliches, monatliches Lokalblatt wurde unter dem Titel Bhâudu Priti (Brüderliche Liebe) im Jahre 1896 begonnen. Jetzt ist es erweitert und so eingerichtet, daß es für die sämtlichen Stationen der Freikirche im Marathagebiet und den Centralprovinzen dienen soll. Einige Spalten werden für jede der

Stationen besonders zur Verfügung gestellt. — In Mondha war vor 4 Jahren eine Schule für Mäng-Kinder errichtet, die, seitdem sie einen tüchtig gebildeten Lehrer bekommen, einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen hat und jetzt 50 Schüler zählt (97, 41ff. 98, 45ff).

Pest und Hungersnot klingt auch durch den Bericht des Am. Board hindurch. Nur ein paar Christen erlagen der Seuche. Während andere flohen, blieben die Christen ruhig in ihrem Berufe zur Verwunderung der Heiden. Eine Visitation der Mission wurde von Rev. Dr. J. H. Barrows aus Amerika gehalten. Die Gemeinden hatten im letzten Jahre den größten bisherigen Zuwachs. Die ganze Zahl der Christen ist auf 4792 gestiegen, bei 2749 Kommunikanten. Unter der Landbevölkerung findet die Predigt jetzt viel Entgegenkommen (97, 62). Von der Mission der amerikanischen Preßbyterianer sei hier nur nachgetragen, daß seit 1892 auch Mirabsch, der Punkt an welchem die Zweigbahn nach Kolhapur sich von der Hauptlinie trennt, als Station besetzt ist. Ein Missionsfreund hat dort ein Hospital gestiftet (98, 129f).

9. Die Baseler Mission.

An der Westküste nach Süden wandernd, treffen wir bald auf die Vorposten der Baseler Mission, zu denen auch die Pest schon ihren Weg fand. Bedeutend waren die Verheerungen nicht, die sie bis jetzt in Hubli angerichtet hat. Viel schrecklicher sind die Wirkungen der Hungersnot, von der das Südmarathagebiet besonders stark betroffen wurde. Eine Neigung zum Christentum ist infolge der Heimsuchung nicht zu bemerken. In Bettigeri bekam man den Eindruck, daß die Leute noch verschlossener und mißtrauischer geworden seien. Übertritte und Heidentaufen fehlen fast ganz. Im komaresischen Gebiete steht es nicht viel besser. Hier und da zeigten sich etliche für den Trost des Wortes Gottes zugänglich; aber im allgemeinen dauert die Gleichgültigkeit fort. Bisweilen stößt man auf gesteigerte Feindschaft. In Malabar aber sind Segenswirkungen wenigstens unter den Christen nicht zu verkennen. In der Choleranot gab es manches triumphierende Sterben. Auch werden die Missionare immer mehr als Wohlthäter des Volks anerkannt. Die Stimmung der Heiden ist freundlicher und die Reiseprebigt ist ermutigend, da der Widerspruch von Jahr zu Jahr sich vermindert. Selbst von Freundlichkeit einiger Mohammedaner wird berichtet, obgleich diese im allgemeinen feindseliger und boshafter als die Heiden sind.

Auf keiner der Malabar-Stationen fehlten die Übertritte. Obenan steht Kalikut mit 370 und Tschombala mit 157. Die sich Meldenden kamen aus allen Kasten des Gebietes mit Ausnahme der Brahmanen; doch waren einige Maplas dabei. Manche gingen wieder zurück. Manche konnten nicht angenommen werden, weil es nicht möglich war, ihnen Arbeit zu schaffen. Das ist eine schwere Sorge für die Missionare. Die Ziegeleien und Webereien sind bald völlig besetzt und man kann diese Geschäfte nicht ins Ungemessene ausdehnen.[1]) Doch geht ein Ton froher

[1]) Sehr richtig denkt man jetzt wieder an die so naheliegende Beschäftigung in der Landwirtschaft (97, 13). Möchten doch die in dieser Zeitschrift 1892 (S. 11ff.) dargelegten Gesichtspunkte weitere Beachtung finden. Die früheren mißlungenen Versuche (96, 14) würden sich wohl vermeiden lassen, wenn ein tüchtiger für Tropenkulturen gebildeter Ökonom an der Spitze stände.

Siegeszuversicht durch die Berichte. Getauft wurden 341 Heiden — dazu 230 Christenkinder — zusammen über 10% der vorhandenen Christenschar. Das giebt selbst bei stärkerer Sterblichkeit einen Zuwachs, wie er in Indien nicht häufig ist.

Die ärztliche Mission hat dadurch eine Erweiterung erfahren, daß ein Regierungsspital zu Waniyankulam von der Mission übernommen wurde. — Der Fortschritt des Evangeliums unter den Heiden scheint auf die vorhandenen Christengemeinden einen belebenden Einfluß zu haben. Trotz der Notzeit haben die letzteren viel Wohlthätigkeit geübt, z. B. in der Beherbergung und Fürsorge für die Taufbewerber. Auch werden schöne Züge von gereiftem Geistesleben berichtet. — Bei Talatscheri wurde eine Schule für Pariakinder gegründet, über die sich Kastenleute so ärgerten, daß sie das Schulhaus zerstörten. Auch im Bezirk von Kalikut wurde eine solche Schule niedergebrannt. Die besseren Heiden aber billigen die Wohlfahrtspflege unter den Kastenlosen, falls nur nicht die Kaste dadurch berührt wird. Die kleine, aus syrischen Christen gesammelte Gemeinde (Tschalatscheri zu Kodakal gehörig) ist von 19 auf 43 Seelen gewachsen (97, 13, vgl. 96, 13).

Gegen Malabar muß Kanara und Kurg weit zurückstehen. Nur 37 erwachsene Heiden samt 41 Kindern wurden dort getauft, gegen 225 Christenkinder. Man stößt besonders im Gebiet der alten Tulustationen auf viel Gleichgültigkeit, selbst auf wachsende Feindschaft. In der Gegend von Karkala giebt es Dschainas, die sich recht freundlich stellen; aber mit der Beweisung ihrer Freundlichkeit gegen die Missionare nur selbstgerechterweise ein Verdienst suchen, ohne ein tieferes Heilsverlangen. Von Kasergod schreibt man: „Die Zahl derer, die den Herrn suchen nimmt zu. Aber einer bekannte dem Missionar: „Sie haben keine Vorstellung, mit welch' eisernen Banden, unter denen wir seufzen, wir angeschmiedet sind".

Die Konkurrenz der Jesuiten in Mangalur wird immer gefährlicher, besonders durch ihre großartigen Unterrichtsanstalten, durch die sie auf die höheren Schichten der Bevölkerung Einfluß gewinnen. Aber auch einzelnen Seelen gehen sie nach, um sie abwendig zu machen, wozu besonders ein katholischer Arzt Handlangerdienste thun muß. (Es ist zu bedauern, daß in Mangalur nicht schon längst eine evangelische ärztliche Mission besteht). Die Ordination von 4 Katechisten zu Pfarrern bezeichnet eine weitere Entwicklung der Mission. Leider ist über die Gemeinden mehr zu klagen als erfreuliches von ihnen zu berichten, obwohl etliche unter ihnen wegen ihrer guten Ordnung und ihrer Lebendigkeit anerkennend hervorgehoben werden. In der großen Gemeinde zu Mangalur will der böse Geist des Widerspruchs, der schon recht bittere Früchte brachte, immer noch nicht ganz verschwinden. Immer wieder kommt es vor, daß manche sich gegen die Ordnung auflehnen und sich nicht unter die Kirchenzucht beugen wollen. Daneben aber giebt es Züge eines lieblichen Glaubens- und Gebetslebens.

Auf den Blauen Bergen, wo 1896 das 50jährige Jubiläum der Mission gefeiert wurde, ist es in neuester Zeit erfreulich vorwärts gegangen, wie man es auf diesem, sonst so harten Felde nicht erwartet hätte. Selbst die Kurumba erweisen sich jetzt etwas zugänglicher. Die Erhebung Kunnurs zur dritten Hauptstation ist angebahnt (98, 9—17, vgl. 97, 13 f).

Die C. M. in Utakamand erfährt aus der Gegenwart der großen, oft sehr lustigen und ausgelassenen Menge weltlich gesinnter Europäer, die dort zur Sommer-

frische 6 Monate im Jahre sich aufhält, manche Schwierigkeit. Die christliche Gemeinde wuchs auf 526, aber hauptsächlich durch den Zuzug von Christen aus andern Gegenden. Die Bemühungen, das Evangelium im Wainâd-Distrikt auszubreiten, sind noch nicht weit gediehen. Es wurden einige getauft — lauter Vertreter verschiedener Völkerstämme. Seitens der Katholiken erhob sich ein gut Teil Opposition (97, 266 f).

Litteratur-Bericht.

1. **Kähler:** „Dogmatische Zeitfragen. Alte und neue Ausführungen zur Wissenschaft der christlichen Lehre." 2 Hefte. Leipzig. 1898. 5 Mk. und 8,50 Mk. Während das erste, ausschließlich früher gehaltene Vorträge umfassende Heft keinen Separattitel führt, wird der Inhalt des zweiten, der — mit Ausnahme von 2 Abschnitten: S. 75 ff. und 156 ff. — eine wesentlich neue Arbeit ist, unter die besondere Überschrift: „Zur Lehre von der Versöhnung" gestellt. Die 9 in keinem innern Zusammenhange mit einander stehenden Vorträge des ersten Heftes behandeln folgende Gegenstände: 1. Christentum und Systematik. 2. Der Menschheit Fortschritt und des Menschen Ewigkeit. 3. Unbewußtes und bewußtes Christentum. 4. Die moderne Theologie und die Stellung der Kirche zu ihr auf Kanzel und Katheder. 5. Warum ist es in der Gegenwart so schwer zu einem festen Glauben zu kommen. 6. Das schriftgemäße Bekenntnis zum Geiste Christi. 7. Berechtigung und Zuversichtlichkeit des Bittgebets. 8. Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem N. T. 9. Die Bedeutung, welche den letzten Dingen für Theologie und Kirche zukommt. So dankbar es zu begrüßen ist, daß diese wertvollen Vorträge durch ihre Sammlung aus der Zerstreuung der Vergessenheit entrissen worden sind, so ist doch das zweite Heft noch von viel bedeutenderem Werte. Nach 2 einleitenden Abschnitten: über „das Wort Versöhnung im Sprachgebrauche der kirchlichen Lehre" und: über „die herrschende Stellung des Dogma von der Versöhnung in der Glaubenslehre" folgt der große Hauptabschnitt, welcher das „Schriftzeugnis von der Versöhnung" behandelt. Zur Überleitung und Unterlage dienen die beiden hervorragenden Essays: „Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit" und „Der Gottessohn und sein Glaubensgehorsam". Das Schriftzeugnis gliedert sich dann in 2 Hauptgruppen: „Das Sterben und Auferstehen des Herrn nach der Schrift": I. „im Lichte seiner Verkündigung und seines Lebens" und II. „in der Verkündigung seiner grundlegenden Boten" und schließt ab mit „dem Lebensausgang Jesu und den Voraussetzungen dieses Lebens". Der vorwiegend dogmatische aber wieder ganz von Schriftbeziehungen getragene Schlußabschnitt führt die Hauptüberschrift: „Die Versöhnung durch Jesum, den Christ, der Grund für Glauben, Leben und Wandel des Christen" und ist in die Unterabteilungen gegliedert: „Wer ist der Versöhner?" „Der Vollzug der Versöhnung." „Wen hat Gott mit sich versöhnt?" „Glaubensleben und Lebenswandel aus der Versöhnung heraus".

Schon diese Inhaltsangabe zeigt, daß der Verfasser etwas Ganzes zur Lehre von der Versöhnung giebt, obgleich er bescheiden seine Arbeit nur als einen Beitrag

zu derselben bezeichnet. Geradezu überwältigend tritt einem durch das ganze Buch hindurch die Thatsache entgegen, daß in dem Leben und in dem Werke Jesu alles auf die Versöhnung abzielt, daß das Wort von der Versöhnung den tragenden Grund der ganzen neutestamentlichen Heilsbotschaft bildet und daß, was das Evangelium zur rettenden Gotteskraft für die ganze Welt macht, die vollbrachte Versöhnung ist. Es ist, als ob man den Herzschlag dieses großen Mysteriums fühlte, wenn man sich von dem Verfasser in dies Allerheiligste des christlichen Glaubens hineinführen läßt. Und seine ebenso tiefgründende und allseitige, wie weihevolle Behandlung schließt jede Veroberflächlichung des Geheimnisses aus und scheut sich nicht vor all den Paradoxien, in die es gehüllt ist. Wahrhaft großartig ist sein Schriftbeweis. Wir haben es hier mit einem in der Schrift lebenden Schriftgelehrten zu thun, mit einem Dogmatiker, der durch und durch Bibeltheologe ist, der etwas Ganzes von der Schrift gelernt hat und aus dem Ganzen der Schrift heraus lehrt. Wie schon bei der Inhaltsangabe hervorgehoben wurde, durchzieht das Schriftzeugnis das ganze Buch, sodaß man sagen kann: es ist aus der Schrift geboren und wer es liest, wird in die Bibelatmosphäre versetzt. Es ist dem Verfasser ein ganzer Ernst, dem Schriftzeugnis weder etwas ab- noch hinzuzuthun und es sagen zu lassen, was es wirklich sagt. Seine tiefe Versenkung in die Schrift bewahrt ihn vor den Irrgängen der modernen Theologie, obgleich er selbst ein moderner Theologe in dem Sinne ist, daß er bei aller Pietät gegen die alte Orthodoxie ihre Lehrgestalt nicht repristiniert, sondern die mit dem Versöhnungsgeheimnis verbundenen Probleme mit den Mitteln der gegenwärtigen wissenschaftlichen Theologie behandelt. So tritt die Person Jesu in den Mittelpunkt seiner Theologie und die Partieen seines Buches gehören zu den glanzvollsten oder ich will lieber sagen zu den hinnehmendsten, machtvollsten, geweihtesten, ja erbaulichsten, in welchen die hehre Gestalt Jesu alles beherrscht. Kähler ist bekanntlich ein entschiedener Gegner der sogenannten „Leben" Jesu, aber er ist der Zeichner eines biblischen Bildes Jesu, das ja freilich immer nur ein Versuch ist, aber ein Versuch, bei dem man unter den Eindruck gestellt wird: das ist Jesus nach dem Schriftoriginal. Ich verweise außer auf den Abschnitt über den Menschensohn und über das Sterben Jesu im Lichte seiner Verkündigung und seines Lebens vornehmlich auf den über den Gottessohn und seinen Glaubensgehorsam, speziell auf den Passus über die Sündlosigkeit. Auch bei dieser Zeichnung immer Arbeit aus dem Ganzen. Wie die ganze Schrift zur Geltung kommt, so der ganze Jesus. Und in diesem Vollbilde das Kreuz mit allem, was ihm vorhergeht und folgt — das ist ergreifend groß, wie es lichtvoll ist für die Lehre von der Versöhnung.

Mit dieser allgemeinen Charakterisierung muß sich eine Missions-Zeitschrift begnügen. An die feine dogmatische Filigranarbeit, von welcher das Buch so reich ist, mögen sich die Dogmatiker machen. Wichtiger als seine manchmal verschlungenen dogmatischen Gedankengänge sind uns die mannigfaltigen Missionsbeziehungen, zu denen sie führen. Keiner unter den Dogmatikern der Gegenwart hat diese Beziehungen so viel und liebevoll hervorgehoben wie Kähler. Schon in seiner Wissenschaft der christlichen Lehre ist das geschehen, und in dem vorliegenden Buche geschieht es noch ausführlicher. In welchem organischen Zusammenhange Weltversöhnung und Weltmission mit einander stehen, das führt der die Frage behandelnde Abschnitt

aus: Wen hat Gott mit sich versöhnt (S. 424 ff.)? Wie die Versöhnung, so ist die Mission (im Unterschiede von der Proselytenmacherei) etwas dem Christentum Eignes; das Objekt beider ist die Menschheit und aus jener ergiebt sich diese als eine natürliche Funktion der Christenheit, als ihre unausbleibliche Lebensäußerung. Der Menschensohn hat eine Sendung an die Menschheit (S. 75 ff.); er ist der Weltheiland, weil er ein Weltheil hat. Obgleich „er nie in großen Geschäften war, sondern im unermüdlichen treuen Kleinbetrieb" und sein Weg durch den Individualismus und durch jeden einzelnen Menschen geht, so geht er doch zum Universalismus und zur Menschheit. Und in den bereiteten Herzensboden seiner Jünger senkt der Auferstandene, nachdem sein Kreuzestod den Bruch mit Israel vollzogen und zugleich das Ziel seines Lebens: die Weltversöhnung herbeigeführt, senkt er das Samenkorn seines Missionsauftrags, der die Boten mit der der seinen ähnlichen Sendung betraut.

An diesen, unsern Lesern bereits bekannten, Abschnitt (1893, 149) ist ein Nachtrag über Matth. 28, 18—20 angeschlossen, der über die Geschichtlichkeit des Berichts und über die streitige Übersetzung von τὰ ἔθνη ob Völker oder Heiden handelt, eine kleine Kontroverse zwischen ihm und mir austragend. Die gegebene exegetische Begründung für die Übersetzung: Heiden, obgleich nicht in allen Einzelstellen überzeugend, so z. B. nicht Matth. 24, 14, wo doch wohl Völker gemeint sind, erhebt dieselbe zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, sodaß man jedenfalls gut thut, für die Begründung der Missionsaufgabe als Völkerchristianisierung noch weniger Gewicht auf τὰ ἔθνη im Missionsbefehl zu legen, als ich schon in meiner Missionslehre (III, 237) gethan habe. Für die sachliche Frage sind andere Beweismittel entscheidend; die Differenz, welche zwischen dem Verfasser und mir besteht, liegt vielleicht mehr in der Schwierigkeit, für Völkerchristianisierung einen bezeichnenderen Ausdruck zu finden als in der Sache selbst. Ich hoffe, in einer neuen Auflage meiner Missionslehre vor jedem Mißverständnis mich noch sicherer zu stellen.

Aber der Missionstheoretiker findet noch mehr Ausbeute in dem vorliegenden Buche. Abgesehen von dem Vortrage im ersten Hefte über „die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem neuen Testamente", der gleichfalls schon in der A.-M.-Z. (1894, 241) veröffentlicht worden ist, ist die Untersuchung über „die berichtende Predigt" und den „zurechtstellenden Unterricht" der Apostel (II, 219 ff.) von grundlegender Bedeutung für die missionarische Rede. Da sie wesentlich unter dem Gesichtspunkte des Schriftzeugnisses für das Sterben und Auferstehen des Herrn geführt wird und sich mit dem Nachweise beschäftigt, daß der gekreuzigte Auferstandene im Mittelpunkte auch der apostolischen Verkündigung und Lehrunterweisung steht, so bringt sie allerdings nicht alle die Seiten dieser Verkündigung zur Sprache, welche für den Missionstheoretiker in Betracht kommen, aber sie ist doch so voll nicht nur von Anregung, sondern auch von Belehrung und Wegweisung, daß sie als eine Befruchtung der Missionslehre bezeichnet werden muß. Und vielleicht dient sie dazu, daß die Theologen von Fach die missionarischen Schätze, welche die apostolischen Schriften in sich bergen und die nicht nur für das historische Verständnis der apostolischen Zeit und Lehre, sondern auch für den Missionsbetrieb der Gegenwart von so großer Bedeutung sind, daß sie diese Schätze, mehr als bisher geschehen ist, aufgraben. Es wäre eine fruchtbarere Arbeit als die viele Kritik.

Summa: Das Buch ist die reiche Gabe eines gereiften Theologen und es sollte mir eine große Freude sein, wenn meine Anzeige recht vielen Lust macht, es zu studieren.

2. **Schneider:** „Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1899. Gütersloh. 3,50, geb. 4 Mk. Aus dem reichen Inhalte dieses zweiten Teils des Amts-Kalenders für evang. Geistliche, der nun 1/4 Jahrh. der Bewährung hinter sich hat, interessiert uns besonders das umfangreiche 4. Kapitel über die Heidenmission (S. 131—200), das zu unsrer Freude einen integrierenden Bestandteil der Übersichten über die kirchlichen Lebensbethätigungen einnimmt, die es registriert. Der Bearbeiter dieses Kapitels, Pf. Schöner in Dottenheim, teilt seinen mit viel Fleiß gesammelten Stoff in 2 Hauptteile: die Missionsgebiete und die deutsch-evang. Missionsgesellschaften. Auf Lückenlosigkeit macht die gegebene Übersicht nicht Anspruch, sie will nur besonders bemerkenswertes herausgreifen, und dieser Aufgabe genügt sie. Einige Errata laufen allerdings unter; z. B. die 3. Auflage meines „Abriß" giebt nicht „bei 3 Millionen Heidenchristen", sondern 3924700 an (S. 317); das China Miss. Handbook führt nicht bis 1895, sondern nur bis 1893; die indobritische Regierung hat für die durch die Hungersnot schwer betroffene Bevölkerung nicht 200 Millionen, sondern wohl das Dreifache dieser Summe (einschließlich der erlassenen Steuern und Renten) aufgewendet. Kulscheno (S. 135) ist ein Druckfehler für Kutscheng. Bei Uganda hätte auch der große Missionsfortschritt erwähnt werden sollen. Daß die Baseler Missionsschuld ganz gedeckt ist, konnte der Verf. beim Abschluß seiner Rundschau noch nicht wissen.

3. Bei den folgenden neu erschienenen **Flugschriften** muß ich mich mit einer einfachen Registrierung begnügen.

A. Aus dem Baseler Verlage:

„Evangelischer Missionskalender 1899." 20 Pf.

„Gottes Hand in der Baseler Mission." Blicke in die Entwickelung des Baseler Missionswerks von 1815—1898. 10 Pf.

„Missionsröslein." Drei Erzählungen aus dem Missionsleben der Heimat. 10 Pf.

Autenrieth: a) „Erinnerungen aus Kamerun." 10 Pf. b) „Ins Innere von Kamerun." 15 Pf. c) „Christrosen: Ein gefangener und ein freier Negerknabe." 10 Pf.

Steiner: „Afrikanische Wanderbilder" I und II. Schilderungen aus dem Missionsleben. à 15 Pf. und „Vier Jahre gefangen in Asante." 3. Aufl. 30 Pf.

Schaub: „Das Geistesleben der Chinesen im Spiegel ihrer drei Religionen. 10 Pf.

Schmolck: „Von Heiligtum zu Heiligtum." Aus dem Pilgerleben des wahrheitsuchenden Hindu Karuanpadan. 25 Pf.

Theodora: „Ein Bild aus dem indischen Kindesleben." 10 Pf.

Öhler: „Bilder aus Japan." Land, Leute und Mission des japanischen Inselreiches." 20 Pf.

B. Aus dem Leipziger Verlage:

„Palmzweige vom oſtindiſchen Miſſionsfelde." Nr. 11: Die Mädchen-Waiſenſchule in Majaveram. Nr. 12 und 13: Tamuliſches Dorfleben im Landbezirke von Madras. Nr. 14: Züge aus der früheren Geſchichte der Miſſionsſtation Madras. à 10 Pf.

„Indiſche Lotosblumen." Nr. 1: Bilder aus der indiſchen Frauenmiſſion. Beſuch in den Frauengemächern in Madura. 10 Pf.

C. Aus dem Neuendettelsauer Verlage:

Vetter: „Komm herüber und hilf uns oder die Arbeit der Neuendettelsauer Miſſion in Neuguinea." 4 Hefte: Ein Tag auf der Miſſionsſtation Simbang. Der Papua in ſeinem Thun und Denken. Krankheit, Tod und Begräbnis bei den Papua in Neuguinea. Die Predigt des Evangeliums in Neuguinea und ihr Erfolg. à 10 Pf.

D. Aus dem Verlage von Berlin III:

Meinhold: „Miſſions-Kinder-Gottesdienſt über die Miſſion in den Uſambara-Bergen." 10 Pf.

E. Aus dem Miſſionsverlage von Berlin I:

Grundemann: „Miſſionsbilder mit Verſen für Kinder." Nr. 2: Indien (3. Aufl.). Nr. 10: Die Südſee (Witi-Inſeln). à 5 Pf.

Petrich: „Moritz Görcke. Ein Miſſionsbild aus der Heimat." 20 Pf.

F. Aus Schmidts Verlag in Anklam:

Petrich: „Deutſche Männer. Erzählungen für Jung und Alt im lieben deutſchen Vaterland." Nr. 7: Otto, Biſchof von Bamberg. Nr. 19: Otto der Große. Nr. 21: Joh. Goßner.

G. Aus dem Deutſchen Kolonial-Verlag:

Meinecke: „Deutſcher Kolonial-Kalender und ſtatiſtiſches Jahrbuch für das Jahr 1899." 1,50 Mk.

Warneck.

4. The Life of Charles Alan Smythies, bishop of the Universities Mission to Central Africa by G. W. Edited by Edward Francis Russel, M. A., London 1898.

G(ertrud) W(ard), eine Pflegerin in Magila, der Hauptſtation der Univerſitäten-Miſſion in Uſambara, Deutſch-Oſtafrika, hat den Hauptanteil an der Urheberſchaft dieſes Buches. Nur die geiſtreiche Vorrede und das erſte die Jugendgeſchichte, die Lern- und erſten Lehrjahre des Heldens dieſer Biographie bis zu ſeiner Ernennung zum Miſſionsbiſchof behandelnde Kapitel ſtammen aus der Feder des Herausgebers. In den andern 12 Kapiteln redet Smythies meiſtens ſelbſt zu uns in ſeinen von G. W. geſchickt ausgewählten Briefen. Nur in den mittleren Kapiteln VI: Die deutſche Beſitzergreifung 1884—88, VII: Der Aufſtand 1888, VIII: Der Krieg und das deutſch-engliſche Abkommen 1889, IV: Das Nyaßaland-Protektorat 1889, nimmt die Erzählung der Verfaſſerin einen größeren Raum ein.

Das Buch ſchildert das Leben eines Mannes, der als Chriſt wie als Miſſionsbiſchof unſere höchſte Achtung verdient. Obwohl ein überzeugter Hochkirchenmann, war er weitherzig genug, nicht nur der Bibelgeſellſchaft, ſondern auch der Heilsarmee

seine Unterstützung zuzuwenden. Er war Vikar in Roath, in Segen wirkend unter einer sich rasch mehrenden Industriebevölkerung, als er die Berufung zum Bischof von Sansibar erhielt. Im Februar 1884 betrat er den Boden dieser Insel. Hier in Kiungani mit seiner theologischen Lehranstalt zur Erziehung und Heranbildung eingeborner Geistlichen, dem „Herzen" der Universitäten-Mission, hatte er seine Residenz. Von hier aus trat er in den 10 Jahren seiner Missionswirksamkeit seine Reisen an auf die Arbeitsfelder der Mission, nach Usambara (Magila), nach dem Gebiet am Rovumafluß (Newala) und nach dem Nyaßasee (Likomo). Mehr als 20 Reisen machte er von Sansibar aus nach dem Festland, überall organisierend und das Werk bis ins Kleinste und doch ohne Kleinlichkeit beaufsichtigend und leitend. Seine Briefe und Berichte zeigen ihn uns als einen scharfsinnigen Beobachter der Menschen wie der Natur, mit feiner Empfindung für das Malerische in ihr. Was er den Eingebornen war, namentlich den jungen Leuten, die er in Kiungani beständig um sich hatte, deren Studiengang und deren sittliches und religiöses Leben er leitete, zeigt am besten die Äußerung eines Schwarzen, jetzt Priesters, als in einer Versammlung zu London von dem Bischof die Rede war: „Ihr nennt ihn ‚mein Lord'! ich nenne ihn ‚mein Vater'!" Namentlich die zeitraubenden und seine Gesundheit untergrabenden Reisen nach dem Nyaßa führten ihn und das Komitee zur Erkenntnis der Notwendigkeit, die Missionsdiözese zu teilen und für das Arbeitsfeld am Nyaßa ein eignes Bistum zu errichten. Das geschah denn auch während seines dritten und letzten Urlaubs in der Heimat 1892. Aber die Anstrengungen seines Amts hatten die vielbewunderten Kräfte des Mannes gebrochen. Noch konnte er am Sonntag Judica 1894 in Magila den ersten freigebornen Afrikaner zum Priester ordinieren und am Osterfeste mit 124 Christen auf dieser Station das heil. Abendmahl feiern; bald darauf verließ er das Festland zum letztenmal. Mit Aufbietung aller Kräfte und mit größter Selbstbeherrschung waltete er noch 14 Tage lang seines Amtes in Kiungani. Endlich, am 15. April wurde er fieberkrank in das Hospital gebracht, zu dem er selbst 2 Jahre zuvor den Grundstein gelegt hatte. Da das Fieber ihn nicht verließ, hoffte man Besserung von der Seeluft und brachte ihn deshalb auf einen französischen Postdampfer. Die Hoffnung war vergeblich. Er erlag, noch nicht 50 Jahre alt, seinen Leiden am Morgen des 7. Mai 1894; die Leiche wurde etwa in der Mitte zwischen Sansibar und Aden, ca. 500 (engl.) Meilen südlich vom Kap Guardafui ins Meer versenkt.

Die 6 Illustrationen des Buches, dem auch eine Karte beigegeben ist, zeigen die sympathische Gestalt des Bischofs, das Innere der Christuskirche in Sansibar, Magila, Likomo, Masasi und eine Gruppe theologischer Lehrer und Schüler in Kiungani. Ein Anhang enthält 2 Reden Sm.' auf den in Sansibar abgehaltenen Synoden, sowie die Beschlüsse derselben über Behandlung gemischter Ehen, über die von der Universitäten-Mission herausgegebenen Bücher und Übersetzungen u. s. w.; ferner ein Schreiben des Bischofs an ein Mitglied der französischen Mission in Sansibar, in dem er freundlich, doch entschieden den Standpunkt der englischen Kirche gegenüber der römischen Kirche wahrt; endlich einen Auszug aus seinem letzten Hirtenbrief. Ein Namen- und Sachregister, das jedoch noch genauer sein könnte, schließt das würdig und gediegen ausgestattete Werk.

Joh. Heyse.

Das 100jährige Jubiläum der englischen Kirchenmissionsgesellschaft.

Von Paul Richter-Werlashausen.

Die 2. Woche des April war für London eine bedeutsame Festwoche, voll von imposanten Versammlungen, wie sie selbst das kirchliche England kaum je gesehen hat. Es handelte sich um ein Fest der Heidenmission, um das 100jährige Jubiläum der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, der größten aller evangelischen Missionen.

Die Vorbereitungen zu dem Fest waren in umsichtiger Weise langer Hand vorher getroffen. Schon vor 3 Jahren hatte die Gesellschaft ihre Freunde aufgefordert, sich auf das Fest zu rüsten. Eine sogenannte 3 Jahrs-Unternehmung (Three Years' Enterprise) wurde in Angriff genommen, und diese Unternehmung bezweckte nicht etwa nur die Aufbringung einer gewissen Summe Geldes oder einer bestimmten Anzahl neuer Missionare; auch die Verherrlichung der Centenarfeier sollte nicht der Endzweck sein, sondern sie sollte dazu dienen, die ganze Arbeit der Gesellschaft auf ein noch höheres, bleibendes Niveau zu heben, sie sollte der Anstoß zu einer neuen, kräftigen Vorwärtsbewegung sein. Es ist denn auch in den 3 Jahren tüchtig gearbeitet worden. Eine Abteilung der 3 Jahrs-Unternehmung bildete das Revisionskomitee, welchem die Aufgabe oblag, den ganzen Betrieb der Mission nach außen wie nach innen, daheim und draußen einer gründlichen Revision zu unterziehen. In der That eine bedeutsame Sache! Es kann einer Missionsgesellschaft ja nur von Segen sein, wenn sie ernstlich und gewissenhaft an eine solche Arbeit geht. Welche Resultate diese Revisionsarbeit gezeitigt hat, entzieht sich zur Zeit noch der öffentlichen Kenntnis. Die Hauptsache dabei ist, daß eine solche Arbeit hernach praktisch nutzbar gemacht wird, daß man ihre Lehren wirklich bei künftiger Thätigkeit beherzigt.

Ein 2. Zweig der 3 Jahrs-Unternehmung hatte das Missionspublikum in der Heimat im Auge, die bisherigen Freunde zu lebendigerer Mitarbeit anzuregen, neue Kreise für die heilige Sache zu interessieren. Vieles ist zu diesem Ende gethan. Visiting Commissions haben die wichtigeren Centren im Lande hin und her besucht, um mit den dortigen Freunden zu konferieren. Zahlreiche Missionary Missions sind abgehalten. Hunderte von Three Years' Enterprise-Lichtbildervorstellungen sind ver-

anstaltet; Aufrufe zu mehr Gebet für die Mission, Sammelbüchsen und -karten in großer Anzahl verbreitet; die Tageszeitungen mit mehr Missionsnachrichten versorgt. Eine kleine wandernde Missionsausstellung ist eingerichtet und schon an zahlreichen Plätzen in Aktion getreten. Eine große Missionsausstellung wird für 1900 in London geplant, und die Vorbereitungen dazu werden schon getroffen. — Ein drittes Komitee besorgte die Ausgabe von Missions-litteratur. Von ihm sind einige Dutzend Flugschriften, prayer-cards ꝛc. in 2 Millionen Exemplaren veröffentlicht. Für Leiter erschien ein monatlicher Brief mit allerlei praktischen Winken. Vor allem aber ist hier das große von dem Missionssekretär Eugen Stock verfaßte Werk „History of the Church Missionary Society, its environment, its men and its work“ in 3 starken Bänden zu nennen. Dasselbe wird in dieser Zeitschrift besonders besprochen werden. Davon ist auch ein kürzerer Auszug erschienen: One hundred Years: Being The Short History of the C. M. S. (angezeigt Allg. M.-Ztschr. 1899 S. 192). Für die Jubiläumsfeier ist ein besonderes Hymnenbuch herausgegeben. — Endlich nahm ein besonderes Komitee die Arbeit unter der Jugend auf das Korn, wo sich trotz der bereits gethanen Arbeit doch noch ein bedeutendes und fast unberührtes Feld aufzuthun schien. Ein Central Meeting for Children in Exeter Hall wurde 1896 von 3000 Kindern besucht. Eine neue Zeitschrift für Kinder „Paper for Boys“ wurde ins Leben gerufen.

Diese vielseitige Thätigkeit hat unverkennbar ihre Früchte getragen. Die 1700 Prayer meetings, welche in den letzten 3 Jahren für die C. M. S. gehalten wurden, sind ein schönes Zeugnis dafür. Dazu nehmen wir den mächtigen Aufschwung, den in diesem 3jährigen Zeitraum die Einnahmen der C. M. S. genommen haben; 1896 betrugen dieselben 5 370 000 Mk.; 1898 dagegen ca. 6 600 000 Mk. Aber bei weitem das Bedeutsamste ist die Zunahme der our own missionaries. Das scheint ja eine überaus erfreuliche und lebensfähige Erscheinung, daß Missionsvereine oder einzelne wohlhabende Missionsfreunde den Unterhalt eines Missionars auf ihre Kosten übernehmen. Vor Beginn der 3 Jahrs-Unternehmung hatte die C. M. S. solcher O. O. M. 125, the Three Years' Enterprise hat dazu weitere 82 hinzugefügt, so daß der Gesellschaft die Sorge für den Unterhalt von über 200 Missionaren abgenommen ist. Außerdem war ein besonderer Three Years' Enterprise-Fonds gesammelt, der bis Ende März 1899 ca. 925 000 Mk. eingebracht hat (s. u.).

Die Centenarfeier selbst hat dann schließlich in der Woche vom 9.—15. April in London stattgefunden, und sie ist so großartig ausgefallen,

wie auch wohl die optimistischsten Freunde es nicht erwartet hatten. Obwohl ein überaus unfreundliches Aprilwetter mit vielen Regenschauern und ungemütlich kalter Witterung herrschte, strömten dennoch die Freunde von nah und fern in Menge nach London. Die Eisenbahn hatte sogar zu diesem Zwecke ermäßigte Fahrpreise gewährt. Die Festveranstaltungen waren bewundernswürdig organisiert, im großen wie im kleinen klappte alles vorzüglich. Und dennoch gaben die Versammlungen nicht etwa den Eindruck einer gemachten Demonstration, sondern alles atmete das tiefe religiöse Leben, welches ja auch den ältesten Traditionen der C. M. S. entspricht. Auch diente die Feier nicht etwa der Selbstverherrlichung der Gesellschaft. Es wurde kaum ein Wort des Selbstlobes, der Selbstbeweihräucherung gesprochen, sondern in echt evangelischer Weise unterzog man sich der Selbstprüfung und Demütigung, brachte man Dank und Anbetung dem Herrn und gelobte neue Hingabe. „Nicht uns, nicht uns, sondern deinem Namen die Ehre!“ Das klang durch das ganze Fest hindurch.

Die verschiedenen Festveranstaltungen nahmen eine ganze Woche in Anspruch. Von Sonntag, dem 9. April, an dem bereits in mehreren Londoner Kirchen, besonders in der St. Pauls-Kathedrale und der Westminsterabtei, Festgottesdienste stattfanden, bis zum Sonnabend zog sich eine ununterbrochene Kette von Versammlungen immer neuen Charakters. Meist wurden an einem Tage 3 verschiedene Versammlungen gehalten, die eine des Morgens, die zweite des Nachmittags, die dritte des Abends. Es gehörte schon geistige Spannkraft dazu, um dabei nicht müde zu werden. Aber immer wieder waren die Versammlungen gut und sogar sehr gut besucht. In Voraussicht der zahlreichen Beteiligung hatte man die großen Riesensäle Londons für diesen Zweck mit Beschlag belegt, Exeter Hall, Royal Albert Hall und Queen's Hall, und man hatte wohl daran gethan. Ja in einzelnen Fällen genügten nicht einmal diese, und man mußte neben den Hauptversammlungen noch gleichzeitige Nebenversammlungen arrangieren, um denen, welche in ersteren keinen Platz mehr fanden, einen Ersatz zu bieten. Insgesamt schätzte man die Zahl der Besucher der verschiedenen Versammlungen auf 50000 Personen. Alle Stände bis hinauf zu den höchsten waren unter ihnen vertreten. Viele Bischöfe, an ihrer Spitze der Erzbischof von Canterbury, nahmen regen, meist aktiven Anteil an den Versammlungen. Ein anderes charakteristisches Merkmal der Festteilnehmer waren die vielen hochgestellten Staatsbeamten, Parlamentsmitglieder, angesehenen Laien ꝛc., die sich unter ihnen befanden. Andere, die am Er-

ſcheinen verhindert waren, wie der Premierminiſter Salisbury, der Admiral Fremantle u. a. m. hatten herzliche Glückwunſchſchreiben geſandt. Die großen Tageszeitungen brachten an leitender Stelle ſympathiſche Begrüßungsartikel, in denen die Bedeutung der Miſſion voll gewürdigt wurde. Kurzum, das ganze Feſt bezeugte, daß ſich die Miſſion im engliſchen Volksleben einen Platz erobert, daß ſie eine Macht in England geworden iſt.

Ich gebe nun zunächſt das Feſtprogramm in großen Zügen, um danach die Vorgänge und Reden der einzelnen Tage wenigſtens nach ihrem wichtigſten Inhalt zu ſkizzieren. Der Montag war dem Gebet und dem Dank im allgemeinen gewidmet, es fand zu dieſem Zwecke am Morgen eine Kommunion und dann am Abend ein feierlicher Dankgottesdienſt in der St. Pauls-Kathedrale ſtatt, in dem der Erzbiſchof v. Canterbury die Feſtpredigt hielt. Der Dienstag war der Tag des Rückblicks über die 100jährige Thätigkeit der C. M. S., die leitenden Gedanken in den 3 Verſammlungen waren: der Fortſchritt der Miſſion in den hundert Jahren; die in den hundert Jahren zur Anwendung gebrachten Miſſionsmethoden; die Entwickelung des heimatlichen Miſſionslebens in den hundert Jahren. Der Mittwoch, der 12. April, bildete den Mittelpunkt und Haupttag der ganzen Feier, iſt doch der 12. April der eigentliche Geburtstag der Geſellſchaft. Am Morgen fanden 2 gleichzeitige große Centenary Meetings ſtatt, bei dem einen in Exeter Hall war wieder der Erzbiſchof v. Canterbury einer der Hauptredner. Für den Abend war eine große Volksverſammlung in der Royal Albert Hall anberaumt, die einen mehr volkstümlichen Charakter trug. Der Donnerstag war der day for review of other Missions; denn weitherzig, wie die C. M. S. immer iſt, wollte ſie auch bei dieſer Gelegenheit deſſen gedenken, was andere Geſellſchaften für die Ausbreitung des Gottesreiches gethan haben. Am Freitag wurden die Blicke in die Zukunft gerichtet, die Loſung lautete: Looking forward! Es galt die großen Aufgaben, welche die Zukunft ſtellt, ins Auge zu faſſen und ſich dazu zu ermuntern, ſie mit neuer Kraft in Angriff zu nehmen. Der Sonnabend endlich war der Tag der Kinder, für die ein großes Childrens meeting in der Albert Hall arrangiert war.

Nun muß ich die Leſer bitten, mich in die einzelnen Verſammlungen zu begleiten. — Die St. Brides-Kirche, die von alter Zeit her eng mit der C. M. S. verbunden iſt, war für den Abendmahlsgottesdienſt auserſehen, zu welchem ſich am Montag früh eine Anzahl engerer Freunde der Geſellſchaft, etwa 400 an Zahl, zuſammenfanden, um ſich auf eine geſegnete Jubiläumsfeier durch den Genuß des heiligen Abend-

mahls vorzubereiten. Der Situation entsprechend war das Thema der Ansprache gewählt: 1. Chron. 29, 5 „Wer ist nun willig heute seinen Dienst dem Herrn zu weihen?“ Eine Frage an das Herz, eine Antwort des Herzens erheischend. Dies war der Gedankengang der eindrucksvollen Ansprache:

1. Welches sind Natur und Merkmale solcher wahrhaftigen Hingabe? Sie beginnt damit, daß man *sich selbst hingiebt*, es muß eine persönliche Hingabe sein, eine Hingabe alles dessen, was wir sind und haben. Diese innerliche Hingabe muß aber auch äußerlich in die Erscheinung treten. Ihr Beweis ist die Hingabe zum *Dienst* des Herrn. Dieser Dienst hat manche Formen. Da aber die Endabsicht aller göttlichen Pläne darauf gerichtet ist, daß die erlöste Welt ihrem rechtmäßigen König und Erlöser übermittelt werde, so muß auch unser Dienst dies Endziel haben. D. h. auch wir haben die Lebensaufgabe, an der Evangelisation der Welt mitzuarbeiten. Aber was sollen wir dazu thun? Wir haben dazu Gaben darzubringen, einen kleineren oder größeren Teil des Schatzes, den Gott in unsere Hände gelegt hat. Wir haben unsere persönliche Arbeit — der eine in dieser, der andere in jener Weise — dazu darzureichen. Wir sollen Fürbitte, Gebet und Danksagung dafür thun. Denn die Siege des Kreuzes durch all die Jahrhunderte sind Siege des Gebetes gewesen. — Dann die *Kennzeichen* solcher wahrhaftigen Hingabe: Sie muß eine *willige* sein. „Herr, hier bin ich, sende mich“, „Herr, was willst du, das ich thun soll“, „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst“: solche Worte lehren uns eine freiwillige Hingabe. Sie muß des weiteren eine Hingabe *aus vollem Herzen* sein, eine *ganze*, ohne Reserve und Einschränkung. Und wie treibt uns da der Rückblick auf unser vergangenes Leben, unsere bisherige Arbeit in die *Buße*, wie vieler Lauheit müssen wir uns anklagen! Sind wir aber zur Hingabe bereit, so sollen wir sie nicht auf die lange Bank schieben. „*Heute*“ sagt der Text; der Mahnung gilt es unmittelbar Folge zu leisten. Die Sache duldet auch keinen langen Aufschub. Schaue an die Nöte der Heidenwelt, die Millionen jährlich dahinsterbender Unerlöster, den Mangel an Arbeitern, die Nähe der Wiederkunft des Herrn. — Und endlich bei der Hingabe darf man nicht von unlauteren selbstischen Motiven geleitet sein. Es muß eine Hingabe *an den Herrn* sein, nicht an eine bestimmte Gesellschaft, deren Ehre man sucht.

2. Welches ist nun die Quelle, woraus man die Kraft zu solcher Hingabe schöpft? Sie ist Gott, der heilige Geist, der Herr und Spender des Lebens, der das Werk und die Arbeiter zurichtet.

Am Nachmittag fand unter anderm in dem kleineren Saale von Exeter Hall ein meeting for confession und thanksgiving statt, das wir jedoch hier übergehen können. Großartig war dagegen der *Festgottesdienst* am Montag Abend in der St. Pauls-Kathedrale. Zu dieser außerordentlichen Gelegenheit hatte man von der Benutzung von St. Brides Abstand genommen und geglaubt, dieses Nationalheiligtum Englands benutzen zu sollen. Eine ungeheuere Menschenmenge füllte von 6 Uhr an immer mehr den Raum unter der mächtigen Kuppel des Domes

und das sich daran schließende Schiff bis fern hin zu den Thüren. Fromme Begeisterung spiegelte sich auf den Gesichtern der Anwesenden. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes war ein besonderer Kirchenchor gebildet, zu welchem verschiedene mit der C. M. S. in Verbindung stehende Kirchengemeinden ihr Kontingent gestellt hatten. Einen feierlichen Eindruck machte die Prozession, welche dann den Erzbischof, den Prediger des Tages, zum hohen Chor geleitete. Sie wurde eröffnet von einer Gruppe von sogenannten diocesan lay readers[1]) und zahlreichen Geistlichen, alle in Amtstracht, dann folgten die geistlichen Mitglieder des Komitees der C. M. S., eine Anzahl von auf Urlaub befindlichen Missionaren der Gesellschaft, mit ihnen mehrere indische und afrikanische Geistliche, Rev. Ishan Ullah, W. Seetal, Nihal Singh, W. D. Clarke, Canon Obadiah Moore, James Johnson. Daran schlossen sich die Sekretäre der Gesellschaft, kirchliche Würdenträger, der Schatzmeister und der Präsident der C. M. S. und endlich mehrere Bischöfe, so Bischof Bickersteth von Exeter, der alte Freund der Gesellschaft, der schon bei dem 50jährigen Jubiläum eine Festhymne dichtete und nun zum 100jährigen Jubiläum als Greis noch ein neues Festlied anstimmen durfte; der Bischof von Sodor und Man, Bischof Royston, Bischof Ingham und der Bischof von Islington; dann von den Arbeitsfeldern der Gesellschaft der Bischof von Sierra Leone und von Athabasca, der Bischof Whipple von Minnesota, der Abgesandte der anglikanischen Kirche Nordamerikas, u. a. m. Wie haben sich die Zeiten geändert! Vor hundert Jahren hielten sich die Bischöfe ängstlich von der neuen Gesellschaft, in der sie Häresie u. dgl. witterten, zurück, der Erzbischof von Canterbury nahm Anstand, der Gründung seine Zustimmung zu geben. Und nun nehmen eine stattliche Anzahl von Kirchenfürsten mit Freuden teil an dem Jubiläum derselben Gesellschaft. Ja noch mehr als das: der Erzbischof selbst, der Primas der englischen Kirche, hielt die Festpredigt!

Die Predigt über act. 13, 2, die Abordnung des Paulus und Barnabas durch die Gemeinde zu Antiochien zum Missionsdienst, zeichnete sich durch ihre überaus große, fast überraschende Schlichtheit aus.

Der Erzbischof zog eine Parallele zwischen jener ersten Abordnung eines Missionars und seinem Werke einerseits und der Thätigkeit der C. M. S. andererseits. Wie seltsam, so führte er unter anderm aus, „daß die Apostel so verhältnismäßig lange Zeit brauchten, um sich auf den letzten ausdrücklichen Befehl ihres Herrn

[1]) Angesehene, im kirchlichen Leben bewährte Laien, welchen die Auszeichnung zu teil geworden ist, am Gottesdienst durch Verlesen des Evangeliums oder liturgischer Stücke aktiven Teil zu nehmen.

Matth. 28, 18 zu besinnen und ihn auszuführen! Und noch seltsamer, daß die Kirche dann für so lange Perioden ihre Mission wieder vergessen konnte. Ja auch jetzt noch begegnen wir der Thatsache, daß die Kirche, die doch ausdrücklich für den Zweck geschaffen war, der Menschheit das Evangelium zu verkündigen, ja deren Existenzberechtigung hauptsächlich auf diesem Zwecke beruht, noch keineswegs die Fülle der Erkenntnis und der Hingebung für dieses Werk zeigt, die des Herrn Befehl von ihr verlangt. Aber Gottlob, es scheint, als wenn ein tieferes und kräftigeres Gefühl dafür erwacht. Die Kirche von England beginnt in ihrem Herzen zu fühlen, welches ihr wahrer und hoher Beruf ist. Sie beginnt es zu fühlen. Denn allerdings glaube ich nicht, daß unsere Kirche in wenigen Jahren oder gar Monaten fähig sein wird, ihrer ganzen Verantwortung sich bewußt zu werden. Es wird auch dies seine Zeit erfordern. Aber wenn einmal das Feuer entzündet ist, so wird es sich verbreiten, weit verbreiten und wird nicht wieder aussterben." Dann sprach der Erzbischof davon, daß, so viel auch immer die englische Kirche schon in der Missionsarbeit gethan habe, es angesichts des ihr anvertrauten Pfundes doch nur ein weniges sei. „Ist doch die anglikanische Kirche die Kirche eines Reiches, das sich über die ganze Welt ausbreitet, dessen Sprache in allen Zonen verstanden wird, dessen Handel von dem keiner andern Nation auch nur annähernd erreicht wird, dessen Verkehr mit allen Völkern der Erde ganz einzigartig ist." „Wenn wir nur unser ganzes Volk dahin bringen könnten, seinen göttlichen Beruf zu erkennen, der ihm vom Himmel verliehen ist, ja wenn wir nur selbst ihn so fühlten, wie wir ihn fühlen sollten, wie so ganz anders würden dann die Arbeiten unserer großen Missionsgesellschaften sich gestalten, wie so ganz anders würden dann die Resultate ausfallen!" Die Predigt schloß mit einem beredten Appell an die Hörer: „Meine Brüder, ich fordere euch auf, dies auf euer Gewissen zu nehmen, euch selbst Rede und Antwort darüber zu stehen: thut ihr wirklich etwas, was dem entspricht, was der Herr für euch gethan? Ich fordere euch auf, ermuntert euch zu dem großen Werke und beeilt euch, eure Kirche von dem Vorwurf zu reinigen, so viel empfangen zu haben und so wenig zu geben!"

Am Dienstag Morgen nahm die festlich geschmückte Exeter Halle die Versammlung auf. Vor dem Podium, auf welchem zahlreiche Komiteemitglieder, kirchliche Würdenträger und die Redner Platz genommen hatten, zog sich auf rotem Grunde eine weißleuchtende Inschrift hin, die drei Worte zeigend: Thanksgiving, Humiliation, Advance, der Dreiklang, in dem sich alles Reden, Singen und Beten bewegen sollte. Auf der entgegengesetzten Gallerie las man die Inschrift: „Andere haben gearbeitet, ihr seid in ihre Arbeit eingetreten." Die beiden Seitengallerieen trugen als Losung die Anfangsworte der von Bickersteth gedichteten Jubiläumshymne: „For my sake and the Gospel's go and preach Redemption's story." Die große Saaluhr trug die Umschrift: „In jedem Augenblick geht eine Seele aus der Welt, ohne von Christo gehört zu haben." Darunter war eine Erdkugel abgebildet mit dem Motto: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab."

Die Verhandlungen des Dienstags sollten einen kurzen Rückblick über die äußere und innere Geschichte der verflossenen 100 Jahre geben, die Vormittagsversammlung zunächst einen solchen über die allmähliche Aufnahme der verschiedenen Arbeitsfelder. Lord Kinnaird eröffnete als Vorsitzender die Verhandlungen mit einer kurzen, aber präzisen Ansprache. Kurz skizzierte er die Lage Englands vor 100 Jahren, als die Gesellschaft gegründet wurde und nun jetzt.

Damals am Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Zeit der Unruhe und Unordnung, jetzt eine Zeit des Friedens und der Ruhe. Damals herrschte große drückende Armut, jetzt haben wir Reichtum und Überfluß. Und doch welches ist das Gefährlichere für ein lebendiges religiöses Leben? Unruhe und Armut oder Ruhe und Reichtum? Die vielfältige Erfahrung zeigt, daß das religiöse Leben oft bei Unruhe und Armut geblüht, dagegen bei Ruhe und Reichtum verödet ist. Mögen wir keinen üblen Gebrauch von unserem Reichtum machen, damit derselbe uns nicht einmal vor Gottes Thron verklagen soll. — Weiter wies Lord Kinnaird dann auf die großen Missionsgelegenheiten unserer Tage hin, woraus sich aber eine desto ernstere Verpflichtung, sie angemessen auszunutzen, ergiebt. Wir werden nicht mit dem Maße gemessen werden, das wohl vor 50 oder noch vor 20 Jahren anzulegen war. Wir haben ganz ungeheure Gelegenheiten vor uns, die Gelegenheit, das Evangelium in kurzer Zeit zu allen Kreaturen zu senden. Man denke an alle die Entdeckungen und Erfindungen, Thüröffnungen ꝛc. Wie ernst wird da die Verantwortung!

Daran schloß sich ein Vortrag des Archidiakonus Long, eines ehemaligen Sekretärs der Gesellschaft, über „frühere Fortschritte". Er führte den Hörer in die Kindheitstage der Gesellschaft zurück, als ihre Väter sich zusammenthaten und das Wagnis auf sich nahmen — sie die unbedeutenden, wenig einflußreichen Männer — eine neue Missionsgesellschaft zu gründen.

Wie schlicht und doch wie weise lauteten die von ihnen aufgestellten 3 Missionsgrundsätze: 1. Folge Gottes Leiten; 2. Fange klein an; 3. Verlaß dich ganz auf Gottes Geist. Zu diesen Grundsätzen hat sich die Gesellschaft all die Zeit über bekannt. Gottes Führung folgend, ist sie in die einzelnen Arbeitsfelder eingetreten, so zuerst in die opferreiche Arbeit in Sierra Leone. Und daß es eben sichtlich Gottes Finger war, der sie dorthin wies, das gab auch Mut und Kraft, trotz aller Verluste auszuharren. Und endlich hat der Erfolg alle Mühen und Verluste belohnt. Das Fourah Bay-College und die vielen aus ihm hervorgegangenen afrikanischen Prediger und Lehrer — an ihrer Spitze der unvergeßliche Negerbischof Sam. Crowther — sind der schönste Erfolg dieser Mission. — Wie ist's dann weiter zur Aufnahme der Mission in Indien gekommen? Ist nicht auch hier wieder die Gesellschaft dem handgreiflichen Fingerzeige Gottes gefolgt? Und nun betrachte man das veränderte Angesicht Indiens vor 100 Jahren und jetzt; viel hat auch die C. M. S. zu dieser Veränderung beitragen dürfen.

Nach Long sprach Canon Dr. Bruce über die Mission in Persien. Und wer wäre geeigneter gewesen, hierüber zu sprechen, als eben er, der der Bahnbrecher dieser Mission gewesen ist und Jahre lang in Isphahan auf Vorposten gestanden hat?

Der Islam, so erklärte er, ist ein Riese Goliath, die evangelische Mission ist der kleine David. Wird die Mission den Sieg davon tragen? Viele zögen dies in Zweifel, indem sie auf die bisherigen geringen Erfolge der Mohammedanermission hinwiesen. Aber man müßte billigerweise auch in Erwägung ziehen, daß der Mohammedanismus aus dem verrotteten Boden der verderbten orientalischen Kirchen sich erhoben habe, daß es kein intoleranteres System gäbe als den Mohammedanismus und endlich, daß die evangelische Mission bisher die mohammedanischen Gebiete überaus stiefmütterlich behandelt habe. Aber ein Land, für welches ein Henry Martyn, ein Valpy French, ein John Keith Falkoner ihr Leben geopfert, werde sicherlich nicht von Gott verworfen sein.

Der nächste Redner war Rev. Georg Ensor, gleichfalls ein alter Missionar und zwar derjenige, welchen die C. M. S. als ihren ersten Boten 1869 nach Japan hinausschickte.

Er erzählte die Anfangsgeschichte dieser Mission, und daran knüpfte er seine Meinung über die gegenwärtigen Aussichten der japanischen Mission. Es sei mehrfach der Vorwurf gegen sie erhoben worden, daß die Kirche Japans in den letzten Jahren keine numerischen Fortschritte zu verzeichnen habe, aber er glaube, es würde korrekter sein zu sagen, daß sie jetzt einen Läuterungsprozeß durchmache, und daß dadurch die kräftigeren und besseren Elemente in den Vordergrund geschoben würden. Die größere Sorgfalt, die man nun den einzelnen Bekehrten zuwenden könne, mache dieselben mehr und mehr zu einer Ehre und einem Segen der Kirche.

Der letzte Redner der Vormittagsversammlung war Rev. C. T. Wilson, der einzige noch überlebende Zeuge der ersten Uganda-Expedition vom Jahre 1876.

Er erzählte in lebendiger Weise von den zahllosen Mühsalen dieser ersten Inlandreise, von den vielen Nöten und Gefahren und den ersten erfreulichen Erfolgen, von der gesegneten Wirksamkeit Alex. Mackays, von Hannigtons Märtyrertod, von Pilkingtons tragischem Schicksal. „Aber die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten," so stehe es in leuchtenden Buchstaben auch über der Uganda-Mission.

Die Nachmittagsverhandlungen beschäftigten sich mit den verschiedenen Methoden oder Zweigen missionarischer Thätigkeit, wie sie sich im Lauf des Jahrhunderts allmählich entwickelt haben. Der Bischof von Wakefield leitete die Besprechung ein, er wies auf die Wichtigkeit des zu behandelnden Gegenstandes hin.

Man könne wohl gelegentlich die Rede hören: „Wenn ihr nur geisterfüllte Männer habt, dann laßt sie ihre eigene Methode sich durch Erfahrung sammeln; engt sie nicht mit vielen Vorschriften ein." Aber Methode ist recht verstanden nur

ein anderer Name für Ordnung, und Ordnung ist überall nötig. Ohne Ordnung nur Kraftvergeudung. Auch im Christentum, in der Kirche, in der Mission bedarf man gewisser methodischer Ordnungen. Wenn wir so wollen, kann man sagen, daß auch der Herr selbst schon seine Methoden gehabt hat: Predigen, Lehren, Heilen, Erbauen seiner Kirche. Vor allem bedarf es der Ordnungen, wenn die Einzelnen sich zu Gemeinschaften zusammenschließen. Recht beschaffene Methoden müssen aber dem Leben abgelauscht sein. Eine Gesellschaft, die lebensfähig bleiben will, muß daher von Zeit zu Zeit prüfen, ob ihre Arbeitsmethoden mit den Äußerungen ihres Lebensorganismus harmonieren. Freilich alle Methode kann das Leben nicht ersetzen. Ein kirchliches System, das nicht auf einer lebendigen Kraft basierte, würde allmählich alles Leben, alle Initiative, alle Freiheit verlieren, die Zeichen eines lebendigen Glaubens sind. Dagegen leitet andererseits loyale Befolgung notwendiger Ordnungen die vorhandenen, spontanen Lebenskräfte in desto erfolgreichere Kanäle. Im weiteren wies er auf 2 methodische Gefahren hin; die erste ist, den wirklichen Leitern auf dem Arbeitsfelde nicht genug Initiative für Behandlung neu sich erhebender Probleme zu überlassen; die andere, durch eine zu scharfe Kontrolle seitens der heimatlichen Missionsleitung die freiheitliche Entwickelung der sich bildenden Missionskirchen zu hemmen.

Im einzelnen wurden die verschiedenen Zweige des Missionsbetriebes wieder von fachkundigen Rednern, alten Missionsveteranen, beleuchtet. Den Anfang machte Rev. Bateman mit einem Vortrag über die Missionspredigt.

Bateman, ein alter Mitarbeiter von Bischof French im Pandschab, sprach von den verschiedenen Schwierigkeiten der Evangeliumsverkündigung, je nachdem die Zuhörer Mohammedaner, vornehme Hindu oder Landleute wären, immer müsse man mit dem religiösen Vorstellungskreise der Hörer rechnen. Die ständige Einrede des Mohammedaners sei: wie kann Gott einen Sohn haben? Der Hindu lasse den Missionar ruhig ausreden und sage dann: ja; das ist alles sehr schön, aber unsere Sitten sind unsere Religion, und eure Sitten sind anders als unsere. Schablonenhafte Predigt würde da keinen Erfolg haben. Jede Predigt muß individualisiert sein. Dann kam er auf die Wichtigkeit der Missionspredigt zu sprechen, die im Missionsbetrieb natürlich stets die erste Rolle einnehmen, und der alle übrige Thätigkeit dienen müsse. Er illustrierte das sehr hübsch an dem Stromgebiet des Pandschab, seines Arbeitsfeldes. Die fünf Zuflüsse des Indus sind die verschiedenen Missionszweige; sie vereinigen sich aber alle und bilden den Indus, das ist die Predigt des Evangeliums, das Endziel aller Missionsthätigkeit.

Über Missionsschulwesen sprach Rev. Clarke, der Leiter des bekannten Noble College in Masulipatam (Teluguland). Auf das Missionsschulwesen legt die C. M. S. großes Gewicht, sie unterrichtet in 2250 Schulen 84000 Schüler und Schülerinnen. Speziell an seiner Schule wies Clarke dann nach, wie mannigfachen Segen in Indien die Missionsschulen, besonders die höheren, stiften. Teils besteht derselbe in der Defensive, indem er zum Aufbau der christlichen Kirche dient und tüchtige Gehilfen

liefert, teils in der Aggressive, indem er das heidnische Denken unterminiert und christliche Ideen in die heidnischen Bevölkerungskreise hineinträgt.

Zu dritt kam das die Frauenmission an die Reihe, worüber Rev. Banister von der Fukien-Mission Bericht erstattete. In kurzer Zeit ist die Schar der Missionsschwestern, die im unmittelbaren Dienst der C. M. S. stehen, auf 270 angewachsen, die auf 20 verschiedenen Feldern, besonders in Indien, China, Japan und dem Morgenlande, arbeiten. Die Charakterzüge ihrer Arbeit seien Hingabe an ihren Herrn und Meister, Aufopferung in seinem Dienst, Treue in seiner Liebe. — Dabei gedachte er der heldenmütigen Geschwister von Kutscheng.

Der Missionsarzt Dr. Duncan Main, der nach 18jährigem Dienst eben aus Hangtschau zurückgekehrt ist, sprach über ärztliche Mission, die er geradezu für die vollkommenste aller Missionsthätigkeiten erklärte.

Denn der Missionsarzt sei in erster Linie Missionar, erst in zweiter Arzt. Ärztliche Mission müsse in China die Eingeborenen von ihren Vorurteilen gegen das Christentum heilen, erst dann seien sie für die Predigt recht zugänglich. In Hangtschau habe die chinesische Regierung zur Erbauung eines Missionshospitals $1^1/_2$ Morgen Land hergegeben.

Über einen andern wichtigen Zweig der Arbeit, die litterarische Missionsarbeit, gab Missionar Weitbrecht einen Überblick.

Davon ausgehend, wie die allerersten Arbeiten, die die junge Gesellschaft in die Hand nahm, litterarischer Art gewesen seien, berichtete er dann, wie die C. M. S. innerhalb dieser 100 Jahre in ungefähr 100 verschiedenen Sprachen gearbeitet, in 70 verschiedenen die Bibel oder biblische Bücher übersetzt habe. Dazu komme die sonstige Litteratur, die in diesen Sprachen geschaffen sei. Dieser Arbeitszweig sei von größter Wichtigkeit. Vier Millionen Schüler in den indischen Schulen würden alljährlich ebenso viele Leser. Und wie wichtig sei es vor allem, den Hunderttausenden, die mit großen Opfern in den Missionsschulen erzogen würden, für die Zeit, wenn sie nicht mehr unter dem Einfluß christlicher Lehrer ständen, in christlicher Litteratur immer wieder christlichen Bildungsstoff zuzuführen! Christliche Litteratur ist das Zeughaus für die Mission, das Vorratshaus mit der Nahrung für die Bekehrten und den Werkzeugen zur Beeinflussung der noch nicht christlichen Gesellschaft. Daher bittet Weitbrecht, daß man doch für diesen wichtigen Arbeitszweig sprachlich begabte Missionare aussondern wolle, die sich lediglich diesem Werke widmeten.

Den Schluß machte James Johnson, ein afrikanischer Geistlicher aus der Yoruba-Mission, welcher über die Verwendung eingeborener Gehilfen in der Mission redete. Er wies darauf hin, wie die westafrikanischen Gemeinden der C. M. S. ihre eingeborenen Lehrer und Prediger ganz selbständig unterhielten und dazu jetzt in einem Jahre 160000 Mk. aufgebracht hätten, obwohl die Gemeindeglieder meist arme Leute seien. — Ob freilich die

C. M. S. den Wunsch Johnsons, den er daran knüpfte, daß man den Yoruba-Gemeinden völlige Selbständigkeit bewilligen möchte, so bald erfüllen wird, ist wohl zu bezweifeln. In der Nigermission hat bekanntlich die Gesellschaft mit der zu großen Unabhängigkeit der eingeborenen Prediger keine guten Erfahrungen gemacht.

Die Abendversammlung des Dienstags war mehr volkstümlicher Art. Eine Ansprache des Bischofs von Winchester eröffnete sie.

Er führte darin aus, wie die heimatliche Kirche Englands einen außerordentlichen Segen durch die Heidenmission empfangen habe. Die Sorge für größere Dinge, die nicht in dem Bereich des engen Gesichtskreises liegen, erweitert den Blick. Das gilt auch im Christentum. Durch die Mission hat das heimatliche Christentum eine Vertiefung erfahren. Wir kommen dadurch in eine freiere, weitere und höhere Atmosphäre. Das ist ein Segen der Beschäftigung mit der Mission. Dann weiter, die großen Führer in der Missionssache haben nicht nur Großes in der Mission, sondern auch Großes für das kirchliche Leben der Heimat geleistet. Endlich, wenn man den Zustand der englischen Kirche im vorigen Jahrhundert mit dem am Ende unseres Jahrhunderts vergleicht, wenn man das gegenwärtige blühende Leben ansieht, muß man nicht erkennen, daß die Heidenmission viel zum Aufblühen des kirchlichen Lebens beigetragen hat?

An der Hand einer Lichtbildervorstellung wurde die heimatliche Entwickelung der C. M. S. vor Augen geführt. Die wichtigsten Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. traten im Bilde vor die Hörer hin, wodurch dieselben vielleicht eine klarere Vorstellung bekamen als durch einen langen Vortrag. Ich erwähne nur 2 bemerkenswerte Daten. Die C. M. S. hat in diesen 100 Jahren 1997 Missionare und selbständige Missionsschwestern ausgesandt,[1]) und die Gesamteinnahme des Jahrhunderts beziffert sich auf die stattliche Summe von 180000000 Mk.

Mittwoch, den 12. April. — An diesem Haupttage der Centenarfeier fand zunächst am Morgen — nachdem das unvermeidliche breakfast im Gasthof Castle und Falcon vorangegangen war — ein meeting für Männer statt. Auf der Plattform sah man den Erzbischof v. Canterbury, 9 Bischöfe, manche hohe Staatsbeamte, Generäle und sonstige angesehene Laien und viele bekannte kirchliche Persönlichkeiten. Aus allen Weltgegenden waren Glückwünsche eingelaufen, so von vielen Missionsgesellschaften, der S. P. G., S. P. C. K., L. M., Brüdermission, Basel, Barmen, der Goßnerschen Mission, der Brandenburger Missions-Konferenz, der Pariser Mission, aus Kalkutta, Madras, Tinnevelly, Shanghai, Sydney, Neuseeland ꝛc.

[1]) Allerdings bleiben viele Missionare nur eine Reihe von Jahren in der Arbeit und kehren dann nach England zurück.

Die Verhandlungen bestanden nach der eigentümlichen englischen Sitte darin, daß mehrere sogenannte Resolutionen eingebracht wurden, zu welchen je 2 Redner zu sprechen hatten. Diese müssen nun sehen, wie sie das, was sie auf dem Herzen haben, einigermaßen mit den Resolutionen in Verbindung bringen. Eine besonders glückliche und fruchtbare Methode vermag ich in diesem Schematismus nicht zu erblicken. Die 3 Resolutionen lauteten:

1. „An dem 100. Jahrestage der Gründung der C. M. S. bringt diese Versammlung von geistlichen und Laienfreunden der Gesellschaft zuerst dem allmächtigen Gott demütigen und herzlichen Dank dar für seine Güte, die er der Gesellschaft während der aufeinanderfolgenden Generationen derer reichlich bewiesen hat, die ihm in den Reihen der Gesellschaft daheim und draußen haben dienen dürfen.

Mit anbetender Dankbarkeit gedenkt sie seiner Gnade gegen die Gründer der Gesellschaft, seiner Treue gegen ihre Nachfolger, besonders dafür, daß er sie befähigt hat, die geistlichen und evangelischen Prinzipien aufrecht zu erhalten, welche ihr Leben gewesen sind und bleiben werden.

Sie preist ihn für die vielen offenen Thüren, die er im Lauf des Jahrhunderts der Kirche für die Verkündigung des Evangeliums gegeben hat, für die frommen Männer und Frauen, die er auf das Arbeitsfeld hinausgesandt, für die großen Scharen von Bekehrten, die er aus allen Völkern gesammelt, und für den vermehrten Eifer, den er in der heimatlichen Kirche angezündet.

2. Zu der dankbaren Erinnerung an diese unverdiente Güte müssen das Komitee wie die Missionsfreunde das Bekenntnis ihrer Schuld fügen. Sie bekennen beschämt das traurige Mißverhältnis zwischen dem, was die Kirche gethan hat und, was sie hätte thun sollen. Sie beklagen die Gleichgiltigkeit, die so viele noch gegen den Befehl aller Befehle bekunden. Sie denken mit Schmerz an die weiten, noch nicht evangelisierten Gebiete, die von Millionen bewohnt sind, die noch keine Gelegenheit hatten, von Christo zu hören, an die manchen Thüröffnungen, welche aus Mangel an Missionaren noch nicht ausgenutzt werden konnten.

Um der Kirche willen, um der verlorenen Sünderwelt willen und vor allem um der Ehre dessen willen, der sein Leben zum Lösegeld gab, ruft diese Versammlung alle Christen auf, ernstlich zu beten, daß es Gott gefallen möge, die unglücklichen Spaltungen in der Christenheit zu heilen und sie durch Ausgießung seines heiligen Geistes zu vereinigen, einmütig seinen gnadenreichen Vorsatz der Evangelisierung der Welt zu erfüllen.

3. In Erkenntnis der ungeahnten günstigen Gelegenheiten und der feierlichen Verantwortung unserer Zeit schauen die versammelten Missionsfreunde mit feuriger Erwartung in die Zukunft. Sie glauben in der reinen Schriftlehre und der uralten Ordnung der anglikanischen Kirche, in der Geschichte und dem Charakter des englischen Volkes, in seiner kommerziellen und politischen Machtstellung liegen auch besondere Verpflichtungen für die englischen Christen, die Missionssache noch in viel umfangreicherer und nachdrücklicherer Weise in die Hand zu nehmen als bisher. Sie wünschen ernstlich, daß die englisch sprechende Rasse eine Politik „des christlichen Imperialismus“ einschlagen möge, welcher kein anderes Ziel hat, als daß alle Reiche der Welt unseres Herrn Christus werden.“

Es ist also wieder der Dreiklang „Thanksgiving, Humiliation, Advance“, der durch diese 3 Resolutionen hindurchging. Dem ersten Gefühl, dem Dank, verlieh der Erzbischof von Canterbury Ausdruck.

Wenn wir die Geschichte der C. M. S. überschauen, so etwa war der Gedankengang seiner Ansprache, so müssen wir allenthalben Gottes Hand erkennen. Wenn wir sehen, daß unser Anteil nur sehr armselig gewesen ist, wenn wir sehen, wie wenig gethan ist im Verhältnis zu dem, was noch zu thun bleibt, im Verhältnis zu der Wichtigkeit der Arbeit, im Verhältnis zu den uns gegebenen günstigen Gelegenheiten: so können wir nicht umhin anzuerkennen, daß wir allein Gott und seiner Leitung unsere Zukunft anvertrauen können. Wir denken an alle seine Durchhilfen in der Vergangenheit, an alle Anfangsschwierigkeiten daheim und draußen, an die Wolke treuer Zeugen, die er der Gesellschaft gegeben hat. Das alles giebt Ursache zum Danken und die größte Ermutigung zum Vorwärtsgehen. Denn freilich wollten wir das nicht, so würden wir Gott die Anerkennung für das, was er bereits gethan, versagen. Wollten wir denken, wir haben nun genug gethan, so würden wir die strengste Verurteilung verdienen. Nein, wir haben noch ein großes Werk zu thun, nicht nur auf dem Missionsfelde, sondern auch hier inmitten der Kirche von England. Wir müssen sie aller Orten zu der realen Erkenntnis dessen aufwecken, was der Herr für uns beabsichtigt hat. Wir müssen die Menschen davon überzeugen, daß es ein wesentlicher Teil eines jeden ordentlichen christlichen Lebens ist, Anteil an der Verkündigung des Evangeliums zu nehmen, daß ein Mensch, welcher keinen Anteil daran nimmt, nur ein halber Christ ist. Es muß dahin kommen, daß das Missionswerk nicht nur von einzelnen Missionsgesellschaften getragen wird — so sehr dieselben auch am Platze sind — sondern von der ganzen Kirche. Möge Gott uns dazu Kraft verleihen, daß wir das Unsere thun, die heimatliche Kirche zu dieser ihrer allerwichtigsten Pflicht zu erwecken!

Der Korreferent zu der ersten Resolution war der Earl of Northbrook, ein ehemaliger Vizekönig von Indien, und er benutzte in loser Weise die Gelegenheit, um sein Urteil über die religiöse Lage Indiens auszusprechen. Das Zeugnis eines Mannes, der in einer solchen Stellung in Indien gestanden hat, ist gewiß beachtenswert, und es war ein schönes Ehrenzeugnis, das er der evangelischen Mission ausstellte.

Zu welchem Zwecke, fragte er, haben wir das gewaltige Reich aufbauen dürfen? Wir haben darin die segensreiche Pax Britannica 100 Jahre lang aufrecht erhalten, westliche Civilisation eingeführt, das Land mit Eisenbahnen und Telegraphen überzogen, eine unparteiische, gerechte Verwaltung eingeführt. Wozu? Hier die Antwort:

To guide nations in the way of truth
By saving doctrine, and from error lead
To know, and knowing worship God aright.[1]) (Milton.)

[1]) Nationen durch heilsame Lehre den Weg der Wahrheit zu leiten, vom Irrtum sie zur Erkenntnis zu führen und in solcher Erkenntniß sie Gott recht dienen zu lehren.

Und das ist das Verdienst freiwilliger Vereinigungen, der Missionsgesellschaften. Beachtenswert sind die numerischen Erfolge derselben. Aber wichtiger ist: christliches Fühlen durchdringt immer mehr die Hindubevölkerung, christliche fromme Bücher werden ganz gewöhnlich von ihr gebraucht. Es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß man einen großen Fortschritt der Missionserfolge in Indien erleben wird. Auch christlich gesinnte, große indische Staatsmänner haben diese Bestrebungen wesentlich gefördert: Lord Teignmouth, die Lawrences, Sir Herbert Edwardes, Sir W. Muir, Sir Ch. Aitchison u. a. Zum Schluß warnte er davor, den Hindus ein europäisches Christentum aufzuzwingen, die Hindu hätten einen Anspruch darauf, daß in ihrer zukünftigen Kirche ihre besonderen Charakterzüge zur Geltung kämen.

Aus der zweiten, zur Demütigung mahnenden Resolution griff Bischof Whipple von Minnesota besonders die beschämende Thatsache heraus, daß die unglücklichen Spaltungen in der Christenheit auch für die Mission ein großes Hemmnis seien. Wenn man die 800000000 Heiden, für die Christus auch gestorben sei, und welche dahinstürben, ohne von ihm gehört zu haben, ansehe, so sei das ein Anblick, einen Engel weinen zu machen, daß die Christen sich stritten über Riten und Ceremonien und neue Zäune aufrichteten, die Menschen von Christo fernzuhalten. Das beste Heilmittel gegen alle Schismen sei Arbeit für Jesum Christum. Kämpfend um unseres Bruders Leben, würden wir keinen Raum behalten, über bloße Schlagwörter zu streiten.

Die dritte Resolution (Advance) gab dem Sprecher Lord Cranborne Veranlassung von der gewaltig zunehmenden Ausbreitung des Britischen Reiches zu reden. Ein Jahrzehnt ums andere, ja fast Jahr um Jahr kommen Tausende von Quadratmeilen unter das Scepter der Königin von England. Fast müßte man von der Schwere der damit übernommenen Verantwortung erzittern. Kann solche Ausdehnung der englischen Herrschaft — bisweilen nicht ohne beklagenswertes Blutvergießen vor sich gehend — gerechtfertigt werden? Nur auf Grund folgender Erwägung: nur weil wir glauben, daß wir durch den Genius unseres Volkes, durch die Reinheit unseres Glaubens den Völkern eine große Wohlthat, das Christentum, zu bringen haben. Und das muß darum dem britischen Volke ins Gewissen geschärft werden, daß es, wohin es auch geht, das Christentum mitbringt.

Rev. For, der honorary secretary der Gesellschaft, verweilte, als zweiter Sprecher zu dieser Resolution, noch länger bei diesem Gedanken. Er wies darauf hin, wie durch das Eindringen europäischer Civilisation notwendig die heidnischen Religionen in den unterworfenen Ländern ent-

wurzelt werden. Es würde aber kein größeres Unrecht geben, als einem Volke seine eigene Religion und damit seinen Halt zu nehmen, wenn man ihm dafür dann nicht eine bessere brächte. Und wenn es wahr sei, daß England zu dem, was es ist, gemacht ist durch das Evangelium von dem Sohne Gottes, der für alle Menschen gestorben ist, dann seien sie, die ihn kennen, auch verpflichtet, allen Menschen von ihm zu sagen. Und das ist Zweck und Trachten der Kirchenmissionsgesellschaft. Er schloß mit einem Appell an die anwesenden jungen Leute: „wer von euch ist nun bereit, zu kommen und sich dem Herrn anzuschließen und in den Kampf mit einzutreten?"

Die gleichzeitige Versammlung in Queen's Hall, die nichts wesentlich anderes oder Neues bot, können wir übergehen. Am Abend fand in der Albert Hall eine großartige Volksversammlung statt, die wahrscheinlich einzigartig in der bisherigen Geschichte der Mission ist. Man schätzte die Besucher auf 10000 Personen; wohin man auch blickte, in das Parket, die Logen, die Galerieen, überall sich drängende Menschenmassen. Die von diesen 10000 begeisterten Menschen gesungenen Jubelhymnen machten einen ganz unbeschreiblichen Eindruck. Die Versammlung war wieder populär gehalten und trug einen mehr erbaulichen Charakter. Die Ansprachen — Dank für die Gründung der Gesellschaft; Dank für die Ausbreitung daheim und draußen; Dank für die Arbeiter, welche zur Ruhe eingegangen, und für diejenigen, welche durch sie gesammelt sind; Dank für die Darreichung von Arbeitern und Mitteln und allgemeiner Dank — waren nur kurz und sollten wesentlich dazu dienen, den Herzen der Hörer jedesmal die bestimmte Richtung zu weisen, worauf sich ihr Dank richten sollte. In ganz ähnlicher Weise verlief eine Parallelversammlung in Exeter Hall.

Von neuem Interesse waren die 3 Versammlungen, welche am Donnerstag stattfanden, und in welchen der Arbeit *anderer* Missionsgesellschaften gedacht wurde. Die Vertreter der größten englischen und einiger anderer Missionsgesellschaften gaben ein jeder einen Überblick über das von seiner Gesellschaft gethane Werk. Erfreulich war der Ton der Einmütigkeit, der durch die meisten dieser Reden hindurchging. So erklärte ein anglikanischer Bischof: „Denominationelle Unterschiede würden außer acht gelassen angesichts des gemeinsamen Feindes. Die große Frage sei dann einzig und allein: „Bist du *für* Christum oder *gegen* ihn?" Ein anderer: „Den gigantischen Gestalten des Aberglaubens, des Lasters und Elends gegenüber vergißt man all die kleinen Dinge, welche uns unterscheiden, und denkt allein an die gemeinsame Hoffnung, die gemeinsame Botschaft, den

gemeinsamen Heiland." Möchten nur vor allem die hochkirchlichen Missionare auf dem Missionsfelde immer so denken! — Zunächst sprachen die Bischöfe von Newcastle, Rochester und Bath über die Missionen der Church of England in Asien, Afrika und Australien. Ein anschauliches Bild wurde vornehmlich von der Universitätenmission gegeben.

Auf diese Arbeit der „edelsten Söhne der Kirche" schaue die Church of England mit besonderer Vorliebe. Sie sei das erste Glied in der Kette vom Kap nach Kairo gewesen, sie sei die ältere Schwester der Uganda-Mission. Nach der allerdings vergeblichen Pionierarbeit des edlen Bischofs Mackenzie wurde der eigentliche Grund der Universitätenmission durch Bischof Steere gelegt. Die Missionare empfangen keinen bestimmten Gehalt, sondern — soweit sie sich nicht selbst unterhalten — nur Lebensunterhalt. Alle vom Bischof abwärts haben sie gemeinsamen Tisch und leben in gleich schmucklosen Räumen, es wird kein Unterschied im Rang und in der Farbe gemacht. Es sind erfreuliche Erfolge erzielt; das Volk lebt jetzt in Frieden, anstatt früher in endlosen Kriegen. Grausamkeiten, Kindesmord 2c. sind eingeschränkt. Und was ist es doch für ein Großes, wenn innerhalb eines Menschenalters aus befreiten Sklavenkindern und rohen eingeborenen Rassen Material für Diakone und Priester gewonnen wird! Von dem 200 Personen betragenden Stabe der Missionsarbeiter sind 118 Eingeborene.

Der Bischof Whipple von Minnesota (U.S.) sprach über die Mission der Anglikaner in den Vereinigten Staaten. Sie sei 1832 organisiert; in den 3 ersten Jahren vereinnahmte sie nur 37000 Dollars. Jetzt betrüge die Jahreseinnahme 600000 Dollars, man hätte 1126 domestic und 518 foreign missionaries unter 85 Bischöfen. Gearbeitet würde unter den Negern, die sich nach der Emanzipation in einem religiösen Zustande befanden, der halb Fetischismus, halb Christentum war. Man habe jetzt 1400000 Negerkinder in Freischulen. Außerdem nehme man sich der Indianer an.

Dr. Marshall Lang, der Direktor der Mission der Church of Scotland, sprach über deren Arbeit, die in Indien, China und Afrika geschehe; sie zähle 116 Missionare und 586 native assistants. Die Zahl der eingebornen Christen betrage 9—10000.

Die Mission der schottischen Freikirche wurde von deren Sekretär Dr. G. Smith repräsentiert. Sie unterhält mit einem Jahreseinkommen von 2300000 Mk. ungefähr 230 Missionare. Rühmend konnte der Referent hervorheben, daß zu den heimatlichen Freunden der Mission in Schottland auch die Peers gehörten, woran sich die englischen ein Vorbild nehmen könnten.

Théod. Monod sprach über die Pariser evangelische Mission, welche in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum feiert. Missionssekretär Würz

berichtete über das Baseler Missionswerk; Mr. H. Morris über die britische und ausländische Bibelgesellschaft.

Die Wesleyanische Mission wurde von deren Sekretär Rev. Macdonald vertreten, welcher auch im Namen seiner Gesellschaft eine Jubiläumsgabe von 1000 Mk. überreichte. Er erzählte, offiziell datiere das Missionswerk seiner Kirchengemeinschaft erst von 1817, doch sei auch vorher schon Mission getrieben, so daß man in diesem Jahre gleich mit einem Einkommen von 400000 Mk., 103 Missionaren und 23000 Church members auf den Plan treten konnte. Vier Missionsgebiete seien im Lauf der Zeit schon zu sich selbst unterhaltenden und selbständigen Kirchenprovinzen umgewandelt: Südafrika, Australien, Britisch Nordamerika und Westindien. Das glänzendste Ruhmesblatt der Wesleyanischen Mission ist die Bekehrung der Witiinsulaner.

Rev. Thompson, der Sekretär der Londoner M.-G. berichtete über deren Arbeit. Nachdem er interessante Details hierüber gegeben, wies er darauf hin, daß dies Jahrhundert offenbar erst der Anfang der Missionsarbeit sei. Ein beträchtlicher Teil dieser Zeit sei dazu gebraucht, das Dickicht zu lichten, das Brachland umzubrechen, die Anfangsschwierigkeiten zu überwinden. Das 2. Jahrhundert müsse nun eine kräftige Arbeit in der Entfaltung der Werke sehen.

Der Freitag trug die Losung: Advance! Eine biblische Betrachtung am Morgen bildete die Einleitung der hierauf gerichteten Verhandlungen. Es fehlte dabei auch nicht an phantastischen Plänen, wie Engländer und Amerikaner sie nun einmal lieben. Rev. Brooke führte aus, die Evangelisation der Welt in dieser Generation sei sehr wohl möglich, wenn nämlich von den 10 Millionen protestantischer Kommunikanten (?!) immer nur der hundertste Missionar würde und die übrigen 99 für seinen Unterhalt sorgten u. s. w. Das Thema des Nachmittags war „The Regions Beyond" (die noch unerreichte Welt). Der Bischof von Carlisle leitete die Verhandlung ein.

Er wies auf den Geist der Weltmachtspolitik hin, der gegenwärtig in England alt und jung beseelte. Zu fernen Völkern und fernen Landen ist unter der Regierung der Königin Victoria die englische Herrschaft gedrungen und dringt sie noch immerzu. Aber gottlob ist auch noch ein anderer Geist über das Volk ausgegossen, der die Engländer nicht bloß für den Imperialismus erwärmt, sondern für eine unendlich größere Sache, nämlich Christum zum König aller Könige in der Welt zu machen. Und wie einst die römischen Heerstraßen und die griechische Sprache Hilfsmittel für die Ausbreitung des Christentums wurden, so wird auch jener Geist des Imperialismus mit helfen, dem Herrn den Weg zu bahnen. Weiter stellte der

Bischof die Väter der Gesellschaft mit ihrem unverzagten Vorwärtsgehen als Vorbilder hin. Zeigten sie unter jenen schwierigen Verhältnissen solchen fröhlichen Glaubensmut, wieviel mehr gebührt uns, in den jetzigen günstigen Verhältnissen unverzagt und fröhlich voranzugehen! Auch die Gegenwart ermangele ja noch nicht leuchtender Vorbilder. Man denke an die Mutter der ermordeten Missionsschwestern in Kutscheng, die nach dem Tode ihrer Töchter an deren Stelle trat; man denke an Bischof French, Bischof Stuart und Bischof Burden, die, als die Kräfte nicht mehr zur Führung des Bischofsamtes ausreichten, wieder in die schlichte Arbeit des Missionars traten.

Rev. Macartney aus Australien behandelte dann die Frage: wo sind die Regions Beyond? Nachdem er die Ansicht ausgesprochen, daß es unentdeckte, von der Civilisation noch nicht erreichte, von Missionaren noch nicht besuchte Gebiete eigentlich kaum mehr gebe (??), führte er die Hörer im Fluge dann durch Kanada, Mittel- und Südamerika, Nordafrika, Indien, China und Indonesien! Die 1000 Millionen Heiden und Mohammedaner dort, das sind die regions beyond.

Einen sehr gehaltvollen Vortrag hielt danach der Bischof v. Coventry: Was ist's, das den Heiden not thut?

Zum ersten, so führte er aus, bedürfen die Heiden der Wahrheit, denn im Menschenherzen ist ein unstillbarer Durst nach Erkenntnis, nach Wahrheit. Es ist nicht die Furcht, nicht Kinderei, nicht poetische Einbildung, welche die Menschen treibt, Gott zu suchen, sondern die Liebe zur Wahrheit und die absolute Notwendigkeit, eine Basis für das selbstbewußte Leben zu haben. Darum sagt auch der Herr selbst: ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Zum zweiten haben die Heiden eine Befreiung nötig. Eine Befreiung brauchen die Buddhisten von ihrer trostlosen Lehre vom Nirwana, die Hindu von den Ketten der Kastensitte, die Chinesen von den starren Banden ihres politischen und sozialen Lebens. Und diese Befreiung bringt ihnen keine Kultur und Civilisation, sondern allein das Christentum. Zum dritten brauchen sie den Glauben an einen persönlichen Gott. Trotz aller Vielgötterei fehlt den Heiden ein solcher Glaube, den Hindu, den Buddhisten, den Chinesen. Alle hohen philosophischen Wahrheiten nützen ihnen nichts, geben keine Kraft zur Lebenserneuerung. Endlich zum vierten bedürfen sie einen offenen Zugang zu Gott. Da versagt der Mohammedanismus. Das Herz will Gemeinschaft haben mit Gott. Meine Seele ist unruhig in mir, bis daß sie ruhet in dir, Gott, zu dem sie geschaffen.

Nach diesem Vortrage folgten noch einige kürzere Ansprachen von Missionar Lloyd aus Uganda, der eben auf dem Kongowege von dort hergekommen ist und die Bedürfnisse der von ihm besuchten Pygmäenvölker im Innern Afrikas und der wilden Stämme am Ararvimi schilderte, und von mehreren eingebornen Geistlichen Rev. Clarke aus Madras und Rev. Nihal Singh, die die Bedürfnisse ihrer Völker schilderten.

Rev. Chavasse hielt die Schlußansprache: Wie begegnen wir allen

diesen Bedürfnissen? Antwort: Indem wir mit dem lebendigen Christus Gemeinschaft haben und von ihm die Kraft bekommen.

Da ist zuerst Partnerschaft mit ihm in der Arbeit. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Wir sind seine Hände, das Evangelium zu den Völkern zu tragen. Dazu gesellt sich die Partnerschaft mit seinen Methoden, z. B. mit seiner Selbstverleugnung, seiner Geduld, seinem absoluten Gottvertrauen und seinem innigen Gebetsleben, seiner völligen Hingabe und Selbstaufopferung. Über alles aber kommt dann die Partnerschaft mit seinem Leben. Ein historischer Christus kann uns nicht helfen; wir müssen einen lebendigen Christus im Herzen haben.

Zum letztenmale versammelten sich die Freunde am Freitag Abend. Diese Versammlung trug einen persönlich zugespitzten Charakter: *Was für Ansprüche erhebt nun Christus an sein Volk?*

Der Bischof von Peterborough, der chairman der Sitzung, zerlegte in der Eröffnungsansprache die Frage in 3 Unterfragen: welches sind diese Ansprüche, warum erhebt Christus solche Ansprüche, welche Ansprüche erhebt er an mich? Die Antwort auf die erste Frage findet er in dem Schriftwort: „Alle Seelen sind mein." Warum beansprucht er sie? Weil er eine jede mit seinem Blute teuer erkauft hat. Endlich die dritte Frage kann er für niemand beantworten; sie muß jeder sich selbst beantworten. Möge jeder sie sich vor dem Angesicht des Herrn beantworten!

Der designierte Bischof von Mombas, Rev. Peel, erinnerte danach noch einmal an die Unterlassungen, deren sie sich schuldig bekennen müßten, an den Mangel an Einheit unter den Christen, an den Mangel an Gehorsam gegen den erkannten Willen Gottes, den Mangel in der Erfüllung der Gott gethanen Gelübde, den Mangel an Erkenntnis des gen Himmel gefahrenen Heilands, den Mangel in dem Gedenken an seine Wiederkunft. Darauf wies Rev. Selwyn auf die gegenwärtigen größeren spiritual possibilities hin. Und endlich richtete Präbendar Wepp-Peploe mit feurigem Ernst einen Aufruf an die Hörer, sich dem Herrn zum Dienste hinzugeben. An Abrahams Hingabe solle man sich ein Beispiel nehmen, vierfach sei dessen Hingabe gewesen, zuerst gab er seine Heimat auf, dann seine Familie, dann seinen Reichtum und endlich seinen Sohn.

Damit auch die *Kinder* einen Anteil an dem Fest hätten, und sie in späteren Tagen auch von ihrer Teilnahme an dem 100jährigen Jubiläum der C. M. S. erzählen könnten, fand am Sonnabend Nachmittag ein großartiges childrens meeting in Albert Hall statt, das von Tausend und Abertausend Kindern besucht war; und andere Tausende hatten keinen Platz mehr bekommen können. Gewiß wird ihnen diese Feier unvergeßlich in ihr Herz gedrückt sein.

Schon während der Londoner Festlichkeiten, besonders aber in den beiden Wochen danach wurden auch hin und her im Lande Jubiläumsfeiern veranstaltet. Die der größeren Städte und Centren wiesen zum Teil ein reichhaltiges, womöglich mehrere Tage umfassendes Programm auf. Die der kleinern Orte hielten sich naturgemäß in bescheideneren Grenzen. Insgesamt wurden ungefähr 5000 Feiern veranstaltet. Mögen sie dazu gedient haben, noch lebendigeres Interesse für die C. M. S. zu erwecken.

Denn auch eine Gesellschaft wie die C. M. S. kann das wohl gebrauchen. Befindet sie sich doch gegenwärtig trotz einer Einnahme von $6^1/_2$ Millionen Mark in einer schwierigen Situation. Auch die Jubiläumsgaben von 1 120000 Mark — in unseren Augen eine ganz respektable Summe — sind doch hinter den Erwartungen zurückgeblieben. So wollen wir der Gesellschaft wünschen, daß sich ihre Hoffnung erfülle, und auf die Centenarfeier eine Zeit erneuter Anspannung und fröhlichen Fortschrittes folgen möge.

„Ein Besuch in Kamerun und Togo."

Eine Antwort

auf die betreffenden Artikel der „Köln. Zeitung" 1898 Nr. 218 und 250.

Von Missionar Bohner.

Genannte Zeitungsartikel wurden uns von befreundeter Hand mit der Aufforderung zugesandt, ich solle das in denselben enthaltene Urteil über „gewisse protestantische Missionen" zurechtstellen, beziehungsweise zu widerlegen suchen. Als ich zu diesem Zweck die Artikel flüchtig durchlas, sah ich auf den ersten Blick, daß ich es mit einem sogenannten „Globetrotter" zu thun habe. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man Reisende, die, ohne sich die Mühe einer gründlichen Forschung zu nehmen, hauptsächlich der Dampferlinie folgen, da und dort gelegentliche kurze Besuche machen und dann sowohl in ihren Reisebriefen, als auch in dickbändigen Reisebeschreibungen sich erlauben, über alles, auch über das, was sie nicht gesehen haben, ein selbstbewußtes, meistens absprechendes, Urteil abzugeben. Am meisten werden „die Missionen" davon betroffen; aber auch die Regierungen bekommen ihr Teil, und mitunter auch die Kaufleute und andere Kolonisten, wenn sie einem solchen von seiner Wichtigkeit eingenommenen Reisenden nicht die Aufmerksamkeit geschenkt haben, die er erwartete.

Als ich nun die obengenannte Entdeckung machte, war ich nicht im geringsten geneigt, an irgend welche Entgegnung Zeit und Tinte zu verschwenden, denn ich mußte mir sagen, es nütze doch nichts. Dergleichen Urteile sind schon oft, nicht bloß in Missions- sondern auch in andern Zeitschriften widerlegt worden, ohne daß, wie vorliegender Fall zeigt, es irgend etwas, wenigstens bei diesen Herren, genützt hätte; denn der gewöhnliche Gang der Dinge ist meist der, daß, wenn einer eine Reise ins Ausland macht, er sich die Reisewerke seiner Vorgänger anschafft; diese, nicht aber auch die Entgegnungen oder Richtigstellungen, die dieselben veranlaßt haben, liest er dann und nach ihnen bildet er sein Urteil, oder schreibt sie auch in verdeckter Weise ab. Im Jahr 1888/89 z. B. schrieb ich in meiner Broschüre „die Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung" gegen die Herren Zöller, Buchner und Henrici in einer Fußnote folgendes:

„Man halte uns hier ein Wort der Selbstverteidigung zu gut. Hugo Zöller hat in seinem mehrbändigen Werk über die Westküste Afrikas die Arbeit der Missionare vielfach kritisiert, besonders dadurch, daß er die Aufgeblasenheit und Trägheit der Neger dem Umstande zuschrieb, daß die Missionare dieselben lehrten, alle Menschen seien einander gleich. Ähnliches schreibt auch Max Buchner in seinem Buch „Kamerun", und Ernst Henrici, der in den Jahren 1887—88 in Westafrika war und im übrigen gegen die Mission freundlich gesinnt ist, in der Staatsbürgerzeitung (1887). Wir vermuten, daß Buchner und Henrici nur Zöller kopiert haben. Sicher ist es aber bei allen dreien nicht das Resultat ihrer Forschungen, sondern bloßes Vorurteil, bezw. Klatsch, was sie über Missionsarbeit geschrieben haben. Wo sollte z. B. Zöller seine Überzeugung gewonnen haben? Etwa im Umgang mit Missionaren, oder in Untersuchungen an Ort und Stelle? Keines von beiden. Denn einen kurzen Besuch im Missionshaus zu Keta auf der Sklavenküste und seinen kurzen Umgang mit den katholischen Missionaren an der Küste von Dahome abgerechnet, hat Zöller vom grünen Kap an bis hinunter nach Kamerun wohl keinen einzigen Missionar gesehen oder gesprochen. Über die Basler Mission auf der Goldküste schrieb er einen langen günstigen Bericht ohne auch nur mit einem Fuß das Land betreten zu haben, ein Umstand, den er allerdings in seinem Bericht verschweigt."

„Ist es aber nun nicht höchst ungerecht von diesen Herren, die Arbeit ihrer Landsleute und die der englischen Missionare zu brandmarken, wie sie es thun, ohne dieselben kennen gelernt zu haben? Aber man sagt vielleicht: Ja, die Herren haben sich erkundigt! Bei wem denn? Nun, bei den Faktoristen! Das sind allerdings Zöllers Gewährsleute gewesen, denen er vollen Glauben geschenkt zu haben scheint, auch wenn sie etwa über Tisch Späße machten, oder Bären aufbanden. Die Faktoristen sind zum größten Teil gute Kaufleute, die in Bezug auf Öl- und Salzpreise, und was damit zusammenhängt, gute Auskunft geben können. Aber damit ist auch bei den meisten in Bezug auf Land und Leute ihr Wissen erschöpft. Viele werden schon verlegen, wenn man sie nur nach der Art und Weise frägt, wie das Palmöl zubereitet wird, weil sie es nicht wissen; denn die meisten sind jung, dazu noch nicht

lang an der Küste und haben für die Dinge, die außer ihrer Faktorei vorgehen, kein Interesse. Die Sprache des Landes erlernen sie selten, oder nur bruchstückweise und in den Gottesdienst gehen sie nicht. Wie sollten sie also wissen, was der Missionar predigt? Sie haben keine Ahnung davon. Was nun den Vorwurf selber betrifft, so handelt es sich um weiter nichts, als daß man den biblischen Glauben von der Abstammuug des Menschengeschlechts und der Gleichheit vor Gott dadurch zu verletzern sucht, daß man den Missionar als den Apostel der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ darstellt. Wer aber die Sache kennt, wer weiß, daß der Hauptschutz der Missionare ihre eigene moralische Persönlichkeit ist, wer weiß, daß sie mit dem Neger geradeso um das Mein Dein handeln müssen, wie die Kaufleute, der wird sie nicht für so dumm halten, daß sie das Gebot vom Gehorsam und der Unterordnung aus ihrem Katechismus streichen, oder vergessen, es den Negern einzuschärfen. Die Lehre, daß wir alle vor Gott gleich sind, würdigt sicher nicht die weiße Rasse vor den Negern herab, wohl aber thun dieses: 1. eine rohe, unmenschliche Behandlung der Untergebenen, 2. das Konkubinat mit Negerinnen und 3. die Zechgemeinschaft. An diese Dinge aber hat sich weder Zöller noch Buchner sonderlich gestoßen.“

Ebenso schrieb ich in derselben Broschüre die Gleichstellung von Weißen und Schwarzen in den Kolonieen betreffend nachstehendes:

„Was endlich die Prügelstrafe betrifft, so wird man sie in einer Westafrikanischen Kolonie nicht ganz entbehren können. Bei ihrer Anwendung ist aber Vorsicht nötig, wenn nicht der Rohheit und Unmenschlichkeit Thür und Thor geöffnet werden soll, daher sie auch nur unter Verantwortung des Europäers angewendet werden sollte. Daß vor den Kolonialgerichten alle Personen gleich zu achten sind und die Hautfarbe keinen Unterschied machen darf, halten wir für selbstverständlich. Es ist auch in den englischen Kolonieen in Westafrika so. Wir können es deshalb nicht begreifen, wie Max Buchner in seinem Buch „Kamerun“ sich darüber ereifern und für die Europäer eine Ausnahmestellung verlangen kann. Will er denn für die Europäer den Schmuggel, groben Unfug, Nichtzahlung der Schulden, Mißhandlung von Untergebenen, Notzucht und dergl. in den Kolonieen freigeben? Oder soll dem Schwarzen dem Europäer gegenüber nicht zu seinem Recht verholfen werden? Wir wollen doch in unsern Kolonieen nicht eine Wiederholung der amerikanischen Südstaaten schaffen, wobei die Weißen verrohen und die Schwarzen schließlich Empörer werden! Aber wie keine Ausnahme zu Gunsten des Europäers gemacht werden soll, so soll es auch nicht vorkommen, daß man ihn wegen eines und desselben Vergehens strenger bestraft, als den Schwarzen unter der Voraussetzung, daß er vermöge seiner höheren Bildung strafwürdiger als dieser sei. Hat er doch andererseits auch mehr unter der aufregenden Einwirkung des Klimas zu leiden, so daß er leicht in der Übereilung sich zu einer That hinreißen lassen kann, die sonst seinem Charakter fremd geblieben wäre. Was wir aber für den Europäer verlangen, ist, daß ihm auch als Sträfling das geboten werde, was zu seiner Existenz im Tropenklima notwendig ist, namentlich ein luftiges Schlafgemach, ein gutes Bett und kräftige Kost. Auch muß er mit schwerer Arbeit in der Sonne verschont werden. Ihn in diesen Dingen so zu behandeln wie einen Neger, hieße ihn morden. Das Beste wäre wohl, daß man Europäer, die in der Kolonie mit Zwangsarbeit bestraft

werden müssen, solche auf einem Kriegsschiff oder in Europa verrichten ließe. Will ein Europäer seinen Aufenthalt in den Kolonieen nicht unmöglich machen, so muß er sich so aufführen, daß er mit dem Strafgesetz der Kolonie nicht in Kollision kommt. In der That ist dies auch an der Goldküste eine sehr große Seltenheit. Auch Privatklagen zwischen Europäern kommen selten vor, und wenn es einmal der Fall ist, so sucht der Richter, auch wenn er ein Schwarzer ist, meist privatim einen Vergleich herbeizuführen. Wenn man weiße Gefangene in den Gefängnissen trifft, so sind es meist wiederspenstige Matrosen, denen von ihren Kapitänen der Prozeß gemacht wurde. Solchen sucht man aber bald, nachdem sie ihre Strafe abverdient haben, die kostenfreie Überfahrt nach Europa zu vermitteln, ein Verdienst, das sich schon sehr oft die kaufmännischen Vertreter der Basler Mission erworben haben."

Obgleich nun diese meine Broschüre in mehreren politischen Zeitschriften besprochen, ja vom Auswärtigen Amt den Beamten zugesandt, also öffentlich bekannt wurde, lesen wir doch in diesen Artikeln das Gleiche.

Wie bilden aber solche Reisende ihr Urteil, z. B. in Bezug auf Kamerun? Nun, die wenigsten sind so mit Geldmitteln versehen, daß sie überall am Land verweilen können von einem Dampfer zum andern, sondern sind auf die kurze Zeit beschränkt, die *der* Dampfer, auf dem sie die Reise machen, in Kamerun zubringt. Und wie wird diese zugebracht? Meistens mit Besuchen bei den Beamten und in den Faktoreien, bei abendlichen Einladungen und, wenn der betreffende Geld genug hat, auch noch mit meistens resultatlos verlaufenden Jagdausflügen mittelst Boot oder Pinasse. Dabei giebt es denn viel Gelegenheit zu nächtlichen Zechereien, so daß mancher Gastgeber wieder froh ist, wenn ein solcher Besuch der Kolonie den Rücken kehrt. Zu dem Besuch einer Missionsstation, oder gar zu genauer Kenntnisnahme von dem Stand der Schul- oder Missionsarbeit ist keine Rede. Wenn ich mich auf die letzten 5 Jahre zurückbesinne, die ich in Kamerun zubrachte, so erinnere ich mich wohl einer Reihe von Marineoffizieren und auch einiger Beamten, die zu uns kamen, um sich unsere Schule anzusehen, aber keines einzigen Besuchs von Forschungsreisenden. Eine Ausnahme machte Herr v. Usler, Landrat von Apenrade, der mit S. M. S. „Nixe" eine Besuchsreise in Kamerun machte. Nicht einmal den Handel sehen sich manche genau an. Würden sie z. B. nachfragen, auf welche Weise die während ihrer Rundgänge gelandeten Warenmassen ins Inland geschafft und vertrieben, oder die vielen eingeschifften Tonnen von Palmöl und -Kernen zubereitet oder gewonnen werden, so könnten sie nicht so gedankenlos in ihre Berichte hineinschreiben, daß die Schwarzen nicht arbeiten.[1]) Bei solchen Erlebnissen wird man es mir

[1]) Im Jahre 1896 wurden in die Kamerunkolonie für 5358905 Mark europäische Waren eingeführt und für 3961308 Mark Landesprodukte ausgeführt.

nicht als Überhebung auslegen, wenn ich sage, daß ich auf das Urteil solcher Reisenden nicht viel Gewicht lege und nicht gerne meine Zeit darauf verwende, ihre Berichte zu widerlegen.

Wenn ich nun doch hiermit auf die genannten Artikel der Kölnischen Zeitung genauer eingehe, so thue ich es, weil die unqualifizierbare Tendenz derselben auf die Verleumdung der Basler Mission in Kamerun gerichtet ist, deren Vorstand ich, einen Urlaub mitgerechnet, beinahe 9 Jahr lang gewesen bin. Wünscht doch der Schreiber sogar, dieselbe möchte vom Auswärtigen Amt unter besondere Staatsaufsicht gestellt werden, ja er warnt selbst die Kolonialabteilung vor einer nächtlichen Überrumplung seitens der Basler Mission. Daß sich gegen diese seine Tendenz richtet, geht aus allem hervor, sei es, wenn er von „gewissen protestantischen Missionen“, oder von zur „Leitung protestantischer Missionen“ ausgesuchten Leuten, oder von „Gleichmachern“ redet, oder von „schlichten Leuten, die aus dem Handwerkerstand zum Missionswerk übergegangen sind und bei denen lapidarische Bibelworte die fehlenden Begriffe ersetzen müssen“. Überall sind Basler Missionare gemeint, auch wenn sie nicht genannt werden, denn z. B. die Zahl der Basler Missionare bildet auch auf der Goldküste weitaus die Mehrzahl.

Es ist demnach Selbstverteidigung wenn ich etwas gegen die Artikel schreibe und diese scheint mir um so notwendiger, als aus denselben hervorgeht, daß ihr Verfasser sich etwas länger in Kamerun aufgehalten hat, also in diesem Punkt eine Ausnahme macht von den oben geschilderten „Globetrotters“. Wenigstens hat er Zeit gehabt, den ganzen Dezember von der Straße aus in Buea den Gesangsübungen der dortigen Schule zuzuhören.

Obgleich nun aber der Artikelschreiber sich längere Zeit in der Kamerunkolonie aufgehalten zu haben scheint, so geht doch aus seinen Artikeln vielfach hervor, daß auch er nicht in der Lage ist, ein solches Urteil über die Missionen abzugeben, wie er es gethan hat, denn die Artikel enthalten viele Unrichtigkeiten und sprechen über Personen ab, die er gar nicht kennen gelernt hat. Dies zeigt, daß auch er sein Urteil nach den Aussagen von Faktoristen, reisenden Engländern und nach seiner Lektüre gebildet hat.

Schon der erste Satz des Artikels enthält Unrichtigkeiten. Es wird nämlich die Baptistische Mission als die älteste und die Amerikanisch-presbyterianische als die jüngste der Kolonie bezeichnet. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Amerikaner haben schon in den sechziger Jahren

von Koriſko aus unter den Einwohnern von Batanga mit gutem Erfolg miſſioniert und ſchon 1871 Groß-Batanga mit einem ſchwarzen Gehilfen beſetzt, dem 1889 Europäer folgten. Die Deutſch-Amerikaniſche Baptiſtenmiſſion (denn von dieſer redet der Schreiber, nicht aber von der engliſchen, die ſeit Weihnachten 1886 nicht mehr exiſtiert) datiert aber erſt von 1892, die Basler Miſſion von Weihnachten 1886 und die der Pallotiner von November 1890. Der Verfaſſer widerſpricht ſich auch ſelber in dieſem Punkt, denn er ſagt weiter unten, daß die amerikaniſchen Presbyterianer von Gabun, die in Yaunde zugegriffen haben, „über eine langjährige afrikaniſche Erfahrung" verfügen. Hierbei hat er nicht gemerkt, daß er es mit den gleichen Leuten zu thun hat wie oben. Lolodorf hält er für eine Yaunde-Station, während es noch weit von Lolodorf bis Yaunde iſt. Von einer beabſichtigten Niederlaſſung der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft in Kamerun weiß wohl nur er etwas.[1]) Nach dem Berichterſtatter ſoll der Häuptling Bell vor 10 Jahren geſtorben ſein; er ſtarb aber erſt Ende 1897.

Wer den letzten Abſatz des Artikels lieſt, wird ſicher annehmen — und ich glaube, der Schreiber hat es auch gemeint — es habe auf der Goldküſte ſchon von langer Zeit her katholiſche Handwerker-Miſſionen gegeben, welchem guten Beiſpiel nun auch die evangeliſchen Miſſionen nachzueifern ſich genötigt ſahen. Mit dieſer verſchleierten Behauptung entpuppt ſich der Schreiber als vollſtändiger Nichtkenner Weſtafrikas und ſind auch hiernach ſeine ſämtlichen Beurteilungen aufzufaſſen. Wenn katholiſche Miſſionare auf der Goldküſte — Siera Leone und Lagos mit eingeſchloſſen — irgendwelche Handwerker- oder landwirtſchaftliche Miſſionare hätten, oder gehabt hätten, ſo müßte ich doch auch davon erfahren haben, der ich von 1864—1890 auf der Goldküſte thätig war und dieſelbe ſeither ſchon wieder 2 mal bereiſt habe. Auch von Gabun kann der Verfaſſer ſelbſt nicht berichten, daß ſchwarze Handwerker von dort herkommen, da

[1]) Der merkwürdige Paſſus lautet: „Wo die Rheiniſche Miſſion aus Barmen ihre Thätigkeit entfaltet, hat ſie Glück gehabt mit der Handwerks-, der Landwirtſchafts- und der Ärztemiſſion. Daß dieſe Geſellſchaft ſich nicht auch in Kamerun niederlaſſen kann, weil ihr die Mittel fehlen, um ſich einzurichten, und dieſe Mittel vom Reichstage nicht bewilligt werden durften, iſt ſehr zu bedauern; allein es iſt zu hoffen, daß ſie ſich auf privatem Wege finden werden." — Ein ganzes Neſt von Unkorrektheiten, um nicht mehr zu ſagen. Die Baſeler Miſſion hat viel mehr Handwerks- und Landwirtſchaftsthätigkeit geübt als die Rheiniſche, iſt auch in der ärztlichen Miſſion ihr vorangegangen. An Kamerun hat die Rh. M. nie gedacht und an „Mittel vom Reichstage" erſt recht nicht. D. H.

dieselben der ganzen Meeresküste entlang von Accra (Goldküste) bezogen werden. Vorstehendes sind einige der Unrichtigkeiten, die in dem Artikel sich finden. Beweisen diese schon, daß er ohne Sachkenntnis geschrieben ist, so noch viel mehr das, was er über die Basler Mission sagt.[1]) Diese hat 9 mit Europäern besetzte Stationen in Kamerun. Dabei sind die 3 Stationen Bonaku, Bonebela und Bonanjo als eine gerechnet. Wie viele von diesen hat wohl der Berichterstatter besucht? Wahrscheinlich nur zwei: Buea und Lobethal, und diese hat er sich nicht genau angesehen, sogar Buea nicht, wo er so lange sich aufgehalten hat, denn hätte er das gethan, so hätte er es erfahren, daß die dortigen Schüler auch vom Missionar selber unterrichtet werden und außer Singen auch noch etwas anderes lernen, auch die Hälfte des Tages Plantagenarbeit thun müssen. Daß ihre kleine Zahl nicht so viel ausrichten kann, als ein Pflanzer mit seinen Hunderten von bezahlten Arbeitern, ist selbstverständlich. Ferner: Hätte der Berichterstatter sich die Mühe genommen, sich die Schlafstellen unserer Schüler in Lobethal und Bonaberi, sowie unserer Schülerinnen in Bonaku anzusehen, so hätte er, wenn es ihm anders sein Vorurteil gegen die Basler Mission zugelassen hätte, nicht so über die Schlafstellen der Schüler schreiben können, wie er es gethan hat, oder er hätte wahrscheinlich über den Luxus geschimpft, der in der Basler Mission herrsche, denn er hätte sicherlich angenommen, daß das auf den einfachen Pritschen sich befindende Bettzeug mit Missionsgeld beschafft worden sei. Wenn es wahr ist, daß er Schüler in solchen baufälligen Hütten gesehen hat, so könnte es nur in Buea geschehen sein, wo infolge von vielen dort Erholung suchenden Missionaren die Schüler zeitweilig genötigt gewesen sein könnten, ihr von Wellblech erbautes Schlaflokal abzutreten und für diese Zeit in ihren alten früheren zu logieren. Oder aber sind die Jungen, welche er für Anstaltsschüler hielt, keine solche gewesen, denn außer an den oben genannten Orten und Buea haben wir nirgends solche Kostschulen. Wenn er auf der gleichen Station, oder auf einer andern, einen Garten in verwildertem Zustand gesehen hat, so ist es sicher nach der Ernte, oder im afrikanischen Winter (der trockenen Jahreszeit) gewesen, wo kein Garten in Kamerun europäische Gemüse hervorbringt. Nicht einmal unsere Schreinerwerkstätte in Bonaku scheint er eines Besuchs gewürdigt zu haben, denn sonst hätte er sehen müssen,

[1]) „Es liegt“, schreibt er, „nicht in meiner Absicht, die religiöse Thätigkeit der Missionare zu besprechen; ich bekenne gern, daß sie sich meinem Urteil entzieht.“ Nur über die Schule und die Erziehung zur Arbeit will er reden. D. H.

daß dieselbe sich nicht am Regierungssitz befindet, und erfahren können, daß ihre Anfänge in das Jahr 1887 zurückreichen, während die Regierungswerkstätte 1894 eröffnet worden ist. Die Errichtung einer solchen Werkstätte seitens der Baptisten müßte, wenn überhaupt eine solche besteht, erst nach Oktober 1898 stattgefunden haben.

Wenn nun aber der Berichterstatter sich so wenig Zeit genommen hat, sich über die äußeren Verhältnisse der Basler Mission zu erkundigen, so wird er sich wohl noch weniger Zeit genommen haben, die Qualität der Missionare kennen zu lernen. Ich bezweifle sehr, ob er außer mit den Buea-Missionaren auch noch mit andern eine längere Unterredung hatte. Es scheint zwar, er habe auch die Station Lobethal besucht; ob er aber außer der Kakao-Plantage sonst noch etwas in Augenschein genommen, oder die Missionare in ihrer Arbeit beobachtet hat, ist nach seinem Bericht zu schließen sehr zweifelhaft, denn sonst hätte er nicht geschrieben, daß Vormittags auf der Plantage gearbeitet und Nachmittags unterrichtet werde; die Missionare machen es vielmehr so, daß die kühlere Zeit morgens und abends zur Arbeit in der Pflanzung, die heißere Tageszeit aber zum Unterrichten im kühlen Schulzimmer benutzt wird.

Giebt nun aber das, was der Reisende aus seinen mit den Buea-Missionaren gehabten Unterredungen in Erfahrung bringen oder erkennen konnte, ihm das Recht, sie als Leute zu brandmarken, „bei denen lapidarische Bibelwörter die fehlenden Begriffe ersetzen müssen?“ Ich glaube nicht! Hingegen verrät sich der Mann hierbei selber als einen solchen, der auch nicht das geringste von dem versteht, worüber er schreibt, und es ist zu bedauern, daß die Kölnische Zeitung einem solchen Gewäsche ihre Spalten öffnet. Man beachte:

1. Auf der kleinen Fläche von etwa 100 Quadratmeilen werden in Kamerun ein Dutzend Sprachen und Dialekte gesprochen, die so nahe mit einander verwandt sind, daß die nahen sich gegenseitig verständlich machen können und bei den entferntesten nur ein paar Wochen Aufenthalt genügt, um verstehen und verstanden werden zu können. In den meisten der Kamerun Distrikte verstehen alle Leute das Duala; in allen aber versteht es eine mehr oder weniger große Anzahl. Wie gut und für allen Verkehr förderlich war es deshalb, daß Exzellenz von Soden gleich anfangs in vollem Einverständnis mit den Missionaren anordnete, daß das Duala Schulsprache sein solle und die Schüler zuerst dieses sollten lesen und schreiben lernen. Ich will zum Beweis nur eines anführen. Die Regierung hat in dem größten Teil des genannten Gebietes den Häuptlingen

Gerichtsbarkeit erteilt und verlangt, daß Protokoll geführt wird. Giebt es Beschwerden, so wird das Protokoll eingefordert, und werden die Verhandlungen des betreffenden Falles von einem Regierungsschreiber übersetzt und diese vom europäischen Richter als Grundlage für seine Untersuchung benutzt. Wie bequem ist es nun für die Regierung, daß überall in der gleichen Sprache und mit der gleichen Schreibweise protokolliert wird. Sie müßte ja sonst von allen diesen Distrikten Übersetzer halten und wo wollten die Missionare Leute und Geld genug hernehmen, diese vielen Dialekte litterarisch zu bearbeiten! Der Verfasser weist nun allerdings auf die Yaunde-Kinder in Kribi hin, die, ohne Duala vorher zu lernen, nun fertig Deutsch reden; er sagt aber nicht, ob dieselben nicht vorher, ehe sie Deutsch reden lernten, die Kribi-Sprache gelernt haben oder nicht. So viel mir bekannt ist, hat Pater Otto dieselbe (doch wohl für die Schule) in Schrift verfaßt. Oder will der Schreiber uns gar vorschreiben, wir sollen uns über die Landessprache hinwegsetzen und nur Deutsch lehren? Daß wir es so machen sollen wie die Engländer in Sierra Leone, und dann auch ein solches Geschlecht erziehen, wie es der Verfasser in seinem Zitat schildert?[1]) Das will der Verfasser doch nicht. Und ich behaupte daher kühn, daß die Missionare wenigstens in dieser Sache den richtigen „Begriff“ hatten, als sie beschlossen, auch in den Schulen der Bakwiri die Kinder zuerst das Duala *lesen* und *schreiben* (nicht aber auch *sprechen*) zu lehren; denn sprechen lernen diese Kinder das Duala von selbst, wenn sie bei Duala-Kindern auf der Station sind, und das innerhalb von ein paar Wochen.

2. Die Arbeit der Station Buea ist noch sehr im Anfang, also noch gar nicht von längerer Dauer und das Bakwiri Volk ist eines der stumpfsinnigsten, mit denen wir es zu thun haben. 1895 wurde das dortige Missionshaus erbaut und erst im Anfang 1896 wurde die Station mit einem ordinierten Missionar besetzt. Trotz der Stumpfsinnigkeit der Leute gelang es demselben, nicht allein auf der Station eine kleine Knabenanstalt zu errichten, sondern auch an einigen andern Orten Filiale mit Tagschulen zu gründen. Die Schüler der letztern besuchen täglich (meistens nachmittags) nur 3 Stunden die Schule und helfen die übrige Zeit ihren Eltern bei der Ölbereitung oder beim Pflanzen. Nun kommt — um bei unserem Berichterstatter zu bleiben — „Herr Günther“ und hat seine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Kinder bei der Plantagen-

[1]) Damit will ich aber nicht sagen, daß diese Schilderung wahrheitsgetreu ist. Das Zitat ist wahrscheinlich auch nur der Herzenserguß eines Globe-trotters.

arbeit zu verwenden, und was geschieht? Der heidnische Neger, der nur auf die Ausnützung, nicht aber auf die Ausbildung seiner Kinder bedacht ist, nimmt seine Kinder aus der Schule weg und schickt sie auf die Plantage, weil sie da Geld für ihn verdienen können. Der Missionar aber wehrt sich dagegen, weil seine Schulen sich entleeren, und unser Berichterstatter spottet ihn darüber aus! Ich möchte nun doch wissen, wer vor der gebildeten Welt Europas in dieser Sache die richtigen „Begriffe" an den Tag gelegt hat: der Missionar oder sein unberufener Ankläger? Wird nicht jeder verständige Mensch, auch wenn er mit dem Berichterstatter einverstanden ist, daß die Missionare die Negerjungen nicht bloß unterrichten, sondern auch zur Landarbeit erziehen sollen, sich fragen: Ja, wie kann denn der Missionar das thun," wenn ihm „Herr Günther" die Kinder entzieht?

3. Der Artikelschreiber redet auch von einer ins Duala übersetzten biblischen Geschichte und wenn er sich noch weiter erkundigt hätte, dann hätten ihm die beiden Buea-Missionare, mit denen er es zu thun hatte, die, nebenbei bemerkt, sich auch in der Schul- und Gemeindearbeit erprobt haben, noch ein halbes Dutzend Bücher zeigen können, die sie in der Dualasprache verfaßt haben. Ich möchte nun doch von unserem Reisenden wissen, ob etwa gerade die Abfassung dieser Bücher, die z. T. aus dem Grundtext übersetzt sind, ihm den Beweis geliefert hat, daß die protestantischen Missionare der „Begriffe" ermangeln?

Auch über die Einführung einer puritanischen Sonntagsfeier beschwert sich der Artikelschreiber. Wie weit dieses bei den amerikanischen Presbyterianern zutrifft, weiß ich nicht; aber bei den Basler Missionaren trifft es nicht zu. Zwar wenn zu den instandhaltenden Arbeiten auch Bauarbeiten ꝛc. ꝛc. gehören und man in solcher Weise die Monatsarbeiter ausnützt, dann verurteilen auch wir es auf das entschiedenste. Was man an den Wochenwerktagen thun kann, soll man nicht auf den Sonntag verschieben. Der Verfasser meint, es sei gar nicht nötig, daß man dem Europäer in Afrika die Sonntagsarbeit verbiete, er unterlasse sie von selbst. Nun, in dem Beispiel, das er anführt, finden wir allerdings den Reisenden nicht arbeitend, sondern in seinem Zimmer ein Buch lesend: nur die Schwarzen arbeiten. Ich glaube, ich kenne diese Geschichte und wäre in der Lage zu beweisen, daß seine Arbeiten keine Notarbeiten waren und daß es der Sprache doch ein Bischen Gewalt angethan heißt, wenn man 10—15 Hiebe mit der Seekuhpeitsche als „leichten Zwang" bezeichnet. Wie viele Hiebe müßte nach dieser Redeweise ein Schwarzer bekommen, bis es eine „Tracht" wäre!

Am meisten fällt das günstige Urteil auf, das der Verfasser über die katholischen Missionen gefällt hat gegenüber dem über die evangelischen. Entweder hat derselbe jenes neben dieses gestellt, um die letzteren desto mehr anzuschwärzen, oder ist es Parteisucht. Es fällt mir nicht ein, den katholischen Missionaren das ihnen von dem Verfasser erteilte Lob[1]) schmälern zu wollen, obwohl ich glaube, daß nicht alle mit demselben einverstanden sind. Wenigstens erinnere ich mich eines katholischen Missionsarbeiters, der angewiesen war, in einer Faktorei zu logieren, der aber dann einen meiner Kollegen dringend bat, doch sein Schlafzimmer mit ihm teilen zu dürfen, weil er es bei der vom Verfasser gerühmten „fröhlichen Geselligkeit" in der Faktorei nicht aushalten könne. Die Bitte wurde gewährt.

Wenn ich also wie gesagt das erteilte Lob[2]) nicht schmälern will, so muß ich, um die Parteilichkeit des Verfassers zu kennzeichnen folgendes bemerken:

1. In Sierra Leone besteht schon seit 1857 ein katholisches Vikariat, in Lagos ebenfalls seit 1860. Jetzt möchte ich doch wissen, ob die gerügte

---

[1]) Es lautet: „Die katholischen Missionspriester und Laienbrüder sowie die Schwestern erfreuen sich in der Kolonie einer allgemeinen Beliebtheit. Man achtet die Bildung und würdigt das feine, einer fröhlichen Geselligkeit nicht abholde Auftreten der Patres, die auf ihren häufigen Reisen von einer Missionsstation zur andern mit den meisten Kolonisten bekannt werden oder Gelegenheit finden, ihnen eine offenherzige Gastfreundschaft auf den Stationen zu bieten."

[2]) Dieses Lob lautet nämlich weiter: ... „In Martenberg besuchte ich auch das Quartier der Schwestern. Dort herrscht in Haus und Hof die peinliche Reinlichkeit, die den Frauenklöstern zum Stolz gereicht. Das neugebaute Wohnhaus für die Mädchen ist ein wahrer Schmuckkasten; die Kinder haben das Mattendach selbst geflochten, wie auch die Knaben bei dem demnächstigen Neubau ihrer Schule und ihres Schlafhauses rührig mitarbeiten müssen. Den Gemüsegarten nach europäischer Art pflegen die Schwestern. In den umfangreichen Gartenanlagen, wo für die Beköstigung der vielen Schüler Pisang und Macabo gewonnen wird, sowie beim Buschroden muß die männliche Jugend wieder mit thätig sein. Daß der Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichtes verdienen muß, wird ihnen jeden Morgen handgreiflich gemacht, wenn nicht im Garten, dann in einer Werkstatt, der Schreinerei oder der für die Ausbesserungen an der Missionspinasse vollständig eingerichteten Schlosserei. Die Geduld P. Müllers hat es zustande gebracht, daß zwei Männer aus dem nächsten Dorfe das Bretterſägen gelernt haben; sie sind den ganzen Tag beschäftigt, und die Station wird binnen kurzem für ihre Neubauten reichlich mit hartem, wenn gestrichen, unverwüstlichem Bau- und Möbelholz (dem roten Njabi) versorgt sein. Das Bauen wäre an manchen steinlosen Punkten der Kolonie weit billiger, wenn es überall gelänge, das Beispiel des rheinischen Priesters nachzuahmen, anstatt Bretter aus Europa zu beziehen."

Gleichmacherei und die Aufgeblasenheit der Sierra Leone- und Lagosleute wirklich nur von den Protestanten herkommt, und die Katholiken gar keine Schuld dabei haben, und ob diesen nur das zuzuschreiben ist, daß z. B. in Sierra Leone die Bevölkerung „fast ausschließlich aus zivilisierten und christianisierten Gentlemen" besteht? Haben denn dort die katholischen Missionen in diesen 40 Jahren ihres Bestehens gar keine guten Früchte gezeitigt? Oder hat sich der Schreiber diese Orte vielleicht gar nicht angesehen? Wäre das erstere der Fall, so müßte man doch auch von „zur Demut und zur Feldarbeit erzogenen Leuten" etwas hören!

2. Es ist doch wohl Absicht, wenn der Verfasser von den katholischen Missionaren manches sagt, was er in höherem Maß von den protestantischen hätte sagen müssen, z. B. vom Holzsägen. In Mangamba hat man schon vom Jahr 1890 an Leute im Holzsägen unterrichtet; in Lobethal auch seit 1892. Von 1893 an bis zur Gründung der Station Bombe und der Errichtung einer Regierungssägerei hat die Station Lobethal eine Menge Hartholzbretter nach Kamerun geliefert. Fast jedes Kanu, das nach Kamerun geschickt wurde, brachte solche mit. Warum erwähnt der Verfasser das nicht? Man sagt vielleicht, weil er es nicht wußte! Nun ich meine, wenn man über etwas in der Kölnischen Zeitung ein Urteil abgeben wolle, erfordere es die Billigkeit, daß man sich vorher darnach erkundige. Wie mit dem Holzsägen, so ist es auch mit dem Pflanzen. Die Basler Missionare haben sicher in der Kamerunkolonie so viel, wenn nicht mehr, Kakao- und Kaffeebäume gepflanzt, als die katholischen, und der Verfasser erwähnt es nur bei Lobethal, verdächtigt die Basler Missionare aber sonst als der Kultur feindlich.

3. Von den katholischen Missionaren rühmt er ihre „Bildung"; von den protestantischen dagegen sagt er: „sie seien aus dem Handwerkerstand zum Missionswerk übergegangen", verschweigt aber bei den Basler Missionaren ihren sechsjährigen Bildungsgang. Das ist nun auch wieder nichts neues. Schon 1894 hatte einer ähnliches in die Welt hinausgeschrieben. Damals kannte ich sämtliches Personal und konnte nachweisen, daß sowohl unter den protestantischen, wie katholischen Missionaren kein einziger war — Herr Präfekt Vieter mit eingeschlossen — der Universitätsbildung besaß. Der Unterschied bestand nur darinnen, daß die katholischen in einem Seminar in Rom und die protestantischen in einem solchen in Basel ihre Bildung erhalten hatten. Nun, wir schämen uns dessen nicht, Herr Präfekt Vieter auch nicht. Als er auf Urlaub war, hat er — wie öffentlich berichtet wurde — seine Schreinerwerk-

stätte in Bern wieder aufgesucht und sich den Arbeitern vorgestellt. Sein Handwerk hat ihm bei seinen vielen Bauarbeiten in Kamerun mehr genützt, als einem andern, der, ehe er ins Priesterseminar eintrat, ein paar Jahr als Studiosus die Universität besucht hat. Ich für mein Teil halte es für unqualifizierbar, wenn man einem Manne, der auf seinem Posten seine Pflicht thut, seinen Bildungsgang bemängelt. Wenn ich als Kenner Westafrikas mich in Bezug auf diese Globe-trotters nicht hinreißen lasse, gleiches mit gleichem zu vergelten, so geschieht es nur, um mich solcher Unart nicht schuldig zu machen.

Für diejenigen, welche die Basler Mission in Westafrika auch nur etwas kennen, bedarf es keiner weiteren Beweise, daß ihre Sendboten daselbst in kulturfreundlichem Sinn arbeiten. Ist doch gerade die Basler Missionsgesellschaft die einzige, die mit der eigentlichen Missionsarbeit auch verschiedene Kulturarbeiten verbindet, obwohl einsichtig ist, daß die letzteren zur eigentlichen Aufgabe einer Missionsgesellschaft nicht gehören. Doch will ich zum Schluß noch folgendes bemerken:

1. Schon Anfang der fünfziger Jahre begann die Basler Mission auf dem Akwapemgebirge und an andern Orten den Kaffee-, Kakao- und Tabaksbau einzuführen und schickte zu diesem Zweck nach und nach 5 Pflanzer an die Goldküste hinaus, wovon zwei in Akropong begraben liegen. Der Tabaksbau rentierte sich nicht, weil die warmfeuchten Nebel das Trocknen des Tabaks erschweren; der Kaffee- und Kakaobau ist aber allgemein geworden und es nimmt die Ausfuhr dieser Produkte von Jahr zu Jahr zu.

2. Von einer kurzen Straße, die die Dänen bauten, abgesehen, hat die Basler Mission mit großen Opfern eine 20 Stunden lange ins Inland hineingebaut. Zuerst war sie für Fuhrwerke bestimmt; als sich aber nach langen vergeblichen Versuchen herausstellte, daß infolge des Vorhandenseins der giftigen Thetsefliege es unmöglich sei, irgendwelches Zugvieh ins Innere zu benutzen, wurde der Rest nur als breiter Gehweg ausgeführt. Später verbreiterte und verbesserte ihn die englische Regierung.

3. Seit 1846 bauen die Missionare auf der Goldküste massive Häuser mit Steinmauern und Schindeldächern. Alles Holzwerk daran ist afrikanisches Hartholz. Im Schindelspalten und auch in der Sägerei haben sie die Eingebornen schon lange so weit gebracht, daß man bei Bauten nur die Holzmaße anzugeben braucht, worauf die Eingebornen es auf den Bauplatz liefern.

4. Seit 1856 existieren Schreiner-, Schlosser- und Wagnerwerkstätten auf der Goldküste, wovon jeder Küstenort und jede Faktorei Zeugnis gibt. Die Akkra-Handwerker, die man der ganzen westafrikanischen Küste entlang allerwärts findet und braucht, haben fast alle direkt oder indirekt den Werkstätten der Basler Mission ihre gewerbliche Ausbildung zu verdanken.[1])

5. Schulunterricht ist doch auch Kulturarbeit, oder nicht? Was die Basler Mission hierinnen geleistet hat und leistet, erhellt auch einigermaßen daraus, daß sie jährlich von der englischen Regierung, die den Unterricht in der Landessprache gering taxiert und religiöse Fächer überhaupt nicht prämiiert, auf Grund bestandener Prüfung ca. 1200 Pfund Sterling Unterstützungsgelder in Prämien für die Schüler erhält. Wer etwas davon weiß, wie schwer es den Deutschen gemacht ist, sich in einer englischen Kolonie Geltung zu verschaffen, der kann auch bemessen, was diese Summe bedeutet, denn der Schulinspektor ist ein Engländer, kein Deutscher.

In Kamerun arbeiten wir in ganz gleicher Weise wie auf der Goldküste, und hier in der Deutschen Kolonie verlangt der Artikelschreiber daß die Arbeiter dieser Gesellschaft, die sich durch ihre treue, solide Arbeit so großes Ansehen dort erworben haben, unter besondere staatliche Aufsicht gestellt werden sollen! Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Missionsrundschau.

Britisch-Indien IV.

Von D. Grundemann.

10. Travankor.

Die englische Kirchenmission hat hier eins ihrer ergiebigeren indischen Felder. In den letzten 7 Jahren wuchs die Zahl ihrer Christen von 22000 auf 30000,[2]) also jährlich etwa um 5%. Es giebt viele Gemeinden, die sich ernstlich bemühen, die Gehälter für ihre eingebornen Pastoren selbst aufzubringen. Durch die „Drei Jahr-

[1]) Mit welch ungeheuren Opfern und Mühen die Basler Mission durch Ökonomie und Industrie seit den fünfziger Jahren Kulturarbeit an der Goldküste getrieben und welchen Einfluß sie dadurch auf die Landesverhältnisse daselbst ausgeübt hat, läßt ein Artikel im Kolonialen Jahrbuch 1889: „Kulturbestrebungen auf der Goldküste" zur Genüge erkennen.

[2]) Außerdem sind noch 5735 Katechumenen vorhanden.

Unternehmung" (T. Y. E.) haben sie dazu einen neuen Anstoß erhalten und auch für die letztere verhältnismäßig hohe Beiträge geliefert. Hier und da freilich ist noch die alte Auffassung, als ob die Missionsgesellschaft überhaupt die Gemeinden zu versorgen hätte, zu bekämpfen; aber sie verschwindet allmählich.

Auch auf diesem Gebiete wurde eine Spezialmission gehalten. Es wurde hauptsächlich zur Stärkung der Gläubigen gearbeitet, daneben aber lagen besondere Versammlungen für noch unbekehrte Personen. Im Jahre zuvor war eine solche durch den oben erwähnten Tamil-Evangelisten David ausgeführt worden, der auch bei den syrischen Christen Eingang fand. 10—15000 der letzteren waren unter dem Vorsitze ihres Metrans versammelt. Bei der letzten Versammlung stieg die Zahl auf mehr als 20000. Auch C. M. S.-Missionare waren beteiligt. Eine seltene Feier war es bei dieser Gelegenheit, als der Evangelist und Missionar B. in der syrischen Kirche mit dem Metran das heilige Abendmahl feierten. Der alte Mann war tief bewegt und zu Thränen gerührt; ebenso viele in der dicht gedrängten Versammlung. Vor 40 Jahren würden sie die Evangelisten wahrscheinlich hinausgeworfen haben. Jetzt ist ihnen das Licht aufgegangen, und sie suchen nach mehr Licht und geistlichem Leben. Bei dieser Gelegenheit wurden 200 Pulayer (Kastenlose), die durch syrische Priester fürs Christentum gewonnen waren, in die Kirche aufgenommen. Früher waren jene von den Syrern ebenso, wie von den oberen Hindu-Kasten gänzlich ausgeschlossen (96, 275). Obige Thatsachen bezeugen sicherlich, daß sich auch in der erstarrten syrischen Kirche neues Leben regt.

Interessant ist die von den Missionsgemeinden unternommene Mission an den im Lande ansässigen schwarzen und weißen Juden (96, 269). Ein gutes Zeugnis bietet auch eine genaue Revision der Statistik der Verbrechen. In Travankor kam überhaupt 1 Verklagter auf 66 Hindus, auf 47 Christen und 29 Mohammedaner. Es war klar, daß der für die Christen so ungünstige Prozentsatz daher kam, daß die in weit überwiegender Zahl vorhandenen Katholiken mitgezählt waren. Bei genauer Nachforschung fand sich, daß unter den Christen der C. M. S. je ein Verklagter auf 542 kam. Es wurden aber so viele vor Gericht freigesprochen, daß sich das Verhältnis der Bestraften auf 1 : 1727 stellte (96, 270).

Die so interessante Arbeit unter den Berg-Arriern wird nur vorübergehend erwähnt und zwar unter der Ettamanur-Reisemission. Die Station Mundakayam wird nicht mehr genannt. Sie ist mit einigen andern Gemeinden dem Kirchenrat von Kottayam überwiesen worden (95, 224). Jetzt wird nur kurz gesagt, daß die Arrier-Christen in den letzten 13 Jahren sich von 800 auf 3000 vermehrt haben (96, 279).

Aus dem christlichen Leben werden einige ganz eigenartige, tiefergreifende Züge angeführt. Ein armer Pulayer der sich auch bei einer ungerechten Anklage vor Gericht durch große Sanftmut bewährte, hatte mit einer wunderbaren Hingebung für Angelegenheiten des Reiches Gottes gespart. Er blieb in der größten Einfachheit. Dabei hatte er bis 1895 bereits 350 Rup. gegeben. Nach seinem Tode brachte sein Sohn wieder 50 Rup., als das Vermächtnis des Heimgegangenen. Wer die Verhältnisse jener Kastenlosen kennt, kann diese Zahlen nur durch einen besonderen Segen Gottes erklärlich finden (98, 295). Ein 16—17jähriger Bursche beschloß, sein Abendessen für Werke der Barmherzigkeit sich abzusparen. Es ist rührend, wie er, als der Hunger ihn zuletzt drängte, dennoch wenigstens die Hälfte immer zurücklegte —

bis er 4 Rup. dem Missionar einhändigen konnte (98, 291). Solche Selbstentsagung läßt wohl auf Nachwirkungen des Entsagungsideals schließen, das dem Inder gleichsam im Blute liegt — obgleich so viele nichts zu seiner Verwirklichung thun.

Viele Gemeinden gehören den verachteten Pulayern an, die in den niedrigsten sozialen Verhältnissen leben. Im Süden des Missionsfeldes giebt es auch andere, die solchen armen Kastenlosen nicht zum gemeinsamen Gottesdienst oder Abendmahlsgenuß zulassen wollen. In Puvattur und Kaviur überwand der Missionar diese Scheidung durch weise und freundliche Beharrlichkeit (96, 277). Ob sie in andern Gemeinden noch besteht, wie man nach der Parallele der folgenden Mission vermuten möchte, ist nicht gesagt. Es wäre interessant und lehrreich, wenn die Nachwirkungen der Kaste oder ihre Überwindung uns eingehender von dem ganzen Gebiete dargelegt würden.

Weiter nach Süden kommen wir auf das Gebiet der Londoner. Ihre ausgedehnten Christenscharen sind wieder erheblich gewachsen. Die vollen Kirchenglieder zählen nun 7246 gegen 5659 vor 7 Jahren. In demselben Zeitraum haben sich die Anhänger von 45356 auf 56753 vermehrt. Jedenfalls kommt der Zuwachs wie bisher ganz überwiegend aus den Schanâr. Leider ist nicht zu ersehen, wie viele von den Anhängern getauft sind. In einem Kirchenkreise, der 50 Gemeinden umfaßt, finden sich neben 3956 Getauften noch 1749 Ungetaufte. Sie nennen sich Christen und besuchen seit langer Zeit den Gottesdienst, aber sie sind so gleichgiltig, daß sie gar nicht die Taufe begehren. Schwierig ist es, Leute, die so lange unter dem verderblichen Einfluß des Dämonendienstes gestanden haben, zum Verständnis der göttlichen Wahrheit zu bringen (97, 130f.). Sehr zu bedauern ist die Spaltung, die damit in die christlichen Gemeinden hineingetragen ist, um so mehr, als auch die Getauften größtenteils als Namenchristen bezeichnet werden. „Dann und wann wird uns immer wieder der Beweis aufgezwungen, daß selbst der böse Kastengeist, dieser Feind alles Guten, unter unsern Leuten noch mächtig ist und selbst unter unsern Kirchengliedern.“[1]) Trotzdem giebt es ja Einzelne in den Gemeinden mit höheren als selbstsüchtigen Ideen, die auch andere für die höchsten Güter des Christentums gewinnen möchten. Als Mittel gegen jene Schäden werden jährliche und halbjährliche Erweckungsversammlungen angewendet. Auch die Schule muß ihr Teil thun und die christliche Civilisation wirkt auch mit (97, 130).

Die Senanamission wird in großer Ausdehnung getrieben. Allein im Nagerkoil-Distrikt werden 1041 Frauen unterrichtet. Hier aber gelten die Arbeiten nicht bloß den Heiden, sondern auch den armen Christenfrauen, die oft in tiefer Unwissenheit stehen. In jener Zahl sind deren 162 eingeschlossen. In Neyur wird bedeutende ärztliche Mission getrieben. Ein dankbarer syrischer Christ schenkte infolge der Heilung seiner Frau ein vortreffliches Grundstück, auf dem das neue Ravennatscheri-Hospital errichtet ist (97, 138). Die wichtige Missionsindustrie, das Spitzenklöppeln, beschäftigt viele Frauen und Mädchen. Die Neyur-Spitzen sind in ganz Indien wegen ihrer Schönheit und Haltbarkeit berühmt.

---

[1]) Die Schanâr, obgleich selbst einer niederen Kaste angehörig, sehen mit tiefer Verachtung auf die Pulayer und Pareier. In manchen Gemeinden wollen sie die letzteren nicht in ihre Kirchen lassen; oder sie treiben sie in den äußersten Winkel des Gebäudes. Ein anderer Schaden ist die leichte Ehescheidung nach heidnischer Art, die auch von Christen noch geübt wird (97, 144).

Viel Anstrengungen werden gemacht, die Gemeinden allmählich zur finanziellen Selbständigkeit zu führen. Auch in diesem Stücke sind Fortschritte zu konstatieren, obgleich das Ziel noch nicht erreicht ist.

Die Elementarschulen sind von einer Krisis betroffen, indem die Regierungsunterstützung fortan von höheren Leistungen als bisher abhängig gemacht wird. Einige Schulen mußten schon geschlossen werden (97, 140). Eine neue Station ist 1895 in Vakkam eröffnet, in der Mitte zwischen Trivandram und Quilon. Die Bekehrten dort kommen (mit einer Ausnahme) sämtlich aus den Kastenlosen. Sie erfordern viel Geduld und Freundlichkeit; aber man sieht bei ihnen deutliche Fortschritte. Der erste Sohn des Maharadscha besuchte zum großen Erstaunen der Hindus die neue Anlage, wohnte der Schulprüfung bei und sprach sich sehr befriedigt aus (97, 148f.). — In einer Gemeinde kommen eine Anzahl syrischer Christen fleißig zur Missionsgemeinde in den Gottesdienst, obgleich sie die Angehörigkeit zu ihrer Kirche nicht aufgeben (ib.).

11. Tinnevelli.

Dies Missionsfeld hat wieder einen eignen Bischof erhalten. Die Bildung eines besondern Bistums ist zwar durch formale Gründe verhindert, obgleich, von Freunden dargereicht, eine ausreichende Fundation vorhanden ist. Doch führt der 1896 geweihte Bischof von Tinnevelli und Madura (R. Rev. S. Morley) sein Amt selbständig im Auftrage des Bischofs von Madras (96, 261; 97, 278). Die infolge der Visitation von 1890 zunächst versuchsweise eingeführte veränderte kirchliche Organisation, durch welche an die Stelle der einzelnen Parochialkirchenräte ein Distriktskirchenrat (zu Palamkotta) getreten ist, wird festgehalten. Die Schwierigkeiten, welche die gedeihliche Entwicklung der jungen Kirche hindern, werden offen konstatiert. In einem Stücke aber konnte erfreulicher Fortschritt berichtet werden, nämlich die Geldbeiträge der Gemeinden wuchsen (1891—94) von 16000 Rup. auf 22540, 1897 sogar auf 37808 Rup. (97, 284). „Was aber nötiger ist als alle Organisation ist die Kraft aus der Höhe. Wir sehnen uns nach einer Belebung der wahren Religion in der Tinnevellikirche. Nicht eher, als die Herzen vom Geist erfüllt sind, wird wahre Selbsterhaltung erzielt, oder die europäische Aufsicht entbehrlich — nicht eher wird die junge Kirche eine missionierende" (96, 262). Solchem Zeugnis gegenüber sollte man doch in Bezug auf die zahlreichen heidenchristlichen Gemeinden in Indien, mit denen es ganz ähnlich steht wie in T., die Illusion fahren lassen, als seien sie Gemeinschaften erweckter Christen, und etwas besseres als unsere gewöhnlichen volkskirchlichen Gemeinden.

Die Schwachheiten der Tinnevelligemeinden sind in letzter Zeit auch zu tage getreten in Verminderung ihrer statistischen Daten. Die Zahl der sämtlichen Anhänger war 1892 bei Einführung der neuen Organisation 52451. Der Bericht von 97 giebt 51358[1]) an, nach einer Vermehrung um 278 im letzten Jahre. Die Verminderung kommt von der wachsameren Ausübung der Kirchenzucht. Die Zahl der Getauften wuchs in derselben Zeit von 47078 auf 48035; die der Kommunikanten von 12558 auf 12621 (97, 283f.)[2]).

[1]) 1898 : 50753.

[2]) Die Stelle enthält einen Druckfehler: 11000 statt 1100. Auch nach dem letzten Berichte sind übrigens wieder fast 200 ausgeschlossen wegen „wilder Ehe" und 500 als rückfällige notiert (98, 284).

Freilich konnte der neue Bischof mit Dank anerkennen, daß er glaube, es seien im Distrikt numbers of true Christians. Der Geist der Freigebigkeit sei im Wachsen und einzelne Fälle edler Selbstentsagung seien bekannt geworden. Viele Gemeindeglieder haben eine gute Bildung und stehen in Ansehen und Ehren bei ihren Landsleuten. Aber trotzdem bleiben noch viele Übelstände zu beseitigen. Es fehlt im allgemeinen an genügendem Respekt vor dem Sonntag und vor den religiösen (kirchlichen) Einrichtungen und an den Tugenden, welche wenigstens im gewissem Grade selbst die unmündigen Kinder in Christo kennzeichnen sollten. Die brüderliche Liebe fehlt manchmal in bedauerlicher Weise,[1]) und die Notwendigkeit der Kirchenzucht, besonders wegen Vergehen gegen die christliche Eheordnung, drängt sich uns immer wieder auf (97, 279).

Die trefflichen Schulanstalten können wir nur im Vorübergehen erwähnen. Während im übrigen die Tinnevelli-Mission ganz überwiegend den Schanâr gilt, haben es diese zum großen Teil auch mit Angehörigen der höheren Hindukasten zu thun. Auch in diesem Teile der Bevölkerung hat die Mission mehr und mehr eine freundliche Stimmung erzeugt, wenngleich ihr nur spärlich direkte Früchte zuteil wurden. Recht bezeichnend ist der Empfang den die heidnische Stadt Tinnevelli dem Missionar Schaffter, Vorsteher des College, bereitete, als er von einem Erholungsaufenthalt in Europa zurückkehrte. Das war ein Triumphzug! Sieben wohlgeschmückte Pandel[2]) waren auf dem Wege von der Bahnstation bis zu seiner Wohnung errichtet. Vier Adressen wurden überreicht (96, 265). Bekränzung und andere Ehrbezeugungen werden auch nicht gefehlt haben. — Neuerdings versuchen auch die Katholiken in die Tinnevelli-Mission einzudringen (98, 285).

Der neueste vorliegende Jahresbericht der S. P. G. (97) enthält von diesem Felde nur eine Beschreibung eines Besuchs, den der Gouverneur von Madras der Station Nazareth abstattete. Er war sehr befriedigt und spendete 200 Rup. Die Statistik ergiebt, daß die Christen in Tinnevelli und Madura 30962 zählten; darunter 18330 Erwachsene. 2 Jahre früher waren 30398 angegeben.

12. Das mittlere und nördliche Tamil-Gebiet.

Weiter nach Norden gehend treffen wir zunächst auf die ausgedehnte Mission des Amer. Board im Madura-Distrikt. 38 Gemeinden mit einer Summa von 4595 Mitgliedern sind umgeben von einer großen Schar (ungetaufter?) Anhänger (15495), die sich auch schon als Christen betrachten und unter der regelmäßigen Pflege der Mission stehen. Daß diese in großer Zahl überwiegend aus den unteren Kasten stammen, ist nicht zweifelhaft. „Die Missionare machen jede mögliche Anstrengung, die Gemeinden bis zum höchsten Ideal zu bringen." Aber bei Berücksichtigung der Nachwirkungen des früheren Heidentums wird es klar, „daß es hier viel schwerer ist die Kirche in ihrer Reinheit zu erhalten, als in den Vereinigten Staaten. Keiner wird getauft und in die Gemeinde aufgenommen, ohne daß wir durch seine strenge Prüfung und genaue Beobachtung seines Lebens die Überzeugung gewonnen haben, daß er ein wahres Kind Gottes ist" (97, 73f.). Hiernach sollte man

[1]) Unter diese Andeutung gehört jedenfalls auch der Kastenstolz, der auch bei den christlichen Schanâr den Kastenlosen gegenüber in ausgedehntem Maße herrscht.

[2]) Man könnte hier übersetzen: Ehrenpforten.

eine ganz baptistische Praxis erwarten. Später (p. 77) ist jedoch auch vom Taufen der Kinder von Gemeindegliedern die Rede.[1]) Jene scharfe Scheidung zweier Klassen von Christen muß natürlich auf die Entfaltung der Mission tiefgreifenden Einfluß haben.

Anders arbeitet neben jenen Independenten die Leipziger Mission, die sich mit einem besonderen Zweige gerade in diesem Gebiete allmählich ausbreitet und einwurzelt, ohne daß dabei Grenzüberschreitungen und Rivalität bemerklich würden. Eine neue Hauptstation wurde in Pereijur südwestlich von Madura gegründet. Mit ihrer Außenstation Sinneiapuram reichen die Leipziger sogar in das Gebiet von Tinnevelli hinein. Auf einer kürzlich ausgegebenen Karte ist auch Bodinaikkenur, am südlichen Abhange der Palni-Berge, als Hauptstation bezeichnet, die im Berichte noch nicht erwähnt ist.

Noch größer als auf diesem südlichsten Teile ihres Missionsfeldes sind die Fortschritte im Madras-Distrikt, wo Tiruwallur (nicht zu verwechseln mit Turuwâlur bei Nagapatam) und Sriperumbudur als neue Hauptstationen aufgeführt sind, jenes ca. 45 km westlich an der Eisenbahn nach Arkonam, dieses ziemlich ebensoweit s.s.w. von der Hauptstadt. Hier fanden im letzten Jahre 257 Heidentaufen statt. Von Sidambaram ist die neue Station Manârgudi abgezweigt (25—30 km s.w.) die nicht mit der gleichnamigen Station der Wesleyaner s.ö. von Landschaur zu verwechseln ist. Endlich ist auch das früher zu Schiali gehörige Tirupangur selbständige Station geworden. Diese neuen Stationen sind zunächst mit Landpredigern besetzt, deren jetzt überhaupt 22 in Arbeit stehen.

Die Gesamtzahl der 35 Stationen betrug 16678 und war im letzten Jahre um 642 gestiegen. Lehrreich ist die diesmal beigefügte Spezifizierung nach der Herkunft. Auf 6240 Subrachristen kamen 10300 Pandschamas. Nur eine der Stationen, Mötupatti, hat bloß Mitglieder der ersteren und eine, Manikramam, nur solche der letzteren Klasse. Die Zahl der des Lesens Kundigen stieg in 3 Jahren von 34% auf 34,33%. Der Fortschritt würde größer sein, wenn nicht die neu Hinzukommenden größtenteils ohne Schulbildung wären. Nach dem letzten Census ist das Verhältnis in Indien überhaupt nur 9% der männlichen und $^3/_5$% der weiblichen Bevölkerung.

In der inneren Entwicklung ist ein Unterschied zwischen Subrachristen und Pandschama sehr wahrnehmbar. Bei letzteren wird über Trunksucht, Unlauterkeit, Unsittlichkeit und Streitsucht geklagt. Wer eine Vorstellung hat von den verkommenen Zuständen, aus denen sie stammen, wird sich darüber nicht wundern. Dagegen giebt es manche Züge, in denen sie sich wesentlich von ihren heidnischen Landsleuten unterscheiden. Das zeigt sich auch bei den Verfolgungen, von denen der letzte Jahresbericht wieder mehrere Fälle anführt. Auch da, wo ihnen kein Recht zu teil wurde, blieben sie treu. Sehr wichtig sind die Bemühungen, die armen, verstoßenen Leute auf eignem Grund und Boden anzusiedeln. Bisher war man der Sache nicht sehr geneigt, weil frühere Versuche derart mislungen waren. In neuester Zeit aber hat nach dem Vorgange anderer Gesellschaften auch die Leipziger Mission mit Mitteln,

[1]) Es ist nicht klar, welche Stellung solche als Kinder Getaufte haben, die sich nicht der Aufnahme in die engere Gemeinde würdig zeigen. Man wird annehmen müssen, daß sie auch einfach zu den Anhängern gezählt werden.

die ihr aus der Heimat zu diesem Zwecke besonders dargereicht waren, bei Kannatschawallipuram im Madrasdistrikt Grundbesitz erworben und die Kolonie Lutherpet angelegt (97, 40). Sie besteht aus 10 Häusern, die 300 Rup. gekostet haben. Über ein andres Stück Land schwebten noch die Verhandlungen (Lpz. Mbl. 97, 475). — Die Centralschule zu Schiali wurde ernstlich durch eine heidnische Gegenschule bedroht. Es scheint aber, als würde sich die letztere nicht halten können. — Die weibliche Mitwirkung in der Missionsarbeit ist im Zunehmen. Jetzt sind bereits 4 solcher Gehilfinnen thätig (98, 22ff.).

Aus dem Werk der schottischen Freikirche sei nur erwähnt, daß die Paria-Kolonie Melrosapuram einen guten Fortgang gehabt. Dort und in einzelnen nahegelegenen Dörfern befinden sich schon 800 Christen, die bisher zu der Gemeinde Tschinglepat gehörten, jetzt aber zu einer selbständigen Gemeinde, für welche die genannte Kolonie den Vorort bildet, zusammengeschlossen werden sollen (98, 58f.).

Die Amerik. Reformierte Mission im Arkot-Distrikt haben in letzter Zeit bedeutenden Zuwachs durch eine Bewegung unter den Pandschama. Die Seelenzahl ist auf 8400 gestiegen. Die Schwierigkeiten dieser Massenevangelisation und die Schwachheiten der Gewonnenen werden offen anerkannt. Und doch wird diese Art der Mission sehr empfohlen. „Wenn die unteren Klassen den Kastenleuten zuvorkommen, so wiederholt sich nur die Geschichte des N. T. Unsre Zeit muß noch lernen: nicht durch Macht noch Kraft, sondern durch meinen Geist spricht der Herr" (98, 23).

13. Das Telugu-Gebiet.

Hier stehen die Amerik. Baptisten mit ihren 25 Stationen, um welche Tausende aus den niederen Kasten gesammelt sind, oben an. Auf den ersten Blick glaubt man zwar, die Bewegung müsse wohl nachgelassen haben, denn die Gesamtzahl der Mitglieder, die 1895 schon 56000 überschritt, ist auf 51878 zurückgegangen. Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich der Rückgang auf einige Stationen beschränkt. Kambam (Cumbum) hatte bereits 8000 Mitglieder — jetzt aber nur noch 2800. Nicht ganz so bedeutend ist die Verringerung bei zwei andern Stationen. Leider finde ich zur Erklärung derselben nichts in den vorliegenden Jahresberichten, unter denen 96 fehlt. Die übrigen Stationen zeigen meistens eine Zunahme. Zu Ongole allein gehören jetzt 18805 Christen. — Die Arbeit wurde vielfach gestört durch die Hungersnot, die hier sehr hart auftrat, während die südlicheren Landschaften größtenteils ganz verschont blieben. Unter der Not trat um so kräftiger ein bereits früher gehegtes Verlangen nach Industrie-Mission hervor, um den Christen zu einem ehrlichen, lohnenden Erwerbe zu helfen. Besonders empfiehlt sich die Einführung der Gerberei, da die Madigas, aus denen die Christen hauptsächlich stammen, dieses Geschäft betreiben. Der Aufruf um die nötigen Mittel zur Anlage wird hoffentlich in Amerika Gehör finden. Der Bericht sagt: „Im ganzen hat die Mission den Stoß der letzten beiden Notjahre besser als wir fürchteten ausgehalten. Ihr gegenwärtiger gesunder Zustand ist ein starkes Zeugnis für die Echtheit und Solidität der hier gethanen Arbeit" (98, 117f.).

Sehr erfreulichen Zuwachs hatte auf diesem Gebiete die englische Kirchen-mission. Die Zahl der Christen stieg in den letzten 2 Jahren von 11930 auf 14275. In der ersten Zahl sind 2531 Katechumenen mit einbegriffen, in der letzten 3396 (98, 286).

Die Hermannsburger müssen es noch immer fühlen, daß sie auf sehr hartem Boden arbeiten. In den letzten Jahren waren nur spärliche Übertritte aus den Heiden. Der letzte Jahresbericht zeigt sogar einen Rückgang. Da 19 Rückfälle ins Heidentum vorkamen und 26 Gemeindeglieder verzogen, kam die Seelenzahl von 1783 auf 1740. Hungersnot und Cholera erschwerten das Werk. „Allen Lügenpropheten und Betrügern glaubt das arme, verblendete Volk; nur das Wort der Wahrheit läßt es nicht auf sich wirken.“ Infolge der Not regte sich das Heidentum mächtig. Räuberbanden machten das Land unsicher. „Dürfen wir von Afrika sagen, daß die Macht des Heidentums im Abnehmen ist, in Indien ist's noch mächtig und kräftig. Schwer ist es die Bande der Finsternis zu durchreißen. Aber es wird und muß gelingen.“ Die Missionare thun treulich ihre Arbeit. Mit dem Kirchenbesuch sind sie wohlzufrieden. Zwar ist das heidnische Unwesen noch lange nicht ausgerottet aus den christlichen Gemeinden. Doch das in ihre Herzen gepflanzte Gotteswort kämpft nicht vergeblich dagegen. Bei einigen war der Sieg schneller, bei andern langsamer. Über einzelne Christen kann man sich oft herzlich freuen. — Vergleichen wir sie mit lebendigen kirchlichen Gemeinden in der Heimat, so tritt freilich der Schatten, vergleichen wir sie mit den Heiden, tritt das Licht hervor.

Eine neue Station als Jubiläumsdenkmal soll in Puttur errichtet werden in einer Gegend, die bei einer Grenzregulierung mit der benachbarten Arkot-Mission den Hermannsburgern zugefallen ist (98, 23ff.).

Von den beiden amerikanischen lutherischen Missionsgesellschaften, die ihre Stationen im Telugulande haben, fehlen mir leider ausführliche Berichte. Nur vom General Council kann ich folgende Zahlen geben: 7 Stationen, 7 Missionare, 5036 Christen (vor 5 Jahren erst 3056) und 2719 Schulkinder. Die Gemeinden der Generalsynode dürften sich ziemlich auf 15000 Seelen vermehrt haben. Die Zahl ihrer Abendmahlsberechtigten gab Pr. Bahl auf 5283 an. Die Vertreter dieser beiden Missionen versammelten sich 1896 mit den Hermannsburgern und Schleswig-Holsteinern zu einer allgemeinen lutherischen Telugu-Missionskonferenz. Sie vereinigten sich dahin, eine gemeinsame Übersetzung des Vater unsers und des Glaubensbekenntnisses aufzustellen und zu gebrauchen (Schlesw.-Holst. Jahrber. 97, 39).

Schließlich kommen wir noch auf das letzte deutsche Arbeitsfeld in Indien, das der Schleswig-Holsteinschen Missions-Gesellschaft. Einerseits gehört es dem Telugu-Gebiet an, andrerseits dem Odiya, wie hier der Name geschrieben wird, dem wir schon in der Form Orissa begegnet sind. Salur gehört dem ersteren an. Die dortigen Schulen gedeihen; es ist sogar Aussicht, daß sie durch Aufhebung der Regierungsschule noch großen Zuwachs erhalten. Bei den Predigtreisen treffen die Missionare auf einen, von den Telugu verschiedenen, Stamm, die Khondadhora (Bergherrn) mit eigner Sprache, die dem Evangelium ein viel größeres Entgegenkommen bezeugen. Dies Volk lebt sehr einfach und sittenreiner als die Telugu. Möchte es doch gelingen, bei denselben Eingang zu finden. Sie scheinen es wert, daß man ihnen ganz besondere Arbeit zuwendet.

Man bemüht sich, für die Mission möglichst Land zu erwerben. Auf solchem ist hier ein neues Christendörfchen entstanden.

Von den andern Stationen hat Kotapâd die größte Gemeinde mit 270 Christen. Hier ist ein kleines Seminar zur Ausbildung eingeborner Gehilfen gegründet.

Bisher hatte die Goßnersche Mission wiederholt den Brüdern ausgebildete Kolgehilfen gesandt, die sehr gute Dienste leisten. Aber bei dem wachsenden Werke bedarf es einer eignen Bildungsstätte für die erforderlichen Kräfte. — Auf mehreren Stationen bestehen Waisenhäuser. Im ganzen gehören zu allen 6 Stationen 690 Christen.

Möge Gott selbst hier, wie auf allen indischen Feldern, die Thüren immer weiter aufthun und alle Arbeiter die Wege deutlich erkennen lassen, auf denen Er die Völker Indiens in Sein Reich einführen will.

Litteratur-Bericht.

1. **Hansen, H.**, Pfarrer: „Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar besonders im letzten Jahrzehnt. Auf Grund norwegischer Quellen. Mit einer Karte". Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. IV, 437 S. 5,50 geb. 6,50 Mk. In dem vorliegenden Buche ist der Versuch gemacht worden, die in norwegischer Sprache vorhandene reichhaltige Missionslitteratur über Madagaskar einem größeren Kreise von Missionsfreunden durch eine Übertragung ins Deutsche zugänglich zu machen. Die Idee selbst ist mit Freuden zu begrüßen; in der Verwirklichung derselben ist der Verfasser freilich nicht glücklich gewesen. Der in dem Buche behandelte Stoff ist so verteilt, daß nach ein paar orientierenden Seiten über „Land und Volk" (S. 1—7) unter I „die religiösen und politischen Zustände auf Madagaskar vor der französischen Okkupation" (S. 8—191), unter II „die französische Okkupation" (S. 192—217) und unter III „die politische und religiöse Entwicklung Madagaskars unter französischer Herrschaft" (S. 218—414) zur Darstellung kommen. Anhangsweise ist ein Aufruf des Hauptvorstandes der norwegischen Missionsgesellschaft und die Schilderung einer Küstenfahrt von Tamatave nach Rossibe beigefügt. Von den 437 Seiten des Buches entfallen nur ungefähr 60 Seiten auf das Konto des Verfassers, während die übrigen zumeist Übertragungen aus „Jörgensen, Folk og Kirke paa Madagaskar" (Christiania 1887) — z. B. S. 9—107, 117—141, 178—191 — und aus den neuesten Jahrgängen der „Norsk Missionstidende" — so fast durchweg S. 196—430 — ins Deutsche sind. So interessant auch in den meisten Fällen der Inhalt der von S. 196 aus in der Übersetzung mitgeteilten Briefe norwegischen Madagaskar-Missionare ist, so wäre doch dem Leserkreise statt mit einer losen Aneinanderreihung von Briefauszügen mit einer zusammenfassenden Bearbeitung des in den Briefen enthaltenen Materials zur neuesten Geschichte Madagaskars ein größerer Dienst geleistet worden; die markantesten Stellen aus jenen Korrespondenzen der „Norsk Missionstidende" konnten deswegen immer noch verbotenus mitgeteilt werden. Wenn der Verfasser sein Buch auf dem Titelblatt und in der Vorrede auch ausdrücklich nur als einen „Beitrag" zur Geschichte der Insel Madagaskar bezeichnet, so lag doch darin kein Zwang in dem 2. Teile des Buches im wesentlichen nur unbehauene Werksteine lose aneinanderzureihen.

Doch derartige formelle Bedenken spielen nur eine ganz geringfügige Rolle gegenüber den Ausstellungen, die ich in materieller Beziehung an diesem neuesten Buche über Madagaskar zu machen habe. Nach einer eingehenden Prüfung desselben muß ich zu meinem Bedauern konstatieren, daß der Verfasser mit mehr Eifer als Sachkenntnis an seine Arbeit herangetreten ist. Einerseits ist seine Kenntnis der

norwegischen Sprache eine zu oberflächliche und andererseits hat er sich zu wenig mit den Quellenschriften zur Geschichte Madagaskars vertraut gemacht, um der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gerecht werden zu können. Schon die kurze Einleitung über „Land und Volk" ist nicht frei von Fehlern und Unklarheiten, die ein deutliches Zeugnis davon ablegen, daß der Verfasser seinen Stoff nicht beherrscht. Am meisten aber häufen sich die Mißgriffe in der ersten Hälfte des Buches, in welcher er zumeist die Hauptpartieen aus Jörgensens wertvollem Werke über Madagaskar in deutscher Übersetzung wiedergiebt. Die zahlreichen Übersetzungsfehler möchten zur Not immer noch passieren; um so fataler aber sind die Versehen, die dem Verfasser unterlaufen, wenn er den ihm vorliegenden norwegischen Text durch ein paar selbständige Bemerkungen zu ergänzen sucht und dann ahnungslos das Gegenteil von dem veröffentlicht, was seine Quelle aussagt. Mein Referat würde ganz außergewöhnliche Dimensionen annehmen, wenn ich hier auch nur auf die Hälfte jener Unrichtigkeiten näher eingehen wollte; ich kann nur einige Stichproben herausgreifen, um die Berechtigung meiner Kritik dadurch zu belegen.

So schreibt z. B. Jörgensen in seinem bereits citierten Werke auf S. 202 in Bezug auf die Stellung der evangelischen Hofgemeinde in Antananarivo gegenüber den hauptstädtischen Missionsgemeinden der Londoner Gesellschaft: „Die Schloßgemeinde steht in Verbindung mit den anderen Gemeinden der Hauptstadt, übt aber als Gemeinde keine Autorität über diese aus, worauf die Londoner Missionare gegenüber der in der Heimat laut gewordenen Kritik, daß sie in Madagaskar eine Staatskirche gegründet hätten, ausdrücklich hingewiesen haben." Hansen dreht in seinem Buche S. 40 den Sachverhalt geradezu ins Gegenteil um, indem er den letzten Passus übersetzt: „Die Londoner Missionare folgerten gegenüber heimatlicher Kritik hieraus, daß sie eine Staatskirche auf Madagaskar gegründet."

Während Jörgensen ganz richtig (S. 216) bemerkt, daß „die älteren Londoner Missionare" sich seinerzeit mit einer kleinen Handpresse behalfen, verbessert Hansen (S. 55) dies flugs, indem er dafür „die englisch-kirchlichen Missionare" in den Text einsetzt, die bekanntlich erst einige Jahrzehnte später nach Madagaskar kamen.

Die von Jörgensen (S. 219) gemachte Angabe, daß die Londoner Bibelgesellschaft außer den Londonern und Friends auch die anderen evangelischen Missionsgesellschaften in Madagaskar unterstütze, übersetzt Hansen (S. 58) so, daß das direkte Gegenteil herauskommt und die Bibelgesellschaft als die subventionierte dasteht.

Die Bemerkung Hansens (S. 59): „Auf ärztlichem Gebiet übten die Londoner und Quäker zwar entschieden nur in beschränktem Maß ihren Einfluß aus. Am Ende der achtziger Jahre dieses Jahrhunderts hatten die Quäker zwei Ärzte in ihrem Dienste ...." widerspricht der Thatsache, daß beide Gesellschaften einen sehr großen Einfluß auf ärztlichem Gebiete ausübten und daß die Quäker speziell schon zu Anfang der achtziger Jahre Ärzte auf der Insel stationiert hatten.

Sehr konfus wird der Verfasser, wenn er auf die Mission der S. P. G. zu sprechen kommt. Nach einer Bemerkung darüber, daß diese Mission ursprünglich eine Besetzung der ganzen Ostküste geplant hatte, schreibt Jörgensen (S. 255): „Aber es fehlt doch viel daran, daß ihnen dieser Strich ungeteilt zugehöre; denn sie haben sich nicht sehr unter der ringsum wohnenden Bevölkerung ausgebreitet." In der Hansenschen Bearbeitung (S. 101) lautet dieser Satz: „Statt aber allmählich die ganze Gegend sich zuzueignen, zerstreuten sie sich unter die umwohnenden Völker-

schaften." Auf den Kopf gestellt werden auch Jörgensens Angaben über die drei Imerina-Stationen der S. P. G. Er schreibt (S. 255): „Noch isolierter sind ihre Stationen im Inlande; denn die 3 genannten Posten (Antananarivo, Ambatoharanana, Ramainandro) liegen mitten in Bezirken, die von Londonern und Quäkern besetzt sind, und es ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Bischöflichen von diesen Stationen aus ein zusammenhängendes Arbeitsfeld gewinnen könnten." Hansen (S. 101) macht daraus: „Besonders isoliert lagen ihre Inlandstationen, und sie dachten doch weder daran noch waren sie imstande dazu, Mittelglieder zwischen diesen und den genannten drei Städten der Ostküste (!) zu schaffen, weil diese letzteren von Distrikten der Londoner und Quäker umrahmt waren."

Im Hinblick auf die luxuriösen Bauten der Jesuiten bemerkt Jörgensen (S. 258): „Die Madagassen ..... behaupten steif und fest, daß sie (die Jesuiten) selber Geld schlagen, was für viele gleichbedeutend damit ist, daß sie es umsonst haben." Bei Hansen (S. 105) lautet diese Stelle: „Die Madagassen ..... behaupten steif und fest, das meiste bare Geld für viele (Gebäude) derselben sei schier umsonst verausgabt."

Einen geradezu komischen Beigeschmack hat ein anderes Mißgeschick, welches dem Verfasser bei seiner Übertragungsarbeit passiert ist. Bekanntlich ließ sich seinerzeit der König Radama II. im Rausche von dem Franzosen Lambert weitgehende Landkonzessionen abschwindeln, auf Grund deren in Frankreich eine „Madagaskar-Kompagnie" ins Leben trat. Radamas Nachfolgerin auf dem Thron, die Königin Rasoherina, erlangte dann am 8. Oktober 1865 die Zurücknahme der betreffenden Übereinkunft, indem sie an die Kompagnie eine Abfindungssumme von 240 000 Dollars (906 184 Frcs.) zahlte. Jörgensen schildert auch ganz korrekt (S. 142) den Sachverhalt in den Worten: „Nachdem Rasoherina den Thron bestiegen hatte, wurde der Verzicht auf die von Radama eingegangenen Verpflichtungen gegen Zahlung einer Entschädigungssumme von 240 000 Dollars erlangt, und die Kompagnie löste sich gleich darauf auf; das geschah in der ersten Hälfte des Jahres 1866." Hansen aber dreht den Spieß herum und läßt der Phantasie in ergötzlicher Weise den Zügel schießen (S. 126): „.... sobald 1863 Rasoherina nach einem Aufstand ihrem entthronten Gemahl Radama II. als vierte Hovakönigin gefolgt war, wurde den Franzosen auferlegt, die durchaus widerrechtlich von Radama II. erteilten Berechtigungen mit 240 000 Dollars zu bezahlen. Es gab das selbstverständlich der Kompagnie sofort den Todesstoß. Nachdem sie noch bis in die erste Hälfte des Jahres 1866 jämmerlich ihr Leben gefristet hatte, verendete sie und wurde zu Grabe getragen. Auf Frankreich hatte die Enttäuschung entschieden Eindruck gemacht." Dem Verfasser muß diese Geschichtskorrektur ganz besonders gefallen haben, denn er kommt in seinem Buche noch zweimal (S. 177) darauf zurück, indem er erklärt „daß danach auch für Frankreich ein Krach nachfolgte, den es mit 240 000 Dollars, ja mit dem Tode der ‚Madagaskar-Kompagnie' zu bezahlen genötigt war ..... Für Frankreich war es eine heilsame Zucht, daß Königin Rasoherina gleich nach ihrem Regierungsantritt, 1863 der Lambertschen, vom französischen Kaiser autorisierten ‚Madagaskar-Kompagnie' auferlegte, sie habe ihre widerrechtlich erworbenen Berechtigungen mit 240 000 Dollars zu bezahlen. Das 1866 nachfolgende Hinscheiden der ‚Madagaskar-Kompagnie' war völlig verdienter Lohn."

Eine, bei allen Madagaskar-Kennern unwillkürliche Heiterkeit hervorrufende Bemerkung giebt Hansen auf S. 180 seines Buches zum besten: „Selbst der Premierminister Rainilaiarivony, der Gemahl dreier einander folgender Königinnen, verrichtete Fananpoana, vollends in den Tagen seines zweimaligen Witwerstandes.“ Hansen hat hier seine Quelle (Jörgensen, S. 149) total mißverstanden.

Auf S. 117 seines Buches erwähnt Hansen, daß der Portugiese Fernando Suarez am 2. Februar 1506 Madagaskar entdeckt habe. Er scheint demnach nichts davon zu wissen, daß seit Grandidiers Archivforschungen vom Jahre 1884 Suarez diese Ehre seinem Landsmann Diogo Dias hat abtreten müssen, der die Insel am 10. August 1500 zu Gesicht bekam.

Sehr unklar scheint sich der Verfasser ferner über die Lage der norwegischen Station Ranovelona zu sein; das eine Mal (S. 91) identifiziert er sie mit der Station Ambohimasina, das andere Mal verlegt er sie in den Osten der Insel nach Fisakana; thatsächlich liegt sie am Südwestabhang des Ankaratragebirges ein paar Stunden nördlich von Ambohimasina.

Wie Hansen auf S. 284 dazu kommt, die „Vereinigte Kirche in Amerika“ als bedeutendste Stütze der norwegischen Missionsgesellschaft zu bezeichnen, ist mir ganz unerklärlich. Ebenso dunkel und rätselhaft ist die Bemerkung auf S. 291, daß in Madagaskar „nichts mehr vom Aufruhr weder im Dezember 1896, noch im neuen Jahre (1897)“ verlautete, während doch bis in den Sommer 1897 hinein die Franzosen mehr denn genug mit der Niederwerfung des Aufstandes zu thun hatten.

Auch über die Pariser Missionsgesellschaft äußert sich Hansen (S. 319) viel zu reserviert, wenn er ihr einen „reformierten Vorstand“ zuerteilt, während dieselbe doch aus $^1/_3$ Lutheranern und $^2/_3$ Reformierten besteht, und wenn er die Gesellschaft bis 1895 „fast ausschließlich unter den Basutos in Südafrika thätig gewesen sein“ läßt.

Doch ich halte hier inne mit meiner Beleuchtung des Buches, obwohl noch manche Stelle in demselben die Kritik herausfordert; ich verzichte auch darauf, die fehlerhaft wiedergegebenen Ortsnamen zu korrigieren. Nur möchte ich den Verfasser, der in der Vorrede bemerkt, daß „nicht ausgemacht ist, welche Schreibweise, ob die englische, französische, deutsche oder norwegische, die richtigste ist,“ darauf aufmerksam machen, daß die französische Schreibweise die meiste Aussicht hat durchzudringen; die richtigste Schreibweise ist die dem Hova(Huwa)-Dialekt entlehnte.

Es geht mit Evidenz aus Hansens Buch hervor, daß ihm von der weitverzweigten Madagaskar-Litteratur nur die deutsche und norwegische zu Gesicht gekommen ist und daß er es verabsäumt hat, die so reich fließenden englischen und französischen Quellen zur neuesten Geschichte Madagaskars zu studieren. Er kennt weder die Organe der L. M. S., der S. P. G., der Friends, der Pariser Gesellschaft — das so wichtige „Journal“ citiert er nur aus den Bruchstücken, welche die „Norsk M.-T.“ übersetzt hat —, noch die Quellen über die katholischen Missionen in Madagaskar — von dem Vorhandensein der Lazaristen und der Patres vom heiligen Geiste scheint er gar nichts zu wissen — und ebensowenig hat ihm die für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage äußerst interessante, aus Laienkreisen stammende französische Litteratur über Madagaskar vorgelegen. Unter solchen Umständen Beiträge zur neuesten Geschichte der Insel Madagaskar schreiben zu wollen, ist ein Wagnis, das

die Kräfte eines Durchschnittsmenschen übersteigt, und es ist kein Wunder, daß der Verfasser das erstrebte Ziel nicht erreicht hat. G. Kurze.

2. **Ramsay**, Professor of Humanity, Aberdeen: „Paulus in der Apostelgeschichte." In deutscher Übersetzung von H. Groschke. Gütersloh. Bertelsmann 1898. S. X und 336. 5,20, geb. 6 Mk. Es ist eine bedeutsame und erfreuliche Erscheinung, wenn ein Philologe von Ruf die Authentie und Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte gegen die Hyperkritik der neueren Theologie verteidigt, wie das vor kurzem der Hallenser Professor Blaß gethan hat; noch bedeutsamer, wenn er zugleich den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Paulinischen Missionsarbeit mit selbständigem Eindringen studiert und ihren Schauplatz aus sorgfältiger Autopsie kennen gelernt hat. Alles das gilt von Ramsay. Er hatte bereits durch seine „Kirche im römischen Reich vor 170" sowie durch seine „Städte und Bistümer in Phrygien" (hier hat er, wie Ad. Harnack berichtet, in Hierapolis das wegen seiner Inschrift lang gesuchte Grabmal des Abercius entdeckt) sich als gründlicher und glücklicher Forscher erwiesen: da machte sein „St. Paul, The Traveller and the Roman Citizen" noch größeres Aufsehen, so daß davon in kaum 2 Jahren 3 Auflagen erscheinen mußten. Der Titel der vorliegenden deutschen Übersetzung deckt sich noch völliger mit dem Inhalt des Buchs als der englische: denn es bietet ebensowohl eine Art Kommentar zur Ap.-Gesch., der sie anfangs sporadisch, von Kap. 11 an vollständig begleitet, als eine Biographie des Apostels, die auch seine Briefe — ohne die 3 pastoralen zurückzustellen — ausgiebig heranzieht. Von den 17 Kapiteln, die es umfaßt, handelt insbesondere das erste von der Glaubwürdigkeit und Methode, das letzte von Abfassung und Datum der Ap.-Gesch., die übrigen folgen dem Lebensgange des Paulus von seiner Herkunft bis zu seinem Aufenthalt in Rom. Der Verfasser erkennt an, daß Lukas, wie Thukydides, seinen Gestalten Reden in den Mund zu legen pflegt, die sie so nicht gehalten haben und doch bleiben sie hier wie dort die lehrreichsten Teile des Geschichtswerks. Er spricht es aus: „L. hat wenig Zeitgefühl, daher ist seine Chronologie schlecht." „Sein Stil wird oft durch seine Kürze dunkel; wenn man den Vorgang nicht in der Phantasie miterlebt, versteht man seine Bedeutung nicht" (S. 15). Aber er erkennt in ihm einen hochgebildeten Zeitgenossen, bez. Augenzeugen, der sich zur Pflicht macht, die Thatsachen so auszuzeichnen, wie sie sich ereignet haben, überzeugt, damit der Wahrheit des Christentums und dem Ruhm des Apostels zu dienen. „Man könnte schwerlich im ganzen Umkreis der Litteratur ein Buch finden, in dem weniger der Versuch gemacht wird, eine Moral zuzuspitzen oder aus den Thatsachen eine Lehre zu ziehen" (S. 18). R. macht ernst mit dem Grundsatz, der sonst für litterarische Forschungen selbstverständlich ist und doch der Bibel gegenüber so oft verleugnet wird, „nämlich derjenigen Auslegung den Vorzug zu geben, die dem Werke Ordnung, Durchsichtigkeit und gesunden Verstand zurückerstattet" (S. 16). Im einzelnen findet sich bei ihm ebensoviel Anfechtbares als Überzeugendes, bald ein scharfsinnig und gelehrt begründeter Nachweis, bald eine leicht und rasch hingeworfene Behauptung oder Vermutung. Mit Recht sagt der Erlanger Professor Th. Zahn in dem Vorwort, mit dem er die Übersetzung einführt: „Die Lebhaftigkeit, mit der er seine Ansichten vorzutragen pflegt, reizt zum Widerspruch .... Das mindert aber nicht den Dank für die fruchtbaren Anregungen, welche der Theologe empfängt." Auch von unausgeglichenen Widersprüchen ist das Buch nicht frei. So heißt es S. 252, „daß Lukas mit der Abfassung

des Buchs beschäftigt gewesen ist unter Domitian, in einer Zeit der Verfolgung, wo das bloße Bekenntnis des Namens (Christi) als todeswürdiges Verbrechen galt." Dagegen S. 319: „Die Ap.-Gesch. ist das Werk eines Mannes, der nie durch Zeiten wie die unter Domitian hindurch gemußt hat." Auch seine Kritik ist nicht immer konservativ. Der Lukanische Bericht vom Blutacker (1, 18 f.) ist ihm — im Gegensatz zu dem lebensvollen und wahren bei Matth. 27, 5—8 — „ein Gebilde der Volksphantasie und der Tradition." In 2, 5—11 sieht er in der wunderbaren Steigerung des aus Korinth bekannten Zungenredens „eine Volkssage sich eindrängen" (S. 304). In 19, 12 erkennt er „den entstellenden Einfluß vom Hörensagen, der Wahrheit in Mythe verwandelt" (S. 74). Im ganzen steht er den Wundern in in der Ap.-Gesch. nichts weniger als ablehnend gegenüber. Während er vor 20 Jahren schnell mit ihnen fertig wurde, scheint es ihm jetzt „das vernünftigste und einfachste, das Lukanische Zeugnis anzunehmen, daß nämlich in gewissen Momenten moralischer Erhebung Paulus so empfänglich für die göttliche Kraft wurde, daß sie sich durch ihn äußern konnte in einer unwiderstehlichen Macht über alle Menschen, mit denen er in Berührung kam". Ja, er kommt S. 277 zu den Schluß: „Das Übermenschliche ist mit diesem Buch unauflöslich verbunden, man kann es durch keinen kritischen Prozeß scheiden. Man muß es ganz annehmen oder ganz weglassen."

Weiter auf die reiche Fülle des Einzelnen einzugehen, muß ich mir leider versagen. Nur ein paar Einzelheiten mögen als besonders charakteristisch Platz finden. Den Namenwechsel des Apostels, der 13, 9 eintritt, erklärt R. aus der damaligen Mode der griechisch gebildeten Syrer und Cilicier, neben dem Namen in der Muttersprache noch einen griechischen zu führen und damit je nach Wahl und Umgebung zu wechseln. In den früheren Kapiteln war P. ein Jude unter Juden gewesen: jetzt appelliert er zum erstenmal an die griechisch-römische Welt als ein freigeborner Römer und tritt zugleich den Gefährten gegenüber aus der zweiten in die erste Stelle (S. 68—72). — Den „Pfahl im Fleisch" hält er für eine Art chronischen Malariafiebers, das beim Ap. zuerst durch „den plötzlichen Übergang in die erschlaffende Atmosphäre von Pamphylien" (S. 78) ausgebrochen war und der Grund wurde, der ihn nach Galatien führte (als „Schwachheit des Fleisches" Gal. 4, 13 erwähnt); den begleitenden Kopfschmerz empfand er wie das Bohren einer glühenden Stange oder wie betäubende Faustschläge. — In den letzten 4 Jahren unsrer Geschichte müsse P. als wohlhabender Mann aufgetreten sein: Felix erwartet von ihm eine, jedenfalls reichliche Bestechung; Haft und langer Prozeß kosteten damals viel Geld, zumal der Ap. anstandshalber für seinen Unterhalt und den zweier Begleiter zu sorgen hatte. So bleibt nur die Annahme, daß er damals sein erbliches Eigentum verbrauchte, auf das er bisher wohl freiwillig verzichtet haben mochte (S. 253 ff). — Besser geglückt ist dem Vf. der Nachweis, wie bereits P. angefangen habe, die christliche Kirche um die römischen Provinzial-Hauptstädte zu organisieren und damit einem Streben der damaligen römischen Politik entgegengekommen sei. Diese sah ihren Feind in dem Partikularismus der Landesreligion und Landessitte. „Ein Bürgerrecht, eine Rechtsgleichheit, eine Religion und Kirche, — das waren Ideen, die das Kaisertum langsam ausbildete, aber nicht ausführen konnte, ohne selbst christianisiert zu werden" (S. 116). Da habe nun P. mit dem instinktiven Verständnis für die reale Sachlage, welche das Organisationstalent schöpfrischer Geister kennzeichnet, zuerst den Weg eingeschlagen, den die Kirche gehen

mußte. In Korinth (S. 212) wurde er sich noch klarer des Zieles bewußt, daß das Christentum über die römische Welt ausgebreitet werden müsse, als Vorbereitung für die Verbreitung über die ganze Welt (Kol. 3, 11). Als er (Röm. 15, 24) die Absicht aussprach, nach (dem bereits gründlich romanisierten) Spanien zu gehen, lebte in seinem Geiste mit voller Klarheit der Gedanke, daß das Christentum die künftige Religion des römischen Reiches sei (S. 208). — Viele andere Stellen erhalten durch die Beziehung auf damalige Volkssitte oder landschaftliche Umgebung unverkennbar ein neues Licht. Das wird genügen, um die Lust zu eignen Lesen des Buches zu wecken, es lohnt sich der Mühe. H. Kletschke.

3. **Meyer, F. B.,** Prediger in London: „Paulus, ein Knecht Jesu Christi". Autorisierte Übersetzung von Herm. Liebig. Oncken. Hamburg 1898. 256 S. 2 Mk. Unsere Stammes- und Glaubensverwandten jenseits des Meeres verstehen es, biblische Stoffe und kulturhistorisches und geographisches Beiwerk sowie durch Beispiele und Gleichnisse aus dem modernen Leben den Kindern der Gegenwart lebendig und anschaulich zu machen. Darin besteht auch der Reiz des vorliegenden Buches. Es bietet 21 Betrachtungen, lose am Faden des Lebens Pauli aufgereiht, die sich — im Sinne und in der Weise Spurgeons — mit warmer Liebe in die ganze Fülle und Zartheit seines Innenlebens mehr noch als in die harten Kämpfe seiner Missionsarbeit vertiefen und in beiden Gottes Erwählung, Ausrüstung und Leitung aufzeigen. Die erbauliche Tendenz beherrscht das Ganze, aber ohne sich aufdringlich oder salbungsvoll breit zu machen; sie klingt meist ungesucht am Schlusse jedes Abschnittes in kurzer und kräftiger Paranese aus. — Für den Standpunkt ungebrochenen Bibelglaubens, den der Verfasser voraussetzt, kommen die Einwürfe moderner Kritik nicht in Betracht, selbst Differenzen wie die zwischen Ap.-Gesch. 15 und Gal. 2 nicht zur Sprache. Dagegen findet die frei gestaltende und ergänzende Phantasie weiten Spielraum. Manches läßt man sich gern gefallen: so, wenn der Verfasser sich die Disputation zwischen Paulus und Stephanus (auf 3 S.) „lebhaft vorstellt", oder Paulus und Petrus bei ihrer ersten Begegnung „sich über die große Vergangenheit unterhalten" läßt. Anderes ist doch zu wenig begründet, wie die Annahme, daß Paulus sich nach seiner jerusalemer Studienzeit in Tarsus verheiratet habe, oder daß der Pfahl im Fleisch eine schmerzliche Augenkrankheit gewesen sei. — Auch durch ein gefälliges Äußere und hübschen Bilderschmuck empfiehlt sich das Buch für gebildete Bibelfreunde. H. K.

4. **Warneck:** „Die Mission in der Schule". Ein Handbuch für den Lehrer. Gütersloh 1899. 8. verbesserte Anflage. 197 S. 2 Mk. geb. 2,50 Mk., mit Heilmanns Missionskarte 3,20 Mk. Ein alter Bekannter, der seinen Gang in die Lehrerwelt zum achten Male antritt und hoffentlich wieder freundliche Aufnahme findet. Die Grundanlage ist geblieben, aber es sind nicht nur die missionsgeschichtlichen und statistischen Daten bis auf die neueste Zeit fortgeführt, sondern auch sonst eine Menge Veränderungen vorgenommen und Zusätze gemacht, die der Verfasser als Verbesserungen zu bezeichnen wagt. Auch die Angabe der litterarischen Hilfsmittel ist vermehrt worden. Die Schrift bezeichnet sich als „ein Handbuch für den Lehrer" und darum bittet sein Verfasser auch die Leser dieser Zeitschrift mitzuhelfen, daß es in die Hände recht vieler Lehrer komme, damit „die Mission in der Schule" wirklich immer heimischer werde. Wck.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Samoa.[1])

Von D. G. Kurze.

Polyneſien iſt berühmt durch die Schönheit ſeiner Inſelwelt; eine der herrlichſten im prächtigſten Schmucke der Tropen prangenden Gruppen bilden unſtreitig nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der Reiſenden die Samoa-Inſeln, welche ſich im centralen Polyneſien nördlich von dem Tongaarchipel in der Richtung von Oſtſüdoſt nach Weſtnordweſt, zwiſchen dem 168° und 172° weſtlicher Länge hinziehen. Die Samoagruppe umfaßt im ganzen 10 Inſeln, welche ſtändig bewohnt ſind; es ſind dies, von Oſten nach Weſten gerechnet: Tau, Oloſenga, Ofu — zuſammen mit dem Namen Manuagruppe bezeichnet —, Anuu, Tutuila, Nuutele, Upolu, Manono, Apolima und Sawaii. Der geſamte Flächen-

[1]) In einer ſeine Bedeutung weit überragenden Weiſe iſt das kleine Samoa als der Zankapfel zwiſchen drei abendländiſchen Großmächten ſeit Monaten wieder einmal ſo ſehr der Gegenſtand der öffentlichen Diskuſſion geworden, daß man faſt an keinem Tage eine Zeitung in die Hand nehmen kann, ohne auf einen Samoa-Artikel zu ſtoßen. Es erſchien mir daher zeitgemäß, auch in einer Miſſions-Zeitſchrift einen Samoa-Artikel zu bringen, nicht um in den beklagenswerten politiſchen Streit einzugreifen, der eben ſo viel Verbitterung zwiſchen den drei eiferſüchtig ſich befehdenden Großmächten erzeugt wie den armen Eingeborenen Unfrieden und Unſegen gebracht hat, ſondern um durch eine objektive Darſtellung der Verhältniſſe Samoas in ſeiner heidniſchen Zeit und einen Einblick in die Geſchichte ſeiner Chriſtianiſierung einen Beitrag zur gerechten Beurteilung der letzteren zu liefern. Die Aufregung, welche der politiſche Streit hervorgebracht hat, trübt nicht bloß die Berichte über die traurigen Vorkommniſſe der letzteren Zeit, ſondern auch das Urteil über die in die Kämpfe zwiſchen den Großmächten hinein gezogenen Eingeborenen, die doch nur ein Spielball in ihren Händen ſind. Und es iſt eine Ungerechtigkeit, wenn dieſes Urteil einſeitig über die Eingeborenen den Stab bricht, als ſeien ſie trotz ihrer Chriſtianiſierung unverbeſſerliche, der Kultur unzugängliche „Wilde“ geblieben, während der um die Inſelgruppe von den abendländiſchen Mächten geführte Streit doch zu einer Prüfung darüber auffordern ſollte, ob die egoiſtiſche Kolonialpolitik, die ſich ſo gern als „Kulturmiſſion“ bezeichnet, nicht verderblich in den Chriſtianiſierungsprozeß eingegriffen habe und für die neu ausgebrochenen blutigen Fehden nicht die Hauptſchuld trage. Man muß das heidniſche Samoa kennen, um das chriſtianiſierte Samoa gerecht zu beurteilen und erſt wenn man dazu die Wirrniſſe in Rechnung ſetzt, welche die abendländiſche Kolonialpolitik und die römiſche Konkurrenzmiſſion in die geſunde Entwickelung hineingebracht hat, wird man Verſtändnis und Nachſicht für die Schatten gewinnen, die das chriſtliche Leben der Eingeborenen verdunkeln. D. H.

inhalt beträgt 2787 Quadratkilometer, kommt also dem Arealgehalt des Herzogtums Sachsen-Meinigen und des Fürstentums Reuß ä. L. — beide zusammen genommen — so ziemlich gleich. Die Zahl der Eingeborenen beziffert sich gegenwärtig auf ungefähr 35 000 Seelen.

Von einer gewissen Entfernung gesehen, machen die Inseln den Eindruck einer langen Reihe von Bergen, deren abgerundete Gipfel die Höhe von 1300 Metern nicht übersteigen. Kommt man näher an die Küste heran, so thut man schon vom Schiff aus einen Einblick in das malerische Gewirr von dichtbewaldeten Bergen und lauschigen, von krystallhellen Flüssen und Bächen durchströmten Thälern, in denen hier und da Kokoswaldungen, Baumwollenpflanzungen und Bananengärten die Stelle der ursprünglichen Vegetation einnehmen.

Die fruchtbarste und am meisten angebaute Insel der Gruppe ist Upolu, an dessen Nordküste auch der Hauptort Samoas, Apia, gelegen ist, in dessen Hafen der Verkehr mit dem Auslande sich konzentriert. Sawaii, die größte Insel im Archipel, hat weniger Bedeutung, weil das Innere zum großen Teil eine mit Urwald bedeckte Wildnis ist, aus der hier und da erloschene Vulkankegel aufragen. Die an landschaftlichen Reizen reichste Samoainsel ist das östlich von Upolu gelegene Tutuila, mit seinem prachtvollen Naturhafen Pango-Pango, den sich bekanntlich die Amerikaner als Kohlenstation gesichert haben.

Die Samoaner sind ein rein polynesischer schöner Menschenschlag von hellolivenbrauner Hautfarbe mit schwarzem, lockigen Haar, dunklen Augen und ansprechenden Gesichtszügen. Wir geben im folgenden zunächst ein Bild des Samoanischen Volkes aus seiner heidnischen Periode, um dann die Christianisierung des Volkes und seine gegenwärtige Lage zu schildern.

I. Das heidnische Samoa.

Was zunächst die Religion der heidnischen Samoaner anlangt, so huldigten sie dem Glauben an ein paar Hauptgötter und an eine Unzahl niederer Gottheiten; auch pflegten sie den Geistern verstorbener Häuptlinge Verehrung zu erweisen.

Die obersten Götter (Atua) dachten sich die Samoaner entweder im Himmel (Langi) oder in einer Art Elysium (Pulotu) wohnend; sie galten als Erzeuger der übrigen göttlichen Wesen; auch schrieb man ihnen die Erschaffung der Erde und ihrer Bewohner zu. Den Hauptrang unter diesen Göttern nahm Tangaloa ein, welchem als Mithelfer bei der Er-

ſchaffung der Erde Tangaloa-toſi und Tangaloa-vaa-vaai zur Seite ſtanden. Sonderbarer Weiſe hatten dieſe oberſten Götter weder Prieſter, noch Tempel; eben ſo wenig beteten die Eingeborenen zu ihnen.

Eine zweite Klaſſe von göttlichen Weſen waren die Tupua, die Geiſter verſtorbener Häuptlinge, die man in den Pulotu verſetzte, wo die Vornehmſten unter ihnen zugleich die Säulen in der Wohnung der oberſten Götter darſtellten. Die einbalſamierten Leichen mancher Häuptlinge wurden unter dem Namen Leſaa-Atua-lala-ina (wörtlich: In einen an der Sonne gedörrten Gott verwandelt) gleichfalls verehrt. Ferner glaubte man, daß ſich ſolche Häuptlinge in gewiſſe Gegenſtände verwandeln könnten, die dann in gleicher Weiſe Verehrung genoſſen.

Unter dem Namen Aitu faßte man alle Abkömmlinge der Hauptgötter (Atua) oder alle diejenigen Gottheiten zuſammen, welche von Prieſtern angerufen wurden. Darunter waren z. B. die Kriegsgötter, die Familiengötter, ſowie die Schutzgottheiten der verſchiedenen Gewerbe und Thätigkeiten. Man nahm an, daß dieſe Gottheiten ſich auf die ihrem Dienſt geweihten Prieſter herabließen und ihren Willen durch deren Mund kund thaten. Daneben konnten die Aitu aber auch die Geſtalt von Vögeln, Fiſchen, Reptilien, ja ſogar von Menſchen annehmen, in welch letzterem Falle ſie aller menſchlichen Leidenſchaften für fähig gehalten wurden. Neben den großen nationalen Kriegsgöttern beſaß jeder Bezirk, ja jede Ortſchaft noch ihren beſonderen Kriegsgott. Wenn die Samoaner vor den einzelnen Familien- und Kriegsgöttern auch zumeiſt eine heilige Scheu hatten, ſo waren doch die Fälle nicht ganz ſelten, daß man einen Aitu, der ſeine Verehrer in irgend welcher Gefahr im Stiche gelaſſen hatte, mit Scheltworten und Vorwürfen überhäufte.

Den unterſten Rang unter den göttlichen Weſen nahmen die ſogenannten Sanalii ein, eine Art Kobolde, die immer zu Neckereien und böſen Streichen den Menſchen gegenüber aufgelegt waren. Sie hatten weder Prieſter noch beſtimmte Opferſtätten zu ihrer Verfügung.

Wie bei den Gottheiten, ſo unterſchied man bei der Prieſterkaſte (Taula-aitu, d. h. Anker der Geiſter) vier geſonderte Klaſſen, die Prieſter der Kriegsgötter, die Hüter der Kriegsgötter, die Familienprieſter und die Wahrſager oder Zauberer.

Die erſtgenannten ſpielten eine große Rolle im Leben eines ſo kriegeriſchen Volkes, wie es die alten Samoaner waren; denn ſie mußten bei allen kriegeriſchen Operationen zu Rate gezogen werden. Dieſe Prieſter allein konnten die verſchiedenen Kriegsgötter, vor allen die beiden größten, vom ganzen Volke verehrten, Nafanua und Saveaſeuleo, anrufen und um Beiſtand bitten. Einer von dieſen Prieſtern

war Tamafainga, der seinen Einfluß in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts dazu benutzte, die königliche Gewalt an sich zu reißen und bis zu seinem gewaltsamen Tode im Jahre 1830 ganz Samoa tyrannisierte.

Diesen Priestern im Range zunächst standen die sogenannten „Hüter der Kriegsgötter", deren Obhut die von den Kriegsgottheiten der einzelnen Bezirke beseelten Gegenstände anvertraut waren. Als derartige Symbole galten z. B. Muscheln, Trommeln ꝛc. Das Amt der Familienpriester, welche besonders den Gott Moso für die Glieder der betreffenden Familie günstig zu stimmen suchten, lag manchmal in den Händen des Hausvaters oder der Schwester desselben. Diese Würde gab dem Hausherrn eine große Autorität auch über die entferntesten Glieder der Familie und wurde zugleich ein Anlaß, seinen Besitz zu mehren. Denn es war Sitte dem Familiengotte Geschenke, z. B. Boote oder wertvolle Matten, zu machen, deren Nutznießung dem Priester zustand.

Die Dienste der vierten Priesterklasse, der Zauberer und Wahrsager, wurden von denjenigen Samoanern in Anspruch genommen, welche Verluste erlitten hatten oder sonst wie zu Schaden gekommen waren und nun den Namen des Diebes oder das Versteck, wo die ihnen entwendeten Sachen verborgen waren, gern in Erfahrung bringen wollten. Auch wer sich an einem Feinde rächen wollte, ging zu einem solchen Zauberer, dessen Verwünschungen man eine verhängnisvolle Wirkung zuschrieb. Kranke wurden zu ihnen gebracht, um über die Ursache und den mutmaßlichen Ausgang ihres Leidens sich Rat zu erholen. Als Gegenleistung für ihre Dienste erhielten sie große Geschenke an Nahrungsmittel und Matten.

Manche Aitu, besonders die Kriegsgötter, hatten ihre besonderen Wohnstätten (Fale-aitu oder Malumalu o le aitu) in den einzelnen Ortschaften. Diese Kultusstätten waren in dem üblichen Baustil der Samoaner Häuser errichtet; nur waren sie immer auf einer aus Steinen erbauten Plattform erbaut, deren Höhe und Umfang je nach dem Ansehen des Gottes größer oder kleiner war. Gewöhnlich diente der von einem niedrigen Zaune eingeschlossene Dorfplatz (Malae) als Baustätte. In dem Gotteshause befand sich das Symbol der betreffenden Gottheit, über dessen Sicherheit der Priester zu wachen hatte.

In sozialer Beziehung war unter den alten Samoanern die Sonderung in verschiedene Stände streng durchgeführt. Den obersten Rang nahmen die Alii oder Häuptlinge ein, von denen einer die Königswürde bekleidete und als solcher den Namen La Tupu führte. Der nächstwichtige Rang eines Häuptlings war der eines Tui. Bestimmte Bezirke Samoas hatten das alleinige Recht, derartige Ehrentitel zu verleihen, und kein Häuptling konnte die Königswürde bekleiden, wenn er nicht die fünf wichtigsten Titel für sich zu gewinnen verstand. Eine Vererbung dieser Würden war ausgeschlossen; sie mußten auch seitens der Nachfolger eines Königs immer erst wieder von den einzelnen dazu berechtigten Bezirken erbeten werden.

Auf die Alii folgte in der Stufenleiter der einzelnen Stände nach unten die bereits geschilderte Priesterkaste. Nach dieser kamen die Tulafale,

welche wohl mit die wichtigſte Rolle in Samoa ſpielten. Denn ſie waren die Hauptratgeber der Häuptlinge. Aus ihrer Mitte wurden die bei feierlichen Gelegenheiten fungierenden Redner gewählt; auch hatten ſie die Hauptſtimme, wenn es ſich darum handelte, den Ehrentitel ihres Bezirkes zu verleihen. Ja, es kam vor, daß ſie die Abſetzung und Verbannung eines mißliebigen Häuptlings bewirkten. Meiſt hatten die Tulafale großen Landbeſitz und übten in ihren Dorfgemeinden den ausſchlaggebenden Einfluß nach jeder Richtung hin aus.

Niedriger im Rang ſtanden die Fale Upolu (Haus Upolu); doch hatten auch ſie beträchtlichen Grundbeſitz und genoſſen nicht wenig Anſehen unter ihren Landsleuten. Ihnen lag es ob, den Häuptlingen Nahrungsmittel zu liefern, wofür ſie dann von jenen als Gegengabe die ſogenannte Tonga erhielten, welche in Matten, Baumenrindſtoffen und Booten beſtand.

Die unterſte Stufe in der ſozialen Gliederung nahmen die Tangata nuu (Männer des Landes) ein, deren Arbeit eine ſehr verſchiedenartige war. In Friedenszeiten mußten ſie für die Großen den Boden bebauen, auf den Fiſchfang ausziehen oder in der Küche ihres Herrn Dienſte thun, während ſie im Kriege die Waffen tragen mußten. Wenngleich den Samoanern die Sklaverei im eigentlichen Sinne des Wortes unbekannt war, ſo hatten doch zu Zeiten die Tangata nuu und beſonders die Kriegsgefangenen (Tangata taua) ein ſehr hartes Los, welches ſich wenig von der Sklaverei unterſchied. Ihre Herren ſahen voller Verachtung auf ſie herab und mancher ſtolzer Häuptling würde lieber ſeinen Untergebenen, als ſeine Lieblingstaube geopfert haben.

Im Volksleben der heidniſchen Samoaner ſpielten Stammesfehden und Kriege der einzelnen Bezirke unter einander eine bedeutſame Rolle. Oft war es eine ganz geringfügige Veranlaſſung, die den Ausbruch der Feindſeligkeiten herbeiführte; eine ſpöttiſche Bemerkung über einen Häuptling, Eiferſüchteleien oder Zerwürfniſſe wegen Frauen genügten, um die Kriegsfurie zu entfeſſeln. Eine Möglichkeit gab es indes, Blutvergießen zu verhüten, wenn der ſchuldige Teil eine beträchtliche Buße zahlte und ſich ſelbſt vor dem Gegner demütigte. Die Betreffenden zogen mit Feuerholz, Blättern, Steinen und Bambusmeſſern beladen vor das Haus des Gekränkten und warfen ſich ſtumm vor ihm auf die Erde nieder. Dieſe ſymboliſche Handlung ſollte ſoviel ſagen, wie: „Hier ſind wir, deine Schweine; es ſteht in deinem Belieben uns zu ſchlachten und zu braten. Das Feuerungsmaterial und die Schlachtmeſſer haben wir gleich mitgebracht“.

Als Kriegswaffen dienten in der heidnischen Zeit Keulen, Streitäxte, Speere und Schleudern; letztere Waffe war sehr gefürchtet, da durch die Schleudersteine gefährliche Knochenverletzungen verursacht wurden. Bei Ausbruch des Krieges sandten die Häuptlinge nach den verschiedensten Richtungen Boten aus, um möglichst viel Bundesgenossen zu werben, die sich an einem bestimmten Sammelplatze einzufinden hatten. Die Grenzlinie, welche die beiden feindlichen Bezirke schied, bildete gewöhnlich das Schlachtfeld; daher wurden auch die beiderseitigen Grenzdörfer sofort von Bewaffneten besetzt. Zum Kriegsdienst verpflichtet war jeder männliche Samoaner, sobald er alt genug war, um eine Keule schwingen zu können. Wollte einer nicht mit in den Kampf ziehen, so hatte sein Häuptling das Recht, dem Widerspenstigen seines gesamten Besitzes zu berauben und ihn aus seiner Heimat zu verbannen.

In jeder Landschaft gab es ein bestimmtes Dorf oder eine Gruppe von Dörfern, deren waffenfähige Mannschaft die Vorhut im Kriege bildete. Es war von alters her ihr Vorrecht, an der Spitze des Heeres zu marschieren. Obgleich ihre Verluste dem entsprechend doppelt schwer waren, so waren sie doch stolz auf die Ehre, zuerst an den Feind zu kommen, und hätten um keinen Preis ihr Vorrecht aufgegeben. In Friedenszeiten brachte man den Männern und Jünglingen aus diesen Dörfern besondere Ehrenbezeugungen dar; auch wurden sie bei öffentlichen Festen besonders reichlich bewirtet.

Gleichzeitig mit der Landmacht pflegte auch eine gutbemannte Flotille von Kriegsbooten in Thätigkeit zu treten. Die Seetreffen führten gewöhnlich zu einem sehr blutigen Handgemenge. Gefangene zu machen war nicht Sitte; der besiegte Gegner wurde getötet, wenn es ihm nicht gelang, sich durch die Flucht zu retten.

Die Frauen und Kinder, sowie die wehrlosen Alten, pflegte man beim Ausbruch des Krieges in einen abseits gelegenen Schlupfwinkel — Olo genannt — in Sicherheit zu bringen. Die siegreiche Partei suchte, sobald sie das Versteck ausfindig gemacht hatte, die dort zurückgelassene Schutzwache zu überwältigen, um dann ihre Rache an den hilflosen Geschöpfen zu stillen. Ohne Erbarmen wurden die Gefangenen abgeschlachtet, wenn nicht ausnahmsweise die eine oder andere Frau als Beute mit heimgeschleppt wurde. Bisweilen erhielten die versteckten Angehörigen der unterlegenen Partei gerade noch rechtzeitig Kunde von dem Anrücken ihrer Henker und konnten sich in den Urwald im Innern flüchten. Aber in den meisten Fällen war dies nur ein Aufschub des ihnen drohenden Geschickes; denn der Hunger zwang sie schließlich, sich dem grausamen Feinde zu ergeben. Es kam wohl auch vor, daß die Besiegten und ihre Angehörigen sich vor dem verfolgenden Feinde in eine der auf Samoa zahlreich vorhandenen Basalthöhlen zurückzogen. Gelang es dem Sieger, das Versteck ausfindig zu machen, so wurde sofort Brennholz zusammengetragen und vor dem Eingang zur Höhle aufgeschichtet, um die Ein-

geſchloſſenen auszuräuchern. Man kennt jetzt noch ein. Anzahl ſolcher Plätze, wo die Überreſte ganzer Dorfſchaften hingemordet worden ſind.

Wollten die im Felde einander gegenüberſtehenden Truppen einen Waffenſtillſtand abſchließen, ſo geſchah dies dadurch, daß man das Symbol der Nafanua, der Landeskriegsgottheit, mitten zwiſchen beiden Parteien niederlegte. Von Stund an konnten die Vorpoſten mit einander verkehren ohne die geringſte Beläſtigung befürchten zu müſſen. Auch außerhalb des Waffenſtillſtandes war es vornehmen Samoanerinnen bisweilen geſtattet, als Vermittlerinnen aus einem Heerlager ins andere zu wandern; ihre Neutralität wurde dann gewiſſenhaft reſpektiert.

Auch nach dem Friedensſchluſſe harrte der beſiegten Partei ein trauriges Los. Ihre Dörfer waren niedergebrannt, die Pflanzungen verwüſtet, und wenn es ihnen auch geſtattet wurde, ſich wieder in der alten Heimat niederzulaſſen, ſo waren ſie doch den gröbſten Beleidigungen ſeitens der Sieger preisgegeben. Dieſe drangen zu beliebiger Zeit in ihre Häuſer ein und eigneten ſich an was ihnen beliebte; auch ſcheuten ſie nicht davor zurück ſich an den Frauen und Töchtern der Unterjochten zu vergreifen. Da konnte es vorkommen, daß ein Knabe von der ſiegreichen Partei einem würdigen Greiſe gebot, die niedrigſten Dienſte für ihn zu verrichten, ihm Eſſen zu kochen ꝛc. Wehe dem Betreffenden, wenn er ſich geweigert hätte; denn dann wäre bald danach eine Strafexpedition angerückt gekommen, um das ganze Dorf zu verwüſten.

Manchmal zwang man die Beſiegten, Kokospalmen zu erklimmen, Nüſſe zu brechen und zwei zuſammengebundene Früchte in den Zähnen haltend, den Kopf nach unten gewandt, wieder herabzuſteigen. Bei andern Gelegenheiten mußten Angehörige der unterlegenen Partei in der See giftige Fiſche fangen, dieſelben in die Luft werfen und mit den bloßen Händen wieder auffangen, die dabei von den ein ſcharfes Gift bergenden Stacheln der Fiſche ſchwer verletzt wurden. Auch war es nichts ungewöhnliches, daß ſie von ihren Peinigern zum Kauen von giftigen Wurzeln genötigt wurden, was ſchmerzvolle Anſchwellungen zur Folge hatte. Eine Weigerung, derartige Quälereien über ſich ergehen zu laſſen, führte nur zu neuen Züchtigungen.

Selbſt die Leichen der Gefallenen wurden nicht verſchont. Man ſchnitt ihnen die Köpfe ab, trug dieſe im Triumph umher, und überließ Kopf und Rumpf ſchließlich den Kindern, welche die blutigen Überreſte im Dorfe hin und her ſchleiften und nach Belieben verſtümmelten. Am grellſten trat die Barbarei der ſamoaniſchen Kriegsführung im Jahre 1830

zu Tage, als nach tapferer Gegenwehr die Bewohner Aanas, der westlichen Landschaft auf Upolu, die Waffen vor den siegreichen Kriegern der Insel Manono strecken mußten. Noch am Abend desselben Tages, an welchem die Entscheidungsschlacht stattgefunden hatte, begannen die entmenschten Sieger damit, bei Maota auf der Nordwestküste Upolus eine gewaltige Grube auszuheben, welche sie mit Brennholz bis zum Rande ausfüllten. In den entzündeten Scheiterhaufen warfen sie dann eine Menge — die Angaben der Augenzeugen schwanken zwischen 200 und 400 Opfern — Frauen, Kinder und alte Leute hinein, die in den Flammen umkamen. Zu jeder Tages- und Nachtstunde folgten die Opfer auf einander; nur dann trat notgedrungen eine Pause ein, wenn unter der großen Anzahl von Menschen das Feuer auszugehen drohte und neuer Vorrat an Brennholz aufgeschichtet werden mußte. Durch zwei Tage und Nächte hindurch zogen sich die Greuelscenen. Unschuldige Kinder trippelten wohlgemut an der Seite der sie führenden Mörder dahin, die ihnen vorgelogen hatten, daß sie verschont werden sollten. Aber anstatt zum Badeplatze geführt zu werden, wie sie erwartet hatten, kamen sie plötzlich in Sicht der feurigen Glut, in der sich die Ihren im Todeskampfe wanden. Unter dem wilden Triumphgeschrei der entmenschten Krieger warf man auch diese Kinder in das Flammenmeer hinein.

Lange Jahre hindurch ist die Erinnerung an diese grauenhafte That in den Herzen der Eingeborenen wach geblieben; die benachbarten Eingeborenen haben dafür Sorge getragen, daß der Buschwald die Opferstätte — Tito genannt — nicht überwuchs. Eine kreisrunde Fläche, deren Peripherie mit schwarzer Holzkohle und deren Innenseite mit weißem, immer wieder erneuerten Korallensand bedeckt ist, hält bei den Samoanern das Gedächtnis an die Greuel der heidnischen Zeit wach.

Wir geben im folgenden nun noch einen Überblick über den *Lebensgang* des heidnischen Samoaners von der Wiege bis zum Grabe.

Bei der *Geburt* ihres Kindes durfte jede Samoanerin auf hilfreichen Beistand von seiten ihrer weiblichen Verwandten und Freundinnen rechnen; meist vertrat die Mutter derselben die Stelle der Hebamme. Auch ihr Vater war gewöhnlich zugegen; er oder der Gatte der Kindbetterin richtete ein Gebet an den Familiengott und versprach ihm jedes Opfer, was er verlangen werde, wenn er nur Mutter und Kind am Leben erhalten würde. Die bei solcher Gelegenheit üblichen Opfergaben bestimmte das Gutdünken oder die Habgier des betreffenden Priesters, der bald ein neues Haus, ein Boot, feine Matten oder anderen wertvollen Besitz verlangte. In schwierigen Fällen wurde außer dem Familiengotte des Vaters auch noch der der Mutter angerufen. Der Name des Gottes, der im Augenblicke der Geburt gerade

angerufen worden war, wurde sorgfältig gemerkt, weil er während der ganzen Lebenszeit des Kindes für dieses von der größten Bedeutung war. Aus Ehrerbietung gegen den Gott wurde das Kind sein „merda“ genannt; während seiner Jugendzeit hieß es dann einfach, je nach der verschiedenen Schutzgottheit, z. B. Merda des Longo, des Satia ꝛc.

Kindermord und Kindesaussetzung, wie sie auf den Inseln des östlichen Polynesiens nicht ungewöhnlich waren, ließen sich die heidnischen Samoaner glücklicherweise nicht zu Schulden kommen. Im Gegenteil wurden die Kinder, wenn sie einmal das Licht der Welt erblickt hatten, aufs zärtlichste gepflegt. Dagegen war leider der abscheuliche Gebrauch, das keimende Leben im Mutterschoße zu ertöten, in Samoa weit verbreitet; gar oft büßte manche unnatürliche Mutter dabei ihr eigenes Leben ein. Scham und Furcht vor Strafe, auch wohl Scheu vor der mit dem Aufziehen eines Kindes verbundenen Arbeit und die Furcht früher zu altern, waren meist die Beweggründe zu solch verbrecherischem Vergehen.

Während der ersten paar Lebenstage des Kindes verwandte seine Mutter oder wer von ihren weiblichen Angehörigen die Pflege in die Hand genommen hatte, große Sorgfalt darauf, seinem Kopfe die rechte Form nach den Regeln des eingeborenen Schönheitssinnes zu geben. Das Kind wurde zu diesem Behufe auf den Rücken gelegt und zu beiden Seiten des Kopfes und auf dem Scheitel drei flache Steine befestigt; die Stirnseite wurde mit der Hand möglichst flach gepreßt. Ebenso drückte die Wärterin die Nase des Kindes sorgfältig breit. Die Nahrung des Kindes bestand in den ersten Tagen aus dem Safte gekauter Kokoskerne, der durch ein Stück Rindenstoff gepreßt und dem Kinde in den Mund geträufelt wurde; auch Zuckerrohrsaft diente als Kindesnahrung. Dann legte die Mutter das Kind an die Brust, aber auch nur für wenige Monate. Kein Wunder, daß in der heidnischen Zeit in Samoa große Kindersterblichkeit herrschte. Ging die Mutter mit ihrem kleinen Kinde aus, so trug sie es nicht in ihren Armen, sondern quer auf der Hüfte reitend.

Die Mädchen standen stets, die Knaben wenigstens während der ersten 4 oder 5 Jahre, unter der besonderen Aufsicht der Mutter und begleiteten diese bei ihren häuslichen Verrichtungen. Die Töchter machten sich bald beim Wasserholen, Muscheltiersammeln, sowie bei der Herstellung von Rindenstoffen und Matten nützlich, während die Söhne nach dem Vorbilde ihres Vaters sich mit Gartenarbeit, Fischen, Hausbau und allerlei Handfertigkeiten befaßten.

Eine vereinfachte Form der Beschneidung war Landessitte in Samoa. Im 8. bis 10. Jahre pflegten sich zwei oder drei Knaben zusammen zu thun und aus eigenem Antriebe zu einem erwachsenen Bewohner ihres Dorfes zu gehen, der die übliche kleine Incision besorgte. Für seine Bemühung erhielt er von den Knaben ein kleines Geschenk. Eine besondere Feierlichkeit fand weder am Tage der Beschneidung noch später statt.

Eine große Rolle spielte im samoanischen Familienleben der alten Zeit der Austausch von Kindern. Es war allgemeine Sitte, daß der Vater sein Kind an seine verheiratete Schwester abtrat, die oder deren Mann als Gegengabe den leiblichen Eltern allerlei, von auswärts importierte Waren überreichen mußte. Derartige Gaben pflegten öfters wiederholt zu werden. Dagegen hatten die wahren Eltern ebenfalls die Verpflichtung, den Adoptiveltern von Zeit zu Zeit Geschenke, und zwar Gegenstände einheimischen Gewerbfleißes, zu übersenden. So war es dann etwas gewöhnliches, daß Eltern in ihrem Hause so und so viel Adoptivkinder hatten, während ihre leiblichen Kinder einem anderen Familienverbande angehörten.

Hatte der junge Samoaner das Alter von 16 Jahren erreicht, so war seine und seiner Freunde größte Sorge, tättowiert zu werden. So lange dies noch nicht geschehen war, galt ein Eingeborener für unmündig. Er durfte nicht an die Gründung eines Hausstandes denken und hatte kein Recht, in der Versammlung der Männer ein Wort mit zu reden; dagegen war er allen möglichen Spottreden, wie arm oder aus wie niedrigem Stande er sein müsse, wehrlos preisgegeben. Daher hielt der junge Samoaner fleißig Ausschau, ob nicht in der Nachbarschaft die Tättowierungsfeier eines Häuptlingssohnes stattfände, bei welcher Gelegenheit er seinen Herzenswunsch auch mit befriedigen könne. Es pflegten nämlich in solchem Falle 6 bis 12 junge Leute gleichzeitig tättowiert zu werden, welche Arbeit von 4 bis 5 berufsmäßig dazu ausgebildeten Eingeborenen vollzogen wurde. Die mittels der Zinken eines aus Menschenknochen hergestellten Kammes, welcher in eine Mischung von Ruß getaucht wurde, erzeugten zierlichen Muster bedeckten den Körper von der Hüfte bis zu den Knieen. Da wegen der Schmerzhaftigkeit die Arbeit immer zeitweilig unterbrochen werden mußte, so nahm der ganze Prozeß des Tättowierens gewöhnlich 2 bis 3 Monate in Anspruch. Die Freunde der dabei beteiligten jungen Leute sahen es für ihre Pflicht an, während dieser Zeit die Gesellschaft mit Lebensmitteln reichlich zu versorgen; auch mußten sie den die Arbeit ausführenden, meist anspruchsvollen Künstlern und deren Anhang als eine Art Honorar feine Matten und Vorräte von Rindenstoff zu Geschenke machen. Im Gefolge solcher Tättowierungsfeiern gingen viele Trinkgelage und unzüchtige Ausschreitungen einher.

Auch bei dem weiblichen Geschlechte war der Übergang von den Kinderjahren zum mannbaren Alter durch eine besondere Feier gekennzeichnet. Die Eltern und Verwandten eines solchen herangereiften Mädchens häuften zuvor eine Menge kostbarer Matten und einheimischer Stoffe auf und luden dann, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, sämtliche unverheiratete Mädchen im Orte zu einem Festschmause ein. Am Schlusse desselben wurden die gesammelten Schätze an die Geladenen verteilt. Es galt für ein Zeichen von großer Schäbigkeit und Armut, wenn eine Familie sich diesem Gebrauche entzog.

Nach außen hin suchten die Samoaner wenigstens den Schein der Keuschheit bei ihren Kindern zu wahren; in Wirklichkeit aber herrschte viel Unsittlichkeit unter der Jugend. Von frühester Kindheit an waren

sie mit den unzüchtigen Unterhaltungen der Erwachsenen vertraut, und der Umstand, daß sämtliche Familienglieder zumeist in einem gemeinsamen Raume schliefen, trug auch nicht gerade zur Hebung der Sittlichkeit bei. Doch gab es auch Ausnahmen, und vornehmlich die Töchter der Häuptlinge und sonstiger vornehmer Samoaner standen in Bezug auf ihr sittliches Verhalten unter sehr scharfer Kontrolle seitens ihrer Eltern und Angehörigen. Insbesondere galt dies von den „Taupo", den sogenannten Ehrenjungfrauen. Jede einigermaßen ansehnliche Ortschaft hatte eine derartige Würdenträgerin, die in den meisten Fällen die leibliche oder Adoptivtochter des Häuptlings war. Ein solches junges Mädchen hatte bei festlichen Gelegenheiten, so zu sagen, die Honneurs zu machen, fremde Gäste namens ihres Ortes zu empfangen, den beliebten Kavatrank für sie zu bereiten und sonst noch für ihre Bequemlichkeit und Unterhaltung zu sorgen. Bei allen festlichen Aufzügen und Tänzen nahm sie die leitende Stellung ein und war von einem Gefolge junger Mädchen begleitet. Fort und fort stand sie dabei unter der strengen Aufsicht mehrerer älterer Frauen. Ließ sie sich in sittlicher Beziehung etwas zu Schulden kommen, so wurde sie in der älteren Zeit von ihren eigenen Angehörigen mit der Keule erschlagen; später begnügte man sich in solchen Fällen damit, sie tüchtig mit Stockhieben zu züchtigen und mit Schimpf und Schande ihres Ehrenpostens zu entheben.

Ehebruch kam in der heidnischen Zeit häufig vor, obgleich er auf dem Wege der Privatrache öfters streng bestraft wurde. Wenn der beleidigte Gatte nach dem Blute des Verführers dürstete, so sah die öffentliche Meinung darin etwas Selbstverständliches. Das Schlimmste bei dieser Selbsthilfe war, daß nicht nur der Schuldige selbst, sondern ebenso sein Bruder oder irgend ein naher Verwandter Gefahr lief, der Rache des Gekränkten zum Opfer zu fallen.

Die Eheschließung erfolgte im heidnischen Samoa erst, wenn die jungen Leute das Alter der Reife vollständig erreicht hatten. Große Sorgfalt verwandte man darauf, eine eheliche Verbindung zwischen nahen Verwandten zu verhüten, da der Glaube verbreitet war, daß die Götter derartigen Paaren zürnten. Hatte je einmal ein junges Paar die Kühnheit, der öffentlichen Meinung in diesem Punkte Trotz zu bieten, und starben ihnen dann Kinder im zarten Alter weg, so sah man in solchen Todesfällen die Strafe des erzürnten Familiengottes.

Ein heiratslustiger Samoaner wandte sich nur in den seltensten Fällen direkt an seine Auserwählte, sondern beauftragte einen Freund, dem jungen Mädchen und

deren Angehörigen ein in Eßwaren bestehendes Geschenk zu überreichen und gleichzeitig bei dem Vater oder älteren Bruder des Mädchens die Bewerbung anzubringen. Fand die Gabe eine freundliche Aufnahme und brachte der Bote eine günstige Antwort zurück, so galt die wichtige Angelegenheit für erledigt. Zustimmung des Mädchens wurde wohl auch eingeholt; aber das war nur eine nebensächliche Form. Sie mußte sich fügen, wenn ihre Eltern die Partie für gut befanden. Nachdem somit alle Vorfragen erledigt waren wurden 1 bis 3 Monate von der beiderseitigen Verwandtschaft verwandt, die üblichen Geschenke herbeizuschaffen. An dem für die Hochzeit bestimmten Tage versammelten sich die Angehörigen des jungen Paares am Wohnorte des Bräutigams. Die Braut kam im feierlichen Geleite ihrer Freundinnen, welche die aus feinen Matten und Rindenstoff bestehende Ausstattung trugen, herbei gezogen. Handelte es sich um vornehme Familien, so fanden die Hochzeitsfeierlichkeiten unter den Schatten spendenden Brotfruchtbäumen des „Malae" oder Dorfplatzes statt. In voller Öffentlichkeit unter Obscönitäten, die sich hier nicht wiedergeben lassen, fand die eheliche Verbindung eines solch jungen vornehmen Paares statt. Nachdem die Thatsache der Jungfräulichkeit der Braut der versammelten Volksmenge kund gethan war, erhob sich von allen Seiten Jubelgeschrei und als weitere Ehrenbezeugung für die tugendhafte Braut, schlugen sich die Freunde und Freundinnen derselben mit Steinen an den Kopf, bis das Blut floß. Eine Festmahlzeit, die Verteilung von Geschenken und nächtliche Tänze mit ihrem Gefolge von Unsittlichkeiten bildeten den Abschluß eines solchen Hochzeitsfestes in vornehmen Kreisen.

In den niederen Ständen verlief die Feier wesentlich einfacher und innerhalb des Hauses; doch wurde auch hier in derselben widerlichen Weise die Jungfräulichkeit der Braut konstatiert. Eine einzige gute Seite hatte übrigens dieser Brauch, daß die jungen Mädchen sich möglichst vor groben Ausschweifungen hüteten. Man fürchtete sich vor der Schande, die im entgegengesetzten Falle über die Braut und deren Familie kam; auch ging es nie ohne schwere körperliche Züchtigung der Schuldigen ab.

Es kam hin und wieder vor, daß ein junger Mann, wenn sich die Eltern seiner Auserwählten aus irgend welchen Gründen einer Verbindung des Paares widersetzten, dieselbe entführte und einige Zeit in einem Waldversteck mit ihr lebte. Später durfte ein solches Paar in das Dorf des Bräutigams zurückkehren, und die Verwandten erkannten durch Veranstaltung eines Festes und Verteilung von Geschenken die Giltigkeit der Ehe an.

Wenn die junge Frau eines Häuptlings oder vornehmen Samoaners ihren Wohnsitz in der Familie ihres Mannes nahm, brachte sie als eine Art Gesellschafterin die Tochter ihres Bruders mit, welche damit zugleich die Konkubine des Mannes wurde. Von einem Bruder, der seine Tochter nicht bereitwillig zu einem solchen Zwecke hergegeben hätte, urteilte die Volksstimme, daß er seine Pflichten gegenüber der Schwester gröblich vernachlässigte und den Zorn des Familiengottes auf sich lade. That der Bruder seine Pflicht nicht, so versorgten die mütterlichen Verwandten der jungen Frau diese mit einer Gesellschafterin. So kam es, daß ein Häuptling zugleich mit seiner rechtmäßigen Frau 1 bis 3 Konkubinen erheiratete.

Da die Hochzeitsfeierlichkeiten für den Häuptling und dessen Freunde eine reiche Einnahmequelle bildeten, so drängten die letzteren den Häuptling zu neuen

Eheschließungen; ja sie nahmen oft die Sache ganz selbständig in die Hand, suchten eine passende Familie von gleichem Range ausfindig zu machen und erledigten alle Präliminarien, wobei es gleichgiltig war, wie das betreffende junge Mädchen zu der Sache stand. Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit konnte es demnach ein Häuptling auf 10 bis 12 Frauen und Konkubinen bringen. Indes kehrten infolge von Zerwürfnissen und Eifersuchtsscenen manche dieser Frauen bald wieder ins elterliche Haus zurück, und es war eigentlich ein Ausnahmefall, wenn ein Häuptling mit mehr als zwei Frauen gleichzeitig lebte.

War eine Ehe nur mit Rücksicht auf die zu erhoffenden Geschenke und Festfreuden zu stande gekommen, so konnte man ziemlich sicher darauf rechnen, daß die junge Frau nur ein paar Tage oder Wochen mit ihrem Manne zusammen lebte, um dann zu den Ihrigen zurückzukehren. War aber ein Paar mehrere Jahre hindurch verheiratet gewesen und tauchte dann bei beiden der Wunsch nach einer Trennung auf, so wurden gewisse Formen dabei gewährt. Man besprach die Scheidung in größter Ruhe, vollzog eine angemessene Vermögensteilung, und dann wurde die Frau zu ihren Angehörigen zurückgeleitet. Waren kleine Kinder vorhanden, so nahm die Mutter dieselben mit sich, während die größeren bei dem Vater verblieben. Vollzog sich so die Scheidung ohne besondere Schwierigkeiten, so durfte es jedoch die geschiedene Frau bei Lebzeiten ihres ersten Mannes nicht wagen, eine zweite Ehe einzugehen. Selbst nach seinem Tode bedurfte sie, wenn er ein Häuptling von hohem Range gewesen war, zur Schließung einer neuen Ehe der besonderen Zustimmung seitens der Familie des Verstorbenen. Wollte es ein Freier wagen, eine solche geschiedene Frau zu heiraten, ohne sich mit den Verwandten ihres ersten Mannes auseinandergesetzt zu haben, so stand sein Leben auf dem Spiele; zum mindesten konnte ihm jene Familie zur Zahlung einer beträchtlichen Buße zwingen.

Der Bruder des verstorbenen Mannes hielt sich für verpflichtet, seine verwitwete Schwägerin zu heiraten und deren verwaiste Kinder sahen in ihm ihren Vater. War der Bruder bereits verheiratet, so zog die Wittwe als zweite Frau in sein Haus. Im Falle, daß mehrere Brüder vorhanden waren, machten diese unter sich aus, wer die Schwägerin heiraten sollte. War kein Bruder vorhanden, so bot sich irgend ein Verwandter des Verstorbenen an, die Witwe zur Frau zu nehmen. War aber auf beiden Seiten kein Verlangen vorhanden, zu einer neuen Ehe zu schreiten, so stand es im Belieben der Witwe, zu ihren Verwandten zurückzukehren.

Auf kranke Angehörige nahmen die Samoaner viele Rücksicht und suchten besonders ihre Wünsche nach irgend welchen Leckerbissen zu befriedigen. Nahm die Krankheit ein ernsteres Aussehen an, so wurde Botschaft an die entfernter wohnenden Freunde des Patienten gesandt, um diesen Lebewohl sagen zu können. Je höher der Rang des Kranken war, um so größer war dann das Gedränge von Verwandten und Bekannten, die mit wertvollen Geschenken ankamen, um sein Lager. Beim Eintritt des Todes erhob sich im Trauerhause ein unbeschreibliches Wehklagen; dabei zerrissen die Leidtragenden ihre Kleider, rauften sich das

Haar aus, ſchlugen ſich mit Steinen den Kopf blutig und brachten ſich mit glühenden Holzſtäbchen Brandwunden am Körper bei. Nach einer Stunde pflegte das Trauergeheul nachzulaſſen, und die Vorbereitungen zur Beerdigung, die in dem Tropenklima ſehr bald erfolgen mußte, begannen damit, daß man den Leichnam auf eine Matte legte, mit wohlriechendem Kokosöl einſalbte und das Geſicht zur Verdeckung der Leichenbläſſe mit gelbem Curcumapulver beſtreute. Nachdem dann der Leichnam mit Ausnahme des Kopfes völlig in Zeugſtoffe eingehüllt worden war, ſaßen die Verwandten noch ein paar Stunden weinend um denſelben herum. Während die Leiche im Hauſe lag, mußte die Familie ihre Mahlzeiten auswärts einnehmen; ja die nächſten Angehörigen des Verſtorbenen durften die zubereiteten Speiſen nicht einmal ſelbſt zum Munde führen, ſondern mußten ſich wie kleine Kinder von andern füttern laſſen. Erſt am fünften Tage, wenn ſie ſich Geſicht und Hände in heißem Waſſer gewaſchen hatten, galten ſie wieder als rein.

Das Begräbnis fand gewöhnlich den Tag nach dem Tode ſtatt. In der 4 Fuß tiefen Grabſtätte — jede Familie hatte ihre beſondere Grabſtätte — wurde der in Rindenſtoff feſteingewickelte Leichnam unter den Wehklagen des aus Verwandten und Freunden beſtehenden Trauergefolges beigeſetzt; gleichzeitig legte man die Kleidungsſtücke, den Trinkbecher und das Bambuskopfkiſſen dem Verſtorbenen mit ins Grab. Ein 1 bis 2 Fuß hoher Steinhaufe zeigte äußerlich die letzte Ruheſtätte des Samoaners an. Umſtändlicher war die Beſtattungsweiſe eines Häuptlings. In einem ſolchen Falle blieb die Leiche mehrere Tage über der Erde, bis ſich alle, auch die entfernteſten Stammesglieder im Trauerorte, in welchem in dieſer Zeit alle Arbeit ruhte, eingefunden hatten. Unter Trauergeſängen wurde die in die feinſten Matten eingehüllte Leiche im Parabeaufzuge nach einander von den einzelnen Deputationen durch die Ortſchaft herumgetragen und ſchließlich in einem, oft aus einem Boote hergeſtellten Sarge begraben. In einer Häuptlingsfamilie war ſogar das Einbalſamieren der Leichen Sitte.

Der Eingang zum Totenreiche war nach der Anſicht der alten Samoaner im äußerſten Weſten der Inſel Savaii. Zwei kreisrunde Waſſerbecken galten als die Stätte, wo die Geiſter der Verſtorbenen in die Unterwelt hinabtauchten; das größere von beiden war für die Häuptlinge, das kleinere für das niedere Volk beſtimmt. In der Nähe ſtand eine einſame Kokospalme. Streifte der entfliehende Geiſt an deren Stamm an, ſo kehrte er in den eben verlaſſenen Leib wieder zurück und der ſchein-

bare Tote wurde wieder lebendig. In der Unterwelt gab es Himmel, Erde und Meer, und die mit einem neuen Körper bekleideten Geister führten ein ähnliches Leben wie vor dem auf der Erde; auch in der Unterwelt hatten die Häuptlinge einen besseren Platz, die ausgesuchteste Nahrung und allerlei andere Vergünstigungen im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Volk. Nächtlicherweile konnten sich die Geister in Feuerfunken verwandeln und zeitweilig wieder auf die Oberwelt zurückkehren, wo sie Krankheit und Tod über ihre Familienglieder brachten. Daher bemühte sich jeder Samoaner mit einem Todkranken sich auf möglichst guten Fuß zu stellen, um vor späteren Belästigungen seines Geistes sicher zu sein.

Menschenfresserei kam unter den alten Samoanern nur ganz ausnahmsweise vor, und in diesen vereinzelten Fällen geschah es nicht, um einem barbarischen Gelüste zu frönen, sondern nur aus Rache an irgend einem berüchtigten Feinde.

Die Kleidung der heidnischen Samoaner war die denkbar einfachste. Sie bestand aus einem Gürtel von herabhängenden Kordylineblättern und daneben noch aus dem Lavalava oder Lendentuche aus Rindenstoff vom Maulbeerbaum. Bei besonderen Gelegenheiten hüllte man den Körper auch in Matten ein, die von den Frauen mit kunstfertiger Hand aus Pflanzenfasern geflochten wurden.

Die einen ovalen Grundriß aufweisenden Wohnungen trugen auf 4 bis 5 Fuß hohen zahlreichen Randpfosten ein einem umgekehrten Boote gleichendes Dach, dessen Sparrenwerk mit Kokoswedeln oder Zuckerrohrblättern gedeckt war. In der Mitte des Hauses stützten drei durch Querhölzer verbundene Säulen die Dachwölbung. Als Fußboden diente eine Schicht auserlesener kleiner schwarzer Kieselsteine, welche mit Matten überdeckt wurden. Zwischen den einzelnen Seitenpfosten waren nach Art von Jalousieen ebenfalls Matten angebracht, welche am Tage aufgerollt blieben und nur des Nachts herabgelassen wurden, um die Schläfer gegen die starke Luftfeuchtigkeit zu schützen. Als Befestigungsmaterial dienten Kokosbaststücke, die durch ihre verschiedenartige Färbung zum Schmuck des Hauses beitrugen.

Missionarische Probleme auf einem alten Missionsfelde.[1])

Von Missionsdirektor D. Buchner.

Dem Missionsfreund, der einen tieferen Einblick in das gewaltige Werk der Heidenbekehrung noch nicht gewonnen hat, und der noch nicht

[1]) Vortrag, gehalten auf der brandenburgischen Missionskonferenz. Berlin, 11. April 1899.

durch praktiſche Mitarbeit in deſſen Schwierigkeiten eingeweiht iſt, deucht es wohl manchmal ein einfaches und wenig verwickeltes Ding zu ſein. Sein Blick bleibt zunächſt nur an dem hängen, was allerdings die Hauptſache iſt und bleibt, auf der einfachen Evangeliumsverkündigung, und er meint, der Miſſionar und die Miſſion habe ihre Aufgabe erſchöpft, wenn dieſe Verkündigung nur im rechten Sinn und Geiſt geſchehe. Aus ſolcher oberflächlichen Anſchauung heraus, wenigſtens zum Teil, iſt die ſogenannte „Evangeliſationstheorie“ erwachſen, die die Aufgabe der Miſſion eben nur in der Verkündigung des Wortes ſieht. Dabei tritt, bewußt oder unbewußt, als das Objekt der Miſſionsarbeit in unſeren Anſchauungen das einzelne Individuum in den Vordergrund, während die Miſſionsarbeit, ſchon laut dem Miſſionsbefehl des Herrn, nicht nur die Bekehrung des einzelnen, ſondern im letzten Grund die Chriſtianiſierung der Völker als Ziel ins Auge zu faſſen hat. Jedem, der längere Zeit ſich praktiſch in und mit dieſem Werke beſchäftigt hat, drängt ſich eine tiefere und umfaſſendere Anſchauung der hier gethanen Arbeit auf. Anhaltende Miſſionsarbeit, und namentlich an geiſtig tiefer ſtehenden Völkern gethan, öffnet uns immer mehr die Augen und das Verſtändnis für die Aufgabe, die gewaltige und ſchier unermeßliche Aufgabe, welche die Völkerchriſtianiſierung in ſich ſchließt. — Das Chriſtentum iſt keine Lehre, wie andere Religionsſyſteme, ſondern eine durch die in ihr dargebotenen Heilsthatſachen ſo allgewaltige Geiſtes- und Lebensmacht, daß es ſofort, wo wir es in ein Volksweſen hineintragen, in demſelben nach allen Richtungen hin, nicht nur auf religiöſem Gebiet in engerem Sinn, ſondern auch auf allen Seitengebieten, ſich fühlbar macht auf die ſozialen, wirtſchaftlichen, politiſchen, ſittlichen ſo gut wie auf die religiöſen Verhältniſſe ſauerteigartig einzuwirken beginnt und überall in einſchneidender Weiſe Neubildungen hervorruft, die, teils in heftigen Zuſammenſtößen mit dem alten heidniſchen Weſen, teils in ruhiger, allmählicher Weiterentwickelung, ſich vollziehen. Daraus ergiebt ſich aber eine Fülle von Problemen und Aufgaben, wie ſonſt kaum in einer andern Arbeit. Natürlich treten ſolche Probleme immer klarer und ſchärfer hervor und werden uns immer bewußter, je älter ein Miſſionsgebiet iſt.

Heutzutage kann man manche kritiſchen Stimmen hören, welche die erſte Miſſionszeit und ihre Methode als in mancherlei Beziehung fehlerhaft bezeichnen. Gewiß haben ſie auch nicht unbedingt Unrecht, und wir ſind die letzten, die leugnen wollen, daß in der Vergangenheit auch unſerer Miſſion Fehler genug in Theorie und Praxis begangen worden ſind.

Wurzeln aber nicht die meisten derselben eben darin, daß jene ersten Bahnbrecher gar keine Ahnung hatten von der Größe des Werkes, welches sie in kindlicher Naivität des weltüberwindenden Glaubens unternahmen? Hätten sie geahnt, welche Fülle von schwierigen Problemen und Aufgaben sie uns, ihren Nachkommen, damit hinterlassen würden, wer weiß, ob sie den Mut gehabt hätten, diese Riesenaufgabe anzugreifen. An uns ist es nun, das, was wir als fehlerhaft an jener ersten Missionsmethode erkennen, abzuthun und in unserer Arbeit zu vermeiden. Nicht aber wollen wir in öder Kritiklust unserer Väter großes Thun meistern und schelten, sondern uns ihrer würdig erzeigen dadurch, daß wir die hohen und weitgreifenden Aufgaben, die sie uns hinterlassen haben, frisch aufnehmen, die Probleme, die ihre Arbeit ins Leben gerufen, mit demselben Mut zu lösen suchen, den sie im Leben und Sterben bethätigt haben. Gestatten Sie mir heute in diesem Sinn und Geist einiges zu Ihnen zu reden von den Problemen, die sich auf einem alten Missionsgebiet, meinem Geburtslande Westindien für unsere Brüdergemeine ergeben. Wir werden bei der Kürze der Zeit von den vielen nur zwei berühren können.

Geben wir zunächst einen kurzen geschichtlichen Überblick. Bekanntlich ist Westindien das älteste Missionsgebiet der Brüderkirche. Im Jahre 1732 zogen unsere ersten Sendboten nach St. Thomas und St. Jan, 1740 wurde die Arbeit auf St. Croix ausgedehnt, 1754 in Jamaica begonnen, 1765 Antigua und Barbados in Angriff genommen, 1777 St. Kitts, 1790 Tobago besetzt, und endlich 1890 auf Trinidad ein Anfang gemacht. Vielfach haben wir nun gerade in Bezug auf unsere westindische Mission den Vorwurf hören müssen, daß die Brüdergemeine nicht verstanden habe, die Eingebornen zur finanziellen und kirchlichen Selbständigkeit zu erziehen. Wir wollen uns gegen diesen Vorwurf, als sei er völlig unbegründet, nicht eigengerecht wehren, sondern, das Berechtigte dieser Beschuldigung nach manchen Seiten anerkennend, daraus für die Zukunft lernen. Immerhin sei zur gerechten Beurteilung auf folgende Thatsachen hingewiesen: Die Arbeit vollzog sich an und unter Sklaven bis zum Jahre 1838, es sind also erst 60 Jahre verflossen seit dem Zeitpunkt, von welchem ab eine Erziehung zur Selbständigkeit überhaupt möglich war. Und was ist in den 60 Jahren erreicht?

Nur einige wenige Zahlen. Die gesamten Kosten unserer westindischen Mission betrugen im Jahre 1897: rund 366500 Mk. Davon fielen der allgemeinen Missionskasse zur Last: rund 40000 Mk., die Unterstützungen seitens der Regierung besonders für die Schule stellten sich auf etwa

170000 Mk., somit haben unsere Gemeinen dort (über 40000 Seelen, darunter etwa 18000 Abendmahlsgänger) für ihre kirchlichen Ausgaben aufgebracht: rund gegen 160000 Mk. — Unter den 53 Missionaren daselbst befanden sich Ende 1897 23 eingeborne Geistliche, von denen 14 ordiniert sind, 9 befinden sich noch in ihrer Probezeit. Wollen wir auch nicht in Abrede stellen, daß vielleicht noch mehr hätte erreicht werden können, so glauben wir doch, daß diese Ergebnisse für kurze 60 Jahre immerhin einige Anerkennung verdienen.

Auf meiner vorjährigen kurzen Reise konnte ich mich davon überzeugen, daß die Bemühungen, die Gemeinen selbständig zu machen — das ist ja *das* Problem der Mission — nicht erfolglos sind. Bleiben auch die erzielten Ergebnisse sehr verschieden in den einzelnen Gemeinden, so sind sie stellenweis mit sehr gutem Erfolg gekrönt. So erklärte mir mehr wie eine Gemeine, daß sie in Zukunft für sich und ihre besonderen Bedürfnisse auf jede Unterstützung unsererseits trotz der schweren finanziellen Krisis, die Westindien betroffen, verzichte und allein alles zu ihrem Bestehen Nötige aufbringen werde. Das Problem der *finanziellen* Selbständigmachung unserer dortigen Gemeinen würde vielleicht schon erreicht sein, wäre nicht eine schwere Krisis über jene Inseln hereingebrochen, eine Krisis die durch die erhöhte Zuckerproduktion in anderen Ländern hervorgerufen, die wirtschaftliche Existenz Westindiens in Frage stellt.

Hand in Hand mit dem Problem der finanziellen Selbständigkeit geht das andere der *kirchlichen* Selbständigkeit und Selbstverwaltung. Im engen Zusammenhang damit steht aber das andere *der Ausbildung eines Standes eigener nationaler Geistlicher*. Wir werden diesem Problem als dem bei weitem wichtigsten uns besonders zuzuwenden haben.

Es ist unstreitig ein nicht zu ungünstiges Ergebnis, wenn nach 60jähriger Arbeit unter 53 Geistlichen 23 eingeborne sind, 14, die schon ordiniert, 6, von denen wir hoffen dürfen, sie in Bälde ordinieren zu dürfen. Ergänzend wollen wir noch hinzufügen, daß außer diesen auch auf anderen Missionsgebieten einige in Westindien ausgebildete Eingeborne im kirchlichen Dienst stehen. Aber bei alledem könnte der Erfolg noch größer sein, und auch ich konnte den Gedanken nicht ganz unterdrücken, daß der Fortschritt ein schnellerer vielleicht hätte sein sollen. Darum wandte ich, um alle hierbei einschlagenden Verhältnisse kennen zu lernen, dieser Frage bei meinem Besuch eine besondere Aufmerksamkeit zu. Jetzt erst sind mir auf Grund eigener Anschauung die großen Schwierigkeiten

ganz zum Bewußtsein gelangt, die sich der Lösung dieses Problems hindernd in den Weg stellen. Von welcher Seite man auch die Frage anfasse, überall liegen Hemmnisse und eine praktische Beschäftigung mit denselben läßt manches freilich in einem anderen Licht erscheinen als eine theoretische daheim am Schreibtisch.

Folgen Sie mir hinüber nach Westindien. Wir sind inmitten einer unserer Christengemeinen. Schon der erste Blick bringt uns zum Bewußtsein, daß wir vor uns *nicht ein einheitliches Volk* haben. Vom tiefsten Schwarz bis zum fast völlig tadellosen Weiß, mit allen dazwischen liegenden Abstufungen, alle Farben sind bei unseren Pflegebefohlenen vertreten. Wenden wir uns zu den eigentlichen, wirklich schwarzen Negern, so sehen wir alsbald, zumal wenn unser Auge durch einen Besuch in Afrika etwas geschärft ist, daß auch sie kein einheitliches Volksganzes darstellen, daß ihre Voreltern sicher nicht aus ein und derselben Gegend Afrikas stammten. Das tiefdunkle Schwarz scheint bei jenem auf Mozambique als Heimatsland zu weisen, die Gesichtsbildung bei einem anderen auf Kafferland, während die ganze Statur des dritten uns an Westafrika denken läßt. Wir haben hier also kein zusammengeschlossenes Volksganzes vor uns, sondern ein zusammengewürfeltes Gemisch von Nachkommen der verschiedensten afrikanischen Stämme. Eine nähere Bekanntschaft läßt uns auch bald erkennen, daß bei diesem Völkergemisch innerlich ebensowenig von einem Volksbewußtsein die Rede ist, wie etwa bei einer aus so und so viel Deutschen, Engländern, Russen, Franzosen u. s. w. zusammengesetzten Gesellschaft. Selbstverständlich hat schon während der Zeit der Sklaverei eine äußere Vermischung und damit Hand in Hand gehend eine innere Ausgleichung der Stammesunterschiede begonnen, die die allmähliche Ausreifung eines innerlich zusammengeschlossenen Volksganzen verheißt; immerhin ist aber dieser Prozeß noch nicht vollendet, sondern erst noch im Werden. Hat derjenige, der näher zusieht, auch seine Freude daran, zu sehen, wie sich allmählich ein einheitliches Volksbewußtsein zu bilden beginnt, so muß er sich doch aussprechen, daß der Mangel eines wirklichen einheitlichen Volksbewußtseins der Heranbildung eines selbstbewußten und von ihrem eigenen Volk gewürdigten *Standes* eingeborner Geistlicher noch sehr hinderlich im Wege steht. Man schlägt diesen Umstand bei der Beurteilung der bisher erreichten Ergebnisse, meiner Meinung nach, zu gering an.

Gilt es so in Westindien zunächst die Zusammenarbeitung verschiedener Elemente zu einem *Volk* mit einheitlichem Volksbewußtsein, so ist

erſichtlich, daß für Löſung des in Rede ſtehenden Problems noch bedeutſamer iſt, inwieweit dieſes Volksbewußtſein ein chriſtliches, ein von den Lebenskräften des Chriſtentums nach allen Seiten hin wirklich durchdrungenes iſt. Ein auf niedriger Kulturſtufe ſtehendes Volk, deſſen geiſtiger und geiſtlicher Horizont ein beſchränkter iſt, wird wohl einzelne tüchtige Geiſtliche hervorzubringen imſtande ſein, nimmermehr aber einen Stand ſolcher. Solche einzelne gleichen aber mehr oder weniger hohen Bäumen in niedrigem Gebüſch, die den Blitzſtrahlen beſonders ausgeſetzt ſind und denen ihre Höhe auch außerdem vom Buſchwerk als Anmaßung vorgeworfen wird. Manche traurige Erfahrung mit den eingebornen Geiſtlichen hat wohl ihren Grund gerade in dieſem Umſtand. Das beregte Problem iſt endgiltig nicht zu löſen, das iſt mir wieder ganz klar geworden, ehe nicht das geſamte Volk als ſolches auf eine gewiſſe Höhe geiſtiger und geiſtlicher Bildung emporgehoben iſt. Noch auf eine Reihe von Jahren hinaus bleibt, jedenfalls in Weſtindien, die Hauptaufgabe unſerer Miſſion die geiſtige Hebung des Volksganzen durch chriſtlichen Unterricht in Kirche und Schule. Man muß es der engliſchen Kolonialregierung zum Ruhme nachſagen, daß ſie in Bezug auf den Schulunterricht keine Opfer bis jetzt geſcheut und Ergebniſſe erzielt hat, die diejenigen anderer Kolonialſtaaten, wie z. B. Hollands, in den Schatten ſtellen. Leider ſcheint es, als ob die wirtſchaftliche Not eine Einſchränkung dieſer ſegensreichen Arbeit nach ſich ziehen wolle. Jedenfalls kann man getroſt ſagen, daß die allgemeine Bildung in Weſtindien, namentlich auf Barbados, ſchon bedeutend größere Fortſchritte gemacht hat, als man gemeiniglich hierzulande meint. Keiner aber, der mit dem Volk der Neger zu thun gehabt hat, kann und wird ihm die Bildungsfähigkeit abſprechen wollen. Trotz alledem aber werden, bis die allgemeine Volksbildung eine ſolche iſt, daß ſie die für die Ausbildung eines Standes eingeb. Geiſtliche notwendige breite Unterlage bietet, noch manche Jahre dahingehen.

Von größerer Bedeutung noch als der Grad der Volksbildung iſt bei der behandelten Frage der Grad des ſittlich religiöſen Lebens im Volke. Das einzelne Individuum mag ſich ſiegreich losringen von den Banden des Aberglaubens und des im Verborgenen innerhalb des Volkes fortwuchernden Heidentums, ein geiſtlicher Stand aus Eingebornen wird aber dann erſt ſich wirklich herausbilden können, wenn wenigſtens in einem größeren Prozentſatz des Volkes eine innerliche Überwindung ſich vollzogen hat und chriſtliche Anſchauung und Sitte eine Macht geworden ſind. Welche Unſumme von Aberglauben, religiöſen und

sittlichen Anschauungen niedrigster Art in einem Völkerkonglomerat, wie es oben beschrieben, sich vorfindet, das kann man wohl ahnen, das tritt auch bisweilen in erschreckender Weise zu Tage. Wer ein wenig davon Beobachtung gemacht hat, wie viel von solchem abergläubischen Sauerteig trotz 1000jähriger christlicher Entwickelung noch in unserem deutschen Volke steckt, wird es verstehen, daß eine 100jährige Einwirkung des Christentums nicht hinreichend ist, um ein solches Völkergemisch, in welchem gewissermaßen der heidnische Aberglaube der verschiedensten afrikanischen Stämme sich zusammen findet, wiedergebärend zu erneuern. Was aber bei den Negern den Stand der Sittlichkeit noch um ein bedeutendes im Vergleich mit anderen Völkern verschlechtert hat, ist die Zeit der Sklaverei. Nicht nur, daß durch das Bedürfnis nach irgend welchem religiösen Gegengewicht gegen die erfahrenen Unbilden die Unglücklichen immer tiefer in die Banden des heidnischen Unwesens getrieben wurden, die um so fester waren, je mehr der Götzendienst nur im geheimen sein Wesen haben durfte, sondern was etwa noch von sittlichen Begriffen in Bezug auf Ehe, Ehrlichkeit und Menschenliebe und dergl. sich in ihrem Herzen vorfand, wurde ja von ihren weißen Herren mit Gewalt ausgetrieben. Namentlich von der Moral auf geschlechtlichem Gebiet gilt dies. Eine Ehe konnten und durften die Sklaven ja nicht schließen, und wo etwas der Art bestand, konnte und wurde sie oft genug wieder gewaltsam gelöst. Lag es doch im Interesse der weißen Besitzer, die Unmoralität zu befördern; die Frucht derselben war ja Gewinn für sie. Dürfen wir richten und verurteilen, wenn wir sehen, wie groß, selbst in unseren Christengemeinen noch die Macht des, oft sehr versteckt gehaltenen heidnischen Wesens nach väterlicher Weise ist? Der weiße Missionar steht über dieser bösen Macht, die Einflüsse derselben berühren ihn persönlich kaum, und doch welche Missionsgesellschaft hat nicht Beispiele davon, daß auch einer oder der andere unter ihnen ihr erliegt? Der Schwarze dagegen wächst inmitten dieser vergiftenden und demoralisierenden Einflüsse auf, steht von Jugend auf unter ihrem Bann, muß erst bewußt und mit Gewalt sich von ihnen lösen. Wie schwer empfinden wir es oft, gegenüber den Einflüssen, unter denen wir stehen, unser Christenleben lauter und rein zu bewahren! Wie leicht ist es doch, die Fehler dieser Eingebornen zu rügen und pessimistisch von der Unmöglichkeit, einen Stand eingeborner Geistlicher zu erziehen zu reden. Wer die Macht des noch in christlichen Gemeinen wirkenden heidnischen Sauerteiges aus Anschauung und Erfahrung kennt, urteilt milder und verliert die Hoffnung nicht. Unverkennbar ist doch, wenn auch noch viel

des heidnischen Wesens vorhanden, daß das Christentum mit seiner Sauerteigskraft Großes auf sittlichem Gebiet schon gewirkt hat und eine Kraft ist, die weiter und tiefer wirkend jenem armen Volke doch noch denselben sittlich reinigenden Dienst in demselben Grade thun wird, wie unserem eigenen.

Dem zur Besprechung vorliegenden Problem erwächst aus dem Fehlen eines einheitlichen Selbst- und Volksbewußtseins noch ein weiteres Hindernis, das von nicht geringer Bedeutung ist.

Der Neger hat ziemlich allgemein das Gefühl des Wertes seiner Rasse verloren und hat sich gewöhnt, die Weißen als Wesen höherer Art anzusehen. Er kann sich nur schwer zu der Anschauung erheben, daß einer seiner Stammesgenossen es den Weißen gleich thun und wie dieser eine leitende und verantwortungsvolle Stellung einnehmen könne. Wohl ist es in neuerer Zeit darin besser geworden, namentlich auf einzelnen Inseln. Aber im großen und ganzen lebt doch noch die Überzeugung, daß ein Schwarzer nicht einem Weißen gleich zu rechnen sei und darum weder den Respekt noch den Gehorsam verlangen könne wie jener. Mag der Neger als einzelner sich dem Weißen gewachsen glauben, seine Rasse ist er doch als minderwertig anzusehen zu sehr gewöhnt. Darum hat auf finanziellem Gebiet bei Aufbringung der kirchlichen Abgaben ein eingeborner Geistlicher es viel schwerer als ein weißer Missionar. Höchst interessant war mir die Äußerung eines unserer tüchtigsten eingebornen Geistlichen, als ich mit ihm von der Möglichkeit sprach, daß er einen Besuch in Europa mache. Er rief: „Das wäre herrlich! denn dann würden meine eigenen Landsleute mich anerkennen. Nur wer in Europa gewesen, gilt bei ihnen für einen wirklich tüchtigen Mann!“ Wie können aber unsere eingebornen Geistlichen thatsächlich den Boden gewinnen, der für einen einflußreichen Dienst unerläßlich ist, wenn sie nicht von ihren eigenen Landsleuten gebührend anerkannt und geschätzt werden? Erst dann wird ihre Stellung die werden, die sie sein muß, wenn sie von ihren eigenem Volk begehrt und nicht als minderwertig den Weißen gegenüber angesehen werden.

Freilich müssen wir gerechtermaßen zugeben, daß im allgemeinen die eingebornen Geistlichen noch nicht auf der Stufe geistiger und geistlicher Bildung stehen, die sie als den Weißen gleichwertig erscheinen läßt. Immerhin habe ich mich gewundert über die Bildung, die ihrer viele haben; sie ist in der That besser und tiefer als wir häufig annehmen. Auch in Bezug auf ihre geistlichen Ansprachen kann ich nur gutes sagen,

gar mancher, ich glaube die meisten, könnten hierzulande als Redner wohl bestehen. Was nun endlich das innere geistliche Leben, die tiefere Erfahrung und Erlebung der göttlichen Gnade betrifft, so habe ich, namentlich unter den älteren, manchen gefunden, den ich nach dieser Seite hin nur beneiden kann. Zumal was einfältigen, kindlichen Glauben anlangt, traten mir sehr erfreuliche Erscheinungen entgegen. Aber dabei tritt eine Eigenschaft, die oft auch bei den Tüchtigsten sich zeigt, wieder hindernd in den Weg. Ich meine der Mangel des Sinnes für genaue und pünktliche Ordnung. Es mag derselbe wohl zusammenhängen mit der ungenügenden Volksbildung und Volkserziehung im allgemeinen, jedenfalls ist er der Anlaß zu manchen Unlusten und Verdrießlichkeiten. Ich rede hier nicht von bewußter Untreue und Unredlichkeit; sie sind auch zu finden; man kann aber nicht sagen, daß sie diesen eingebornen Geistlichen in besonderem Maße eigen seien. Das aber, was man Ordnung nennt bei Führung amtlicher und kirchlicher Bücher, noch mehr aber in Verwaltung des eigenen und amtlich anvertrauten Geldes, geht manchem ab. Grade dieser Zug ist unseren Missionaren sehr bedenklich und für sie ein Grund, die Möglichkeit, einmal die Bedienung der Gemeinen ganz in die Hände der Eingebornen zu legen, in Frage zu stellen. Wir wollen aber doch nicht übersehen, daß dieser Sinn für Ordnung ein Ergebnis ist nicht nur der Gnade Gottes, sondern vor allem der planmäßigen Erziehung. Wir werden nicht ohne weiteres behaupten können, daß der Neger als solcher keinen Sinn für Ordnung habe, er kann zur Ordnung auch erzogen werden und wir müssen nur diesen Punkt bei Erziehung unserer eingebornen Geistlichen so wie bei der des ganzen Volkes eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

An diese Stelle gehören auch einige Worte über den *Gehalt* der eingebornen Geistlichen, insofern gerade in Bezug auf diesen sich oft jener gerügte Mangel an Ordnung zeigt. Es ist ungemein schwer, den Eingebornen klar zu machen, daß sie unmöglich denselben Gehalt wie ein weißer Missionar beanspruchen können. Sie glauben sofort, wenn sie ins geistliche Amt treten, so viel zu leisten wie er und darum auch denselben Gehalt beanspruchen zu dürfen. Es ist allgemein menschlich und nicht nur dem Neger eigen, daß gerade in Geldangelegenheiten sich am ehesten ein anspruchsvolles und begehrliches Wesen zeigt. Um ihrer selbst willen aber müssen hier gewisse Grenzen innegehalten werden. Zu leugnen ist aber nicht, daß gerade diese Verhandlungen über Gehaltsverhältnisse leider sehr oft bei den eingebornen Geistlichen den Geist des Mißtrauens und die Anschauung, als würden sie mit Absicht zurückgestellt und vergewaltigt,

wachruft. Gerade dieser Punkt ist der in dieser Frage schwierigste und viel tiefer greifend als man meint. So lang Weiß und Schwarz neben einander arbeiten, werden wir kaum zu einer alle Teile befriedigenden Lösung derselben gelangen.

Aus unseren bisherigen Ausführungen ist ersichtlich, welche Schwierigkeiten der Lösung des Problems, das wir behandeln, *seitens der Eingebornen*, sich in den Weg stellen. Wir würden aber sehr unrecht thun, wollten wir meinen und behaupten, daß nur von ihrer Seite sich solche erheben. Auch *auf unserer Seite*, bei uns Weißen, liegt mancherlei vor, was nicht förderlich ist. Mehr noch, bei uns liegen wohl auch entschiedene Fehler vor. Mein Eindruck auf der Reise ist der gewesen, als ob — wenigstens meinerseits — bis jetzt der Lösung dieses für die Zukunft doch wichtigsten Problemes zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, und als ob die dafür zu bringenden Opfer, sowohl was die Kosten als was die Kräfte anlangt, unterschätzt worden seien. Gerade bei dieser Frage scheint mir, wollen wir Weißen oft reichlich ernten, wo wir gar nicht oder nur kärglich gesäet haben. Die Heranbildung eines Standes eingeborner Geistlicher ist aber ohne bedeutende Opfer überhaupt nicht möglich. Diese Überzeugung hat sich mir mit Gewalt aufgedrängt. Wohl haben wir Opfer gebracht, aber ich glaube, wir werden in Zukunft mehr thun müssen als bisher. Das ist freilich nicht leicht. Gewiß machen sich solche Opfer, in der Zukunft auch finanziell, bezahlt. Es liegt aber für den Augenblick für die Missionsleitung eine besondere Schwierigkeit darin, daß das Missionspublikum im allgemeinen wenig Verständnis hat für diese, im Blick auf die Zukunft eines seiner Meinung nach schon so gut wie christianisierten Volkes gethanen Arbeit und für die dabei unerläßlichen Opfer, sondern seine Gaben zumeist auf den Gebieten neuer Arbeit unter Heiden verwendet sehen will. Und doch muß diese Arbeit gethan werden, soll die bisher schon gethane nicht vergeblich gewesen sein.

Eine andere Gefahr, die auf unserer Seite vorliegt, dürfen wir nicht übersehen. Es geht uns gar zu leicht mit unseren Pflegebefohlenen, wie es hier und da Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern geht. Jeder Vater, jede Mutter wünscht, daß ihr Kind selbständig werde. Und doch, wenn es glücklich so weit ist, daß das Küchlein die Flügel selbständig zu regen beginnt, ist dies den lieben Eltern, wie man nicht selten die Beobachtung machen kann, etwas unbequem, und sie haben Mühe, sich in das veränderte Verhältnis hinein zu finden. Der Fehler liegt zumeist auf

beiden Seiten, auf der des Kindes und der der Eltern zugleich. Es ist nur zu natürlich, daß der erwachende Trieb zur Selbständigkeit bei noch unreifer Charakterbildung des Kindes sich leicht in unbequemen und unberechtigten Äußerungen Bahn bricht, während andererseits für die Eltern die Gefahr vorliegt, in der Unterdrückung unberechtigter Forderungen zu weit zu gehen und das, was in ihnen berechtigt ist, nicht in dem richtigen Maße anzuerkennen. Wir haben es vielleicht selbst erfahren, es ist gar nicht so leicht, eine Persönlichkeit, die bis jetzt von uns abhängig war, nun ihre eigene Entwickelung nehmen zu lassen, die noch dazu vielleicht in manchen Punkten mit der von uns gewünschten nicht übereinstimmt. Es ist nun gar keine Frage, daß bei einem Volke, das zum selbständigen Nationalbewußtsein zu erwachen beginnt, gegenüber seinen bisherigen Pflegern, die es bislang gegängelt, ein ähnlicher Vorgang sich abspielt. — In der That ist mir sehr bestimmt entgegen getreten, daß das erwachende National- und Farbenbewußtsein sich in manchen thörichten und unberechtigten Ansprüchen und Anforderungen ausspricht. Diese gerecht zu beurteilen und pädagogisch richtig zu behandeln ist gar nicht so einfach, und ich möchte nicht behaupten, daß wir bezw. die Missionare in dieser Lage immer das Richtige getroffen haben. Mit Festigkeit und Ruhe dem Unberechtigten zu widerstehen, mit Freuden das Berechtigte anzuerkennen, und so die von uns doch angestrebte Selbständigkeit nicht um einiger Verkehrtheiten willen zu unterdrücken, sondern sie in die richtigen Bahnen zu lenken, ist in der Theorie sehr leicht, in der Praxis, im einzelnen Fall, oft recht schwer.

Eine sehr bedeutende Verschärfung dieser Schwierigkeit liegt nnu darin, daß es sich hierbei um zwei, nach der Farbe nicht nur, sondern nach jeder Richtung hin völlig verschiedenartige Rassen handelt. Wie tief der Rassenunterschied greift, weiß aber nur der, welcher in praktischer Arbeit etwas von ihm erfahren hat, zumal in einer Übergangszeit, wie sie jetzt in Westindien vorliegt. Es giebt einen christlichen Idealismus, der behauptet, alle Unterschiede, auch der der Rasse, seien durch das Christentum ausgeglichen und aufgehoben, und der gebieterisch fordert, daß ein Christ sich in jedem Falle über alle diese trennenden Schranken hinweg zu heben habe. Ich habe freilich diesen Idealismus nur in der Heimat, nicht unter den Missionaren gefunden.

Lassen Sie uns nüchtern an diese Frage herantreten. Ein Adliger bleibt ein Adliger mit seinem ihm angeborenen und anerzogenen Standesbewußtsein, auch wenn er ein wahrer Christ wird, ein Engländer, ein

Deutscher behalten auch als Christen ihr Nationalbewußtsein. So überall und immer, so soll es auch sein, sonst würde ja das Christentum jede lebenswahre und lebensfrische Persönlichkeit ertöten und eine leblose Uniformität erzielen. Selbstverständlich ist die Voraussetzung, daß alle diese Standes- und sonstigen Unterschiede nicht in sündlicher Weise, die innere Einheit zerstörend, überwuchern dürfen, sondern durch die Zucht des Geistes geheiligt und in die richtigen Schranken gebannt werden. Dies vorausgesetzt kann und muß man sagen: das Christentum *eint* und legt die Schranken nieder, die der wahren Liebe sich entgegenstellen, aber es *nivelliert nicht* und schafft nicht von *Gott gegebene* Unterschiede aus der Welt. Wohl überbrückt wahres Christenleben die tiefe Kluft, die Mensch von Mensch scheidet, nach Stand, Farbe, Bildung 2c., bei aller christlichen Liebe bleibt aber auf dem Gebiet der unwägbaren menschlichen Empfindungen und in den durch die Geburt und Volksanschauung gegebenen geistigen Auffassungen, eine Verschiedenheit, die sich da, wo man sie in oberflächlichem Idealismus leugnet und nicht thatsächlich anerkennt, mit einemmale zu schneidenden Gegensatz wandeln kann, ja wird und muß. Gerade das rechte Christentum wird von mir eben so wenig eine Verleugnung meiner persönlichen und Stammeseigentümlichkeit verlangen, wie es ebenso gewiß von mir fordert ein Anerkennen dieser Dinge bei anderen. In mannigfacher Weise ist mir entgegengetreten, daß ein Weißer ein Weißer und ein Neger ein Neger ist und bleibt, und daß es gewisse Dinge giebt, wo sie sich bei aller christlichen Liebe scharf unterscheiden. Am deutlichsten kam mir dies zum Bewußtsein, als mich ein gebildeter Neger fragte: „Nicht wahr, es giebt für euch Weiße eine Grenze uns Schwarzen gegenüber, die in euren Anschauungen und Gefühlen begründet ist und über welche ihr doch auch bei allem Christentum nicht hinauskommt; in vielen Dingen sind wir Schwarzen euch doch unverständlich und nicht sympathisch?“ Ich glaube, ich sagte die Wahrheit, als ich dies bejahte, worauf er fortfuhr: „Ebenso giebt es auch bei uns eine Grenze, über die wir nicht gehen können, wo ihr Weißen uns unverständlich und nicht sympathisch werdet.“ Ich hoffe, Sie verstehen mich recht und sehen in diesen Darlegungen nicht ein unchristliches Urteil. Das einzelne Individuum mag aus diesem in dem Unterschied der Rassen gegebenen Kreis herausbrechen können, der einzelne Weiße mag dem Neger ein Neger werden; Rasse gegen Rasse werden in Bezug auf Gefühle und Anschauungen immer tiefgreifende Unterschiede bleiben, die oft genug zum Gegensatz sich gestalten. Es ist mir fast unzweifelhaft, daß es keinen Weißen giebt, der nicht doch

im letzten Grunde — nicht jeden einzelnen Neger, zumal den Christen — wohl aber die Neger in ihrer Gesamtheit, die ganze schwarze Rasse, als Menschen, die etwas tiefer stehen und stets stehen werden, als er und seine Rasse ansieht, und wenig Schwarze, die — nicht gegen jeden einzelnen Weißen, zumal nicht gegen jeden Missionar — wohl aber gegen die Weißen als solche, gegen die ganze weiße Rasse ein tiefes Mißtrauen haben. Jedenfalls ist natürlich, daß der Rassenunterschied gerade dann am schärfsten hervortreten wird, wenn die einheimische Rasse beginnt, sich allmählich selbständig zu machen und zum Volksbewußtsein zu gelangen. — Dieser durch den Rassenunterschied verschärften pädagogischen Aufgabe gegenüber ein selbständig werdendes Volk in die rechten Bahnen zu leiten, befinden wir uns gegenwärtig in Westindien.

Die bisherigen Ausführungen dürften wohl zur Genüge dargethan haben, daß das Problem der Heranbildung eines Standes eingeborener Geistlicher keineswegs so einfach ist als man oft meint, und daß deren Lösung an beide Teile, Weiße wie Schwarze, nicht geringe Anforderungen stellt, dürften vielleicht auch zu einiger Vorsicht bei Beurteilung der bisherigen Ergebnisse mahnen.

Neben dies Hauptproblem unserer Mission in Westindien tritt ein anderes — und es seiner Lösung näher zu bringen, war die nächste Aufgabe meines Besuches —, nämlich dasjenige, auf welche Weise ein so altes und bis zu einem gewissen Grade innerlich selbständig gewordenes Missionsgebiet *der heimatlichen Kirche*, die ihm das Evangelium gebracht, *verfassungsmäßig eingegliedert werden könne*. Lassen Sie mich dies noch kurz berühren.

Einem Missionsfreunde können im Blick auf die jetzt von der Mission bearbeiteten Gebiete, was ihre kirchliche Zukunft betrifft, manchmal eigentümliche Gedanken kommen. Was wird z. B. die kirchliche Zukunft der Kapkolonie sein? Einige 30 Kirchen, Gesellschaften und Denominationen arbeiten dort. Wird sich daselbst mit der Zeit eine einheitliche Volkskirche herausbilden? Wird die kirchliche Zersplitterung dieselbe bleiben wie heutzutage? Werden die heimatlichen Gesellschaften, wenn sie ihre Arbeit als Missionsarbeit für beendet halten, die heidenchristlichen Gemeinen irgend wie mit den heimatlichen verfassungsmäßig vereinen? Und in welcher Weise kann und wird dies geschehen? Werden sie dieselben andern Kirchen übergeben oder sie als eigene Kirche ausbauen? Die Beantwortung dieser Fragen dürfte, sowohl wenn sie negativ als wenn sie positiv ausfällt, seiner Zeit nicht kleine praktische Schwierigkeiten bieten und manche Opfer erfordern.

Jedenfalls müssen wir in der Brüdergemeine jetzt in Westindien die ersten Schritte thun, um für die Zukunft dieses Gebietes auch nach dieser Seite hin rechtzeitig Sorge zu tragen. An ein Aufgeben bezw. ein Übergeben desselben an eine andere dort bestehende Kirche können wir aus den verschiedensten Gründen nicht denken, schon deshalb nicht, weil keine bereit und fähig sein würde, die Arbeit in ihrer vollen Ausdehnung zu übernehmen. Auch sie befinden sich in finanzieller Verlegenheit, zum Teil noch größerer als wir. Andererseits sind die Verhältnisse der Art, daß wir dies Gebiet unmöglich auch fernerhin als ein Missionsgebiet im vollen Sinne ansehen und als solches wie jedes andere behandeln können, dazu ist die Entwickelung zur Selbständigkeit doch zu weit vorgeschritten, ein gewisses Maß von Selbstverwaltung müssen wir ihm schon zusprechen. Schließlich ist aber eine volle Eingliederung in das heimische Kirchenwesen schon um deswillen gerade jetzt unmöglich, weil die finanzielle Selbständigkeit durch die wirtschaftliche Krisis bedroht ist. Die Verhältnisse liegen also recht schwierig. Unsere Brüdergemeine als eine Freikirche, die sich selbst ihre Verfassung giebt, ist vielleicht am ersten in der Lage, einen Übergang aus völliger Abhängigkeit zur vollen Unabhängigkeit, durch das Medium einer beschränkten Selbständigkeit hindurch, versuchen zu können. Lassen Sie mich dies näher begründen. Die „Brüderunität" umschließt drei Zweige oder Provinzen, wie wir sagen, nämlich die deutsche, die britische und die amerikanische. Jede derselben hat ihre provinzielle Verfassung, ihre Rechte, ihre Freiheiten, ist in Bezug auf rein provinzielle Angelegenheiten ganz selbständig, hat auch pekuniär für ihre Bedürfnisse aufzukommen. Verfassungsgemäß zusammen gehalten werden die einzelnen Provinzen durch die von ihnen beschickte alle 10 Jahre stattfindende Generalsynode und durch die auf ihr vereinbarten und in einem sogenannten Verlaß niedergelegten allgemeinen Grundsätze, sowie durch die von der Generalsynode eingesetzte Unitätsbehörde, der namentlich die Leitung der sogenannten Unitätswerke, d. h. des Heidenmissionswerkes, der Evangelisationsarbeit im Lande der Väter (Böhmen) und des Aussätzigenasyls in Jerusalem, zusteht. Jede Provinz ist verpflichtet, nach Vermögen für die Unterstützung dieser allgemeinen Unitätswerke mit zu sorgen. In der Mitarbeit an ihnen bethätigt sich die Zugehörigkeit zur „Unität". — Die Generalsynode wird gebildet aus gewählten Vertretern der einzelnen Provinzen und aus amtlichen Mitgliedern. Es ist ersichtlich, daß es unserer Kirche gerade verhältnismäßig leicht sein wird, ein völlig selbständig gewordenes Missionsgebiet dem heimischen kirchlichen Organismus ein-

zuverleiben. Bringt es die Kosten seines Unterhaltes auf, so erhält es seine eigene selbständige, aus Wahlen der Gemeinen hervorgegangene Synode und bildet ein selbständiges Glied der Unität, sofern es bereit ist, nach Vermögen an der Unterhaltung und Ausbreitung jener Unitätswerke teilzunehmen, sowie die allgemeinen Grundsätze über Lehre, Verfassung und die Kirchenordnung anzuerkennen, die im Verlaß der Generalsynode niedergelegt sind. Damit erhält es aber auch das Recht, die Generalsynode zu beschicken und dadurch Mitanrecht an das Regiment der Kirche.

Wäre nun jene wirtschaftliche Krisis nicht hereingebrochen, so wäre es vielleicht mit einiger Nachhilfe, etwa nach Zuweisung einer Kapitalsumme, möglich gewesen, Westindien bald soweit selbständig zu machen, daß es unter der steten Aufsicht weißer Missionare zu einer selbständigen Unitätsprovinz hätte erklärt werden können. Der Aufsicht der weißen Missionare hätte Westindien jedenfalls auf längere Zeit hinaus noch bedurft; jetzt schon in die Hand der Eingeborenen das volle Selbstregiment zu legen, wäre unmöglich gewesen.

Auf Grund meiner gemachten Beobachtungen und den sich daran schließenden Erwägungen wird der in diesem Jahre zusammentretenden Generalsynode der Vorschlag zugehen, Westindien eine bedingte verfassungsmäßige Freiheit zu geben, und zwar so, daß dort eine Synode eingesetzt wird, welche die lokalen Verhältnisse selbständig verwaltet, namentlich die Finanzen; ferner: Westindien zur, wenn auch noch geringen, Mitarbeit an den Unitätswerken heranzuziehen; endlich: Westindien auch eine Vertretung auf der Generalsynode zu bewilligen; Westindien also thatsächlich aus dem Kreis unserer Missionsprovinzen zu entlassen. Bei alledem soll Westindien so lange noch nicht als eine volle Unitätsprovinz gelten, als es die auf eine bestimmte Summe festgesetzte Unterstützung von der Missionskasse bezieht. Die bis zu diesem Zeitpunkt geltenden Beschränkungen bestehen darin, daß einmal die Synode nicht in erster Linie aus Wahlen der Gemeinen hervorgeht, sondern zumeist durch amtliche Mitglieder gebildet wird; ferner, daß das Missionsdepartement allen Beschlüssen dieser Synode gegenüber ein keiner Begründung bedürfendes Veto hat, und endlich, daß die Zahl der Vertreter auf der Generalsynode im Vergleich mit den anderen Provinzen gering ist.

Geht diese Bestimmung zunächst aus dem Gefühl hervor, daß die Lage dort eine solche ist, die ein Beharren Westindiens auf dem Standpunkt einer Missionsprovinz und ebenso die Erhebung zu einer vollen Unitätsprovinz unmöglich macht, so hoffen wir zugleich, daß die gewährte,

wenn auch noch beschränkte Freiheit unseren dortigen Gemeinen der beste Sporn sein wird, nach voller Selbständigkeit zu streben.

Nur zwei der auf einem älteren Missionsgebiet liegenden Probleme habe ich Ihnen heute in etwas beleuchten können; wollten wir alle schon auf diesem einen Gebiet der Lösung harrenden Probleme berühren, wollten wir gar noch die andern älteren Gebiete unserer Mission, namentlich Grönland, Labrador, Süd-Afrika, Suriname heranziehen, so könnten wir ihrer noch eine ganze Anzahl nennen. Vielfach sind es ja dieselben, aber immer wieder unter anderer lokaler und nationaler Färbung. Eine Missionsleitung, die solche ältere Gebiete zu bedenken hat, leidet wahrlich nicht Mangel an brennenden Fragen.

Haben meine Ausführungen in etwas Ihnen die Fülle und die Schwierigkeit solcher Probleme erkennen lassen, so hoffe ich, daß dies Sie nur anspornen wird, mit erhöhtem Interesse das heilige Werk des Herrn innerlich zu erfassen und mit immer dringenderer Fürbitte zu unterstützen. Die Missionsleitungen bedürfen solches Interesses, solcher Fürbitte, denn sie stehen heute in besonders ernster, schwerer, verantwortungsvoller Arbeit, angesichts vieler schwerwiegender Fragen und Probleme. Gott Lob, daß sie gethan wird in der Kraft dessen, des Name und Wesen ist: Rat, Kraft, Held, Friedefürst, Ewigvater! Möge unsere kleine Menschenarbeit nur nie und nirgends seiner großen Gottesarbeit hindernd in den Weg treten!

Missionsrundschau.

Japan I.

Von Julius Richter.

Die letzten Jahre haben in Japan einen erheblichen Umschwung zu Gunsten der Mission nicht gebracht, wir stehen noch in der seit 1890 begonnenen Periode der Missionsgeschichte, der man ziemlich allgemein die Überschrift „Reaktion" giebt. Es kann daher leider in der folgenden Rundschau nicht von bedeutenden Fortschritten oder epochemachenden Ereignissen berichtet werden; es handelt sich vielmehr um eine nüchterne Darstellung und Beurteilung der in Betracht kommenden Faktoren.

Die äußere Politik hat Japan eine große Enttäuschung gebracht; wenn es sich nach dem Frieden von Schimonoseki in dem Traume wiegte, als sei es jetzt die ausschlaggebende Macht in Ostasien, so haben ihm die Festsetzung Deutschlands in Schantung, der Russen in Fort Arthur und Korea und die ganze Entwickelung der Politik in China gezeigt, daß Europa wenig geneigt ist, auf Japan Rücksicht

zu nehmen. Man hat in Japan diese ganze Entwickelung mit argwöhnischen Augen betrachtet.

In der inneren Politik ist es auch nach dem Frieden von Schimonoseki durch viel Sturm und Drang gegangen. Im Jahre 1896 fand ein wichtiger Kabinettswechsel statt; 1897 wurde das Parlament aufgelöst und das gesamte Ministerium dankte ab. Innerhalb zehn Monaten 1898 kamen und gingen drei Ministerien, und zwar gerade im Zusammenhang mit der Einführung einer streng konstitutionellen Parlaments-Regierung, gewiß keine gute Prognose für die innere Entwickelung Japans! Unter den gefallenen Größen war auch Graf Ito, Japans bedeutendster Staatsmann. Im wirtschaftlichen Leben ist von Bedeutung die Einführung der Goldwährung (1897), welche zunächst die Folge gehabt hat, alle Preise zu steigern. Der Wohlstand ist bedeutend im Wachsen begriffen, die Lebenshaltung wird anspruchsvoller, freilich daneben auch die Armut drückender. Alle Gehälter gehen in die Höhe. Auch die Mission wird dadurch in Mitleidenschaft gezogen, indem ihre eingeborenen Gehilfen mit den bisherigen Gehältern nicht mehr auskommen wollen. Im Jahre 1896 drohte dem Lande eine verheerende Choleraepidemie. Es gelang den ebenso energischen wie besonnenen Maßregeln der Regierung, die Seuche zu lokalisieren, so daß nur etwa 35—40000 Opfer weggerafft wurden, freilich in unseren Augen auch schon eine erschrecklich hohe Zahl (Ref. Ch. Rep. 96, 29). Im Jahre 1897 hat eine furchtbare Flutwelle den Nordosten der Insel Hondo heimgesucht und in wenigen Minuten 22000 Menschenleben und unberechenbar viel Eigentum vernichtet. Die Missionen haben sich wacker an den Hilfsarbeiten beteiligt.

Im Juli dieses Jahres (1899) treten die neuen Verträge mit den europäischen Mächten in Kraft, durch welche Japan im wesentlichen als eine den Westmächten gleichberechtigte, civilisierte Nation anerkannt wird. Die Exterritorialität der Europäer in Japan wird aufgehoben, das ganze Land wird dem Handel und Verkehr der Fremden eröffnet, diese dürfen künftig ohne Paß im ganzen Lande reisen und — was besonders wichtig ist — Grund und Boden erwerben. Es fallen dadurch viele Fesseln, welche bisher die Missionsarbeit erschwerten; die Missionare brauchen keine Pässe mehr für ihre Predigtreisen, sie können überall Kirchen und Schulen errichten und den Besitz auf den Namen ihrer Mission eintragen lassen. Die Japaner erwarten einen starken Zufluß europäischer Elemente, besonders in den Seidendistrikten an der Westküste Hondos und im Minendistrikte von Kiuschiu (Fukuoka). Sie rüsten sich darauf, indem sie fleißig englisch lernen. Fast von allen Gebieten wird berichtet, daß die Missionare Tag und Nacht Schüler in Menge haben könnten, wenn sie alle Bewerber englisch lehren wollten. Besonders in den Städten mit höheren Schulen ist das Verlangen nach englischem Unterricht sehr lebhaft. Die Missionare, die sich einige Jahre nur mühsam ein Auditorium verschaffen konnten, sind jetzt wieder umdrängt und umworben — freilich meist nicht um des Evangelii willen. Verständigerweise halten sich die meisten Missionare für zu gut, um nur als englische Lehrer zu dienen (A. B. Rep. 98, 110. Am. Presb. Rep. 98, 146, 150).

Die beherrschende Macht des öffentlichen Lebens ist zur Zeit der Industrialismus. Japan ist in seiner „Gründerzeit". Die reichen Geldmittel aus der chinesischen Kriegsentschädigung zugleich mit dem Aufschwung aller Verhältnisse infolge des Sieges haben auch den wirtschaftlichen Interessen einen ungeahnten Aufschwung gegeben. Die früher so verachteten Kaufleute sind im Begriff, neben dem alten Feudaladel eine

neue Geldaristokratie zu bilden. Überall sind die Geschäftsviertel der Städte voller Leben und Bewegung, während die Samurai-Viertel in würdevoller Ruhe verharren. Oft gehen die Daimios selbst mit Gründung von Fabriken, Spinnereien ꝛc. voran. Etablissements, Fabriken, Aktiengesellschaften u. dgl. schießen wie die Pilze aus der Erde. Jahr für Jahr werden neue Eisenbahnlinien gebaut, neue Dampferlinien eingerichtet (C. M. S. Proc. 98, 391). Das Wachstum des Exports und Imports wird durch folgende Zahlen veranschaulicht (Am. Presb. Rep. 98, 135):[1])

		Export	Import
1886:	Yen[2])	47 998 007	37 568 454
1889:	„	69 426 081	66 173 398
1892:	„	90 480 534	75 903 207
1895:	„	135 065 180	138 497 561

Im Gefolge dieses wirtschaftlichen Aufschwunges hat sich des Volkes eine fieberhafte Gier nach Geld bemächtigt, welche die Japaner für alle höheren Interessen, vor allem für die Einflüsse der Religion z. B. fast unempfänglich macht. Von allen Seiten wird diese materielle Gesinnung und der gar zu oft damit Hand in Hand gehende theoretische Materialismus als der schlimmste Feind der Mission beklagt. Selbst die Angestellten der Mission, die Lehrer und Prediger, sind in Gefahr, von diesem Geiste angesteckt zu werden. Manche haben ihre Stellungen aufgegeben, um sich einem gewinnbringenderen Berufe zuzuwenden; andere haben sich nach absolviertem theologischen Studium überhaupt nicht anstellen lassen, sondern haben die billig, vielleicht fast umsonst erlangte Ausbildung benutzt, um eine vorteilhafte Geschäftsstelle zu erlangen.

Neben diesem Industrialismus liegt der Japanismus oder Ripponismus noch sehr in der Luft, und mit ihm gehen die Bestrebungen zur Wiederbelebung des Schintoismus oder Schaffung eines „Neuschintoismus" Hand in Hand. Das krankhaft gesteigerte Selbstbewußtsein der Japaner widerstrebt allem Ausländischen, soweit es sich nicht direkt für Japans Machtentwickelung nutzbar machen läßt. Sie sind klug genug einzusehen, daß sie sich so schnell als möglich die ganze technische Entwickelung des Westens aneignen müssen, um mit diesem konkurrieren zu können. Aber was darüber hinausliegt — Religion, Weltanschauung, Kunst, Litteratur, kurz alle Gebiete der Geisteskultur sollen spezifisch japanisch sein und bleiben. Der bekannte russische Missionsbischof Nicolai hat alle seine russischen Gehilfen bis auf vier nach Hause geschickt und arbeitet fast ausschließlich mit japanischen Gehilfen, um seiner Kirche das ausländische Gewand zu nehmen. Sehr viele christliche Japaner, selbst Geistliche würden es gern sehen, wenn die evangelischen Gesellschaften dieses Beispiel nachahmten. Es ist in den Augen der Japaner ein Makel am Christentum, daß es eine ausländische Religion ist. Der geistlose, gedankenarme Schintoismus erscheint ihnen eben deswegen in einem verklärten Lichte, weil er national japanisch ist. Noch im Jahre 1898 wieder haben eine Anzahl Professoren der kaiserlichen Universität in Tokyo den Versuch gemacht, den Schintoismus unter dem Vorwande, es seien

[1]) Vgl. die Zahlen Z. M. R. 99, 44.

[2]) Der Yen schwankt im Kurse zwischen 2 und 4 Mk. Wert; es ist deshalb mißlich, japanische Summen in deutsches Geld umzurechnen. Nach den letzten Nachrichten stand der Kurs auf 2,06 Mk.

„japanische Prinzipien", zu rehabilitieren; das Christentum sei für die Japaner unannehmbar, weil unpatriotisch; die von ihm gelehrte Suprematie Gottes sei unverträglich mit der von den Japanern geglaubten Suprematie ihres Kaisers (Am. Presb. 98, 133). Für Japaner könne es nur 2 Grundlagen der nationalen Ethik geben, die kindliche Pietät und die Loyalität. Allein wenn im japanischen Mittelalter bei der Daimio- und Samurai-Organisation die Loyalität die herrschende nationale Tugend war, so haben sich doch seit der Einführung der konstitutionellen Regierungsformen die politischen Verhältnisse ganz wesentlich geändert und dem alten Loyalitätsprinzipe die Wurzeln abgegraben. Und die „kindliche Pietät", die aus der konfuzianischen Ethik entlehnt ist, kann in Japan nicht in dem Maße die Grundlage des Familienlebens werden wie in China, weil in Japan der große chinesische Hintergrund des Ahnendienstes und der Auffassung des Totenreiches fehlt oder wenigstens abgeblaßt ist. Außerdem reichen Loyalität und Pietät wohl aus, um gewisse familiäre und patriotische Tugenden zu erzielen, aber sie lassen weite andere Gebiete unberührt, z. B. das Verhältnis der Geschlechter mit allen seinen Auswüchsen; und sie vermögen wohl heroische Tugenden zu wecken, aber nicht die eigentlich konstitutiven, stillen Tugenden der Geduld, der Treue im kleinen, der Freundlichkeit, der Humanität, der Wahrhaftigkeit, Milde, Mäßigung, Sparsamkeit, Ehrlichkeit ꝛc. Deshalb wird der „Neuschintoismus" trotz seiner Verbindung mit dem Chauvinismus und seiner Verbrämung mit konfuzianischen Gedanken keine dauernde Lebenskraft entfalten, wenn ihm auch vorläufig die den Japanern tiefeingewurzelte Ehrfurcht vor dem Kaiser Glanz und Ansehen verleiht (Z. M. R. 98, 25 ff. ein sehr interessantes Referat von Rev. Yokoi, vgl. dazu Ritter [engl. Ausg.] 266 ff. und Warneck, Abriß S. 321 f.). Wie empfindlich übrigens dieser „Japanismus" in „patriotischer" Hinsicht ist, zeigt, daß ein christlicher Volksschullehrer aus dem Seminar in Yamaguschi entlassen wurde, weil er gesagt hatte: „Gott steht höher als der Kaiser!" (Z. M. R. 97, 217).

Viel wirksamer und thätiger als der Schintoismus ist der Buddhismus, dem fast das ganze niedere Volk angehört. Besonders die Shinsette, die mächtigste seiner zahlreichen Sekten, agitiert mit unermüdlichem Eifer. Ihr ist es in der kurzen Zeit seit 1868 gelungen, dem Buddhismus auch in der ihm bis dahin hartnäckig verschlossenen Provinz Satsuma im Südosten Kiuschius zur Herrschaft zu verhelfen. Jetzt benutzen sie das bevorstehende Inkrafttreten der neuen Verträge, um besonders im Süden und Westen stark gegen die „in Japan unberechtigte, den Japanern anstößige, die kindliche Pietät zerstörende Religion des Auslandes" zu agitieren. Sie halten öffentliche, gut besuchte Vorträge gegen das Christentum, sie lassen sich sogar von ganzen Ortschaften das Versprechen geben, daß sie keine Predigt der Missionare mit anhören wollen (Indep. 1898, 444; Presb. Rep. 98, 17). Sie verbreiten auch massenhaft Traktate in ihrem Sinne (Am. Presb. Rep. 98, 150). Überhaupt kopiert der Buddhismus mit Vorliebe die Institutionen der Mission, er gründet Sonntagsschulen, Jünglingsvereine und Zeitschriften, veranstaltet Ferienkonferenzen, Vortragscyklen, Laterna magica-Vorstellungen ꝛc. Er nimmt alle Kraft und allen Einfluß zusammen, um dem weiteren Vordringen des Christentums Einhalt zu thun (Z. M. R. 98, 817). Am Anfang dieses Jahrzehnts vereinigten sich die verschiedenen buddhistischen Sekten zu einer Gesellschaft zur Abwehr des Christentums. Aber der Erfolg ist nur ein bitterer Hader und ein anstößiger Prozeß unter ihnen gewesen. Die Gesellschaft hat sich aufgelöst, und es sind bei dieser Gelegenheit

Interna an den Tag gekommen, die den Buddhismus in den Augen der Öffentlichkeit in ein recht bedenkliches Licht gesetzt haben (Am. Presb. Rep. 97, 3). Diese Uneinigkeit im buddhistischen Lager kommt dem Christentum zu gute.

Während der Buddhismus die unteren Volksschichten in seinem Banne hält, haben sich die obersten Schichten fast ausnahmslos dem Skeptizismus und Atheismus zugewandt. Wie sie über Religion denken, hat kürzlich Graf Ito, Japans großer Staatsmann ausgesprochen: „Ich halte die Religion für etwas ganz überflüssiges im Leben einer Nation. Wissenschaft steht weit über Aberglauben; und was ist jede Religion, Christentum wie Buddhismus, anders als Aberglauben und somit eine Quelle nationaler Schwäche? Ich kann die in Japan fast allgemeine Neigung zu Freidenkerei und Atheismus nicht bedauern, weil ich sie nicht als eine Gefahr für die Gesellschaft ansehe" (Am. Bpt. Rep. 97, 158, vgl. S. P. G. Rep. 97, 96). Die höheren Schulen, die durchweg religionslos sind, tragen diesen rationalistischen Materialismus in die Massen! Fast jeder ihrer Schüler ist ein Apostel dieser trostlosen Weltanschauung (Ref. Ch. Rep. 96, 30). Sie hat eine fast unüberwindliche Gleichgiltigkeit gegen alle religiösen Fragen zur Folge; ob Gott oder ein ewiges Leben sei, hat für sie nicht mehr Interesse als eine Diskussion über abstrakte philosophische Probleme.

Es ist einleuchtend, daß alle diese Richtungen und Stimmungen für die Mission nicht günstig sind, ihre Arbeit ist ein mühsames Schwimmen gegen den Strom, bei dem an ein schnelles Fortschreiten nicht zu denken ist. Wir sind in Japan besser daran, als auf den meisten andern Missionsgebieten, dadurch, daß uns der Agent der Bibelgesellschaften in Yokohama Rev. H. Loomis in jedem Jahr mit genauen Statistiken fast über alle Zweige der Missionsarbeit versorgt. Wir wenden uns jetzt diesen statistischen Tabellen zu, um den Stand der Missionsarbeit aus ihnen kennen zu lernen. Die Gesamtzahl der evangelischen Kirchenglieder betrug Ende 1898: 40 981. Es ist die höchste Zahl, die bisher erreicht ist. Nachdem die beiden Jahre 1895 und 1896 einen zahlenmäßigen Rückgang festgestellt hatten, ist jetzt wieder ein entschiedener Fortschritt zu verzeichnen. Dieser Zuwachs verteilt sich ungleichmäßig auf die einzelnen großen Kirchenkörper. Die Methodisten — gerade die Gruppe von Gesellschaften, welche das größte ausländische und einheimische (104 + 416 = 567) Arbeiterpersonal verwenden — haben einen Rückgang zu verzeichnen (von 7764 auf 7053). Die Presbyterianer und Kongregationalisten (d. i. die itschi kyokwai und kumiai kyokwai) haben sich im wesentlichen behauptet. Dagegen haben die Anglikaner (die nihon sei kokwai) einen Zuwachs von 2012 und sind von 6337 auf 8349 gestiegen. Wahrscheinlich verdanken sie dieses große Wachstum in erster Linie ihrer vorzüglichen Organisation und ihrer soliden Arbeit Man muß sich dabei eine überraschende, bei genauem Hinsehen niederschlagende Thatsache gegenwärtig halten. Wie verhält sich die Zahl der Getauften zu der Zunahmeziffer der Mission?

	Taufen	Zahl der members
Am 31. Dez. 1894 zählte man	—	39 240
1895:	2516	38 710
1896:	2513	38 361
1897:	3062	40 578
1898:	4400	40 981

Man bedenke, daß nur die Taufen von Erwachsenen gezählt werden, diese sich aber ganz überwiegend in den besten Lebensjahren, von 15—35 Jahren, befinden, so daß die Todesrate relativ gering sein muß. Und trotzdem steigt bei einem Zuwachs von 12 491 in vier Jahren die Zahl der erwachsenen Kirchenglieder nur um 1741; wo sind die übrigen 10 750 geblieben?[1]) Das führt uns sogleich auf einen der charakteristischsten Punkte des japanischen Missionslebens. Diejenigen, welche sich dem Christentum anschließen, gehören zum überwiegenden Teile der Jugend der Missions- und Staatsschulen oder dem mittleren Beamtenstande an. Die letzteren werden in Japan noch viel mehr hin und her geworfen als bei uns, die Studenten absolvieren ihre Examina und kehren in ihre Heimat zurück. So ist es in fast allen Christengemeinden ein fast beständiges Kommen und Gehen; eine Gemeinde, die sich eben noch selbst erhielt, kann beim Semesterwechsel fast der Auflösung nahe kommen. Gewiß hat dieses Fluktuieren auch sein gutes; fern von der Heimat sind die Japaner empfänglicher für das Christentum als in ihrer altgewohnten Umgebung; und wären die wegziehenden Christen lauter Lichter in dem Herrn, so würde durch sie das Licht des Christentums schnell in die entlegensten Winkel des Landes getragen werden. Zum Teil kann auch die schnelle Ausbreitung der Mission auf solche Einflüsse zurückgeführt werden. Aber in weit zahlreicheren Fällen gehen die Zugvögel der Mission verloren; von der lebendigen Gemeinschaft mit dem Missionar oder Prediger losgerissen, erkalten sie und werden gleichgiltig; viele holen an ihrem neuen Wohnort ihren Gemeindeschein gar nicht hervor, und der dort ansässige Missionar erfährt erst spät und zufällig von ihrem Christenstande. Es ist eine tief schmerzliche, auf keinem andern Missionsgebiete in diesem Umfang gehörte Klage, daß die Mitglieder fast in demselben Maße aus der Kirche sich zerstreuen, als neuer Zufluß sich einstellt (Am. B. Rep. 98, 110; Am. Presb. 98, 146; Meth. Ep. Rep. 97, 229: The Church can never become a power in the land if the older members leave it almost as rapidly as the new ones enter. Vgl. Munzinger, Die Japaner 335). Merkwürdig klein ist die Zahl der Kindertaufen; sie beträgt für alle protestantischen Missionen zusammen nur 1348 (in 1897). Zum Teil erklärt sich diese Zahl aus der Jugendlichkeit der meisten japanischen Christen und der relativ geringen Anzahl christlicher Familien. Aber auch die Abneigung gegen die Kindertaufe ist groß; — man hat eine übermäßige Scheu, die Kinder von vorn herein für das Christentum zu bestimmen. Man will es den Kindern überlassen, sich in reiferem Alter selbständig für oder wider dasselbe zu entscheiden. Natürlich wird durch diese zuwartende Stellung der Eltern die Bildung eines in christlichem Geiste erzogenen Nachwuchses — wie er auf andern Missionsgebieten den Grundstock und das Rückgrat der Christengemeinden bildet — bedeutend erschwert.

Nicht minder besorgniserregend ist die Abnahme in der Zahl der Theologie Studierenden. Japan nimmt auch darin unter den Missionsgebieten eine eigenartige Stellung ein, daß dem eingeborenen Predigerstande von Anfang an eine viel größere Selbständigkeit und Verantwortlichkeit eingeräumt werden kann und muß als anderswo. Die innerkirchliche Verwaltung liegt fast ausschließlich in ihren Händen;

[1]) Die römische Mission vermehrte sich im Jahre 1897 bei 4982 Taufen nur um 675; bei weitem die Mehrzahl der fehlenden 4307 ist jedenfalls auf Abfälle zu rechnen!

es giebt kaum einen Missionar, der regelmäßig sonntäglich predigt, außer etwa auf Predigtreisen. Der einheimische Predigerstand nähert sich in Amtsbewußtsein und Amtspflichten vielfach dem evangelischen Pfarramte der Heimat. Um so wichtiger ist es, daß in ihm die Blüte und Kraft der doch immerhin noch schwachen Gemeinden vertreten sei; gerade die tüchtigsten von den jungen Christen sollten den heiligen Drang in sich fühlen, Prediger unter ihren Landsleuten zu werden. Die Missionsgesellschaften arbeiten mit Hochdruck auf dieses Ziel hin; wenn irgendwo in der japanischen Mission Luxus getrieben wird, so ist es in der Zahl der theologischen Seminare; es gab ihrer 1895: 19; ihre Zahl ist bis 1898 auf 22 gewachsen. Das ist für ein Hinterland von 40 000 Gemeindegliedern viel zu viel. In presbyterianischen Kreisen erwägt man ernstlich den Gedanken, die institutionelle Seite des Missionsbetriebes dem wirklichen Bedürfnisse anzupassen und so einzurichten, daß ihn die zukünftige japanische Nationalkirche möglichst unverkürzt übernehmen könnte. Soll diesem sehr verständigen Gedanken Folge gegeben werden, so würden sicherlich die Presbyterianer an Stelle der drei mit ihnen verbundenen theologischen Seminare ein tüchtig geleitetes und reichlich ausgestattetes einrichten. Wahrscheinlich würden auch die Anglikaner Mittel und Wege suchen, ihre drei nebeneinander bestehenden Seminare zu vereinigen ꝛc. Eine Vereinfachung in dieser Richtung ist um so gebotener, als die Zahl der Studenten an diesen Seminaren sich in bedrohniserregender Weise verringert. Im Jahre 1892 waren es noch 359, im Jahre 1895 295; im Jahre 1897 ist die Zahl auf 169 zurückgegangen. Die Klage über diesen Rückgang ist allgemein, er tönt uns auch aus der russischen und römischen Mission entgegen. Aber in der evangelischen Mission sind seine Folgen besonders verhängnisvoll. Die Gründe sind teils allgemeiner Art, teils liegen sie in den besonderen Verhältnissen der Missionsgemeinden. Einmal ist die Zahl der Taufen gegen die letzten Jahre des vorigen Jahrzehnts erheblich zurückgegangen und damit die Auswahl brauchbarer Bewerber geringer; sodann sind bei dem wirtschaftlichen Aufschwung und der materialistischen Zeitrichtung die Aussichten eines gering besoldeten, bescheidenen Pfarramtes nicht sonderlich verlockend, zumal die Gehälter mit den wachsenden Lebensmittelpreisen nicht mit gestiegen sind; zum dritten macht es die Konkurrenz der religionslosen Staatsschulen immer schwieriger, die gymnasialen Vorstufen des Seminars wirksam aufrecht zu erhalten, und nur von solchen in christlichem Geiste erzogenen Knaben ist ein geeigneter Nachwuchs zu erwarten, während die Schüler der Staatsschulen überwiegend dem Atheismus und Materialismus anheim fallen. Hier und da mag außerdem noch das energische Drängen auf eigene Unterhaltung ihres Gemeindelebens (self support), besonders in presbyterianischen und kongregationalistischen Kreisen mitgewirkt haben. Es hängt damit zusammen, daß im Bereich dieser Missionen die Neigung vorhanden ist, die Zahl der eingeborenen Arbeiter einzuschränken und minder tüchtige zu entlassen. Von den zwölf Studenten, die im Frühjahr 1897 an der Meiji Gakuin, dem größten theologischen Seminare der Presbyterianer, ihre Prüfung bestanden, mußten sich drei weltlichen Berufszweigen zuwenden, weil sie keine Anstellung im Kirchendienste fanden — Kandidatennöte in Japan, auf einem Missionsfelde doppelt betrüblich. Es scheint da eine Überproduktion vorhanden zu sein; denn es gehen auch wider Willen der Mission nur gar zu viele Ausgebildete verloren. Bis zum Jahre 1896 hatten auf den Seminaren der Presbyterianer 129 Studenten ihre theologischen Prüfungen

bestanden, aber nur 49 befanden sich im Kirchendienste; wo waren alle die andern geblieben?

Self support ist ein in den letzten Jahren in den Missionsberichten mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrendes Schlagwort. Es wird mit großem Ernst daran gearbeitet, die japanischen Gemeinden finanziell selbständig zu machen, d. h. sie anzuhalten, daß sie die Kosten für ihre Kirche oder Kapelle, Predigergehalt ꝛc. selbst aufbringen. Nach der Statistik ist der Zeitpunkt für diese Bewegung nicht sehr günstig gewählt. Sowohl die größere Zahl der Gemeinden wie die kleinere Zahl der sich bereits selbst erhaltenden Gemeinden ist im Rückgange; stellen wir die Zahlen nebeneinander:

	Gemeinden	Selbsterhaltende Gemeinden
1889:	274	93
1892:	365	77
1895:	426	80
1897:	384	72

Man sieht, es ist keine gesunde Entwickelung, sondern ein vielfach von Zufälligkeiten abhängendes Schwanken. Die Missionsleitungen müssen auch in dieser Angelegenheit äußerst behutsam vorgehen; denn einmal ist nicht zu vergessen, daß trotz des zeitweiligen Zurückgehens der Gemeinden die Gemeindebeiträge im Wachsen sind (1889: 53 503 Yen; 1895: 72 380 Yen; 1896 ein Abfall: 60 504 Yen; 1897: 81 551 Yen; 1898: 95 365 Yen). Teilen wir die Zahl der Gemeindeglieder in die Gesamtsumme des letzten Jahres, so ergiebt sich der erfreuliche Durchschnittsbetrag von rund $2^1/_2$ Yen pro Kopf (z. B. etwa 4,78 Mk.). — Zudem sind die japanischen Gemeinden fast ausnahmslos so klein, daß die Bestreitung der kirchlichen Kosten für sie eine Last ist. Nur in den Hauptstädten mag es Gemeinden von 4—500 Seelen geben; die meisten zählen nur 100 oder nicht einmal so viel Glieder. Auf so wenige verteilt ist z. B. das Pfarrgehalt eine schwere Last. Zum dritten ist self support doch ein zweischneidiges Schwert; eine japanische Gemeinde weiß sich schließlich auch zu helfen, wenn sie gedrängt wird. Der tüchtige baptistische Pastor Yoshikawa in Kobe wollte in seiner Gemeinde self support durchsetzen; die Folge war sehr eigentümlich: es lag nicht das Mindeste gegen ihn vor, aber die Gemeinde beschloß ihn los zu werden; sie verminderte ihre Zahlungen zu seinem Gehalte so lange, bis er sein Amt niederlegte und ging; dann suchte sie sich einen andern Pastor, der es billiger machte (Am. Bpt. Rep. 98, 184)! Trotz dieser Erfahrungen ist das ernste Streben nach Selbstunterhaltung, besonders im Bereich der „Kirche Christi", der itsuchi kyokwai wichtig und zukunftsreich, und es ist in Japan leichter als auf andern Missionsgebieten dieses Prinzip durchzuführen, weil hier die Pastorierung der Gemeinden von Anfang an in japanischen Händen liegt, die also auch nur nach japanischen Verhältnissen besoldet zu werden brauchen. Das im Anschluß an ihre Synode im Jahre 1897 in Karuizawa versammelte Konzil der presbyterianischen Missionare hat beschlossen dahin zu wirken, daß binnen 2 Jahren alle ihre Gemeinden „selbstunterhaltend" sind. Zu diesem Zwecke wurde festgesetzt, 1. daß keine presbyterianische Mission fortan eine neu sich konstituierende Gemeinde finanziell unterstützen werde; 2. daß für keine Gemeinde die Miete für das Kirchenlokal, die Zinsen des zur Erbauung der Kirche aufgenommenen Kapitals oder die laufenden kirchlichen Ausgaben bezahlt werden; 3. daß fortan weniger einheimische Arbeiter verwendet und die Christen möglichst in größere

Kreise (circuits) zusammengeordnet werden. Es läßt sich noch nicht übersehen, ob die Hoffnung der Presbyterianer, daß durch diese Beschlüsse ihre Mission in Japan finanziell auf eine feste Grundlage gestellt werde, in Erfüllung geht. Vorläufig sind infolge dieser Beschlüsse einige gemietete Kapellen und Predigträume aufgegeben, einige Arbeiter entlassen, kurz, es ist eine Einschränkung der Missionsarbeit eingetreten. Außerdem wird wahrscheinlich, wie infolge dieser Beschlüsse sofort die Schülerzahl der presbyterianischen Hochschule Meiji Gakuin erheblich sank, auch die Zahl der mit der itschi kyokwai verbundenen Christen (z. B. 10 538) zurückgehen, hoffentlich nur zeitweilig. Die amerikanischen Anglikaner haben einen andern Weg eingeschlagen; sie haben eine „pastorate fund society" — eine Pastoralhilfskasse — gegründet, zu der jeder Kommunikant einen festen Jahresbeitrag zu zahlen hat. Gemeinden, welche mit ihren Zahlungen zu dieser Kasse lässig sind, wird ihr Katechist oder Prediger entzogen (Prot. Episc. Rep. 95, 205).

Neben diesen Zeichen, welche zum Teil zu recht ernsten Besorgnissen Anlaß geben, führen wir eine Reihe von Anzeichen entschieden erfreulicher Natur an. Die bei Gelegenheit der Visitation 1895 in Kumiai-Kreisen hervortretende, starke Neigung, die Zahl der Missionare zu vermindern (Allg. M.-Zschr. 1896, 530ff.), hat zum Glück den Erfolg gehabt, von den verschiedensten Seiten das unumwundene Zeugnis zu provozieren, daß an eine Verringerung der Missionskräfte noch nicht gedacht werden darf. Freilich halten mit dieser Einsicht die zum Teil unter schweren Geldnöten laborierenden Missionsleitungen nicht Schritt. Die Zahl der Missionare ist seit 1895 nicht gestiegen, es sind 456, 233 Missionare und 223 Missionarinnen. Die verhältnismäßig sehr starke Vertretung des weiblichen Elements hat ihren Hauptgrund in der mit Vorliebe betriebenen Pflege des Mädchen-Schulwesens. Bei der starken Konkurrenz der religionslosen, aber guten Staatsschulen ist auf dem Gebiete der Knabenschulen für die Mission fast nichts zu machen. Da bei Knaben die Schule fast immer den Zugang zu einer höheren Lebensstellung oder einem Berufe bahnen soll, haben die Regierungsschulen, welche die Berechtigung zum Besuch der höheren Schulen, der Akademieen, der Universität und zum einjährigen Militärdienst gewähren, einen zu großen Vorsprung vor den Missionsschulen, die vom Staate prinzipiell als überflüssige Privatinstitute angesehen werden. Wollten die Missionsschulen konkurrenzfähig werden, so mußten sie sich dem Lehrplane und Unterrichtsgange der Staatsschulen anpassen, d. h. den Religionsunterricht auf ein Minimum einschränken oder ganz beseitigen. Aber damit wären die Schulen natürlich für die Mission wertlos, so sehr auch eine solche Reorganisation den Wünschen der japanischen Christen entgegenkäme. Da übrigens der Einfluß der in den religionslosen Staatsschulen aufgewachsenen Jugend in moralischer und sozialer Hinsicht entschieden sehr schädlich ist, was von vielen Seiten anerkannt ist, so ist zu hoffen, daß die Regierung bald den Schulen mit ausgesprochen religiöser Richtung entgegenkommen, vielleicht gar ihnen Gleichberechtigung mit den Staatsschulen einräumen wird. Ohne Zweifel würde dann sofort das Missionsschulwesen einen neuen Aufschwung nehmen. Die Missionen beschränken sich vorläufig meist auf die Knabenschulen, welche ihnen den Nachwuchs für die theologischen Seminare liefern sollen. Um so sorgfältigere Pflege lassen sie dem Mädchenschulwesen zu teil werden; einmal leistet auf diesem Gebiete die japanische Unterrichtsverwaltung wenig; — die Japaner haben im ganzen noch keine rechte Neigung für schulmäßige Ausbildung der Frauen. Außerdem kommt es

bei den jungen Mädchen wenigst auf die Erreichung eines bestimmten Zieles als auf geistige Anregung, Erweiterung des Gesichtskreises und sittliche Schulung an. Auf diesem Gebiete aber leistet die Mission Hervorragendes. So haben wir in Japan die eigentümliche Erscheinung, daß, während das Missions-Knabenschulwesen mühsam um sein Dasein ringt, das Mädchenschulwesen in hoher Blüte steht. Auch der direkte Gewinn aus diesen Missions-Mädchenschulen ist groß; die südlichen Presbyterianer können z. B. berichten, daß 79 % ihrer Schülerinnen Christen werden — eine gute Aussicht, daß in absehbarer Zeit die Christengemeinden familienhaft konsolidiert werden. Es bestehen über 40 Missions-Dscho gakkos, d. h. höhere Mädchenschulen, daneben etwa 10 höhere Institute, Seminare u. dgl. Es scheint aber in diesen Mädchenschulen zum Teil ziemlich amerikanisch zuzugehen; man würde sonst nicht verstehen, daß ernstlich der abenteuerliche Gedanke erwogen wird, eine Frauen-Universität zu gründen Ein Lehrer des A. B. steht an der Spitze dieser Bestrebung, die hoffentlich sobald nicht verwirklicht wird (Ritter, engl. Ausgabe 261).

Auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens ist für die Mission eine Konkurrenz mit den Regierungsvolksschulen fast ausgeschlossen; dagegen thut sich ihr wieder ein weites und vielversprechendes Gebiet einmal auf dem Gebiete des Sonntagsschulwesens und sodann in den Armenschulen auf. Die Zahl der Sonntagsschüler ist in glücklichem Wachstume, sie ist von 1892: 22 777 bis 1895 auf 28 192, bis 1897 auf 35 033 gestiegen. Die zum großen Teil dem Christentum feindlich gegenüberstehenden japanischen Volksschullehrer[1]) suchen zwar je und dann ihre Kinder vom Besuche dieser Missionssonntagsschulen — die übrigens nicht nur am Sonntage, sondern zu irgend gelegener Zeit gehalten werden — abzuhalten (South. Presb. Rep. 98, 50). Aber die Regierung legt Wert darauf, daß ihre religiöse Unparteilichkeit anerkannt werde. Als es in einem Landstädtchen der Schulvorsteher mit der Einschüchterung der Kinder gar zu arg trieb, brauchte die dort stationierte Missionslehrerin den Fall nur in den Zeitungen zu veröffentlichen, um zu bewirken, daß der Widersacher binnen eines halben Jahres abgesetzt wurde (Ref. Ch. Rep. 98, 67 f.). Die Armenschulen werden vorwiegend von den Kindern der untersten Volksschichten besucht, welche das geringe Schulgeld der Staatsschulen nicht erschwingen können. Auch die Kindergärten nach Fröbelschem Muster kommen immer mehr in Aufnahme; nicht nur die ärmeren, sondern zum Teil selbst vornehme Familien und Priester der heidnischen Religionen senden ihre Kinder in dieselben. Man darf nun aber auf diese Beeinflussung der kleinen und armen Kinder nicht gleich große Hoffnungen bauen; abgesehen davon, daß sich durch die Kinder viele Elternhäuser, wenigstens für die Besuche der Missionarinnen öffnen, ist der direkte Ertrag dieser Veranstaltungen für die Mission gering; es ist Saat auf Hoffnung. Erfahrungsgemäß sind nur in den Kostschulen (boarding schools), wo die Kinder Jahre lang ganz unter dem Einfluß der Mission stehen, größere Zahlen der Getauften und Katechumenen zu erwarten. Solche Kostschulen einzurichten, erfordert aber jedesmal nicht nur vom pekuniären, sondern auch von pädagogischen Gesichtspunkten ernstliche Erwägung Denn der Zweck der Erziehung ist illusorisch, wenn dadurch die Mädchen — es

[1]) Die Lehrerseminare sind die stärksten Bollwerke des japanischen Chauvinismus, „den sie wohl in Ermangelung anderer Ideale mit allem Eifer pflegen“ (Z. M. R. 1899, 25).

handelt sich meist um Töchterschulen — ihrem Stande und ihrer heimischen Anschauungswelt entfremdet werden.

Das wichtigste Ereignis der japanischen Mission in diesen Jahren war die Entwickelung der Doschischa-Angelegenheit, über welche in dieser Zeitschrift S. 108 ff. — vgl. auch S. 189 f. — bereits ausführlich berichtet worden ist.

Zwei der hervorragendsten Männer, die in der Missionsgeschichte des Landes bedeutungsvoll sind, wurden durch den Tod abgerufen, Dr. Guido Verbeck und Bischof E. Bickersteth. Verbeck gehörte zu den ersten Missionaren, die 1859 das Land betraten, und er hat seitdem 39 Jahre hindurch diesem Lande, das ihm völlig zur Heimat geworden war, gedient. Er begann damit, in Nagasaki an einer englisch-japanischen Schule zu lehren. Sein Erfolg darin war so groß, daß seine ehemaligen Schüler, die bald in hohe Staatsämter einrückten, ihn an die kaiserliche Universität beriefen, um deren Organisation er sich in hervorragendem Maße verdient gemacht hat. Nach 9 Jahren trat er in den Missionsdienst zurück und war teils als Bibelübersetzer und als theologischer Lehrer an der Meiji Gakuin, teils als Reiseprediger unermüdlich thätig, bis ihn der Tod am 10. März 1898 abrief. Er hatte es in seltenem Maße verstanden, sich in die japanische Gedanken- und Sprachwelt einzuleben, so daß er wie kaum ein anderer japanisch in Wort und Geist zu predigen vermochte. Überall wohin er kam, übten seine Predigten auch auf Fernerstehende eine große Anziehungskraft aus. Seine Übersetzung der Psalmen in der japanischen Bibel wird als ein Meisterwerk ersten Ranges gelobt. Bischof Bickersteth war aus den Kreisen der C. M. S., der evangikalen Partei, hervorgegangen, war aber in das Lager der hochkirchlichen Partei abgeschwenkt. Er behielt von seiner Herkunft das weite Herz und die Sympathie mit Missionsbestrebungen aller Richtungen. Seine speziellen Gründungen in Tokyo sind die St. Andreas Theologen-Schule und die St. Hilda höhere Töchterschule. Sein Versuch, alle evangelischen Missionsgemeinden zu einem Kirchenkörper zu vereinigen, mußte an seiner Auffassung des bischöflichen Amtes als einer göttlichen Institution scheitern (Ritter, engl. Ausg. 219). — Die beiden verdienten presbyterianischen Missionare Hepburn und Knox sind nach Nordamerika zurückgekehrt und in den Ruhestand getreten. Hepburn war die Seele der Bibelübersetzungsarbeit; er hat sich durch die Vollendung dieses Werkes um Japan ein unvergängliches Verdienst erworben.

Die anglikanische Mission hat einen wichtigen Fortschritt in ihrer Organisation gemacht; im Jahre 1894 ist der C. M. S. Missionar Evington zum Bischof der Insel Kiuschiu mit dem Sitz in Nagasaki, im Jahre 1896 der C. M. S. Missionar Fyson zum Bischof des Hokkaido mit dem Sitz in Hakodate ernannt. Die anglikanische Mission hat nun 6 Bistümer in Japan, außer den erwähnten noch 4 auf der Hauptinsel — Nord-Tokyo, Süd-Tokyo, Osaka und Kioto, von denen jedoch das erste und vierte und das zweite und dritte zur Zeit je in einer Hand vereinigt sind.

Über die Qualität der Christengemeinden wird man sich nach den vorstehenden Ausführungen kein allzugünstiges Urteil bilden. Es fehlt nicht an feurigen, hervorragenden und gereiften Christen, an frisch pulsierendem Gemeindeleben. Aber es ist naturgemäß, daß in den Berichten die Schattenseiten mehr zur Sprache kommen als die Lichtseiten; und die Schatten treten in Zeiten der Reaktion schärfer hervor als in Zeiten des Aufschwungs. Es giebt über die eingeborenen Helfer und über

Außenstationen viel zu klagen. Erstere sind allzu empfänglich für bessere Bezahlung oder höheres Ansehen bei einer andern Denomination (Am. Bapt. Rep. 98, 181); sie versuchen wohl gar, die ihnen anvertraute Gemeinde mit sich hinüber zu ziehen (ib. 182); oder sie verlassen die ihnen zugewiesene Arbeit, um sich in einer großen Stadt ein bequemeres Leben zu suchen (ib. S. 187). Es kommen noch viel traurigere Fälle vor, wie der dreimalige Wechsel der Prediger in Miakonodscho (Ref. Ch. Rep. 97, 69), der zugleich ein trauriges Licht auf die Unbeständigkeit der japanischen Prediger wirft. Besonders sind dieselben, auch wenn sie als Prediger Hervorragendes leisten, schwach in der Seelsorge und Gemeindepflege (Ritter, engl. Ausg. 298 f.), und das ist um so bedauerlicher, als doch gerade in ihre Hand das geordnete Gemeindeamt gelegt werden soll.

Der allgemeine Eindruck ist, daß das dringendste Bedürfnis der japanischen Mission Kraft aus der Höhe, Ausgießung des heiligen Geistes ist. Die Konferenz der C. M. S. Missionare in Arima im Mai 1898 hat diesem Gefühle Ausdruck gegeben, indem sie an alle Missionen einen Aufruf erließ, den 30. Oktober vorigen Jahres zu einem allgemeinen Bettag um den Segen des heiligen Geistes auszusondern. Man hofft, daß dieser Vorschlag überall Anklang und Zustimmung gefunden hat.

Die römische und die russische Mission leiden unter denselben widrigen Strömungen, welche den Fortgang der evangelischen Mission aufhalten. Die römische Mission zählte 1896: 52 177, 1898: 52 190 Christen, scheint also stehen geblieben zu sein. Die russische Mission Bischof Nicolais zählte 1896: 23 153, 1898: 23 856 Christen, hat also einen Zuwachs von 703 zu verzeichnen. Ein auffallender Unterschied ist, daß die römische Mission mit einem Erzbischof, 3 Bischöfen, 93 Priestern und 108 Mönchen und Nonnen ein stattliches Missionspersonal hat, während Bischof Nicolai außer 4 russischen Priestern nur einheimische Agenten verwendet. Das kann — zumal bei japanischen Verhältnissen — unmöglich ein gesundes Wachstum seiner Mission geben!

Litteratur-Bericht.

1. **Müller, Max**: „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie." Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinrich Lüders. Erster Band. Leipzig. Engelmann, 1898. Mk. 11, geb. 13,50. Man hat wohl gesagt, daß das gesteigerte religionswissenschaftliche Interesse, das sich in England nicht zum mindesten an den Namen von Max Müller knüpft, dem christlichen Missionsinteresse nicht förderlich, sondern schädlich gewesen ist. Nur teilweise trifft diese Behauptung zu. Jedenfalls wäre es für die Missionswissenschaft kein Grund, sich grollend von der Berührung mit der allgemeinen Religionswissenschaft zurückzuziehen. Sie ist vielmehr berufen, von ihr zu empfangen und ihr zu geben. — Einer geschichtlichen Betrachtung der heidnischen Religionen kann sich auch die Mission nicht entziehen, obwohl sie es nicht mit ihrer vergangenen Gestalt, sondern mit ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun hat; denn es ist doch ein Stück dieser gegenwärtigen Wirklichkeit selbst, daß auch die heidnischen Religionen als geschichtlich gewordene Größen dastehen und daß vor allem die mächtigsten unter ihnen ihre Geschichte haben und von ihrer Geschichte leben. Gewiß ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Religion der vedischen

Hymnen und dem heutigen verworrenen Zustand indischer Religion, zwischen den Spekulationen der Upanishads und den Kulten der indischen Sekten; aber das Selbstgefühl des Brahmanen und die Schätzung, in der er steht, die unruhige Beweglichkeit und synkretistische Schmiegsamkeit und daneben doch wieder die zähe Widerstandskraft des Brahmanismus, die Verbindung erhabener Gedanken mit dem ödesten, geistlosesten Formalismus und mit abstruser Phantasterei, das Zusammenwohnen verflüchtigender spiritualisierender Tendenzen mit massivstem, gemeinstem und ärmlichstem Aberglauben und Afterdienst, die Mischung dieser widerstreitenden Elemente nicht nur auf einem Boden, sondern oft in einer und derselben Person — das alles ist doch nur richtig zu würdigen, wenn man das indische Volk als den Erben seiner religiösen Geschichte geschichtlich versteht. Darum ist auch für die Mission die Lebensarbeit eines Max Müller, die dem geschichtlichen Verständnis der alten Religionen, besonders der indischen, gewidmet war, nicht bedeutungslos; schon ein Unternehmen, wie die von ihm geleitete Herausgabe der sacred books of the East erwirbt ihm den Anspruch auf Beachtung auch von seiten der Missionswissenschaft.

In dem vorliegenden Band seiner Werke (Vorrede p. VI) überblickt Max Müller selbst seine bisherigen zusammenfassenden Werke (abgesehen von den spezialwissenschaftlichen Arbeiten): für drei Wissenschaften, die der Sprache, die der Religion und die des Denkens habe er die in seiner Lebensarbeit gewonnenen Anschauungen und Forschungsgrundsätze in übersichtlicher Form dargelegt; hier möchte er nun dasselbe für die Wissenschaft der Mythologie thun. Freilich, wenn man weiß, wieviel mythologische Fragen schon in den religionswissenschaftlichen Schriften behandelt sind, so wird man von den „Beiträgen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" nicht allzuviel neues erwarten: sie sammeln das in früheren Werken Zerstreute, sie verteidigen es gegenüber neueren Angriffen, sie verbessern und ergänzen da und dort. Auch innerhalb unseres Buches selbst fehlt es nicht an Wiederholungen; die echt englische Behaglichkeit in der Erledigung von Einzelheiten, die sich der deutsche Forscher angewöhnt hat, erschwert den Überblick über das Ganze, der auch durch die groß gedruckten Überschriften der oft sehr kleinen Abschnitte keineswegs erleichtert wird; auch scharfe Definitionen sucht man oft vergebens. Aber anregend und interessant ist auch dieses Buch Max Müllers zu lesen, und man hört doch gerne seine zusammenfassenden Betrachtungen über die Wege und Ziele der mythologischen Forschung. Daß dabei die Reflexion über seine eigene Lebensleistung und über die ihm gewordene Anerkennung oder Mißachtung stark hervortritt, nimmt man um so eher mit in Kauf, als die persönliche Rede zur Belebung der methodologischen Erörterungen dient. — Wieviel Recht der genealogischen oder etymologischen, der analogischen, der völkerpsychologischen Schule zukommt, das ist die Frage, die sich durch die vier ersten Kapitel hindurchzieht; das fünfte Kapitel sucht dann durch eine Lautlehre die sprachlichen Bedingungen festzustellen, unter denen die genealogische oder linguistische Vergleichung der Mythen stammverwandter Völker vorzunehmen ist, und leitet damit zu dem zweiten Band hinüber, der die Vergleichung selbst geben soll. Müller selbst hält nach wie vor kühnlich die Fahne der genealogischen oder linguistischen Schule aufrecht. Er wird wohl darin Recht behalten, daß gewisse feste Punkte, und zwar gerade für die älteste Geschichte der Mythen arischer Völker, nur auf diesem Wege zu gewinnen sind. Ob er nicht zu weit geht, wenn er manche neuerdings angefochtene etymologische Verwandtschaft (z. B. zwischen

Varuna und οὐρανός, zwischen deva und θεός) festzuhalten sucht, entzieht sich meinem Urteil. Jedenfalls ist den anderen Methoden gegenüber die Vorsicht durchaus am Platz, die Max Müller, obwohl er ihnen ihr relatives Recht zugesteht, aufs eindringlichste einschärft. Die analogische Schule, die ohne Rücksicht auf sprachliche Verwandtschaft der Götternamen die Mythen verschiedener auch entlegener Völker mit einander vergleicht (nach der Definition S. 227, die mit der S. 175 nicht ganz zusammenstimmt), mag manchen dunklen Mythus aufhellen; aber sie bewegt sich namentlich bei Völkern, deren Mythologie nicht in Schriften niedergelegt und nicht von Gelehrten erforscht ist, auf sehr unsicherem Boden und kommt stets in Gefahr, charakteristische Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen und auf nur scheinbare Übereinstimmungen Gewicht zu legen. Und auch die völkerpsychologische Schule, welche die überall gleichen psychologischen Motive im Kultus und Glauben oder Aberglauben der verschiedensten Völker aufsucht (auch sie ist im Verhältnis zur ethnologischen Schule nicht deutlich definiert), mag wohl die weite Verbreitung gewisser elementarer Anschauungen und Bräuche aufzeigen und auch in den höheren Religionen manches vorher nicht Beachtete oder Verstandene beleuchten, aber mit ihrer Ableitung aller Religion aus Fetischismus oder Totemismus oder Animismus oder Ahnenkult bewegt sie sich in willkürlichen Begriffserweiterungen und eigenmächtigen Konstruktionen.

So berechtigt und erfreulich nun hierin Müllers Zurückhaltung ist, so haben doch die neueren, von der Ethnologie beeinflußten religionsgeschichtlichen Arbeiten, wenn man auf ihren Gesamtertrag sieht, eine wichtige Ergänzung seiner Studien gebracht. Sein Interesse ist ganz wesentlich auf die mythologischen Anschauungen der Naturvölker gerichtet; in welchem Verhältnis diese zum eigentlich religiösen Leben stehen, wieweit sie wirklicher religiöser Glaube, wieweit sie nur elementare Naturerklärung und poetisches Gespinst sind, wird bei ihm nicht deutlich genug. Dem gegenüber hat die Religionsforschung, die sich an der Ethnologie gebildet hat, ihr Auge dafür geschärft, hinter dem Schleier der Mythologie das eigentliche Leben der Religion, ihr Beten und Opfern, ihren Glauben und Aberglauben zu erspähen. In dieser Beziehung stellt ein Buch wie Oldenbergs „Religion des Veda“, trotz der mancherlei unsicheren ethnologischen Analogieen, mit denen es operiert, doch einen Fortschritt gegenüber Max Müllers eigenen Forschungen dar. Soll aber die ethnologische Schilderung der gegenwärtigen heidnischen Religionen der Arbeit der Religionsgeschichte wirklich zu gute kommen, so thun vor allem zuverlässige Beobachtungen not. Mit Recht prägt es Max Müller immer und immer wieder ein, daß nur wirklich sprachkundige Leute fremde religiöse Anschauungen und Bräuche richtig beobachten und zuverlässig deuten können. Es ist von jeher ein Ruhmestitel der deutschen Mission gewesen, daß sie für die Erforschung der Sprachen Großes geleistet und auch bei ihren einfachen Arbeitern auf tüchtige Sprachenkenntnis gehalten hat. Wenn unseren deutschen Missionaren mit der Sprachkunde auch noch etwas von religionsgeschichtlicher Bildung mitgegeben wird, so sind sie die berufenen Beobachter des heutigen religiösen Lebens der Heidenwelt. Sie werden ihre Beobachtungen machen mit dem Zweck, der Predigt des Evangeliums dadurch zu dienen; aber wenn sie durch solche Arbeit zugleich die Religionswissenschaft fördern, werden sie am besten dazu mithelfen, daß auch diese ihrerseits wieder der Mission dienen muß.

Max Reischle.

2. **Schmidt, Wilh.:** „Die Lehre des Apostels Paulus." Gütersloh. Bertelsmann 1898. 125 S. 2 Mk. Der rastlos thätige Breslauer Dogmatiker hat im 2. Heft 2. Jahrgang der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie die Lehre des großen Heidenapostels mit Sorgfalt, Besonnenheit und Klarheit bearbeitet. Als „die Quellen" gelten ihm, chronologisch geordnet, die Missionspredigt der Apostelgeschichte und die Thessalonicherbriefe, die vier, so gut wie unbestrittenen, Lehrbriefe, die vier Gefangenschaftsbriefe, welche „den in seiner Innerlichkeit verstandenen Christusglauben auf die Verhältnisse des Lebens mehr paränetisch" anwenden. Die drei Pastoralbriefe sind dazu ungeeignet, weil ihr paulinischer Ursprung wegen der Schwierigkeit, sie in das Leben des Apostels einzuordnen, zweifelhaft bleibt. Doch ergiebt sich in dem ihnen gewidmeten Schlußabschnitt ihre Theologie durchweg als „genuin paulinisch". Mit Recht haben danach die 4 Lehrbriefe die Führung, sie bilden die Grundlage und den Hauptinhalt des Buches. In sachgemäßem Fortschritt behandelt da der Verfasser 1., die δικαιοσύνη θεοῦ, die er in einleuchtender Weise als „Gerechtigkeit des Menschen, die er von Gott empfängt", auffaßt; 2., Sünde und Tod, indem er diesen ganz als Korrelat jener und darum ganz vorwiegend als geistlichen Tod oder Geschiedenheit von Gott (namentlich Röm. 6, 21—23; 5, 12—21, auch Gen. 2, 17) ansieht, wodurch vielfach das Verständnis erleichtert wird; 3., die Gnade Gottes in Christus, wo er nachdrücklich und überzeugend die Prädestination als nicht paulinisch, aber Jesu Präexistenz als paulinisch nachweist; 4., die Gemeinschaft mit Gott in Christus, hier besonders die Taufe (die unter Voraussetzung des Glaubens, den Geist mitteilt, doch nicht so, daß ohne sie der Geist nicht zu haben wäre), das Herrnmahl (von dessen Einsetzung uns die verba ipsissima Jesu überliefert, von dessen unwürdigem Gebrauch nach 1. Kor. 11, 30 nur das geistliche Leben betroffen wird) und die letzten Dinge. Wenn er dabei die dunkle Stelle von der „Taufe für die Toten" mit dem (erst später vorkommenden) Aufschub der Taufe auf die Todesstunde verbindet (so schon Calvin und Bengel) und von einem „sich taufen lassen zu Gunsten des (bevorstehenden eigenen) Zustandes im Totenreiche" . . . „oder auch für die Zeit ihrer Gemeinschaft mit den Toten" (S. 82): so wird er für diese Erklärung schwerlich allgemeine Zustimmung finden. Viel kürzer werden die beiden andern Punkte besprochen, hauptsächlich ihre Übereinstimmung in der Lehre mit den anerkannten Briefen nachgewiesen. Alles in allem vertritt er mit Geschick und soliden Waffen den Standpunkt bibelgläubiger Wissenschaft gegen die weiter links stehenden Theologen, auch häufig und eingehend gegen Bernh. Weiß; ich wüßte keine Schrift, die in knapper Fassung so gründlich und eingehend, bei wissenschaftlicher Haltung so lebendig, und fesselnd dieses wichtige und viel umstrittene Stück biblischer Theologie behandelt, wie die vorliegende. Sie wird besonders angehenden Geistlichen treffliche Dienste leisten. H. K.

3. **Fries:** „Geschichten und Bilder aus der Mission." Heft 17. Halle. Waisenhausbuchhandlung. 1899. 25 Pfg., in Partien von 20 Exemplaren an 20 Pfg. Die beiden Erzählungen dieses Heftes führen auf 2 zur Zeit besonders der Aufmerksamkeit werte Missionsgebiete: China und Alaska, auf das erste die Biographie des gesegneten Gründers der China-Inland-Mission: Hudson Taylor, auf das zweite: Reiseerlebnisse des schwedischen Missionars D. Johnson und seines eingeborenen Gehilfen Rock unter der Überschrift: Auf Missionspfaden durch die Einöden Alaskas. Beide sind mit je einem Bilde versehen. Zur Verbreitung in den weitesten Kreisen sei das Heftchen bestens empfohlen.

Adrian Saravia und seine Gedanken über Mission.[1]

Von Professor D. G. Kawerau.

In den letzten Jahren ist von verschiedenen Seiten die Frage untersucht worden, welches die Anschauungen der Reformatoren über Mission gewesen seien, und man hat zu ermitteln gesucht, welche Gründe es so lange verhindert haben, daß die Anerkennung einer Missionspflicht ins Bewußtsein der evangelischen Theologen aufgenommen ist. Aber übereinstimmend haben alle, die sich neuerdings damit beschäftigt haben (Warneck,[2] Grössel,[3] vor allem Paul Drews[4] — auch ich selbst habe darüber einen dann im Druck erschienenen Vortrag[5] gehalten) anerkannt, daß die Theologen des 16. Jahrhunderts eine Missionsverpflichtung der Kirche in unserm Sinne nicht gekannt haben. Es hat sich ihnen zwar nicht völlig die Thatsache entziehen können, daß noch ein bedeutender Teil der Völker der Erde Heiden waren, wenngleich ihr Weltbild in dieser Beziehung sehr undeutlich war, und sie von der Masse heidnischer Völker keine klare Vorstellung hatten. Sie haben natürlich auch daran nicht gezweifelt, daß Gott sein Evangelium für alle Welt bestimmt habe, daß seine Kirche berufen sei, Gläubige aus allen Völkern der Erde zu sammeln. Aber sie haben gemeint, es lediglich Gott selbst überlassen zu müssen, auf welche Weise und wann er diesen Völkern sein Wort bringe. Sie denken nicht an besondere Veranstaltungen ihrerseits zu diesem Zwecke; nur in dem Falle, daß ein evang. Fürst Kolonialeroberungen machen würde, würde er auch als Landesherr verpflichtet sein, bei seinen neuen Unterthanen falschen Gottesdienst abzustellen und rechten einzurichten. Im übrigen rechnen sie damit, daß durch den allgemeinen Weltverkehr

---

[1]) Vortrag im studentischen Missionsverein zu Breslau.

[2]) G. Warneck, Abriß einer Gesch. der prot. Missionen 5. Berl. 1899 und schon 1. Aufl. 1882.

[3]) W. Grössel, Die Mission der evang. Kirche im 17. Jahrh. Gotha 1897.

[4]) P. Drews, Die Anschauungen reformat. Theologen über die Heidenmission, in Zeitschr. f. prakt. Theol. 19, 1 ff. 194 ff. 289 ff.

[5]) G. Kawerau, Warum fehlte der deutschen evg. Kirche des 16. u. 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der hl. Schrift? Breslau 1896.

Kenntnis des Evangeliums auch zu den Heiden komme, und rechnen auf jenes Gesetz göttlicher Weltregierung, nach welchem er, wenn in einem Teile der Christenheit seine Kirche untergeht, sie unter andern Völkern neu errichtet. Ein besonderes Hindernis für das Aufkommen des Gedankens einer besonderen Missionsverpflichtung der Kirche erhob sich in der Theorie über die Eigenart des apostolischen Amtes im Unterschiede von dem geistlichen Amt der Pastoren. Auf lutherischem Gebiet leitete man zwar das Pastorenamt direkt aus dem apostolischen als dessen Fortsetzung ab, aber so, daß dabei das außerordentliche am Apostelamt abgestreift sei. Als dies außerordentliche erschien ihnen folgendes: die direkte, unmittelbare göttliche Berufung, die göttliche Ausrüstung mit Wunderkräften und der Sprachengabe und der Amtsauftrag nicht an eine einzelne Gemeinde, sondern universell an die Welt. Danach behielt man für die Kirche der Gegenwart als einziges von Gott verordnetes Amt ein Kirchenamt übrig mit Berufung durch Menschen, ausgerüstet nur mit den ordentlichen Gaben und Kräften, und mit einem Amtsauftrag immer nur an eine einzelne, schon bestehende Gemeinde. Das war das Pastorenamt. Ein anderes hatte man nicht, danach fehlte auch die Möglichkeit, für ein Missionsamt die vocatio zu erteilen. Auf reformiertem Gebiete erkannte man freilich eine Mannigfaltigkeit von Gott entweder durch Christum oder durch die Apostel verordneter Ämter an. Man fand ihrer 7 im Neuen Testament: Apostel, Propheten, Evangelisten, Pastoren, Doktoren (Lehrer), Presbyter und Diakonen. Von diesen Ämtern galten aber die drei ersten als die außerordentlichen Ämter der Kirchengründung, die mit der apostolischen Zeit erloschen waren, nur die vier anderen als Ämter der Kirche in ihrem Fortbestande. Das Ergebnis war also auch hier dasselbe: ein Missionarsamt war nicht vorgesehen und fand in diesem Gedankenkreis keinen Platz. In beiden Kirchen führte außerdem eine ungeschichtliche, buchstäbelnde Interpretation der heiligen Schrift zu der uns so abenteuerlich erscheinenden Behauptung, daß die Apostel thatsächlich schon persönlich, oder durch ihre Schüler und Gehilfen der ganzen Welt das Evangelium gepredigt hätten. Die Entdeckung Amerikas hätte, so sollte man meinen, diese Idee kräftig widerlegen sollen. Aber Beza z. B. scheut sich nicht zu behaupten, daß sicherlich durch die Apostel doch wenigstens ein „Geruch“ des Evangeliums bis nach Amerika gedrungen sein müsse.

Wir fragen uns: findet sich nicht irgendwo ein Theologe, der sich über diesen Bannkreis des Systems aufschwingt? findet sich nicht einer,

den die Empfindung überkommt, daß der Missionsbefehl, Matth. 28, mit dem Tode der Apostel noch nicht erledigt war, sondern auch ferner ein Gebot des Herrn für seine Kirche blieb? Es ist das Verdienst von Grössel und besonders von Drews, in seinem wichtigen Aufsatz in Zeitschrift f. prakt. Theol. 1897 einen solchen Theologen am Ende des 16. Jahrhunderts ermittelt, dessen Schrift völliger Vergessenheit entrissen und ihn als den bisher ältesten Vertreter des modern evangelischen Missionsgedankens vor Augen gestellt zu haben.[1]) Sein Name war bisher unter uns wohl auch den gelehrten Theologen völlig unbekannt geblieben. Nur in England hatte man aus andern Gründen Anlaß, ihm einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Lassen Sie mich Ihnen zunächst von diesem Manne und seinen Lebensschicksalen erzählen; ich kann Ihnen hier etwas mehr bieten, als Drews in seinem Aufsatz über ihn mitgeteilt hat, da dieser sich außer in der spärlichen deutschen nur in der holländischen Litteratur nach ihm umgesehen, aber die englischen Nachrichten über ihn unbeachtet gelassen hat.[2]) Sein Name ist Adrian Saravia. Er war im Jahre 1531 in Hesdin in Artois geboren; sein Vater war spanischer Herkunft, die Mutter eine Flamländerin, beide Eltern hatten sich der Reformation angeschlossen. Der Sohn widmete sich dem geistlichen Stande, wurde reformierter Pastor in Antwerpen, war mitbeteiligt an der Entstehung der 1559 verfaßten confessio belgica, und betrieb persönlich die Mitteilung dieses Bekenntnisses an Oranien und Egmont, sowie an den Grafen Ludwig von Nassau. Er begründete die Wallonische Gemeinde in Brüssel, mußte aber dann, als Alba erschien, vor der spanischen Gewalt flüchten. Er floh mit der Familie aus Brüssel, verwaltete eine Zeitlang das Amt eines Schulmeisters auf den normann. Inseln, wurde 1564 Hilfsprediger in Sankt Peters, der Hauptstadt der Kanalinsel Guernsey, die damals ganz nach der Genfer Kirchenordnung ihr Kirchenwesen eingerichtet hatte. Es zog ihn nach der Heimat zurück, aber der englische Gouverneur auf Guernsey, Francis Chamberlayne, der ihn gern in englische Dienste ziehen wollte, empfahl ihn an den Minister der

[1]) Es ist m. E. Drews gelungen, den Nachweis zu führen, daß die Annahme, Martin Bucer habe schon mit voller Klarheit die Missionsaufgabe der Kirche erkannt, ihm unverdiente Ehre erweist. Zeitschr. f. prakt. Theol. 19, 314.

[2]) Vgl. Drews a. a. O. S. 309; ich benutze außerdem Allibone, Dictionary II 1930; und vor allem G. W. Sprott im Dict. of National Biographie. Vol. 50, 299 ff. Für seine Thätigkeit in Leiden ist besonders van der Aa. Biographisch Woordenbock der Nederlanden, XVII 117 ff. (Haarlem 1874) zu vergleichen, dessen Angaben im Übrigen manchen Fehler aufweisen.

Eliſabeth, William Cecil (Lord Burghley), der ihn bewog, einſtweilen noch zu bleiben, bis ihm bald darauf ein Schulamt in Southampton gegeben wurde. So ſiedelte er ſich für längere Zeit in England an, kehrte aber 1582 in die Heimat zurück, als Profeſſor der Theologie in Leiden und Paſtor der franzöſiſch ſprechenden Gemeinde daſelbſt. Aber dieſer zweite Aufenthalt in den Niederlanden brachte ihn dort in Konflikte. Seine kirchlichen Ideale waren jetzt durch die biſchöfliche Verfaſſung Englands beeinflußt, und auch politiſch wünſchte er die Einmiſchung Englands, das Protektorat der Königin Eliſabeth über die Niederlande, zu deren Schutz gegen die ſpaniſche Macht. In dieſem Sinne korreſpondierte er mit Lord Burghley. Dieſe ſeine politiſche Parteinahme für England nötigte ihn, 1587 plötzlich Holland zu verlaſſen und nach England zurückzukehren, wo er Anſtellung zunächſt in Tattenhill in Staffordſhire fand. Hier auf engliſchem Boden verfaßte er 1590 die uns intereſſierende Schrift. Sie iſt datiert: London 29. März 1590 und gewidmet dem Erzbiſchof von Canterbury, John Whitgift, dem Kanzler Chriſtoph Hatton und Lord Burghley. Sie führt den Titel: De diversis ministrorum evangelii gradibus, sic ut a domino fuerunt instituti.[1])

Dieſe Schrift erregte, wir werden gleich hernach ſehen aus welchem Grunde, in England ſolche Freude, daß ſchon am 9. Juli desſelben Jahres die Oxforder Univerſität Saravia zum Zeichen der Anerkennung, obgleich er Leidener Doktor der Theologie war, unter ihren Doktoren inkorporierte, und ſchnell rückte er nun in allerlei Würden der engliſchen Kirche auf. Er erhielt 1591 eine Präbende in Glouceſter, ſiedelte 1595 an die Kathedrale in Canterbury über und erhielt zugleich eine geiſtliche Stelle in der Grafſchaft Kent als Vikar von Lewiſham, die ihm Gelegenheit bot, mit dem bedeutendſten Vertreter anglikaniſch-biſchöflicher Gedanken, Richard Hooker, in intime Freundſchaft zu treten. 1601 rückte er in eine Pfründe in Worceſter ein, aber noch in demſelben Jahre erhielt er durch Vermittlung des bewußten Begründers der hochkirchlichen Partei, Biſchofs Lancelot Andrews, die Stellung als Dean von Weſtminſter. Als theolog. Schriftſteller trat er nicht nur durch eine Verteidigungsſchrift, jener Schrift von 1590 gegen Beza noch einmal hervor (ſ. unten), ſondern

[1]) London 1590; ich benutze den Frankfurter Nachdruck 1591, den die Breslauer Stadtbibliothek bis vor kurzem in 3 Exemplaren beſaß, von denen jetzt zwei verkauft ſind. Sprott führt engliſche Überſetzungen, London 1592 u. 1640, Allibone eine engl. Überſetzung, Oxford 1840 (im Zuſammenhang mit der puſeyitiſchen Bewegung?) an.

auch durch eine Abhandlung über das Abendmahl, die er Jakob I. widmete, die erst im Jahre 1855 aus der Handschrift veröffentlicht worden ist. Er gehörte mit zu der Kommission, die 1607 an der neuen englischen Bibelübersetzung (King James' version) arbeitete. Er starb am 15. Januar 1613 und wurde in der Kathedrale von Canterbury beigesetzt.

Schon diese Lebensskizze zeigt Ihnen, daß er nicht eigentlich, wie Drews nach dem ihm vorliegenden Material annehmen mußte, als niederländischer Theologe zu bezeichnen ist, sondern daß er seine geistige Heimat im Anglikanismus gefunden hatte. Wir werden daher auch seine Missionsgedanken nicht den Holländern, sondern den Engländern gut schreiben müssen. Nebenbei bemerkt, ist Saravia auch dadurch uns interessant, daß er, wie sein neuster englischer Biograph Sprott im Dictionary of National Biography nachweist, bei der Aufnahme in den englischen Kirchendienst keine neue anglikanische Ordination empfangen hat. Schreibt doch damals Bischof Morton, eine Reordination dürfe in solchen Fällen nicht stattfinden, wenn man nicht den übrigen reformierten Kirchen einen großen Anstoß geben wolle (could not be done without very great offence to the reformed churches).

Saravias Schrift ist nicht ihrem Zwecke nach eine Missionsschrift; sie beschäftigt sich vielmehr mit Empfehlung und Verteidigung der bischöflichen Verfassung gegenüber der von Calvin gelehrten und aufgerichteten. Es ist die Schrift eines Anglikaners, der in den niederländischen Gemeinden eben die rechte Verfassung, das bischöfliche Amt, vermißt. Er geht aufs neue Testament zurück und sucht nachzuweisen, daß im Bischofsamte, das von den Aposteln selbst stamme, ein wichtiges, unveräußerliches Stück der apostolischen Autorität den Kirchen erhalten werde. Dieser bedarf es aber ebenso für die Erhaltung und Befestigung schon bestehender Kirchen, wie für die Pflanzung neuer Kirchen. In diesem Zusammenhang der Gedanken kommt er in Kap. 17 auf die Mission. Dieses führt die Aufschrift: „Der Befehl, allen Völkern das Evangelium zu predigen, verpflichtet die Kirche, seitdem die Apostel in den Himmel aufgenommen sind; hierfür bedarf es apostolischer Vollmacht." Ich gebe die Gedanken des Kapitels möglichst wörtlich wieder.

Der Auftrag, das Evangelium zu predigen, und die Aussendung an alle Völker, ist den Aposteln so befohlen, daß auch die Kirche dadurch gebunden bleibt. Er bezog sich nicht nur auf das Jahrhundert der Apostel, sondern auf alle folgenden Jahrhunderte bis zum Ende der Welt, denn der Herr hat den Missionsbefehl, Matth. 28, mit der Verheißung verbunden: „ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt." So gewiß diese Verheißung nicht den Aposteln allein

gilt, sondern allen, so gewiß auch der Befehl. Verheißung und Befehl gehören unlöslich zusammen. Sonach hat die nachapostolische Kirche den Auftrag, daß sie dafür Sorge trägt, das Evangelium den ungläubigen Völkern predigen zu lassen, je nach Berücksichtigung der Zeiten, der Gegenden und der dafür zur Verfügung stehenden geeigneten Personen. Wäre diese Vollmacht nur für bestimmte Zeit gegeben, dann wäre sie eine persönliche, spezielle Gabe der Apostel gewesen, und diese hätten dann auch nicht Gefährten und Mitarbeiter für dieses Werk des Herrn, das ihnen allein übertragen war, zuziehen können. Aber sie wußten, daß ihr Dienst und ihre Vollmacht vielmehr der Kirche, als ihnen persönlich, gegeben war. Darum machten sie andere zu Genossen ihrer Vollmacht, von denen sie wußten, daß sie hernach auch die Fortsetzer ihrer Arbeit sein würden. Dieses Riesenwerk konnte ja garnicht von einer Handvoll Menschen ausgerichtet werden. Christi Befehl verpflichtete die Apostel nur so weit, als ihre Kraft reichte, für die kurze Spanne Zeit ihres Lebens. Aber der Herr hat weder seine Verheißung, noch seinen Missionsbefehl auf diese kurze Zeit beschränkt. Die Apostel selbst brauchten viele Gehilfen und Mitarbeiter für das Werk des Herrn, das sie selbst nur anfingen, aber den Nachfolgern zur Vollendung hinterließen. Hätten die den Aposteln nachfolgenden Bischöfe gemeint, der Missionsbefehl wäre nur den Aposteln gegeben, sie selbst hätten jetzt nur für ihre Sprengel zu sorgen, aber die weitere Ausbreitung des Evangeliums ginge sie nichts an, so wäre Christi Reich niemals zu solcher Ausdehnung gelangt. Aber mit wieviel Fleiß, wieviel Mühe, wieviel Märtyrertum sind neue Kirchen gepflanzt, begossen und zum Wachstum gebracht! Sehr voreilig nennen manche heutigen Tages es verächtlich „anabaptistische Schwarmgeisterei," wenn man behauptet, daß die Kirche, wenn nicht Apostel, so doch apostolische Männer besitze. Auch heute noch, nach Ablauf von 1500 Jahren, ist das Evangelium noch nicht zu allen Völkern der Erde gelangt, obgleich, wie bekannt ist, in dieser Zwischenzeit viele Völker, zu denen die Apostel noch nicht gekommen waren, durch die Predigt frommer Männer, die darin Nachfolger der Apostel waren, den Herrn Christum angenommen haben. So lange es nun noch heidnische Völker giebt, die Christum nicht kennen, so lange verbleibt auch der Kirche Vollmacht und Pflicht zur Aussendung und zu dem Auftrag, das Evangelium zu predigen. Wenn nun heutigen Tages niemand von den christl. Kirchen zu den Heiden ausgesendet wird, so beweist das nicht, daß sie keine Macht haben zur Mission, sondern nur den Mangel an geeigneten Missionaren, oder sicherlich das Nachlassen des Eifers zur Ausbreitung des Reiches Christi. Freilich soll niemand den Herrn versuchen. Er selbst verbot den Aposteln von Jerusalem auszuziehen und ihr Werk zu beginnen, bevor sie nicht den heiligen Geist empfangen hätten. Erst muß die Geistesausrüstung da sein, deren dies große Werk bedarf, ehe man es angreifen soll. Weil aber das Urteil des einzelnen Menschen über sich selbst voreilig sein und täuschen kann, darum bedarf es hier kirchlicher Vollmacht. Eben hier braucht die Kirche eine apostolische Gewalt in ihrer Mitte. Fehlte diese der Kirche, dann hätte sie freilich keine Macht, Missionare zu entsenden, auch wenn die geeigneten Männer vorhanden wären. Denn niemand kann einem anderen übertragen, was er selber nicht hat. Denen aber, die dazu ausgesandt werden, mag man sie nun Apostel oder Evangelisten oder Bischöfe nennen, ist nicht geringere Macht nötig, als die, welche ein Timotheus oder Titus empfingen, als sie ein ähnliches Amt auf sich nahmen. Es besitzt also die Kirche

diese im Schlüsselamte enthaltene Vollmacht, das ja der Herr nicht so sehr dem Petrus und seinen Gefährten, als vielmehr der Kirche gegeben hat. Sie kann also auch heute thun, was sie einst gekonnt hat, nämlich, sobald die Gelegenheit sich dazu bietet, mit apostolischer Vollmacht die Aussendung zur Predigt des Evangeliums den dazu geeigneten Männern übertragen.

Dies das wichtige Kapitel im Buche des Saravia. Das für seine Zeit neue und bahnbrechende ist dabei die starke Empfindung, daß die Apostel selbst ja nur einen kleinen Teil des Missionsbefehles persönlich hatten ausrichten können, daß dieser nicht ihren Personen, sondern vielmehr der Gesamtkirche auch der nachfolgenden Zeiten gelte und sie vor eine heilige Aufgabe stelle. Freilich schädigt er selber die durchschlagende Kraft dieser Gedanken dadurch, daß sie sich ihm mit dem der Notwendigkeit eines bischöflichen Amtes verquicken, daher auch nicht selbständig auftreten, sondern nur als eine Hilfslinie, um die Notwendigkeit dieses Amtes zu erweisen. Aber wir müssen ihm danken, daß er seiner Zeit dieses neue Verständnis von Matth. 28 zu erschließen suchte.

Freilich seine Zeitgenossen verschlossen sich zunächst noch gegen die große Aufgabe, die er damit der Kirche zeigte. Unbeachtet blieb sein Buch zwar nicht; dem Londoner Druck von 1590, der allerdings auf dem Festlande nur sehr wenig Verbreitung gefunden haben wird, folgte alsbald 1591 ein Nachdruck in Frankfurt a. M. Und zwei hervorragende Theologen, ein Führer der calvinischen und ein Führer der lutherischen Kirchen, machten sich daran, ihn zu widerlegen und seine Rede zu entkräften. Theodor Beza in Genf, der geistige Erbe Calvins, und Johann Gerhard in Jena, der größte der lutherischen Dogmatiker. Beza that es sofort in einer eigenen Gegenschrift: Ad tractationem de ministrorum evangelii gradibus ab Hadriano Saravia Belga editam. Theodori Bezae responsio (Genf) 1592.[1]) Freilich darf man sich nicht wundern, daß ihm dabei vor allem daran gelegen war, die calvinische Verfassungslehre gegen die hier entgegen gehaltene anglikanische zu verteidigen. Nur wenige Seiten sind daher dem interessanten 17. Kapitel in dieser Entgegnung gewidmet.

Er giebt zwar zu, daß Verheißung und Befehl in Matth. 28 zusammengehören, aber macht doch zugleich den Einwand, in dem Befehle müsse zwischen dem unterschieden werden, was sich ausschließlich auf die Apostel bezog — und das sei eben die Aussendung zu allen Völkern — und zwischen dem allgemeinen, was zu allen Zeiten bleibe, nämlich der Berufung zur Predigt des Evangeliums überhaupt. Jener besondere Auftrag der Apostel sei besonders schwierig, darum auch mit

[1]) Exemplar auf der Bresl. Stadtbibliothek.

besonderen Gaben ausgestattet gewesen. Dieses besondere Apostelamt ist der Kirche der späteren Zeiten nicht übertragen, sie kann also niemand mit apostolischer Macht aussenden. Allerdings macht dann Beza das verlegene Zugeständnis: allen gläubigen Gemeinden sei auch die Pflicht aufgelegt — er nennt es merkwürdigerweise die Last, onus, — das Reich Gottes aller Orten zu fördern, dafür geeignete Personen auszuwählen und je nach Gelegenheit auch auszusenden; das habe ja auch die Genfer Kirche reichlich gethan. Dazu bedürfe es aber auch gar keiner besonderen apostolischen Vollmacht, da ja schon jeder aus der Schrift erleuchtete Christ verpflichtet sei, bei jeder Gelegenheit falsche Lehre zu bekämpfen und wahre Lehre zu bezeugen. Und weiter sagt er, niemand werde behaupten, daß nur noch eine Pflicht bestehe, die vorhandenen Partikularkirchen zu versorgen, und nicht zugleich auch die Liebe zu Christus überallhin auszubreiten, und nach allen Seiten die Pflichten der Bruderliebe zu erfüllen.

So oft ich auch dieses Kapitel Bezas gelesen habe, ich muß bekennen, mir ist nicht klar geworden, wie er nun eigentlich in concreto über Missionspflicht denkt. Er beschränkt den Missionsbefehl auf die Apostel, und legt doch jeder Gemeinde eine Pflicht zur Ausbreitung des Reiches Gottes bei. Er rühmt die Genfer Kirche, daß sie diese Pflicht so reich erfüllt habe, und doch weiß die Geschichte nur von zwei Kolonialpredigern, die Genf nach Südamerika sendete, die aber, erschreckt durch die Barbarei der Heiden, den Versuch, auch unter diesen zu wirken, sofort aufgaben. Ich glaube, er denkt an die zahlreichen Prediger, die Genf für Frankreich, die Niederlande, England und Schottland vorgebildet hatte, und sieht darin die Erfüllung jener Pflicht. Jedenfalls wagt er nicht, die Pflicht der Ausbreitung des Evangeliums auch unter den Heiden zu verneinen, aber es bleibt unklar, wie er sich denn die Ausführung dieser Pflicht denkt, wenn doch der Missionsbefehl selbst nur den Aposteln galt.

Saravia nahm Bezas Schrift nicht stillschweigend hin. Im Jahre 1594 veröffentlichte er unter dem Titel „Defensio tractationis de diversis ministrorum evangelii gradibus ... contra responsionem D. Th. Bezae“[1]) eine sehr ausführliche Gegenschrift, viel umfänglicher als sein erstes Buch, da er die schwerfällige Methode befolgt, bei jedem Kapitel zunächst den Text seines Buches von 1590 wieder abzudrucken, und ebenso abschnittsweise Bezas Gegenschrift, wobei er dann bei jedem Abschnitt seine zum Teil sehr ausführlichen Entgegnungen einschaltet. Das neue Buch ist datiert: Lambeth (Palast des Erzbischofs von Canterbury in London), 4. Febr. 1594, und gewidmet dem Erzbischof John Whitgift, den Bischöfen John Aelmer, Thomas Cooper und Richard Fletcher. Auch von diesem umfänglichen

[1]) Auch von dieser ist mir der Londoner Originaldruck nicht zugänglich, sondern nur der Frankfurter Nachdruck von 1601 (Breslau, Univers.-Bibl.).

Buche erschien ein deutscher Nachdruck Frankfurt 1601. Uns interessiert auch hier wieder das 17. Kapitel, dem jetzt 12 Seiten gewidmet sind. Mit großer Begierde griff ich nach dieser zweiten Äußerung Saravias zur Sache, in der Hoffnung, daß hier seine Missionsgedanken zu noch deutlicherem Ausdruck kommen würden. Leider wird diese Hoffnung stark enttäuscht, denn der größte Teil der neuen Auseinandersetzungen bezieht sich darauf, zu verdeutlichen und gegen Mißverständnisse zu schützen, was er unter „apostolischer Vollmacht" verstanden wissen will. Für die Missionssache selbst ist, soviel ich sehe, nur folgendes von Interesse:

1. Daß er nochmals stark die Thatsache betont, daß die Apostel persönlich nur einen kleinen Teil des Missionsauftrages Christi erfüllt haben, daß aber die nachfolgende Zeit als selbstverständlich dies Werk der Apostel weitergeführt hat.

2. Daß er Beza entgegen hält, er habe doch eigentlich gar keinen Grund, an diesem Punkte mit ihm zu streiten, da er ihm ja zu seiner Freude zugestanden habe, daß auch die Kirchen von heute die Pflicht hätten, für die Ausbreitung des Reiches Christi zu sorgen.

3. Wenn er von „apostolischer Vollmacht" und „apostolischen Männern" für die Gegenwart geredet habe, so wisse er sehr wohl, daß seit den Tagen der Apostel das Ganze ihres Amtes, und das Ganze ihrer Ausrüstung niemand wieder zu Teil geworden sei. Auch er unterscheidet an ihrem Amte Bleibendes, für die Kirche Wesentliches, und Außerordentliches, das mit ihrem Tode aufgehört habe. Zu diesem Wesentlichen und Unveräußerlichen gehöre neben der Predigt des Wortes und der Sakramentsverwaltung auch ein Aufsichtsamt über bestimmte Teile der Kirche, wie es im Neuen Testamente schon an Männern wie Titus und Timotheus hervortrete. Seit dem Tode der Apostel habe niemand mehr ein Mandat, das sich auf die ganze Erde oder alle Völker der Erde erstrecke; alle Vollmachten in der Gegenwart seien von geringerem Umfange, und die Träger derselben nicht mit außerordentlichen Gaben, sondern nur mit den gewöhnlichen Gaben ausgestattet.

4. Da nun niemand sich selbst ein Mandat erteilen könne, andererseits aber der Kirche die Pflicht obliege, den Völkern das Evangelium zu bringen, so müsse die Kirche, wenn sich ihr offene Thüren zu heidnischen Völkern aufthäten, als Inhaberin der Schlüsselgewalt bestimmte Männer mit der Sorge für diese Gebiete beauftragen, und diese müßten dann, wie Titus in Kreta, kraft ihres Aufsichtsamtes den einzelnen Gemeinden unter den Heiden ihre Hirten setzen. Wenn ich ihn recht verstehe — das ist nicht ganz leicht, denn er schreibt an sich schon einen dunklen Stil, und der Frankfurter Nachdruck, der mir nur zur Verfügung ist, ist durch soviel Druckfehler entstellt, daß man bei manchem Satze völlig darauf verzichten muß, Sinn und Zusammenhang festzustellen — wenn ich ihn aber recht verstehe, so ist seine Meinung, die englische Kirche müsse, wo sie Kolonieen erwirbt, Missionsbischöfe ernennen, von denen dann wieder die einzelnen Missionare kirchlichen Auftrag und Vollmacht empfangen könnten. Ich führe dazu folgenden Satz von ihm an: „Weil die Fürsorge für die Verbreitung des Evangeliums Pflicht der Kirche ist, so muß sie, so wie sich ihr eine Gelegenheit für Verkündigung des

Evangeliums eröffnet, die hierfür geeigneten Männer erwählen. Beza will solche Männer nur „Lehrer" und „Pastoren" nennen, ich nenne sie mit dem ganzen Altertume „Bischöfe" von der Art, wie Titus und Timotheus waren ... Denn wer Kirchen gründen will, der muß selbst höheren Grades sein, als die Presbyter und Bischöfe, die er einsetzen soll. So haben es die Apostel gemacht, und so haben es uns auch die alten Väter durch ihr Beispiel gelehrt."

Johann Gerhard setzte sich mit Saravia auseinander in seinem großartigen dogmatischen Werk der Loci theologici (erschienen 1610—21). Der 23. locus handelt vom geistlichen Amte. Hier wirft Gerhard in § 219 die Frage auf, ob der Apostolat noch in der Kirche bestehe. Die Erörterung dieser Frage führt ihn in §§ 220—225 zur Polemik gegen Saravia, den er schon im ersten Satze wenig ermutigend mit dem Zusatz „ein gewisser Calvinist" einführt, ein Etikett, das ja sofort erkennen läßt, daß der Inhalt seiner Schrift verworfen und widerlegt werden solle. Uns interessiert dabei die Auseinandersetzung, soweit sie sich auf Kapitel 17 bezieht. Diese findet statt in §§ 223—25. Der Hüter der reinen Lehre des Luthertums erwidert hier den uns bekannten Ausführungen Saravias über die Mission etwa folgendes:

In Matth. 28 geht allerdings der Befehl allein auf die Apostel, dagegen die angehängte Verheißung: „ich bin bei euch," nicht nur auf alle Pastoren, sondern auf alle Gläubigen; denn Matth. 18, 20 steht ja geschrieben: wo zwei oder drei in meinen Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Wollte man nun behaupten, daß der Missionsbefehl eben so weit gehe, wie die angehängte Verheißung, dann würde ja folgen, daß alle Gläubigen zu den Heiden gehen müßten; das ist aber absurd! Somit ist erwiesen, der Missionsbefehl gilt nur den Aposteln. Wenn aber Saravia einwendet, die Apostel hätten dann auch nicht Mitarbeiter und Gehilfen annehmen dürfen, wenn das Werk ihnen allein übertragen war, so erwidert Gerhard: ihre Mitarbeiter traten nur in einzelne Funktionen ein, bekamen aber keinen Anteil an ihrer apostolischen Würde und Vollmacht. Und wenn Saravia gar behauptet, die Apostel hätten das Missionswerk nur begonnen, bei weitem nicht vollendet, so setzt er sich damit nach Gerhard in direkten Widerspruch mit der Schrift, die ausdrücklich lehrt, daß durch die Apostel das Evangelium überall gepredigt worden ist: Römer 10, 18; „es ist ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte," Kolosser 1, 6: „das Evangelium ist zu euch gekommen, wie auch in alle Welt." Somit ist es ungehörig zu sagen, die Apostel hätten dieses Werk unvollendet zurückgelassen. Sie haben es vollendet, teils persönlich, teils durch ihre Gefährten und Mitarbeiter, denen sie bestimmte Aufträge gaben und bestimmte Gebiete zuwiesen. Somit findet Gerhard keinen Grund, einen Missionsbefehl für die Kirche der Gegenwart anzuerkennen, oder wie Saravia wollte, der Kirche der Gegenwart apostolische Vollmacht für die Aussendung von Boten an die Heidenwelt zuzuerkennen.

Wir sehen, die Stimmführer in beiden Lagern wiesen Saravia zurück, und auch in England selbst, wo ja sein Buch, wie wir hörten,

solche Anerkennung fand, daß es ihm die Inkorporierung unter den Oxforder Doktoren eintrug, wird man damals sicherlich vor allem seine Verteidigung der bischöflichen Verfassung aus der Schrift freudig begrüßt, seine Missionsgedanken dagegen weit weniger beachtet haben. Als dann im 17. Jahrhundert einzelne Stimmen hin und her den Missionsauftrag des Herrn erkannten und verkündeten, da ist es, soviel uns bekannt, ohne direkte Anregung jener Schrift Saravias geschehen. Zwar hat Drews die Vermutung geäußert, die im Jahre 1618 in Leiden erschienene Schrift des Justus Heurnius: De legatione evangelica ad Indos capessenda admonitio werde wahrscheinlich Anregungen durch Saravia zeigen, da ja dieser einst Professor in Leyden gewesen sei. Ihm selbst ist die Schrift nicht zugänglich gewesen, mir liegt sie vor,[1]) und ich kann daher versichern, daß jene Vermutung nicht zutrifft. Vielmehr steht diese übrigens sehr interessante Schrift unter dem Einfluß der neuen Kolonialpolitik der Holländer in Ostindien. Der Verfasser, ein Cand. theol., ist selber willens, als Prediger des Evangeliums in die Kolonieen hinauszuziehen und erläßt einen kräftigen Appell an die junge niederländische Theologenschaft, derselben Arbeit sich zu widmen und der Jesuitenmission auf portugiesischem Kolonialgebiet ein Gegengewicht zu bieten. Daß dieser warme Appell zur Mission von Saravia nicht beeinflußt ist, geht daraus hervor, daß Heurnius den Willen Gottes zur Mission gerade nicht auf Matth. 28 begründet, sondern unter geflissentlicher Umgehung dieser Stelle, lediglich alttestamentliche Bibelworte von der Verkündigung des Ruhmes Gottes unter den Heiden heranzieht, aus dem Neuen Testament aber nur Matth. 24, 14, daß vom Reiche Gottes unter allen Völkern gepredigt werden müsse, ehe das Ende komme. Dieser Vertreter des Missionsgedankens wich also offenkundig der Frage aus, ob der Missionsbefehl Christi nur den Aposteln gelte, oder noch der Kirche der Gegenwart, ja sein Schweigen über Matth. 28 läßt vermuten, daß er in dieser Frage auf Seiten Bezas und Johann Gerhards stand. Auf seine hochinteressante Schrift gehen wir wohl später einmal ein.

Samoa.

Von D. G. Kurze.

II. Die Christianisierung Samoas.

Bis in den Sommer des Jahres 1830 währte es, ehe evangelische Glaubensboten den Samoa-Insulanern das Evangelium brachten, und

[1]) Breslau, Universit.-Bibl.

zwar war es der im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft stehende unermüdliche Südseemissionar John Williams, der den Grund zur Christianisierung jenes Inselvolkes legte. Mit seinem selbstgebauten Missionsschiffe, dem „Friedensboten", erschien er am 22. August 1830 an der Küste Savaiis, begleitet von dem Missionar Barff und 8 tahitischen Lehrersfamilien, die sich angeboten hatten, die Samoaner mit dem Evangelium bekannt zu machen. Außerdem hatte er unterwegs noch in Tongatabu einen Häuptling von Savaii, Namens Fauea, der mit seiner Frau elf Jahre zuvor aus seiner Heimat hatte fliehen müssen, an Bord genommen, in der Hoffnung, daß ihm derselbe besseren Eingang bei seinen Landsleuten verschaffen könne. Dank dem Einflusse der Wesleyaner Missionare auf den Tonga-Inseln hatte sich Faueas Frau bekehrt, während er selbst dem Evangelium wenigstens geneigt war. Unterwegs hatte Fauea den Missionaren immer voll Sorge von den Unthaten des Samoanischen Priesterhäuptlings Tamafainga erzählt und erklärt, daß es von dessen Gutdünken abhängen werde, ob die Mission auf den Samoa-Inseln festen Fuß fassen könne. Und siehe da, die erste Neuigkeit, die Fauea von mehreren seiner Landsleute, die in ihrem Boote dem Missionsschiff entgegen gefahren waren, vernahm, war die Botschaft: „Tamafainga ist tot!" Zehn oder zwölf Tage zuvor war dieser grausame Tyrann erschlagen worden. Jubelnd teilte Fauea die Nachricht Williams mit, indem er ausrief: „Der Teufel ist tot! Nun wird das Volk das lotu (Evangelium) annehmen."

In einer Bucht der Südküste Savaiis ging das Missionsschiff vor Anker, und bald schwärmte das Verdeck von Eingeborenen, die nicht die geringste Scheu vor den fremden Besuchern zeigten und aus Faueas Munde eine sehr stark aufgetragene Schilderung der Vorzüge, welche die Weißen dank ihrer Religion vor den heidnischen Insulanern genossen, staunend anhörten. In wirksamerer Weise erzählte ihnen dann Faueas Frau von den Wundern des Evangeliums, die sie auf den Tonga-Inseln gesehen und gehört hatte.

Als Williams am übernächsten Tage die Fahrt durch die Meeresstraße zwischen Savaii und Upolu fortsetzte, bot sich ihm ein ergreifender Anblick dar. Auf der Küste der letztgenannten Insel stiegen große Rauch- und Flammensäulen in die Luft. Wie die Missionare von den Eingeborenen erfuhren, hatte am selben Morgen dort eine Schlacht stattgefunden und der siegreiche Malietoa, der Oberhäuptling von Savaii, war nun mit seinen Kriegern damit beschäftigt, die Wohnstätten und Pflanzungen der unterlegenen Partei zu zerstören, und die armen wehrlosen Frauen,

Kinder und Greiſe, die in ſeine Hände gefallen waren, zu verbrennen. Damals gerade fand die Greuelthat ſtatt, von welcher wir im vorigen Abſchnitt berichtet haben. Den heidniſchen Samoanern war es ein Rätſel, daß ſich die weißen Männer über das Schickſal jener ihnen doch fremden Opfer des Krieges aufregten. Während ſich ſolche Schreckensſcenen auf Upolu abſpielten, landete Williams, die 8 tahitiſchen Miſſionslehrer mit ihren Frauen und Kindern an der Oſtküſte Savaiis; die eine Hälfte wurde in der Reſidenz des Oberhäuptlings Malietoa untergebracht, während deſſen jüngerer Bruder Tamalelangi die übrigen bei ſich aufnahm. Ihre auf verſchiedene Boote der Eingeborenen verteilten Habſeligkeiten wurden den Tahitiern am Lande gewiſſenhaft wieder ausgehändigt; es fehlte nicht das geringſte; nur einige tahitiſche Kinder wurden vermißt; aber auch dieſe erhielten die ängſtlichen Eltern nach bangen Stunden des Wartens unverſehrt wieder. Es ſtellte ſich hinterdrein heraus, daß die große Gaſtfreundlichkeit der Samoaner an ihrem Verſchwinden Schuld war. Jeder Eingeborene nämlich, der ein ſolches Kind in ſeinem Boote ans Land gebracht hatte, war ſo ſtolz auf dieſe Ehre, daß er das Kleine erſt in ſein Haus trug, ein Schweinchen ſchlachtete und den kleinen Gaſt tüchtig fütterte, ehe er ihn ſeinen beſorgten Angehörigen ausfolgte.

Nachdem Tamalelangi die Miſſionare ſchon freundlich begrüßt und ihnen für die ſeinem Verwandten Fauea erwieſenen Wohlthaten gedankt hatte, kam auch Malietoa, dem man inzwiſchen die Ankunft der fremden „Gottesmänner“ mitgeteilt hatte, an Bord des Miſſionsſchiffes, wo ihm Williams mit dem Geſchenk eines tahitiſchen Mantels eine große Freude bereitete. Als ihn die Miſſionare über die grauſame Kriegführung befragten, erzählte er ganz ſtolz von den Erfolgen jenes Tages, und erklärte, daß er zum Kampfe gezwungen ſei, um ſeinen ermordeten Verwandten Tamafainga zu rächen. Wenn er die Gefangenen nicht verbrenne, fügte er hinzu, würden ſeine Krieger keinen Reſpekt vor ihm haben; ſei der jetzige Krieg vorüber, ſo werde er dafür ſorgen, daß in Samoa keine Kämpfe mehr ſtattfänden; er ſelbſt wolle dann ein Diener Jehovahs werden.

Am folgenden Tage bereitete Malietoa in ſeiner Reſidenz Sapapalii ſeinen Beſuchern einen großartigen Empfang. Vor einer großen Volksmenge erfolgte die feierliche Übergabe der Lehrer in den Schutz der beiden Oberhäuptlinge und Williams verſprach, wenn möglich in Jahresfriſt wiederzukehren und, wenn er alles in befriedigendem Zuſtande fände, ſpäter einen engliſchen Miſſionar auf Savaii zu ſtationieren. In Sapapalii wurde Williams auch noch mit Matetau, dem rieſenhaften Häuptling der kleinen

Insel Manono, bekannt, der ihn dringend um einen Lehrer für sein Eiland bat. Leider konnte Williams seinen Wunsch zur Zeit nicht erfüllen; aber er versprach ihm, mit Rücksicht auf sein unabläſſiges Drängen und den hohen Rang, den er einnahm, daß er bei der nächsten Wiederkehr des Schiffes einen Lehrer erhalten solle. Ein paar kleine Geschenke, die er erhielt, ließen dann Matetau ganz befriedigt von Williams scheiden.

Nachdem Williams von den Familien der tahitischen Lehrer einen herzbewegenden Abschied genommen hatte, segelte er von Barff begleitet, wieder nach Rajatea zurück, um erst zwei Jahre später aufs neue die Samoa-Inseln aufzusuchen. Diesmal hatte er einen tüchtigen Rarotonganer Lehrer Teava, der für Manono bestimmt war, und Makea, den christlichen Oberhäuptling von Rarotonga, an Bord. Von Osten anſegelnd, beschloß Williams Insel für Insel in der Gruppe anzulaufen, um mit der Bevölkerung mehr bekannt zu werden. Zuerst kam Tau am 17. Oktober 1832 in Sicht, von dessen Strande sofort einige Boote mit Eingeborenen abstießen. Noch waren sie nicht in unmittelbarer Nähe des „Friedensboten", als sie voller Eifer schrieen: „Wir sind Söhne des Wortes! Wir warten auf ein „falau lotu" (Religionsschiff), das uns Leute bringen soll, die sie Missionare nennen, damit sie uns von Jesu Christo erzählen. Ist das das Religionsschiff, auf welches wir warten?" Das Rätsel löste sich, als Williams erfuhr, daß etliche Eingeborene von Raiwawai — im Süden von Tahiti — durch stürmisches Wetter nach Tau verschlagen worden waren. Sie hatten acht tahitische Neue Testamente auf die Insel mitgebracht, eine kleine Kapelle errichtet und darin Gottesdienst gehalten, sodaß also die Bewohner Taus schon eine gewisse Kenntnis des Evangeliums besaßen.

In der Meeresstraße zwischen den kleinen Inseln Olosenga und Ofu kam dem Missionsschiffe ein Boot entgegen, in dem ein alter Häuptling saß, der dringend um einen Lehrer bat. Er nahm von Williams mit den Worten Abschied: „Wenn ich einen Lehrer bekomme, so will ich meinen Kriegsspeer zerbrechen."

Auf der nächsten Insel Tutuila erfuhr der Missionar von einem dort wohnenden englischen Matrosen, daß sich auf der Insel ein kleines Christenhäuflein befinde, und bei der Landung in der Leone-Bai rief der Häuptling Amoamo, als Williams zögerte, weil er am Strande eine Schar Bewaffneter sah: „Wir sind nicht mehr wild, wir sind Christen. Ein großer Häuptling vom Lande der Christen, Namens Wiliamu, kam vor etwa 20 Monden nach Savaii und brachte dahin etliche Religionslehrer.

Mehrere von unſern Leuten waren damals gerade dort, und als ſie zurückkehrten, fingen ſie an ihre Freunde zu unterrichten, von denen viele Söhne des Wortes geworden ſind.“ Und dabei zeigte er auf eine abſeits gelagerte Schar von ungefähr 50 Eingeborenen, die als äußeres Abzeichen ihres Chriſtentums einen weißen Zeugſtreifen um den Arm trugen. Der Jubel war unbeſchreiblich, als ſich der Miſſionar als „Wiliamu“ zu erkennen gab.

Einer von ſeinen Chriſten trat nun hervor und erzählte, daß er jede Woche einmal in ſeinem Boote die weite Fahrt nach Savaii mache, um ſich von den tahitiſchen Lehrern im Evangelium unterrichten zu laſſen, worauf er dann die empfangene Kunde ſeinen Landsleuten weitergebe.

Auch auf der Inſel Upolu fanden ſich ſchon „Söhne des Wortes“, leider aber auch ein paar entlaufene liederliche engliſche Matroſen, die das Verlangen der Inſulaner nach chriſtlicher Unterweiſung und nach der Taufe in ſchändlichem Eigennutz ausbeuteten. Nachdem Williams noch im Vorüberfahren den Lehrer Teava mit dem ſchon längſt nach ihm ausſchauenden Häuptling Matetau von Manono bekannt gemacht hatte, landete er in Sapapalii, auf Savaii, dem Endziele ſeiner Fahrt durch den Samoa-Archipel. Hier erfuhr er von den tahitiſchen Lehrern, daß ſich Malietoa ſamt ſeinem Bruder und den vornehmſten Häuptlingen, ja daß ſich ziemlich alle Bewohner Sapapaliis zum Chriſtentume bekannt hätten. Eine mit Hilfe der Samoaner erbaute Kapelle war regelmäßig von 6—700 Eingeborenen beſucht; im ganzen hatte in dieſer kurzen Zeit von 2 Jahren das Evangelium in mehr als 30 Dorfſchaften Savaiis und Upolus Eingang gefunden.

Williams ſelbſt hatte die Freude, am Tage nach ſeiner Ankunft in Sapapalii, einem Sonntag Morgen, vor beinahe 700 eifrigen Zuhörern predigen zu können. In einer ſpäteren Verſammlung ſprach auch Malietoa und ſchloß mit der Erklärung, daß er ſich keine Ruhe gönnen werde, bis das ganze Land von dem Worte Jehovahs bedeckt ſei. Großen Eindruck auf die Samoaner machte die lebendige Erzählung des Oberhäuptlings Makea von der Bekehrung ſeiner Rarotonganer und von den reichen Segnungen, die damit in ſeinem Inſelreiche eingekehrt ſeien. Auf den Wanderungen, die Williams längs der Oſtküſte Savaiis unternahm, lernte er auch den Häuptling Tangaloa kennen, der ſeinen Chriſtenglauben mannhaft gegenüber den Bedrohungen heidniſchen Nachbarn bezeugt hatte, desgleichen eine Häuptlingsfrau, die unter der weiblichen Bevölkerung ihres Bezirkes dem Chriſtentum Bahn gebrochen hatte.

Als für Williams die Zeit der Rückkehr nach seinem Inselheim Rajatea gekommen war, begleitete ihn Malietoa bis Manono, wo die feierliche Übergabe Teavas stattfand und wo die beiden einander zürnenden Häuptlinge Matetau und Malietoa auf Williams inständige Bitten hin sich wieder aussöhnten.

Der letzte Hafen, den Williams diesmal im Archipel und zwar wegen einer Schiffsreparatur anlief, war Apia auf Upolu, auch hier fand er bei dem Oberhäuptling Punipuniolu so viel Hinneigung zum Evangelium, daß er sogleich einen der tahitischen Lehrer zur Übersiedelung von Savaii nach Apia veranlaßte.

Williams war scharfsichtig genug, um einzusehen, daß die tahitischen Lehrer bei aller ihrer Treue und ihrem Eifer der unter den Samoanern sich mit elementarer Gewalt geltend machenden Bewegung zum Christentum hin nicht gewachsen waren, und es war ihm daher ein dringendes Anliegen, bei seiner zeitweiligen Rückkehr nach England die Londoner Missionsgesellschaft zur Stationierung einer Anzahl englischer Missionare im Samoa-Archipel zu bewegen. Bis dahin wurden zwei Mitarbeiter Williams, die Missionare Platt von Rajatea und Wilson von Tahiti, mit der Leitung der Samoa-Mission betraut. Im Jahre 1834 landeten sie auf der Gruppe und hatten sich, dank ihrer Kenntnis der ostpolynesischen Sprachen, schon nach $1^1/_2$ Jahren mit dem Samoanischen so vertraut gemacht, daß sie mit der Abfassung eines Katechismus, Lieder- und Lesebuches, sowie mit der Übersetzung des Matthäusevangeliums den Grund zu einer samoanischen Litteratur gelegt hatten, als im Jahre 1836 die sehnlichst erwarteten 6 Missionare — wir führen hier ihre Namen an: Barnden, A. W. Murray, Macdonald, Harbie, Heath und Mills — aus England ankamen und sich auf den 3 größten Inseln Savaii, Upolu und Tutuila niederließen. Missionar Barff von Huahine, der die Neuankömmlinge bei den Eingeborenen eingeführt hatte, nahm die Manuskripte der von Platt und Wilson ausgearbeiteten Litteratur mit nach Huahine, um sie auf der dortigen Missionspresse drucken zu lassen, und schon im Jahre 1837 konnten die Christengemeinden Samoas mit den ersten 2000 Exemplaren des Matthäusevangeliums versehen werden.

Als Williams im Jahre 1838 auf dem neuen Missionsschiffe „Camden" nach Samoa zurückkehrte, fand er seine Landsleute mitten in gesegneter Arbeit und von dem Vertrauen der Eingeborenen getragen. Die ersten Taufen von 12 Erwachsenen und 11 Kindern hatten 1837 in Savaii stattgefunden und dort zur Bildung einer fest organisierten Christengemeinde

geführt. Man hatte absichtlich die Taufbewerber eine Reihe von Jahren warten lassen, ehe man ihnen das Sakrament spendete, um die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu prüfen; später verfiel man hier und da in die entgegengesetzte Praxis, indem einzelne Londoner Missionare zu rasch mit der Taufe bei der Hand waren. Sicherlich spielt dabei die geringere Wertschätzung des Taufsakraments innerhalb der reformierten Kirche — speziell bei den Kongregationalisten — eine wesentliche Rolle mit.

Auf Tutuila hatte in der kurzen Frist von 2 Jahren die Thätigkeit der Missionare Murray und Barnden, von denen der erstere in der Pangopangobai, der letztere in der Bai von Leone stationiert war, ebenfalls reiche Früchte getragen, insofern nur noch vereinzelte Heiden auf der Insel vorhanden waren; alle andern hatten das Evangelium willig aufgenommen und dem Dienst der Aitus wenigstens äußerlich den Abschied gegeben.

Am wenigsten wollten die weißen Arbeitskräfte auf Upolu zureichen, wo Missionar Mills von Apia aus im Norden der Insel seine Predigtreisen unternahm, während sein Gefährte Heath die Fürsorge für die Eingeborenen auf der Südküste übernommen hatte. Es gab bereits 10 große und mehrere kleine Kirchen auf dieser Insel; die Eingeborenen entfalteten einen großen Eifer im Lesenlernen und geben willige Käufer für die wenigen vorhandenen Bücher ab. Zum Glück war unter den 3 neuen Missionsarbeitern, die Williams 1838 aus England mitbrachte, auch ein Buchdrucker und Buchbinder, Namens Stairs, der alsbald in Falelatai — im Südwesten Upolus — eine Buchdruckerei errichtete, die später nach Leulumoenga — westlich von Apia — verlegt wurde. Da gerade auf Upolu das Bedürfnis nach europäischen Arbeitskräften ein so großes war, faßte Williams den Entschluß, sich mit seiner Familie hier niederzulassen und zwar wählte er sich als Wohnort Fasitootai in dem den äußersten Westen Upolus umfassenden Bezirke Aana. Er that das um deswillen, weil dieser Landesteil noch unter den Nachwehen des Krieges vom Jahre 1830 litt und von seiten der siegreichen Partei manche Demütigung zu kosten bekam. Er errichtete an jenem Orte ein Seminar für Lehrer und eine Stationsschule und überwachte auf zahlreichen Rundreisen die Arbeit der Londoner Missionare im Archipel. Im Oktober 1839 trat er dann die Reise nach den Neuhebriden an, auf der er den Märtyrertod finden sollte. An seine Stelle trat Missionar Pratt, dessen Name auch außerhalb der Missionskreise um seiner verdienstlichen Sprachforschungen willen einen guten Klang hat.

Als das erste Jahrzehnt der Londoner Missionsthätigkeit auf den Samoainseln zu Ende ging, konnte man die Zahl der nominell christlichen Samoaner auf ungefähr die Hälfte der gesamten Bevölkerung des Archipels schätzen. Die Missionare verhehlten sich nicht, daß die Mehrzahl ihrer Gemeindeglieder zunächst nur die äußeren Formen des Christentums angenommen hatten und daß es nun galt, mit aller Macht den inneren Umwandlungsprozeß in den Herzen der neugetauften Christen zu fördern. Um so willkommener war ihnen eine Erweckungsbewegung, die im Jahre 1841 ihre Kreise über die samoanische Bevölkerung zog und diese noch williger machte, das Evangelium in die Herzen aufzunehmen und seine Kraft auf den täglichen Wandel wirken zu lassen. Die vorhandenen Arbeitskräfte hätten nicht genügt, die Bewegung in gesunden Bahnen zu erhalten, wenn nicht gerade zu Anfang der 40er Jahre 6 junge Missionare aus England herausgesandt worden wären, unter denen unter andern die beiden bedeutenden Männer Nisbet und Dr. Turner waren; dem ersteren waren 35, dem letzteren 41 Jahre gesegneter Missionsarbeit im Samoa-Archipel vergönnt.

Trotz der zahlreichen kleinen Kriege, welche zumeist durch die Eifersüchteleien der Häuptlinge in den einzelnen Landschaften hervorgerufen wurden und stets einen mehr oder minder ungünstigen Einfluß auf die Missionsarbeit ausübten, zog die Londoner Mission die Bevölkerung Samoas doch immer mehr in ihren Bereich, bis — unter Mitwirkung der Wesleyanischen und katholischen Mission — bereits am Ausgang der 50er Jahre das Heidentum im Archipel ganz verschwunden war. Die gesamten 34000[1]) Samoaner waren Christen geworden.

Ein derartiger Erfolg wäre unmöglich und unerklärlich gewesen, wenn sich die Londoner Missionare nicht von vornherein die Übersetzung der heiligen Schrift in die Samoasprache und ihre Verbreitung unter dem Volke hätten angelegen sein lassen. Schon jene Schar von Missionaren, die 1836 auf Samoa landete, hatten unterwegs eine Vereinbarung über die Verteilung der Übersetzungsarbeit getroffen, so daß bereits zwischen 1840 und 1850 aus der samoanischen Presse der Londoner Mission eine provisorische Separatausgabe der einzelnen Teile des Neuen Testamentes hervorging. Auf Grund dieser Vorarbeiten druckte dann die Britische Bibelgesellschaft 1850 eine verbesserte Ausgabe des N. T. in einem Bande.

[1]) Die erste verläßliche Volkszählung, welche die Londoner Missionare im Jahre 1843 veranstalteten, ergab eine Seelenzahl von 33900 Samoanern. Nach der Zählung vom Jahre 1877 hatte sich ihre Zahl auf 34265 vermehrt. Dazu kommen jetzt noch ca. 200 Weiße und 700 eingewanderte Südseeinsulaner von anderen Inselgruppen. Jetzt darf man die samoanische Bevölkerung auf rund 35000 Seelen schätzen.

Ein Jahrzehnt später erschien nach ähnlichen Vorarbeiten für das A. T. eine Gesamtausgabe der ganzen Bibel; zur Zeit ist die samoanische Bibelübersetzung in 3 verschiedenen Formaten in den evangelischen Christengemeinden des Archipels verbreitet; die Eingeborenen haben es als eine Ehrensache angesehen, der Britischen Bibelgesellschaft alle Ausgaben für den Druck ihrer Bibeln bei Heller und Pfennig zurückzuerstatten.

Auch sonst noch ist die Missionspresse der Londoner in Leulumoenga nicht unthätig gewesen, wie die folgende Liste von dort in der Samoasprache gedruckten Büchern beweist: Ein kurzer Kommentar zum A. und N. T., 8 Bände Erläuterungen zu den Psalmen und den einzelnen Büchern des N. T., 2 Bände Predigtentwürfe, Bunyans Pilgerreise, der „Tagesanbruch", eine Bibelkonkordanz, ein Bibellexikon, ein Liederbuch mit 400 Nummern, Katechismus, Biblische Geschichte, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, Unterricht über die katholische Lehre und eine Anzahl Schulbücher für die weltlichen Fächer. Im ganzen zählt die samoanische Litteratur, welche man den Londonern verdankt, 32 Bände mit zusammen 10000 Seiten Druck.

Ein anderer Grund für die rasche Ausbreitung des Evangeliums durch die Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft liegt in der Fürsorge, die sie auf die Ausbildung geeigneter eingeborener Hilfskräfte verwandten. In den ersten Jahren ihrer Thätigkeit in Samoa hatten sich die Londoner Glaubensboten darauf beschränkt, bewährten Christen aus ihren Gemeinden, die Lust zum Evangelistenberuf hatten, eine Zeitlang noch besonderen Unterricht in der Christenlehre zu erteilen und sie dann als Lehrer und Prediger in den Außendörfern ihres Bezirkes zu stationieren. Jeden Mittwoch fanden sich diese eingeborenen Gehilfen im Hause ihres Missionars ein, der für sie einen Predigtentwurf angefertigt hatte, den jeder einzelne abschrieb. Auf Grund dieses Entwurfes besprach dann der Missionar ausführlich den betreffenden Bibeltext mit seinen Samoanern und gab denselben Gelegenheit, sich über Stellen, die ihnen nicht ganz klar waren, mündliche Auskunft von ihm erteilen zu lassen.

Je mehr aber die Zahl der Christengemeinden zunahm, um so weniger konnte dieser Notbehelf genügen. So gründete denn die Londoner Mission in Malua — 2 Stunden westlich von Apia — ein Missionsseminar, welches am 24. September 1844 von den beiden mit der Leitung betrauten Missionaren Hardie und Turner eröffnet wurde. Aus kleinen Anfängen entstanden ist dieses Seminar inzwischen zu einer förmlichen Kolonie erwachsen.

Im Mittelpunkte einer 300 Acker umfassenden Plantage, welche von den Seminaristen bearbeitet wird und die Mittel für den Unterhalt des ganzen Personals liefert, stehen um einen mit Fruchtbäumen bepflanzten viereckigen Platz herum 22 Steinhäuser und 25 einfachere Häuser, in welchen die meist verheirateten Seminaristen mit ihren Familien wohnen. In der Mitte des Platzes erhebt sich das eigentliche Schulgebäude; ferner umfaßt Malua noch Häuser für die beiden Direktoren der Anstalt, eine Jubiläumshalle und Unterkunftsstätten für fremde Besucher. In einem vierjährigen Kursus werden die jungen Leute zu Predigern und Lehrern gleichzeitig ausgebildet. Der Unterricht wird in der samoanischen Sprache erteilt. Drei Tage in der Woche (Montag, Dienstag und Donnerstag) sind der strengen geistigen

Arbeit gewidmet, während an den anderen Tagen sich die Seminaristen mit Handarbeiten und mit der Bebauung der Plantage zu befassen haben. Am Sonntag haben die ältesten Seminaristen in den Malua benachbarten Dörfern Gottesdienst zu halten. Für die Kinder der verheirateten Seminaristen ist eine eigene Elementarschule eingerichtet, an welcher die Seminaristen unter Aufsicht eines eingeborenen Oberlehrers wechselweise zu unterrichten haben. Daneben befinden sich noch 25 Jünglinge im Alter von 14—18 Jahren in der Anstalt, welche den Familien der einzelnen Seminaristen zugewiesen sind und in einer Art Proseminar von den beiden Londoner Missionaren und dem eingeborenen Oberlehrer unterrichtet werden. In den letzten Jahrzehnten ist Malua durchschnittlich von 100 Seminaristen besucht worden; diese Zahl hat sich als genügend ausgewiesen, um die 217 Londoner Missionsgemeinden in Samoa mit eingeborenen Geistlichen und Lehrern zu versorgen. Die Gemeinden nehmen mit Vorliebe verheiratete Zöglinge aus Malua als Pastoren, weil die Frauen der Seminaristen während des 4jährigen Aufenthaltes in Malua von den beiden europäischen Missionaren und nicht zum wenigsten von deren Frauen eine für ihre spätere Stellung geeignete Unterweisung in den gewöhnlichen Volksschulfächern und in der Führung eines gesitteten Haushaltes empfangen.

Um dem Übelstande abzuhelfen, daß die zum Eintritt in das Seminar sich meldenden Zöglinge eine sehr ungleichmäßige Vorbildung zeigten, gründete die Londoner Mission im Jahre 1890 zu Leulumoenga eine höhere Schule für Jünglinge und zwei Jahre später in Papauta bei Apia ein Institut für junge Samoanerinnen. Wenn auch ein Teil der Schüler Leulumoengas nach beendigtem Kursus nicht in den Dienst der Mission treten, sondern ihre Kenntnisse im bürgerlichen Leben verwerten, so geht doch die Mehrzahl später auf das Seminar in Malua über und zahlreiche Seminaristen holen sich ihre Frauen aus dem Institute in Papauta. Infolgedessen treten in der letzten Zeit die Abiturienten Maluas intellektuell besser ausgerüstet in ihrem Beruf als Geistliche und Lehrer ein. Das von zwei englischen Lehrerinnen geleitete Institut Papauta hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens durch seine Erfolge bei den Samoanern schon viele Sympathieen erworben, so daß die für 70 Zöglinge berechnete Anstalt bereits 90 junge Mädchen hat aufnehmen müssen. Um dem vorhandenen Bedürfnisse auch einer besseren Erziehung der weiblichen Jugend zu genügen, wird die Londoner Mission voraussichtlich ein zweites Mädcheninstitut auf der Insel Tutuila ins Leben rufen.

Zur Zeit ist die Londoner Mission im Samoa-Archipel durch 10 Missionare und 4 Missionslehrerinnen vertreten, von denen 7 — und die 4 Lehrerinnen — auf Upolu und 2 auf Savaii stationiert sind, während auf Tutuila nur ein einziger Missionar entfällt. Letzterer versorgt die beiden Stationsbezirke Leone und Pangopango auf Tutuila und führt zugleich die Aufsicht über die Christengemeinden auf den Inseln (Tau, Ofu und Olosenga) der Manua-Gruppe. In Upolu verteilen sich die Missionare auf die Nordküste mit dem Wohnsitz in Apia, Malua und Leulumoenga, während auf der Südküste Falealili den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit bildet. Auf Savaii haben die Londoner ihre Arbeit auf den Bezirk Faasaleleanga an

der Oſtküſte mit den beiden Stationen Sapapalii und Tuaſivo und auf die Station Matautu an der Nordküſte beſchränkt.

Die Zahl der eingeborenen Hilfskräfte bezifferte ſich im v. J. auf 177 ordinierte Geiſtliche und 171 Hilfsprediger, welche unter der Oberaufſicht der Miſſionare 217 Gemeinden leiteten. Letztere zählten 6232 erwachſene Kirchenglieder (27305 Anhänger), welche einer Zahl von ungefähr 24000 Chriſten entſprechen. Außer den vorher erwähnten höheren Unterrichtsanſtalten giebt es in den Londoner Miſſionsgemeinden noch 204 Elementarſchulen, welche von 2943 Knaben und 3281 Mädchen beſucht werden. Auch unterhält daneben jeder Miſſionar noch auf ſeiner Station eine kleine Knabenkoſtſchule. Seit dem Jahre 1875 haben die eingeborenen Chriſtengemeinden eine Art Synodalverfaſſung erhalten. Bis 1890 waren als Deputierte zu den jährlichen Beratungen nur eingeborene Geiſtliche zugelaſſen; ſeitdem hat man auch dem Laienelemente Zutritt gewährt. Die unter dem Beirat der Miſſionare gefaßten Synodalbeſchlüſſe haben zwar formell für die einzelnen Gemeinden keine bindende Kraft, werden aber thatſächlich überall als ausſchlaggebend angeſehen.

Neben der Londoner Miſſionsgeſellſchaft arbeiteten gleich von Anfang ab Sendboten der engliſchen Wesleyaniſch-Methodiſtiſchen Miſſion an der Chriſtianiſierung der Samoaner. Trotz der vorhergegangenen privaten Abmachung, welche Williams 1830 bei ſeinem vorübergehenden Aufenthalt auf den Tonga-Inſeln mit den dortigen Wesleyaniſchen Miſſionaren getroffen hatte, wonach Viti für die Wesleyaner und Samoa für die Londoner Miſſion als Wirkungskreis reſerviert werden ſollte, glaubte der Wesleyaniſche Miſſionar P. Turner auf die Bitte einiger Samoaner, es möchten Miſſionare von Tonga zu ihnen kommen, eingehen zu müſſen und ſchlug im Juni 1835 ſeinen Wohnſitz auf Manono auf. Bald erhielt er in dem Miſſionar M. Wilſon Verſtärkung; es entſtanden eine Reihe gut beſuchter Schulen und nach wenig Jahren hielten ſich ungefähr 2000 Eingeborene zu den von den Wesleyaner gegründeten Miſſionsgemeinden, welche ſich über Upolu, Manono und Savaii verteilten.

Als die beiden Muttergeſellſchaften in England die von Williams getroffene Vereinbarung als für ihre Sendboten rechtlich verbindlich anerkannten, wollten ſich die Wesleyaniſchen Gemeinden in Samoa nicht darin finden, daß ihre Miſſionare den Rückzug nach Tonga antreten ſollten und auch die letzteren boten bei ihrer Direktion in London alles auf, um bleiben zu können. Aber dieſe hielt in loyaler Weiſe an dem Vertrag feſt und wies im Dezember 1837 ihre Arbeiter in Samoa in beſtimmter Weiſe an, ſich von dieſem Miſſionsgebiete nach Tonga zurückzuziehen. Dies geſchah 1839; trotz des Rates aber, den die ſcheidenden Miſſionare ihren Ge-

meinden gegeben hatten, sich der befreundeten Londoner Mission anzuschließen, hielt ein beträchtlicher Teil der Gemeinden an den ihnen lieb gewordenen Formen des Methodismus fest, und wurde nicht müde, die Missionare im Tonga-Archipel mit dringenden Bitten zu bestürmen, sie möchten wieder zu ihnen kommen oder ihnen zum mindesten tonganische Evangelisten schicken. Da wandten sich jene Samoaner direkt an den christlichen König Georg von Tonga, nachdem die Wesleyanischen Missionare mit Rücksicht auf die Weisung ihrer Londoner Direktion jene Bitten abschläglich beschieden hatten, mit dem Anliegen, er möge sich seiner Glaubensgenossen in Samoa annehmen. Dieser entsandte nun 1841 eine Abordnung Tonganer Lehrer unter Leitung des angesehenen Häuptlings und Wesleyanischen Laienpredigers Benjamin Latuselu nach Samoa mit der ausdrücklichen Weisung, sofort wieder zurückzukehren, wenn sich etwa inzwischen eine Vereinigung zwischen den Wesleyanischen und Londoner Missionsgemeinden in Samoa vollzogen haben sollte. Im entgegengesetzten Falle sollten sie bleiben und in den Gemeinden die unterbrochene Missionsarbeit fortsetzen. König Georg that diesen Schritt unabhängig von den Wesleyanischen Missionaren, die sich völlig neutral verhielten, weil er es für ein großes Unrecht ansah, daß die Wesleyanische Missionsgesellschaft die Samoaner Gemeinden aufgegeben habe. Da jene tonganische Gesandtschaft eine willkommene Aufnahme bei den Samoaner methodistischen Gemeinden fand, fuhr König Georg im folgenden Jahre selbst nach Samoa hinüber, indem er gleichzeitig 10 tonganische Lehrer mit ihren Familien mitnahm. Nach seiner Rückkehr von dort richtete er eine Denkschrift über den Zustand jener methodistischen Gemeinden in Samoa an die Muttergesellschaft nach London und bat sie, jenen Vertrag zu lösen und offiziell ihre alte Mission in Samoa doch wieder aufzunehmen. Als auch darauf die Gesellschaft abschläglich antwortete, hörte König Georg doch nicht auf, seine Sympathieen den samoanischen Glaubensgenossen zu bezeugen; ja er führte ihnen auf einer erneuerten Expedition im Jahre 1847 wieder einige seiner Unterthanen als Lehrer zu.

Als Latuselu 1847 auf einige Zeit von Samoa, wo er mit großer Treue gearbeitet hatte, nach Tonga zurückkehrte, ordinierten ihn die dortigen Wesleyanischen Missionare und beschlossen, ihm im Tonga-Archipel eine Gemeinde anzuvertrauen. Zuvor aber sollte er noch Weib und Kinder von Samoa abholen. Ende 1884 kam er dahin und kaum hörten die Wesleyanischen Gemeinden von seiner Ordination und der geplanten Übersiedelung, so suchten sie ihm den Plan auszureden und, als dies nichts half, behielten sie ihn zwangsweise in ihrer Mitte zurück, waren sie doch froh, daß sie endlich einen ordinierten Geistlichen hatten. Latuselu mußte sich wohl oder übel in die Zwangslage hineinfinden und hat eine Reihe von Jahren hindurch in Krieg und Frieden — mehrmals stand sein Leben auf dem Spiele — eine gesegnete Wirksamkeit auf Samoa entfaltet, ohne von irgend welcher Missionsgesellschaft die geringste Geldunterstützung zu erhalten, bis ihn endlich seine Gemeinden mit Rücksicht auf seine zusammengebrochene Gesundheit wieder nach Tonga zurückzukehren erlaubten, um seinen Lebensabend in der Heimat zuzubringen.

Als in den fünfziger Jahren die Australasiatische Wesleyanisch-Methodistische Konferenz in Sydney die speziellere Leitung der Wesleyanischen Südsee-Missionen übernahm, achtete sich dieselbe nicht mehr an die alte Übereinstimmung für gebunden und stationierte im Jahre 1857 wieder einen europäischen Missionar im Samoa-Archipel; und zwar auf Manono, dem dann in den nächsten Jahren noch

einige Gefährten folgten. Unseres Erachtens wäre es loyaler gewesen, wenn die Sydneyer Konferenz diesen Schritt nicht gethan hätte. Denn die Londoner Missionare sahen darin mit Recht eine Unfreundlichkeit, da sie ja genügende Arbeitskräfte auf den Inseln unterhielten und die Hoffnung hegten, daß die eingeborenen Wesleyanischen Gemeinden im Laufe der Zeit sich doch noch mit ihren Gemeindegliedern zu einer einzigen evangelischen Kirche verschmelzen würden. Indes hat sich schließlich doch das Nebeneinanderarbeiten der beiden Gesellschaften besser gestaltet, als man anfänglich erwarten durfte. Nachdem die beiderseitigen Arbeitsgebiete, die freilich in Upolu z. B. sehr bunt durcheinander gewürfelt sind, allmählich abgegrenzt waren, herrschte zwischen den Arbeitern der beiden Gesellschaften und ihren Gemeinden ein freundnachbarliches Einvernehmen.

Die Wesleyanische Mission auf Samoa hat in ihrer Entwickelung ziemliche Schwankungen durchgemacht. Zuerst — von 1857 bis 1865 — ging es rasch vorwärts und ihre Gemeinden wuchsen auf reichlich 1100 Kirchenglieder und 5000 „Anhänger". Dem folgt ein Jahrzehnt des Rückganges und der Stockung, bis in langsamem Fortschreiten die Wesleyanischen Missionsgemeinden sich konsolidierten und wieder wuchsen. Jetzt zählen die Wesleyanischen Missionsgemeinden in Samoa 1734 Kirchenglieder und ungefähr 6000 Getaufte, die sich auf 2 Missionskreise verteilen und von 2 europäischen, bez. australischen Missionaren, 5 samoanischen Geistlichen und 16 eingeborenen Hilfspredigern geleitet werden. Der eine Kreis umfaßt Upolu und Manono mit den Stationen, bez. Bezirken Lufilufi, Tuamasanga, Aleipata, Falealili, Safata, Aana und Manono, der andere Bezirk begreift alle Stationen (Satupaitea, Gangaemalae, Sagone, Neiafu, Asau, Safotu, Saleaula und Salelolonga) auf der Süd- und Nordwestküste Savaiis in sich. Das Verwaltungscentrum der Mission ist Lufilufi — ein paar Stunden östlich von Apia —, wo sich auch das kleine Wesleyanische Missionsseminar befindet; der zweite Missionar hat seinen Wohnsitz in Satupaitea auf Savaii, woselbst in einem Proseminar junge Leute für Lufilufi vorbereitet werden. Die 54 Volksschulen der Wesleyaner werden von 1960 Kindern besucht. Von der Manuagruppe und Tutuila hat sich die Wesleyanische Mission gänzlich fern gehalten.

Der Vollständigkeit wegen führen wir hier noch an, daß im letzten Jahrzehnt die fanatische Sekte der amerikanischen „Seventh Day Adventists," ohne die geringste Rücksicht auf die bereits abgeschlossene Christianisierung der Inseln zu nehmen, sich einzurichten versucht hat. Nachdem ihre Missionare anfangs einige Verwirrung in die evangelischen Missionsgemeiden hineingetragen hatten, fristen sie jetzt nur ein klägliches Dasein auf den Inseln. Auch die von der Longaner Methodistischen Freikirche nach Samoa entsandten eingeborenen Missionslehrer haben nur wenig Anhänger gewonnen. Glücklicherweise sind ebensowenig die Befürchtungen in Erfüllung gegangen, mit denen man den Mormonen-Missionaren entgegensah, die 1888 von

den Hawaiischen Inseln nach Samoa übersiedelten; ihre 8 Sendboten haben es in Tutuila nur zu 80—90 Anhängern gebracht.

Wie auf so vielen Missionsgebieten, so haben sich auch auf Samoa katholische Missionare eingedrängt, nachdem evangelische Glaubensboten den ersten Grund gelegt hatten; und zwar war es der streitbare Bischof Bataillon von der Maristen-Kongregation, welcher 1845 zwei Patres im Archipel stationierte. Besonders seit 1850, wo Samoa zum Vikariat erhoben wurde, haben die Katholiken zahlreiche Arbeitskräfte auf den Inseln unterhalten, und die auf einander folgenden 3 Bischöfe Elloy, Lamaze und Broyer, der gegenwärtige Leiter der katholischen Samoa-Mission, haben kein Mittel unversucht gelassen, um auf Kosten der evangelischen Missionsgemeinden die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Mit dem Bau einer prächtigen Kathedrale in Apia, mit zahlreichen pomphaften Prozessionen suchten sie die schaulustigen Samonaner zu sich herüberzuziehen; auch zeigten sie sich sehr nachsichtig in Bezug auf die Landessitten. Kavatrinken, die Teilnahme an nächtlichen Tänzen und das Tättowieren war bei den Katholiken im Gegensatz zu den strengeren evangelischen Missionen bereitwilligst gestattet. Aber trotzdem steht es mit den Erfolgen der katholischen Mission in Samoa bisher nicht sonderlich günstig aus. Bei einem Personal von 16 europäischen Missionaren, 9 weißen Schwestern, 95 eingeborenen Katechisten und 17 eingeborenen Schwestern haben sie es nur zu 5000 Seelen gebracht. Einer ihrer tüchtigsten Christen ist der neuerdings so vielgenannte Oberhäuptling Mataafa. Die Zahl ihrer Stationen im Archipel beläuft sich auf 15, von denen 7 auf Upolu — Apia mit sehr gut besuchter Schule, Vaea mit einem Katechistenseminar, Leulumoenga, Falefa, Alaipata, Lotofanga und Safata —, 4 auf Savaii — Safotulafai, Lealatele, Safotu und Falealupo —, 2 auf Tutuila — Leone und Pangopango — und eine auf Manono entfallen.

III. Der gegenwärtige Stand des samoanischen Christentums.

Wenn wir die 35000 Samoaner ein christliches und zwar der großen Mehrheit nach ein evangelisches Volk nennen, so thun wir das natürlich nur in dem Sinne, daß die Eingeborenen sich in ihrer Gesamtheit äußerlich zur christlichen Lehre und Gemeinschaft halten. Was die innere Umwandlung der einzelnen christlichen Samoaner und ihre Erneuerung zu wahren Jüngern und Jüngerinnen Christi anlangt, so ist das ein Prozeß, der sich unmöglich in der kurzen Spanne von kaum 7 Jahrzehnten, seitdem die ersten Glaubensboten Samoa berührten, vollzieht.

Eine gerechte Beurteilung des samoanischen Christenvolkes wird ebenso wenig die Lichtseiten in dem Wesen der christlichen Samonaner überschätzen, als die Augen vor den mancherlei Gebrechen, mit denen ihr Christentum behaftet ist, verschließen. Was das Anziehende in den christlichen Lebensäußerungen der Samoaner anlangt, so stimmen Missionsfreunde und auch Missionsgegner darin mit einander überein, daß sie an den Samoanern ihren Eifer im Besuche der Gottesdienste und in der Sonntagsheiligung, ihre erstaunliche Bibelkenntnis — dies gilt natürlich nur von den Evangelischen —, ihr treues Festhalten am Hausgottesdienst, speziell am gemeinsamen Abendgebet in der Familie, und ihre große Opferwilligkeit für kirchliche und Missionszwecke hervorheben. Erhalten doch z. B. die evangelischen Gemeinden Samoas nicht nur ihre eingeborenen Geistlichen und kommen für ihre kirchlichen Bedürfnisse, was Bauten u. s. w. anlangt, selber auf, sondern stellen auch in den jährlichen großen Missionsversammlungen („Me“ genannt) den beiden evangelischen Missionsgesellschaften, deren Sendboten unter ihnen arbeiten, beträchtliche Missionsgaben zur Weiterführung des Missionswerkes zur Verfügung. Im letzten Jahrzehnt haben diese Missionsgaben der evangelischen Samoaner durchschnittlich jährlich 30000 Mk., also 1 Mk. pro Kopf betragen. Die Opfer an Geld und Naturalleistungen für kirchliche und Missionszwecke fallen um so mehr ins Gewicht, als der Samoaner von Natur nicht gerade ein Freund anstrengender und anhaltender Arbeit ist.

Seitdem in den letzten Jahrzehnten die Beziehungen zwischen Deutschland und Samoa einen so lebhaften Charakter angenommen haben, ist es kein Wunder, daß bei der Besprechung samoanischer Angelegenheiten in der deutschen Litterntur und Presse dann und wann auch der Wirksamkeit und der Erfolge der dort arbeitenden Missionare gedacht worden ist und unter anderm auch sehr scharfe und absprechende Urteile über die Qualität des samoanischen Christentums an die Öffentlichkeit gedrungen sind. Es sind besonders drei Kritiker, welche über dem Wirken und den Erfolgen der Missionare — in erster Linie der evangelischen — in Samoa zu Gericht gesessen haben: Ehlers, von Bülow und Dr. Reinecke. Von des Erstgenannten Angriffen sehen wir hier ab, da er nicht mehr am Leben ist, sich überdies auch nur als Tourist kurze Zeit in Samoa aufgehalten hat. Von den andern beiden Samoakennern hat von Bülow in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (Jahrg. XVIII, Heft 10—12) eine Artikelserie „Das Christentum in Samoa“ und in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (1899, Nr. 7, S. 57/58) einen Exkurs „Sind

die Samoaner bildungsfähig" veröffentlicht, während Dr. Reinecke in dem Artikel „Samoa" in der „Deutschen Kolonialzeitung" (1899, Nr. 19, S. 160—161, 165—168) zu Worte gekommen ist.

Wir scheiden hier zunächst diejenigen Vorwürfe der beiden Kritiker aus, die sich gegen Dinge wenden, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, und bemerken von vornherein, daß Dr. Reinecke bei weitem der vornehmere unter den beiden Missionsgegnern ist. Man sollte es nach den vielen Widerlegungen aus sachkundiger, unparteiischer Feder nicht für möglich halten, daß die alten Anklagen gegen die Londoner und auch gegen die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft, daß deren Sendboten in der Südsee zu ihrer persönlichen Bereicherung Handelsgeschäfte trieben und zugleich als politische Agenten für England thätig wären, immer wieder in der Presse auftauchen. Bülow bringt derartige Verleumdungen in der gröblichsten Form zum Ausdruck, während Dr. Reinecke sich immer noch zu dem bedenklichen Diktum versteigt: „Der englische Missionar ist überall, mit wenigen Ausnahmen, zuerst Handelspolitiker und in zweiter Reihe, oft sehr mangelhaft, Priester des Christentums." Frägt man nach einem bestimmten Falle, in welchem sich Missionsarbeiter jener beiden Ausschreitungen schuldig gemacht haben sollen, so *verstummen* regelmäßig derartige Kritiker. Die regelmäßige Wiederkehr derartiger ungereimter Beschuldigungen läßt sich unseres Erachtens nur dadurch erklären, daß katholische Missionare es in ihrem Interesse finden, solche Räubergeschichten durch gutmütige „Protestanten" immer wieder einem leichtgläubigen Leserkreise vor die Augen zu bringen.

Ein ernsteres Angesicht haben die Vorwürfe, die beide Kritiker an die Adresse der auf Samoa thätigen Missionsgesellschaften richten, daß die Bekehrung der Samoaner als mißlungen angesehen werden müsse. Sie weisen zum Belege dessen — von Bülow in besonders detaillierter Weise — auf eine Menge heidnischer Unsitten und Gebräuche hin, die auch unter den christlichen Samoanern noch im Schwange gingen. Wenn wir von diesen Vorwürfen das in Abzug bringen, was sich von vornherein als unwahre oder stark übertriebene Generalisierung herausstellt — wie z. B. von Bülows Behauptung, daß alle christlichen Samoaner noch an dem Aitu (Geister)-Glauben festhielten — so bestätigen die übrigen Gravamina, um deren willen man die Christianisierung jenes Volkes als verfehlt hinstellt, weiter nichts, als die allen Geschichtskundigen längst bekannte Erfahrung, daß es auch nach der äußeren Christianisierung eines Volkes noch einer langen Arbeit bedarf, ehe der alte heidnische Sauerteig aus-

geſchieden iſt; ganz wird es bei keinem Volke geſchehen, das lehrt das Beiſpiel der chriſtlichen Kulturvölker Europas zur Genüge.

Die evangeliſchen Samoa-Miſſionare haben ſelbſt zu wiederholten Malen in ihren Berichten ausdrücklich darauf hingewieſen, daß z. B. die Heilighaltung der Ehe und die Kindererziehung in ihren Gemeinden viel zu wünſchen übrig läßt und daß ihre eingeborenen Geiſtlichen es öfters an dem rechten mannhaften Zeugnis gegenüber derartigen Sünden und Ausſchreitungen fehlen laſſen. Die Herren Kritiker ſollten auch nicht vergeſſen, wie viel zu dieſem Stande der Dinge die Verführung zur Unkeuſchheit beiträgt, welche von den Weißen ausgeht. Bei dem großen Einfluß aber, den die Stammes- und Familienzugehörigkeit auf den einzelnen Samoaner ausübt, wird es leicht erklärlich, wenn ſich einzelne heidniſche Stammesſitten trotz der Gegenarbeit der Miſſionare bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wenn man ferner gegneriſcherſeits auf das Wiederaufleben heidniſcher Roheiten an den jüngſten Kämpfen auf Samoa hinweiſt, ſo ſind in erſter Linie diejenigen fremden Elemente dafür verantwortlich zu machen, die die gegenſeitige Eiferſucht der ſamoaniſchen Parteien zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke ausnutzen. Übrigens iſt die jetzige Kriegsführung viel menſchlicher, als in der alten heidniſchen Zeit.

Befremden muß es erregen, daß man neuerdings in deutſchen evangeliſchen Kolonialkreiſen mit der ſtockfranzöſiſchen Mariſtenmiſſion ſo liebäugelt und dieſelbe als Bundesgenoſſin gegen engliſch-amerikaniſche Einflüſſe willkommen heißt. Wenn Biſchof Broyer in dieſer kritiſchen Zeit das Opfer bringt, ſeine Herde in Samoa zu verlaſſen, um in Deutſchland zu antichambrieren und wenn er die Ordre an ſeine Paters ausgegeben hat, die deutſchen Intereſſen zu begünſtigen, ſo ſieht jeder Unbefangene, daß dies einzig geſchieht, um ähnlich wie in China, die deutſche Macht zur Förderung der katholiſchen Miſſion auf Koſten der evangeliſchen zu mißbrauchen. Wäre Mataafa evangeliſch und Tanu Katholik, ſo würden die Mariſtenpatres ſofort die Partei Englands ergreifen.

Mögen die Würfel in Samoa fallen wie ſie wollen, als Miſſionsfreund muß man vor allem das Eine wünſchen, daß dem armen Inſelvolke endlich ein dauerhafter Friede unter einem feſten, aber gerechten Regimente beſchert werde.

Die Heidenmission des General-Konzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika.

Von Pastor R. Bielinski, Reading, Pa.

Da die Missionsthätigkeit, von der im folgenden die Rede sein soll, nicht von einer privaten Missionsgesellschaft ausgeübt wird, sondern in den kirchlichen Organismus eingegliedert ist, so wird es sich empfehlen, unsern Kirchenkörper, die „Allgemeine Kirchen-Versammlung der evang.-luth. Kirche in Nordamerika", gewöhnlich einfach das „General-Konzil" genannt, in Kürze zu charakterisieren.

Das General-Konzil nimmt unter den 4 großen luth. Kirchenkörpern in Nordamerika (General-Synode, General-Konzil, Synodal-Konferenz, Vereinigte Synode des Südens) die zweite Stelle ein. Dem Alter nach steht das General-Konzil (organisiert 1867) hinter der 1821 organisierten General-Synode, übertrifft diese aber, wie untenstehende Tabelle zeigt, an Kommunikantenzahl. Im umgekehrten Verhältnis steht das General-Konzil zur (1872 organisierten) Synodal-Konferenz. Aber die alte Muttersynode, „das evang.-luth. Ministerium von Pennsylvanien und angrenzenden Staaten", das einst die General-Synode ins Leben rief, gehört dieser seit 1866 nicht mehr an (nachdem sie schon einmal von 1823—1853 von der General-Synode getrennt war), sondern bildet das stärkste Element des ebenfalls von ihr angeregten „General-Konzils". Die Gegensätze der großen luth. Kirchenkörper resultieren aus ihrem unterschiedlichen konfessionellen Standpunkt. Das einzig wahre Luthertum behauptet die Synodal-Konferenz (Missouri) zu vertreten, das verwaschene, sogen. neue oder amerikanische Luthertum wird von der General-Synode vertreten. Das General-Konzil hält die Mitte zwischen den Extremen in konfessioneller Hinsicht, es will weder etwas von den Bekenntnisschriften der luth. Kirche missen, noch kann es mehr als ein rückhaltloses Bekenntnis zu den Bekenntnissen ablegen. Dafür wird die konfessionelle Stellung des General-Konzils von den einen als zu streng, von den andern als zu lax verurteilt. Ohne auf das Für und Wider einzugehen, setze ich die zwei letzten Thesen der „Grundprinzipien des Glaubens" hierher, auf Grund deren das General-Konzil sich organisierte:

These VIII. Wir nehmen an und erkennen an die Lehren der ungeänderten Augsburger Konfession in ihrem ursprünglichen Sinn als durchaus in Übereinstimmung mit der lauteren Wahrheit, für welche Gottes Wort die einzige Richtschnur ist. Wir nehmen ihre Darstellungen an als in vollkommener Übereinstimmung mit den kanonischen Schriften: Wir verwerfen die Irrtümer, die sie verdammt, und

glauben, daß alles, was sie der Freiheit der Kirche überläßt, von rechtswegen jener Freiheit zukommt.

These IX. Indem wir so formell die ungeänderte Augsburger Konfession annehmen, erklären wir unsere Überzeugung, daß die anderen Bekenntnisse der Evang.-luth. Kirche, da (in as much as) sie kein anderes als ihr Lehrsystem und Glaubensartikel darstellen, notwendig lauter und schriftgemäß sind. Hervorragend unter solchen übereinstimmenden, reinen und schriftgemäßen Lehrdarstellungen sind wegen ihrer inneren Trefflichkeit, wegen der großen und notwendigen Absichten, für welche sie ausgearbeitet wurden, wegen ihrer historischen Stellung und wegen des allgemeinen Urteils der Kirche — diese: die Apologie der Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, die Katechismen Luthers und die Konkordienformel, welche alle mit der ungeänderten Augsburger Konfession in vollkommener Harmonie eines und desselben Glaubens sind.

Von dem gesunden konfessionellen Standpunkt des General-Konzils zeigt deutlich die von ihm herausgegebene herrliche Agende und das Gesangbuch für seine Gemeinden.

Zum General-Konzil gehören jetzt folgende Synoden: die von Pennsylvanien, New-York, Pittsburg, Distrikts-Syn. von Ohio, Augustana Syn., Kanada, Chicago (engl.), des Nordwestens und die (jüngste) Syn. von Manitoba und der nordwestl. Territorien. (Das Recht der Debatte hat bei den Versammlungen die deutsche evang.-luth. Synode von Jowa.) Also 9 Synoden mit 1214 Pastoren, 2056 Gemeinden, die 347 268 Kommunikanten zählen. Die Kirchensprachen sind Deutsch, Englisch und Schwedisch.

Das General-Konzil versammelt sich in der Regel alle zwei Jahre, nach Bedürfnis öfter, bald im Osten, bald im Westen, bald im mittleren Teile der Vereinigten Staaten. Die mit dem Konzil verbundenen Synoden schicken je nach ihrer Stärke 1 bis 40 Delegaten. Diese wählen auf ein Jahr den Präsidenten (gegenwärtig ist der deutsche Pastor D. Moldehnke von New-York Präses), je einen deutschen, englischen und schwedischen protokollierenden und korrespondierenden Sekretär und einen Schatzmeister, zusammen also acht Beamte. Zur Erledigung der Arbeiten bestehen folgende wählbare Behörden: je eine deutsche, englische und schwedische einheimische Missionsbehörde, die sich der Ausbreitung der Kirche in Amerika annehmen, die Heidenmissionsbehörde und Publikationsbehörde. Das Konzil hat, wie die Synoden, nicht regierende, sondern nur beratende Autorität, arbeitet aber erfolgreich in Einigkeit des Geistes. Ihm gehört ein offizielles englisches Organ, the Lutheran; ein deutsches soll geschaffen werden. Innerhalb des Konzils bestehen 3 theol. Seminare, 8 Kolleges, 4 Akademieen, 464 Parochialschulen (mit 597 Lehrern) und 35 wohlthätige

Anstalten, darunter ein Emigrantenhaus, Diakonissen-, Alten- und Waisenhäuser. Für wohlthätige Zwecke wurden 1897 1068287 Mk. von den Gemeinden beigesteuert.

Allg. Kirchenkörper	Organisiert	Pastoren	Gemeinden	Kommunikanten	Sprachen
General-Konzil	1867	1214	2056	347268	Deutsch, Englisch, Schwedisch.
Synodal-Konferenz . .	1872	1879	2451	519524	Deutsch (wenig Englisch)
Vereinigte Synode des Südens	1886	207	427	38642	Englisch (wenig deutsch)
General-Synode . . .	1821	1196	1496	190839	Englisch (wenig deutsch)
Alleinstehende Synoden u. Gemeinden	1818 bis 1897	1986	4083	439279	Deutsch, Norwegisch, Dänisch, Isländisch, Finnisch, Englisch.
Summa 60 Synoden .		6482	10513	1535552	

Von rein deutschen evang. (nicht luth.) Kirchengemeinschaften führt der letzte amtliche Census nur die „Deutsche evang.-prot. Kirche“ mit 36156 Kommunikanten und 44 Pastoren an; ferner die „Deutsche evang. Synode von Nordamerika“ mit 187432 Kommunikanten und 680 Pastoren.[1])

Das Missionsfeld des General-Konzils

finden wir im Telugugebiet, Präsidentschaft Madras, Vorderindien. Das Telugugebiet beginnt 10 Stunden nördlich von Madras und wird von 12½ Millionen Telugus bewohnt. Weitere 8 Millionen Menschen, die aber mehr nach Westen im Gebirge wohnen, sprechen ebenfalls das an klaren, vollen Vokalen reiche Telugu, das im Godaverydistrikt am reinsten gesprochen wird und der klangvollste Zweig des dravidischen Sprachstammes ist. Die erste Missionsarbeit unter den Telugus thaten Londoner Missionare, denen besonders die Übersetzung der Bibel in die Telugusprache zu danken ist. In der Telugubibel fanden die luth. Missionare das wichtigste Missionsmittel also schon vor. Freilich ist diese Bibelübersetzung noch sehr der Verbesserung bedürftig. Schon im Jahre 1727 hatte der Hallenser Missionar Benjamin Schultze ein Manu-

[1]) Vergl. die Statistik A. M. Z. 1899, 199.

skript des Telugu-Neuen Testaments fertig gestellt, das aber ziemlich wertlos gewesen und auch verloren gegangen zu sein scheint. Nicht weit von den Londonern, in nordwestlicher Richtung, arbeitet die luth. Breklumer Mission unter den Telugus seit 1883; ihre erste Station ist Salur. Gehen wir von der Londoner Station Wisakhapatnam an der Küste südwärts, so kommen wir über Coconada, einer Station der kanadischen Baptisten, in das Mündungsgebiet des Godaverystromes. Dort finden wir Radschamandri, die Hauptstation des amerikanischen luth. General-Konzils. Diese Mission bildet das Bindeglied zwischen den luth. Missionen im Telugugebiet, nämlich zwischen der genannten Breklumer Mission im Norden und der luth. Mission südlich: der amerikanischen luth. General-Synode im Mündungsgebiet des Krischnastromes (Hauptstation Guntur) und der Hermannsburger Mission, nicht mehr sehr weit von Madras (älteste Station Sulurpetta). Zwischen den Arbeitsfeldern der General-Synode und der Hermannsburger liegt das der amerikanischen Baptisten, die in Ongol schon eine reiche Ernte sammelten. Es sei hier noch bemerkt, daß die luth. Missionare im Telugugebiet in freundlichen Beziehungen zu einander stehen.

Nach dieser Orientierung sehen wir uns das Arbeitsfeld des General-Konzils im Godaverydistrikt näher an. Der Godaverydistrikt ist das von den Mündungen des an Heiligkeit in den Augen der Hindus nur dem Ganges nachstehenden Godavery durchströmte Gebiet. Das ebene Land ist von zahlreichen Kanälen durchzogen, und diesen Bewässerungsanlagen verdankt die Gegend ihre nicht geringe Fruchtbarkeit. Das Klima ist ziemlich gleichmäßig, zwei Monate lang besonders heiß. Wenn aber im Dezember und Januar die kalten Winde aus dem fieberischen Bergland im Norden wehen, denen die Telugus sich sehr leichtsinnig aussetzen, hält das Malariafieber Umzug. Nur in den Gegenden, wo die Seeluft Zugang hat, tritt das Fieber seltener auf.

Die Bevölkerung dieses Distrikts beträgt rund anderthalb Millionen, darunter 35000 Mohammedaner, die Hindustani sprechen. Besonders der ackerbauende Teil der Bevölkerung befindet sich in dem reichen Kornlande in günstigen Verhältnissen. Die Kleidung der Leute besteht gewöhnlich nur aus Unter- und Obergewand und Turban. An Schmucksachen, mit denen sich Männer wie Frauen besonders an den großen Hindufesten behängen, fehlt es nicht. Die mit Palmblättern gedeckten Lehmhäuser sind sehr einfach; etwas Kochgeschirr, Schmuckkästchen, Matten und Decken bilden den Hausrat, die Haustiere sind auch oft die Hausgenossen.

Um zu dem Anfang unserer Mission in jenem Gebiete zu kommen, müssen wir von drei verschiedenen Ereignissen ausgehen. Zuerst müssen wir einen Blick auf die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen werfen. Die in ihrem (1837 begründeten) Missionsseminar ausgebildeten ersten beiden Missionare waren bestimmt, zu den Telugus zu gehen. Gott fügte es aber anders, und an ihrer Stelle wurde im Mai 1843 der cand. theol. L. M. Valett aus Glückstadt nach dem Telugulande geschickt. Nach monatelanger Reise um das Kap kam er nach Indien und begann 1844 seine Arbeit im Mündungsgebiet des Godavery und zwar in der Stadt Radschamandri, einer etwa 365 (engl.) Meilen nordöstlich von Madras, sehr schön auf dem linken Ufer des Stromes gelegenen Stadt mit etwa 25000 Einwohnern. Sie gewährt mit ihren 2 Kirchen, einer anglikanischen und einer lutherischen, den Europäerhäusern im Norden und Nordosten, den meist einstöckigen und hier mit Ziegeln gedeckten Häusern der Eingeborenen, ihrem Bazar, der alten Pagode und Moschee, Gerichtsgebäude und Richterpalais einen lieblichen Anblick. In der Nähe der Stadt wirft der Strom die Hauptmasse seines Wassers auf das rechte Flußufer, welches dadurch immer mehr ausgewaschen wird. Wenige Meilen unterhalb der Stadt spannt sich der berühmte Damm (Annikut) über den Fluß, der das Wasser während der trockenen Zeit sammelt und durch zahllose Kanäle über das ganze Delta leitet. Hier teilt sich der Godavery in 2, nach Zählung der Hindus in 7 Hauptarme. Alle 12 Jahre wird an seinen Ufern, abwechselnd mit den übrigen 11 heiligen Strömen, das große Fest Puschkaram gefeiert, wo dann von allen Teilen Indiens tausende von Pilgern zusammenkommen, um sich in seinen Wassern von allen Sünden reinzuwaschen. Eine gute Gelegenheit für unsere Missionare, den Pilgern Lebenswasser anzubieten und den Sünderheiland Christum zu predigen. Vor Valett hatte sich hier noch kein christlicher Missionar niedergelassen. Ihm wurden bald (Dezember 1845) zwei andere Missionare nachgesandt, C. W. Grönning und A. Heise, die im Juli 1846 in Radschamandri ankamen und an der Arbeit teilnahmen.

Zum anderen müssen wir unsern Blick 350 Meilen südwestlich von Madras nach Tinnevelly richten, wo seit 1814 die englische Kirchenmission arbeitete. Unter den in ihrem Dienste stehenden deutschen Missionaren befand sich Rhenius, der 1820 ausgesandt war, zuerst nach Trankebar, dann nach Madras. Von Jänicke ausgebildet arbeitete er mit großem Erfolge im Dienste der Ch. M. S., von der er sich aber 1835 trennte, wesentlich weil er die Notwendigkeit der bischöflichen Ordi-

nation zurückwies. Da die von ihm gesammelten Christen von ihm nicht lassen wollten, so bat Rhenius unter andern auch die luth. Kirche in Amerika um Unterstützung zu einer selbständigen Mission in Indien.

Damit wird drittens unser Blick nach Amerika gelenkt. Hier hatte sich im Jahre 1837 eine Anzahl luth. Prediger aus der General-Synode zusammengeschlossen zur Begründung der „Evang.-luth. Missionsgesellschaft von Nordamerika". (Schluß folgt.)

Die Mission auf der Kreissynode.

Ein Beitrag zur Theorie des heimatlichen Missionswesens.

Von R. Grundemann.

1. Eine Theorie des heimatlichen Missionswesens wird zur Zeit von vielen Missionsleuten noch gar nicht in Erwägung gezogen oder geradezu abgelehnt. Von dieser Seite aus scheinen der Mission nur eine Anzahl praktischer Thätigkeiten obzuliegen, in die man sich mehr oder weniger durch Erfahrung und Gewohnheit hineinfindet. Eine begriffliche Untersuchung derselben und eine Prüfung der überlieferten Formen durch Vergleichung mit dem ihnen einwohnenden Wesen scheint überflüssig. Oft pflegt dabei die Pietät gegen die Väter, denen wir das Missionsleben verdanken, mitzuwirken. Man scheut sich an dem Überkommenen Kritik zu üben; man bleibt treulich in den „alten, bewährten Wegen".

Ähnliche Verhältnisse finden wir noch in einigen Gegenden unsres Vaterlandes in Bezug auf den Ackerbau, der dort nach väterlicher Weise betrieben wird, während man von einer Theorie desselben entweder noch gar keine Ahnung hat, oder sie und die aus ihr gezogenen Folgerungen kurz von der Hand weist. Glücklicherweise werden die Gebiete, auf denen es so steht, immer kleiner. Jeder Einsichtige weiß, welch einen großen Aufschwung unser Ackerbau durch die wissenschaftliche Behandlung gewonnen hat.

Verfehlt ist die letztere nur da, wo sie ihre Grenzen überschreitet und sich womöglich an die Stelle der Praxis zu setzen versucht. Ein akademisch gebildeter Bauer, der anstatt Dung zu fahren sich mit chemischen Formeln beschäftigt, ist ein Zerrbild. Aber abusus non tollit usum. Wissenschaft ist nicht Doktrinarismus. Im Rahmen des letzteren mag die Theorie grau erscheinen, so daß man ihr mit Recht abhold wird. Wahre Wissenschaft, die sich der ihr zukommenden Stellung wohl bewußt ist, wird nie das Leben verblassend ankränkeln, sondern wird im Gegenteil der Nährboden sein, aus dem der Lebensbaum zum Grünen und Gedeihen Kräfte saugt. Wie würde unser deutscher Ackerbau verkümmert sein, wenn nicht die Theorie ihm seine Schäden, Mißgriffe und Fehler gezeigt und ihm zur Gesundung geholfen hätte!

Ich meine, das Gleichnis paßt auf die Missionspraxis, insonderheit die heimatliche, von der allein wir hier handeln. Es wird niemand behaupten wollen, daß dieselbe vollkommen sei und keiner Änderung mehr bedürfe. Wer zeigt uns hier die Wege, es richtiger und besser zu machen? Es mögen verschiedene treue Ratgeber befragt werden; aber die Theorie darf unter ihnen nicht fehlen. Nur wenn alle einschlägigen Begriffe klar gestellt, und die betreffenden Folgerungen in wissenschaftlicher Weise gezogen werden, lassen sich der Missionspraxis die Wege zu einer lebenskräftigen Entwickelung zeigen. Fern sei es, die Theorie an die Stelle der Praxis zu setzen! Der Pastor, welcher über seine wissenschaftlichen Erörterungen die Arbeit an der Mission versäumen wollte, und nichts thäte, um seiner Gemeinde das Werk bekannt zu machen und sie zur Mitarbeit anzuregen, wäre allerdings nicht besser, als der oben erwähnte Bauer. Derjenige aber, welcher bei der herkömmlichen Praxis unter mancherlei Hinderniſſen und Schäden seufzt, wird bei der Theorie Fingerzeige finden, wie seine Missionsarbeit auf gesundere Bahnen gelangen kann.

2. Kürzlich deutete in einem Gespräch über die Kreissynode ein Pastor an, daß er eine Definition derselben kenne, die sich aber vor der Gesellschaft nicht sagen lasse. Mich plagte nicht die Neugierde, diese Begriffsbestimmung zu hören. Wahrscheinlich hat sie nicht die Synode ihrem Wesen nach, sondern ein Zerrbild derselben zum Gegenstande. Unbefriedigend würde auch eine Erklärung bleiben, die nur aus der bei uns vorliegenden Wirklichkeit geschöpft wäre; denn leider sind unsre Kreissynoden in manchen Punkten noch weit entfernt von dem, was sie sein sollen. Wir würden fehlgreifen, wenn wir unsre Erwägungen auf dem Grunde der heutigen Zustände führen wollten, in denen sich unbestreitbar eine Stufe mangelhafter Anfänge zeigt. Unsre Betrachtung würde schief werden, wollten wir diese für ein normal entwickeltes Synodalleben nehmen, ebenso wie ein Studium des Baumlebens, das sich auf Erfahrungen beschränkte, die von den Saatkämpen gesammelt sind. Hier muß uns die Kreissynode die Versammlung der verfassungsmäßigen Vertreter der kirchlichen Gemeinden eines Kreises sein, welche über ihre kirchlichen Angelegenheiten zu beraten und zu beschließen hat. Lediglich als Unterlage für diese Thätigkeiten ist die Berichterstattung und die Erörterung einzelner Zweige des kirchlichen Lebens erforderlich.

Es ist bedeutungsvoll, daß in diesen kirchlichen Versammlungen die Mission eine feste Stätte gefunden hat. Früher war sie eine außerkirchliche Sache, die von der Kirche oft genug geradezu bekämpft wurde.

Ihre amtliche Behandlung in den Synoden zeigt, daß sie jetzt als unerläßliches Stück des kirchlichen Lebens angesehen wird. Wem es fest steht, daß die Heidenbekehrung wesenhaft zum Christentum gehört, der wird in dieser veränderten Stellung der Mission und Kirche zu einander nur einen erfreulichen Fortschritt erblicken können. Auch für die Synode selbst bezeichnet diese amtliche Beschäftigung mit der Mission eine Annäherung an ihr Ideal.

Die „Mission in der Synode" ist ein unzweideutiges Merkzeichen eines unaufhaltbaren Prozesses, durch welchen die Sache der Heidenbekehrung immer mehr aus der alten Form des Konventikellebens in das kirchliche Gemeindeleben übergeleitet wird.[1]) Der jetzt öfter gehörte Ausdruck Verkirchlichung der Mission ist mißverständlich. Gradezu verfehlt wäre es, wollte man darunter eine Thätigkeit oder Bestrebung verstehen, dahinzielend, das gesamte Missionswesen, auch den Betrieb des Werkes unter den Heiden, der Leitung kirchlicher Behörden zu unterstellen. Wir haben in den aussendenden Missionsgesellschaften die geschichtlich gewordenen Organe für jenen Betrieb; die Staatskirchen haben als solche bis jetzt keine Kräfte, die geeignet wären, Missionare auszubilden und ihre Arbeit unter den Heiden zu leiten.

Aber die Mission hat außer diesem Betriebe noch eine andere Seite, nämlich ihr Wurzelleben in der Heimat. Früher kamen die Wurzeln nicht über die günstigen Stellen der kleinen Häuflein hinaus. Jetzt gehen sie weithin durch das ganze Land. Die Behandlung der Mission auf der Kreissynode setzt voraus und arbeitet daran, daß in jeder Kirchengemeinde etwas für die Mission geschieht. Jeder der sich noch zur Kirche hält, soll sich seiner Missionspflicht bewußt werden. Dazu gehört eine Bekanntschaft mit der Sache, die zu pflanzen und zu pflegen jetzt vor allem dem Träger des geistlichen Amtes obliegt. Die Formen der entsprechenden Missionsarbeit in Rahmen der kirchlichen Gemeinden: Predigt, Missionsbericht, Missionsgebet, Missionsgabe, Missionsfest — sind hier nur kurz zu erwähnen. Es scheint nicht unangemessen, diesen Umschwung

[1]) Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf Zwischenstufen der Entwickelung näher eingehen. Der Übergang der Leitung des heimatlichen Missionslebens aus der Hand des Stundenhalters in die des Pastors ist in dieser Hinsicht besonders beachtenswert. Die amtliche Missionskollekte, nebst der bei dieser Gelegenheit amtlich geforderten Erwähnung der Mission in der Predigt, die Visitationsfrage nach Missionsstunden, sowie die auf Mission bezüglichen Formulare in der neuen Agende sind sprechende Zeugnisse. D. V.

als eine Verkirchlichung zu bezeichnen. Der Ausdruck ist auch ganz unmißverständlich, wenn man alle Beziehung auf den auswärtigen Missionsbetrieb ablehnt, und sich lediglich auf das heimatliche Missionsleben beschränkt.

Diese beiden Seiten der Mission sind wohl zu unterscheiden.[1]) Die Arbeit unter den Heiden in mannigfacher Vorbereitung, Heilsverkündigung, Taufunterricht und Taufe, Bildung von Gemeinden, christlicher Schularbeit, Ausbildung von Nationalgehilfen u. s. w. steht auf einem ganz andern Blatte, als die eben erwähnten Thätigkeiten in der heimatlichen Gemeinde. Die letztere steht den Arbeiten, Schwierigkeiten und Erfolgen auf dem auswärtigen Felde nur kenntnisnehmend gegenüber. Irgend eine unmittelbare, thatsächliche Einwirkung steht ihr nicht zu. Abgesehen von Ausnahmen (welche übrigens leicht die bestehenden Ordnungen des Missionsbetriebes durchbrechen und dem Missionsfreischärlertum die Thür öffnen können) bewegt sich das Handeln der Gemeinde in Bezug auf die Mission lediglich im Rahmen des heimatlichen Missionswesens.

Wenn nun die Kreissynode die beratende und beschließende Vertretung der Gemeinden ist, so kann der Gegenstand ihrer Verhandlungen über die Mission nicht fraglich sein. Nicht, was unter den Heiden geschieht, sondern was in unserm Kirchenkreise für das Werk Heidenbekehrung geschieht, ist hier zu besprechen. Der zu erstattende Bericht hat den Stand des Missionslebens darzustellen. Die einzelnen Äußerungen desselben sind auf ihren Fortschritt oder Rückgang zu prüfen. Die Mängel und wunden Stellen sind aufzudecken. Die Beratung hat die Mittel und Wege zur Förderung der betreffenden Thätigkeiten zu suchen oder zur Erweckung da, wo solche bisher fehlen. Alles aber sollte dahin zielen, daß aus den Worten die Frucht der Thaten hervorgehe.[2])

---

[1]) Vergl. „Zur Physiologie der Mission". Grundemann Miss.-Studien und Kritiken II. S. 37 ff. D. Verf.

[2]) Ich möchte meinerseits nur hinzufügen, und hoffe mit Einverständnis des Verfassers, daß allerdings in die betreffende Berichterstattung auch solches missionsgeschichtliches Material gehört, welches die Notwendigkeit einer Steigerung unserer Leistungen verständlich zu machen geeignet ist. Also z. B. wichtige Vorkommnisse, welche eine Ausdehnung der Mission bedingen, wie kolonialpolitische Vorgänge und sonstige zu neuen Thüröffnungen führende Ereignisse oder besondere Nöte oder außerordentliche Erfolge der Mutter-Gesellschaft, für welche der Synodalkreis wesentlich arbeitet. Das sind Begründungen der Mahnung, zuzunehmen in dem Werke des Herrn, die unentbehrlich sind. Bloße Registrierungen der heimatlichen Leistungen haben wenig Anregungskraft, und Anregung gehört doch recht eigentlich zu den Aufgaben synodaler Arbeit. D. H.

In Wirklichkeit iſt freilich die Behandlung der Miſſion auf den Synoden eine ganz andere, und ſtimmt nicht zu einer treffenden Faſſung des Weſens dieſer Verſammlungen. Unter normalen Verhältniſſen ſind ſie nichts weniger als Zuhörerſchaften, die durch Unterweiſung irgend welche Kenntniſſe empfangen ſollen. Die Abgeordneten der Gemeinden treten hier nicht zuſammen, um ſich belehren zu laſſen.[1]) So wenig eine Religonsſtunde, die den verblaſſenden Schulunterricht wieder auffriſchen ſollte, eine Bibelſtunde,[2]) ein Vortrag aus der Kirchengeſchichte oder des etwas hierher gehört, ſo wenig hat hier eine Miſſionsſtunde oder ein Miſſionsbericht ſeinen Platz. Ein Berichterſtatter, der intereſſante Mitteilungen aus den Arbeiten der Miſſionare bringt, aber das heimatliche Miſſionsweſen in dem betreffenden Kirchenkreiſe mit Stillſchweigen übergeht oder vielleicht nur mit allgemeinen Ausdrücken flüchtig berührt, wobei vielleicht neun Zehntel ſeiner Zeit den andern Mitteilungen gewidmet ſind — der hat ſeine Aufgabe nicht richtig gefaßt.

Selbſt die Mitteilungen über die Miſſionsgeſellſchaften gehören nicht hierher. Der Rückblick auf die Geſchichte einer ſolchen bei einer Jubiläumsfeier iſt ein paſſendes Thema für einen Miſſionsbericht vor der Gemeinde, die mit der Geſellſchaft, welche ſie unterſtützt, bekannt ſein ſoll. Auf der Kreisſynode dagegen iſt zu berichten, ob und in wie vielen Gemeinden das Jubiläum mitgefeiert worden iſt.[3])

Berichte der angedeuteten Art ziehen gewöhnlich keine Beratungen nach ſich, und ein Beſchluß widmet etwa dem Berichterſtatter den verdienten Dank, aber kommt nicht über das „mit Intereſſe Kenntnis genommen“ hinaus. Eine klare Einſicht in das Weſen der Synoden wie der Miſſion würde den Berichterſtattern die richtigen Wege weiſen. Nur wo ſachlich über die Miſſion beraten wird und Beſchlüſſe gefaßt werden, die geeignet ſind zu Thaten zu führen, hat die Miſſion auf der Synode die ihr gebührende Stellung.

3. Die vorſtehenden Erwägungen ſollten theoretiſcher Art ſein. Sie handeln von Synoden unter normalen Verhältniſſen. Wo die Wirklichkeit

---

[1]) Warum denn nicht? Auch Belehrung iſt unter Umſtänden nötig bei Werken, für welche noch das Verſtändnis fehlt oder der Eifer ſehr gering iſt. Auch Vorurteile gegen die Miſſion und Angriffe auf ſie müſſen zur Sprache gebracht werden. D. H.

[2]) Die bibliſche Betrachtung zur Eröffnung der Synode hat eine ganz andere Stellung. D. B.

[3]) Bei dieſer Gelegenheit darf aber auch auf der Synode ſelbſt des Jubiläums gedacht werden. D. H.

von dieſen beträchtlich abweicht, wird allerdings die Theorie allein nicht viel Frucht ſchaffen. Auch der Theoretiker hat auf die Wirklichkeit Rückſicht zu nehmen, falls er nicht zum einſeitigen Doktrinär werden will. Es erübrigt alſo hier von der Theorie zur Praxis eine Brücke zu ſchlagen.

Wie ſchon geſagt, entſprechen unſre Synoden zum großen Teile ihrem Ideale noch ſehr wenig. Die Einrichtung iſt bei uns verhältnismäßig neu, und es iſt nicht zu verwundern, daß viele der Beteiligten ſich noch nicht recht in die frembartigen Formen finden können.

So muß man es auch entſchuldigen, wenn die Miſſion in dieſen Verſammlungen großenteils noch nicht die ihr weſentlich gebührende Stellung gefunden hat. Oft ſind die Laiendeputierten über dieſe Sache noch ſo unwiſſend, daß ſie unmöglich über Miſſionsangelegenheiten beraten können. Selbſt bei den Geiſtlichen findet ſich oft eine überraſchende Unkenntnis. Auf beiden Seiten offenbart ſich ein empfindlicher Mangel der Miſſionsarbeit in der Gemeinde. Käme in der Predigt, dem Konfirmandenunterricht und ſonſt bei den geeigneten Gelegenheiten die Miſſion zu ihrem Rechte, ſo könnte ſie den zur Synode entſendeten Gemeindegliedern unmöglich eine unbekannte Sache ſein. Ebenſowenig aber würden dann die Geiſtlichen, die durch die angedeutete Behandlung der Miſſion genötigt wären, dieſelbe zu ihrem Studium zu machen, erſt noch weitere ſachliche Belehrung aus dieſem Gebiete auf der Synode nötig haben.

Unter den heutigen Verhältniſſen wird der Berichterſtatter ſehr oft in der Lage ſein, in ganz elementarer Weiſe die Miſſion behandeln zu müſſen, um das einigermaßen zu erſetzen, was in den Gemeinden verſäumt worden iſt. Wo ſo die Not zur Tugend gemacht werden muß, läßt ſich allerdings nichts dagegen einwenden, wenn die gute Gelegenheit benutzt wird, um einer größeren Zahl von Leuten Miſſionsunterweiſung zu geben oder ihnen anſchauliche Mitteilungen vom Miſſionsfelde zu machen, die eigentlich an eine ganz andre Stelle gehören. Aber daß es dem Weſen der Synode entſpreche, wenn ſie ſo zu einer Miſſionsſtunde gemacht wird, dürfte man wohl nicht behaupten.

Eine große Schwierigkeit liegt freilich in der kurz bemeſſenen Zeit. Ich glaube, es wird ſchwerlich auf irgend einer Kreisſynode dem Berichte über die Heidenmiſſion eine volle Stunde gewidmet werden. Vielleicht werden 20 Minuten den Durchſchnitt bilden. Von einer ſo beſchränkten Arbeit iſt daher nicht viel zu erwarten.[1]) Sie bildet einen ſehr unzureichenden

[1]) Es empfiehlt ſich, den freien kirchlichen Arbeiten: Heidenmiſſion, innere Miſſion, Guſtav-Adolf-Verein für ihren Bericht dadurch einen breiteren Raum auf

Ersatz für die entsprechende Missionsarbeit in der Gemeinde. Es könnte dagegen angeführt werden, daß auf der Synode Gelegenheit ist, die Mission vor manche Leute zu bringen, die sie sonst nicht kennen lernen. Wo die heimatliche Missionsarbeit lediglich im Abhalten einiger Missionsstunden besteht, die noch nicht von etwa 5% der Kirchgänger besucht werden, trifft dies freilich zu.

Wie aber schon angedeutet, bezeugt die „Mission auf der Synode" die Verpflichtung, sie vor eine jede Kirchengemeinde, u. zw. vor die ganze Gemeinde zu bringen. Je mehr diese Verpflichtung anerkannt und ihre Erfüllung angestrebt wird, desto mehr wird der zur Zeit vielfach noch angezeigte Elementarunterricht überflüssig werden.

Um einen Fortschritt in dieser Beziehung anzubahnen, ist es unerläßlich, daß auch schon jetzt die Synode mit den ihr in Bezug auf die Mission gestellten wesentlichen Aufgaben, die lediglich die heimatliche Missionsarbeit zum Gegenstande haben, sich beschäftige. Es sollte unerläßlich sein, festzustellen, was in den Gemeinden des betreffenden Kirchenkreises bisher, beziehungsweise im letzten Jahre geschehen ist. Daß dem Berichterstalter dazu besondere Angaben aus den einzelnen Gemeinden zur Verfügung stehen müssen, ebenso wie dem, welcher über die kirchlichen und sittlichen Zustände berichtet, liegt auf der Hand. Von praktischer Seite werden Fingerzeige gegeben werden können, wie die betreffenden Fragen zu stellen sind, damit die Unterlage zur Zeichnung eines zutreffenden Bildes der vorliegenden Missionsarbeit gegeben wird.

Die Thatsache, daß bei einer genauen Darlegung sich die Lücken in weit größerer Ausdehnung zeigen, als die Leistungen, giebt kein Recht von einem solchen Berichte über den wirklichen Stand der heimatlichen Missionsarbeit Abstand zu nehmen. Zur Heilung einer Wunde gehört eine offene Untersuchung, mag sie auch weh thun, aber nicht Verhüllung. Eine eingehende Verhandlung über die bisher vielfach mangelhafte Arbeit würde sicherlich vielen unangenehm sein — aber sie kann reichen Segen bringen. Wenn z. B. die Mißerfolge der nach alter Weise gehaltenen Missionsstunden auf der Synode von Geistlichen und Laien mit aufrichtigem Sachinteresse erwogen werden, läßt sich erwarten, daß man andre, zeitgemäßere Formen zur Behandlung der Mission vor der Gemeinde findet. Wenn solche Verhandlungen auch nur ein paar Samenkörner zur Reife bringen, die als Versuche in etlichen Gemeinden ausgestreut werden,

den Kreissynoden zu verschaffen, daß abwechselnd etwa alle 2 oder 3 Jahre etwas ausführlich über jede verhandelt wird. D. H.

so bilden die dabei gemachten Erfahrungen übers Jahr neuen Stoff zur Verhandlung auf der nächsten Kreissynode. Ebenso wichtig sind die Verhandlungen über die von den Gemeinden dargereichten Missionsgaben, die in denselben verbreiteten und gelesenen volkstümlichen Missions-Schriften und Zeitschriften, die gefeierten und zu feiernden Missionsfeste, etwaige Missionspredigtreisen und alle übrigen Zweige der heimatlichen Missionsarbeit. Das sind die wesentlich wichtigen Gegenstände der Synodalverhandlungen. Es sollte darauf gehalten werden, und auch die zuständigen Behörden sollten es nicht aus den Augen lassen, daß darüber in erster Linie auf den Synoden zu verhandeln ist. Wo dann noch Zeit übrig bleibt, möge immerhin auch noch berichtet und erzählt werden, von dem, was durch die Arbeit der von dem betreffenden Kirchenkreise unterstützten Missionsgesellschaften unter den Heiden ausgerichtet ist. Es wird dankenswert sein, wenn auch nur etliche aus der Versammlung durch solche interessanten Mitteilungen für die Sache der Heidenbekehrung erwärmt werden. Aber wichtiger ist es, daß durch die Arbeiten der Kreissynode es dahin komme, daß in den Gemeinden durch solche Mitteilungen die Bekanntschaft mit der Mission gepflanzt und gepflegt werde.

Wir geben uns nicht der Täuschung hin, als könnten die Synodalverhandlungen diese Aufgabe bald lösen. Es werden Jahrzehnte vergehen, ehe sich bemerkenswerte Erfolge in der angedeuteten Richtung herausstellen werden. Dürften wir aber die Erreichung dieses Ziels überhaupt nicht erwarten, so würden diese Verhandlungen nur taube Samenkörner sein. Manche erwarten von den Synoden überhaupt nicht viel, und man darf sich nicht wundern, wenn ihnen nicht eben daran liegt, daß die Synode ihrem Wesen nach als Synode behandelt werde. Hier ist nicht der Ort, den Wert und die Wirkungen der Synodalverfassung zu erörtern. Alle aber, die „treulich sich in des Lebens Wirklichkeiten fügen“ und mit gegebenen Größen rechnen, werden der hier vorgeschlagenen Behandlung zustimmen, bei der unter allen Umständen in erster Linie steht: Die heimatliche Missionsarbeit.

Sven Hedin und die Mission.

Ein Wort der Abwehr.

Ich weiß nicht, ob lediglich zur Reklame für das in ihrem Verlage erschienene 2bändige Reisewerk Hedins: „Durch Asiens Wüsten“ hat die Brockhausche Handlung

an zahlreiche Zeitungen den nachstehenden Passus aus diesem Werke verschickt,[1]) der unter der Überschrift: „Christenverfolgung in China“ auch reichlich abgedruckt worden ist. Erst nachdem mir diese Abdrücke in steigender Zahl mit der Aufforderung, in der A. M.-Z. eine Besprechung zu veranlassen, zugegangen sind, habe ich mich entschlossen, dies zu thun. Zuerst der unverkürzte Artikel:

„Der Telegraph meldet aus Kaschgar, daß wütende Chinesen den schwedischen Missionar Högberg, seine Frau und einen Kollegen überfallen haben.

Sven Hedin schreibt in seinem von uns schon erwähnten bei Brockhaus erscheinenden Werke „Durch Asiens Wüsten“ über diesen Missionar:

„Es war mir eine große Freude gewesen, bei meiner Rückkehr Landsleute in Kaschgar anzutreffen. Missionar Högberg hatte sich außer mit seiner Frau und seinem Töchterchen mit einer schwedischen Missionarin und einem getauften Perser, der Mirza Jussuf hieß, hier niedergelassen. Es war unvorsichtig von ihm, mit zwei Damen zu kommen, denn die Mohammedaner mußten nun natürlich denken, Herr Högberg habe zwei Frauen. Als nun gar Mirza Jussuf später die schwedische Missionarin heiratete, wurden dadurch die Aussichten der Mission auf Erfolg in dieser Stadt auf viele Jahre verdorben, denn in den Augen der Bewohner von Kaschgar galt Mirza Jussuf stets noch für einen Mohammedaner, und diesen verbietet der Koran, sich aus den Reihen der Ungläubigen Frauen zu nehmen.

Ich übergehe die Auslegungen und Unannehmlichkeiten, die ihren Grund in dieser Heirat hatten, aber es war vielen in Kaschgar ein trauriges Beispiel dafür, wie die Interessen der Missionsgesellschaft oft wahrgenommen werden und wie leicht ihre Leiter es oft mit der übernommenen Verantwortung nehmen.

Noch einige Worte über die Mission. Die Repressalien, die mehrere europäische Mächte für in China ermordete Missionare geübt haben, sind meiner Meinung nach eine große Ungerechtigkeit. Denn wenn die Missionare sich auf unsicheres Eis hinausbegeben, müssen sie selbst das Risiko tragen und auf alle Eventualität gefaßt sein. Wer glaubt, daß das Christentum durch Hinrichtung und Blutvergießen verbreitet werden könne? Die Feinde des Christentums haben seit Neros Zeiten seine Fortschritte durch dergleichen Mittel zu hemmen versucht, aber das wahre Christentum hat es nie nötig gehabt, Gewalt anzuwenden. Wahr ist es, daß die Morde an Missionaren nicht deshalb gerächt worden sind, weil die Getöteten Missionare waren, sondern weil es sich dabei um Europäer handelte; aber die Gewalt und das Blutvergießen werden jedenfalls über die Frucht und den Segen ihres Werkes kommen. Völker auf verschiedenen Kulturstufen haben auch verschiedene Religionsbedürfnisse, und wer kann behaupten, daß Chinesen und Mohammedaner jetzt schon für das Christentum reif sind?

Aber dies ist eine Sache, die die oft sehr ungebildeten Missionare unserer Zeit nicht begreifen können. Ohne ernstes Vorstudium, ohne sich mit der Religion

[1]) So schreibt die Redaktion des „Unter-Emmenthaler“ (Nr. 71): Gelegentlich einer eingesandten Erwiderung: „Der betreffende Artikel ist uns wie zahlreichen anderen Zeitungen vom Brockhausschen Verlag in Leipzig in Separatabzug zugesandt worden mit dem Wunsche, denselben abzudrucken.“ Wenn, wie zu vermuten steht, auch unter der angegebenen Überschrift — dann handelt es sich wohl nicht bloß um Reklame für das Buch.

des Volkes, zu dem sie sich begeben, gründlich vertraut gemacht zu haben, ohne zu bedenken, daß diese oft viel älter ist als ihre eigene, und viel tiefer im Volksleben wurzelt, stürzen sie sich gedankenlos in unbekannte Schwierigkeiten. Will man sich keine Mühe geben, selbst zu denken und klug zu überlegen, so wird auch die strengste Frömmigkeit und der unerschütterlichste Glaube schwerlich ein Schild gegen irdische Gefahren sein.

Wenn sie den Apostel Paulus, den ersten Missionar, zu ihrem Vorbild machen, bedenken sie nicht, daß er in einem Erdreiche arbeitete, dem die edelsten Saaten der Kunst und der Wissenschaft entsprossen waren, wo der Menschengeist schon für eine höhere Religion empfänglich war und eine entwickelte Intelligenz an den alten Vorstellungen von der Gottheit zu zweifeln begonnen hatte. Vergleicht man das, was die hunderttausend Missionare der Neuzeit in Jahrhunderten ausgerichtet haben, mit dem Werke des Paulus, so strahlt dieses nur in um so hellerem Glanze. Wohin er ging, keimten in seiner Spur Gemeinden auf.

Dieser himmelweite Unterschied gründet sich natürlich auch auf die Art des Apostels, zu predigen und zu leben. Er wanderte umher wie die Derwische des Morgenlandes, ernährte sich durch eigene Arbeit, blieb aber stets arm, verheiratete sich nicht, was die unmittelbare Berührung mit dem Volke und das Erlernen fremder Sprachen erleichterte, war infolgedessen nicht von Unterstützungen und Kollekten abhängig und übte und konnte keine Repressalien üben gegen die, welche ihn verfolgten.

Ich habe noch von keinem Missionar in unseren Tagen gehört, der nach diesen Prinzipien gelebt hätte. Um dies zu können, bedarf es einer so großen Liebe zu der Aufgabe und einer so aufrichtigen Uneigennützigkeit, daß man imstande ist, alles aufzuopfern, was die Civilisation bietet und was Annehmlichkeit und Komfort heißt.

Aber auch wenn sie nach dem Vorbilde des Paulus leben könnten, würde ihr Werk der obenerwähnten religiösen und sozialen Hindernisse wegen nicht mit demselben Erfolge gekrönt werden, wie das seine. Man darf sich nicht darüber wundern, daß es diese Hindernisse giebt. Einem gläubigen Mohammedaner erscheint es absurd, wenn ein in seinen Augen eigenmächtiger Fremdling ihm das Teuerste nehmen will, was er von seinen Eltern geerbt hat. Die großen asiatischen Glaubenslehren lassen sich ebenso wenig bekämpfen, wie Sozialismus und Anarchismus. Es gehen Strömungen durch die Zeit, geistige und soziale, die ihren Lauf und ihre Zeit haben müssen und ebenso unwiderstehlich sind wie die Meeresflut. Nützlich oder schädlich, lassen sie sich nicht eher hemmen, als bis ihre Entwickelungszeit vorbei ist.

Das Missionswesen ist eine viel zu verantwortungsvolle und wichtige Sache, als daß man sich erlauben könnte, vor seinen Verkehrtheiten einfach die Augen zuzudrücken. Bei aller Achtung vor den Missionaren, die ohne Furcht in der Einfalt ihres Herzens wirken und wie die Christen zu Paulus Zeiten jeden Augenblick die Wiederkunft des Herrn erwarten, kann man doch nicht umhin, die praktische Unhaltbarkeit ihrer Thätigkeit zu erkennen, sobald diese nicht auf dem Boden der Klugheit erwächst.

Was die schwedischen Missionare in Kaschgar betrifft, muß ich sagen, daß sie außerordentlich gediegene, achtungswerte Menschen waren, und es war mir sehr angenehm, mit ihnen zusammenzutreffen, was leider nicht sehr oft geschah, da sie außerhalb der Stadt wohnten, wo sie sich ein asiatisches Haus sehr zweckmäßig ein-

gerichtet hatten. Herr Högberg war, als er sah, daß es gefährlich war, mit der Missionsthätigkeit sofort zu beginnen, klug genug, statt dessen allerlei nützliche Hausgeräte anzufertigen, die die Kaschgarer gebrauchen konnten und selbst nur in sehr primitiver Form fabrizierten. Er baute eine prächtige Maschine zur Behandlung der Rohseide, Spinnrocken, Blasebälge ꝛc., alles zur größten Verwunderung und Bewunderung des Volkes.

Es war stets ein Vergnügen, mit Herrn und Frau Högberg zusammen zu sein, denn wie alle anderen Missionare, mit denen ich in Berührung gekommen, waren auch sie liebenswürdig und gastfrei und sahen die Zukunft in rosigem Licht. Man kann nicht umhin, Achtung vor Menschen zu haben, die aus Überzeugung für ihren Glauben kämpfen." — Soweit das Citat.

1. Herr Hedin sagt ja manches, worin wir mit ihm völlig übereinstimmen, nur daß wir es nicht erst von ihm zu lernen brauchen: es ist von Missionsfachleuten selbst schon längst auf den Dächern gepredigt. Dahin gehört, was er über die Repressalien für ermordete Missionare in China sagt (vergl. z. B. A. M.-Z. 1898, 207: Politik und Mission in China). Er sollte seinen berechtigten Angriff nur an die richtige Adresse: an die katholische Mission richten. Wenn er in der Missionsgeschichte bewandert wäre, würde er wissen, daß die evangelischen Missionare thatsächlich selbst das Risiko tragen und auf alle Eventualitäten gefaßt sind. Dahin gehört ferner, daß es wirklich auch „ungebildete" Missionare giebt, die „ohne ernstes Vorstudium ꝛc. sich gedankenlos in unbekannte Schwierigkeiten stürzen". Vielleicht rechnet er seinen schwedischen Landsmann in Kaschgar in diese Kategorie; der Mann ist mir unbekannt, ich vermute aber, daß er zu der sogen. Allianzmission gehört, deren Beurteilung in meinem „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen" 5. Aufl. S. 111 f. und 137 wohl ziemlich allgemeine Zustimmung in den Missionskreisen auch außerhalb Deutschlands findet. Nun begeht nur der Herr Reisende einen Fehler, der bei einem Manne seiner Bildung nicht vorkommen sollte: nämlich daß er generalisierend fast allen Missionaren schuld giebt, was nur von einer verhältnismäßig kleinen ungesunden Richtung gesagt werden kann. Es giebt gebildete Missionare genug, die es selbst mit dem Ruhme des Herrn Hedin aufnehmen und wenn dieser Herr sich jemals mit dem Bildungsgange der Missionare beschäftigt hätte, so würde er nicht eine Anschuldigung in die Welt hinausgeschrieben haben, die selbst der Majorität der ruhmlosen Missionare gegenüber eine Ungerechtigkeit ist. Auch darin hat Herr H. teilweis recht, daß nicht alle Missionare immer taktvoll sind, was übrigens auch bei Kaufleuten, Soldaten, Kolonialbeamten und sogar bei Weltreisenden vorkommen soll. Ob die Ehe des bekehrten Mohammedaners mit der Schwedin unter die Taktlosigkeiten gehört, lasse ich dahingestellt; jedenfalls giebt dieses Vorkommnis Herrn H. kein Recht vom hohen Pferde herab es als ein „trauriges Beispiel" dafür anzuführen, „wie leicht die Leiter der Mission es mit der übernommenen Verantwortung nehmen." Wollte Gott, daß alle, welche in überseeische Länder gehen oder andere in sie senden, es „mit der übernommenen Verantwortung" nicht leichter nähmen als die Leitungen der Missionen.

2. Wie es mit der missionarischen Sachkunde des Herrn H. steht, das beweist neben der Rede von den 100000 Missionaren der Neuzeit, die in Jahrhunderten kaum etwas ausgerichtet, die famose Charakteristik des Paulus als eines Derwisch, dem durch seine Nichtverheirathung u. a. auch das Erlernen fremder

Sprachen erleichtert worden sein soll. Es wäre eine Beleidigung der Leser dieser Zeitschrift, solche — nun solche Übertreibungen und Sonderbarkeiten zu widerlegen. Auch das Gerede von der Kunst und Wissenschaft, die die Hörer des Paulus für seine höhere Religion empfänglich gemacht haben soll, kann nur von jemand geführt werden, der z. B. 1. Kor. 1 u. 2 nie gelesen hat. Es ist dem Paulus s. Z. nicht besser gegangen als Herr H. es mit dem heutigen Missionaren macht: die Athener nannten ihn einen Lotterbuben und wenn man einen Gelehrten Griechenlands oder einen Staatsmann Roms nach dem Erfolg seiner Missionsthätigkeit gefragt haben würde, so hätten sie noch viel geringschätziger von ihm geurteilt als Herr H. von dem der heutigen, wenn sie nicht gar geantwortet hätten: von der Thätigkeit eines solchen Mannes haben wir auch nie gehört. — Herr H. darf es uns nicht übelnehmen, wenn wir vermuten, daß auch er über die Mission der Gegenwart noch manches „nicht gehört" haben wird. Ja, es giebt heute Missionare in ziemlicher Zahl, die als Wanderprediger den Paulus kopieren, aber daß sie Gnade in seinen Augen finden würden, wenn er sie kennen lernte, das erlaube ich mir zu bezweifeln.

3. Was aber die Hauptsache ist: der große Reisende hat kein Verständnis für die auf Jesu Auftrage beruhende Missionspflicht des Christen. Der ganze Passus über den Mohammedanismus und die großen asiatischen Glaubenslehren beweisen das. Freilich jede Missionszeit hat ihre Präparationen, aber die weltgeschichtlichen Führungen, welche die gegenwärtige Missionsära begründen, sind seit einem Jahrhundert für das geöffnete christliche Auge so erkennbare Missionssignale, daß sie wie mit allen Glocken den alten Befehl in die Christenheit hineinläuten: gehet hin. Es mag ja sein, daß speziell für den Mohammedanismus die große Missionszeit noch nicht gekommen ist und wir sind die letzten, die es befürworten, in Thüren sich einzudrängen, die augenblicklich noch verschlossen sind. Aber wenn die Christenheit der „Klugheit" des Herrn H. folgen wollte, so würde es vermutlich überhaupt zu keiner Weltmission kommen. Jede Missionsperiode hat ihre Stadien: das erste grundlegende hält wie in der apostolischen Zeit so auch heute am längsten auf und zeigt dem oberflächlichen Beobachter die relativ geringsten Erfolge. Aber es folgen weitere Stadien, in denen die Ernten wachsen. Unterdes setzen wir unsere Säearbeit in aller Geduld fort und nehmen es gern an, wenn irgendwoher, auch von Reisenden, für eine fruchtbarere Arbeit uns Ratschläge gegeben werden; nur müssen diese Ratschläge von Leuten kommen, die eine wirkliche Kenntnis der Mission und ein religiöses Verständnis für sie haben. Leider ist das in den Kritiken besonders der Reisenden ziemlich selten der Fall. Wck.

Litteratur-Bericht.

1. **Moe, Oskar:** „Die Apostellehre und der Dekalog im Unterricht der alten Kirche." Gütersloh. Bertelsmann 1896. VIII u. 88 S. 1,20 Mk. Der Verfasser, P. in Christiania, führt den Nachweis, daß die Stellung der alten Kirche zum Dekalog — ebenso gebunden an seinen sittlichen Gehalt wie frei gegenüber seiner buchstäblichen Fassung — völlig mit der Luthers und seiner Mitreformatoren übereinstimme, während die reformierte Kirche hierin mit der alten gebrochen und sich zum Alten Testament zurückgewandt habe. Aber auch für den alttestamentlichen

Text ist es ihm „eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit", daß erst nach dem Exil das Bilderverbot als ein besonderes (das 2.) Gebot gerechnet worden, also Augustins und Luthers Einteilung die der ursprünglichen Fassung entsprechende sei. Die Abhandlung gliedert sich in 3 Teile. Der 1. zeigt, wie schon vor Justin den Katechumenen und den Heiden neben einem kurzen Unterricht in der evangelischen Geschichte auch eine elementare sittliche Unterweisung im Anschluß an das doppelte Liebesgebot und die Bergpredigt, nach 120 unter Verwendung der Didache c. 1—6 gegeben wurde; der 2., wie später allmählich, teils aus antignostischen teils aus pädagogischen Motiven der Dekalog selbst in den Unterricht eingeführt wurde und zwar in verschiedener Fassung, analog der verschiedenen Form der Glaubensregel; der 3., wie endlich Augustin eine Form des Dekalogs herstellt, die der Fassung des Alten Testaments näher steht, als die bisher gebräuchliche und diese im Mittelalter immer völliger verdrängt hat, während die ältere (synogogale) Form, wie sie Tertullian und Gregor von Nazianz vertreten, in der griechischen Kirche zu allgemeiner Anerkennung kommt. — Des Verfassers Urteil ist besonnen und auf sorgfältige Studien gegründet; seine Darstellung, für sich schon knapp und klar, wird dadurch noch lesbarer, daß die Auseinandersetzungen mit den Quellen und der Litteratur in zahlreiche Anmerkungen ans Ende verwiesen sind. So ist die Schrift trefflich geeignet zu tieferer Einführung in die viel erörterte und noch immer ungelöste Frage nach der katechetischen Stellung des Dekalogs: denn dieser steht hier im Vordergrunde, nicht die Didache, wie es nach dem Titel scheinen könnte. Den Nachweis, wie die letztere noch im Mittelalter fortgewirkt hat, verspart sich der Verfasser auf eine spätere Fortsetzung seiner Monographie. H. K.

2. **Schneller, Ludwig:** „Vater Schneller. Ein Patriarch der evangelischen Mission im heiligen Lande." 2. Aufl. Leipzig. 1899. 2,00 geb. 3,20 Mk. Das ist ein köstliches Buch, zuerst weil der Mann, dessen Leben und Wirken es zum Inhalt hat, ein köstlicher Mann ist und sodann weil die Form, in der der Sohn die Biographie seines herrlichen Vaters geschrieben, den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt. Alles, was uns aus den Jugend- und Lehrjahren, den Wanderjahren und den Meisterjahren des Vater Schneller erzählt wird, erfüllt uns nicht bloß mit Sympathie, sondern mit Bewunderung und Ehrfurcht für diesen wahrhaftigen Jünger und Nachfolger Jesu, in dem sich Kindlichkeit und Mannhaftigkeit, Leidensgeduld und Thatkraft, Demut und Mut, Maria- und Marthasinn, Fürsorge für das Kleine und Verständnis für das Große in seltener Weise vereinigt. Dabei gewährt die Beschreibung seiner Arbeit, deren Hauptdenkmal das Syrische Waisenhaus in Jerusalem ist, sowohl in die Zustände des heutigen Palästina wie in die der evangelischen Mission im heiligen Lande gestellten Aufgaben und die der Lösung derselben entgegenstehenden Schwierigkeiten einen sehr instruktiven Einblick. Besonders köstlich ist das Kapitel, welches uns Mitteilungen aus den Ansprachen macht, die der pädagogisch wie seelsorgerlich gleich begabte Waisenvater in den täglichen Hausandachten gehalten; es sind wahre Perlen darunter und man bedauert nur, daß ihrer nicht mehr gegeben werden. Nur eins haben wir vermißt: daß über die Chrischona, über Spittler und seine Missionspläne nicht mehr gesagt worden ist; vermutlich ist das absichtlich geschehen, aber bei der engen Verbindung, in welcher das Palästinensische Schnellersche Werk mit den Spittlerschen Projekten ursprünglich stand, hätte der mit ihnen wenig vertraute Leser doch etwas mehr von ihnen er-

fahren sollen. Es wäre auch zur Charakterisierung der Nüchternheit Schnellers ein wichtiger Beitrag gewesen.

3. **Schneller:** „Die Kaiserfahrt durchs heilige Land." 5. Aufl. Leipzig. 1899. 3 geb. 4 Mk. Aus der Litteraturflut, welche die gelegentlich der Einweihung der Erlöserkirche veranstaltete Reise des deutschen Kaiserpaares nach Palästina im Gefolge gehabt hat, ragt das Schnellersche, rasch in 5 Auflagen erschienene und gut illustrierte Buch, hoch hervor. Natürlich; wie keiner von den übrigen Reisebeschreibern kannte Schneller Land und Leute und seine Art die besuchten (und teilweise auch nicht besuchten) Orte in das Licht der Geschichte zu stellen, giebt seinem Buche einen über eine bloße Gelegenheitsschrift hinausgehenden Wert. Dazu kommt die hervorragende schriftstellerische Begabung des Verfassers, die im Verein mit seiner Liebe zu dem Lande seiner Heimat seine lebensvollen Schilderungen so ergreifend macht. Endlich genoß Schneller den Vorzug, den Majestäten wiederholt als Führer dienen zu dürfen und da er auch alle mit dem Kaiserbesuche zusammenhängenden Akte in urkundlicher Treue referiert, so besitzen wir an seinem Buche eine Arbeit, die, obgleich sie auch das Reiselitteratur-Gepräge trägt, doch nicht in die Kategorie der Eintagsfliegen fällt. Die Begeisterung, die die Feder führt, mischt sich allerdings je und je mit einiger Rhetorik, und nicht immer kann derjenige Leser, der nicht unter dem Zauberbanne des Rausches jener Kaisertage gestanden hat, mit fliegen; aber die Wärme, die einem aus dieser Begeisterung entgegenweht, macht die Temperatur verständlich, die den Patriotismus zum Enthusiasmus steigerte. In dem Wunsche sind wir mit dem Verfasser von Herzen eins, daß aus jenen glänzenden Tagen für die Evangelisation des heiligen Landes eine Frucht hervorgehen möge, die da bleibt.

4. **Young:** „Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. II. Band: Auf der Indianer-Fährte." Übersetzt und bearbeitet von J. Richter. Mit 18 Abbildungen. Gütersloh. 1899. 2,00 geb. 2,50 Mk. Auch dieses zweite Heft der Youngschen Indianergeschichten besitzt alle die Vorzüge des ersten (cf. S. 191) und ist ganz dazu angethan, auch über die engeren Missionskreise hinaus, sich viel Leser zu gewinnen. Alles lebt in diesen Schilderungen, die eine ebenso fesselnde Unterhaltung gewähren wie sie für die Mission, speziell für die unter den Indianern begeistern. Die Übersetzung bezw. Bearbeitung von Richter ist trefflich gelungen. Nur der Preis könnte etwas billiger sein.

5. **Döring:** „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika. Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission. (Berlin III)." Berlin. 1899. 1 Mk. Ein willkommenes Buch, das zum erstenmale eine Gesamtübersicht über das Gebiet, die Arbeit und den bisherigen Erfolg der jüngsten unter den deutschen Missionsgesellschaften giebt, anschaulich geschrieben, mit vielen guten Illustrationen ausgestattet und bei einem Umfang von 179 Seiten sehr billig ist. Möchte es der finanziell bedrängten Missionsgesellschaft gute Werbedienste leisten.

6. **von Dewitz:** „In Dänisch-Westindien. Anfänge der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan. von 1732—1760." Herrnhut. 1899. 1,75 geb. 2,40 Mk. Ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage nur um einige Bilder vermehrt. Eins von den klassischen Missionsbüchern, die nicht veralten. Leider hat bis heute der verstorbene Verfasser keinen Nachfolger gefunden, der seine treffliche Arbeit vollendet.

7. **Schneider:** „Moskito. Zur Erinnerung an die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittel-Amerika." Herrnhut. 1899. 2,20 geb. 3,20 Mk. Von den beiden Teilen, in welche diese mit einer Karte versehene Jubiläumsschrift zerfällt, giebt der erste einen „Kurzen Abriß der Geschichte der Brüdermission in Moskito von 1849—1898," der in zwei Kapiteln die Vorgeschichte und die Geschichte der Mission behandelt. In diesem ersten Kapitel steckt ein ungeheurer Fleiß, der eine Akribie auf die Sammlung aller die politische Geschichte des Moskitoländchens betreffenden Namen und Daten verwendet, welche fast über die Bedeutung des Gegenstandes hinausgeht, jedenfalls alles leistet, was man von einer solchen Monographie verlangen kann. Das von der Mission handelnde Kapitel (mit 2 statistischen Beilagen) bringt dann gleichfalls eine gute orientierende Übersicht über die Anfänge, das äußere und innere Wachstum und die wechselvollen Schicksale der Moskitomission. Der zweite weit farbenreichere und fesselndere Teil ist Spezialgeschichte und zwar die Geschichte des Lebens und 30jährigen Wirkens eines Missionars, des Aug. Martin, der von 1860—90 auf der Moskitoküste an verschiedenen Orten thätig war und erzählend eingeführt wird. Das ist ein origineller Griff: einen Mann, in dem sich ein Teil der Moskitomission personifiziert, benutzt der Verfasser als eine lebendige Quelle, aus der er das frischeste und anschaulichste Detail schöpft, das er dann zu einer Art Autobiographie gestaltet, welche zugleich den lehrreichsten Einblick in den gesamten Missionsbetrieb gewährt. Hier wird alles lebendig, und wenn die Erzählung auch nicht so romantisch ist, wie die Youngs in seinen missionarischen Indianergeschichten, was in der Verschiedenheit der Objekte liegt, so wird das Interesse des Lesers doch auch hier so gefesselt, daß er mit Spannung bis zuletzt der Erzählung folgt. Der Verfasser ist hier wieder ganz in seinem Elemente: seinen Lesern durch Konkretion ein so lichtvolles Bild von dem fremdartigen Missionsleben und -treiben auszumalen, daß sie ganz in dasselbe hineinversetzt und mit Verständnis für die missionarische Arbeit erfüllt werden.

8. **W. Kratzenstein:** „Eduard Kratzenstein. Ein Lebensbild für seine Freunde." Als Manuskript gedruckt. Schon Ende 1897 ist diese von Sohneshand pietätvoll geschriebene Biographie (S. 89) erschienen, aber da sie nicht in den Buchhandel gegeben ist, wenig bekannt geworden. Man glaubte wohl, sie sei überhaupt nicht käuflich. Jetzt wird mir mitgeteilt, daß noch eine Anzahl Exemplare (à 1 Mk.) zu haben sind, entweder bei Herrn Missionssekretär Haupt (Berlin NO., Georgenstr. 70) oder bei Herrn Oberlehrer Kratzenstein (Magdeburg, Holzhof 1). Und ich mache gern darauf aufmerksam, zumal die Lebensskizze mit einem schönem Bilde des lieben, treuen, demütigen Mannes versehen ist, hoffend, daß seine sein Gedächtnis in Ehren haltenden zahlreichen Freunde gewiß von der jetzigen Offerte gern Gebrauch machen werden.

9. **Haccius:** „Pastor Joh. Gottfr. Öpke. Etliche Sonntags- und Missionspredigten nebst einer kurzen Lebensbeschreibung." Hermannsburg. 1899. 1,00 geb. 1,40 Mk. Auch eine Erinnerung an einen treuen und gesegneten Missionslehrer, der im Alter von nur 44 Jahren heimgegangen ist. Sein Leben trug die Überschrift: Pastor fuit amore, more, ore, re. Die 14 Predigten, von denen 6 Missionspredigten sind, sind tief, warm und erbaulich.

10. **Wörrlein:** „Die Hermannsburger Mission in Indien." Eine Jubiläumsgabe. Herrmannsburg. 1899. 1,20 geb. 1,80 Mk. Die Hermanns-

burger Mission hat in diesem Jahre ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert, bei dem sie für eine reiche Ernte besonders in Afrika danken darf. Auf ihrem zweiten Missionsgebiete, Indien, wo sie erst seit 1865 und zwar im Telugulande an der Arbeit ist, hat es bis jetzt dem afrikanischen Regen gegenüber nur getröpfelt, es sind seit der Gründung der dortigen Mission 3081 Personen getauft worden, aber eine Übersicht über diese indische Arbeit ist als Jubiläumsgabe doch sehr willkommen, zumal sie von einem Manne gegeben ist, der seit 30 Jahren in ihr steht. Ob die Anlage: Jahr für Jahr den Verlauf chronologisch zu verfolgen, empfehlenswert ist, darüber kann man anders urteilen, als der Verfasser; jedenfalls besitzen wir in seinem Buche eine Chronik, die für den künftigen Historiker als Quelle von großem Werte ist. Schade, daß das Jubiläum uns nicht eine Gesamtgeschichte der Hermannsburger Mission gebracht hat.

11. **Werther**: „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika." Wissenschaftliche Ergebnisse der Irangi-Expedition 1896—1897 nebst kurzer Reisebeschreibung. Mit 5 Vollbildern und 126 Textillustrationen in Photographieen ꝛc. und 2 Originalkarten. Berlin. 1898. Kart. 18,00, eleg. geb. 20 Mk. — Der bekannte Afrika-Forscher Premier-Leutnant Werther, dessen vor 5 Jahren veröffentlichtes Reisewerk „Zum Viktoria Nyanza" eine so günstige Aufnahme im Publikum gefunden hat, daß schon nach Jahresfrist die zweite Auflage erforderlich wurde, tritt hier mit einem neuen Werke vor die Öffentlichkeit, welches, wie schon der Titel besagt, im wesentlichen auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Das umfassende Werk, welches die Ergebnisse seiner letzten im Auftrage der Hamburger Irangi-Gesellschaft und der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes ausgeführten großen Expedition nach dem Innern Deutsch-Ostafrikas behandelt, ist in sechs Teile eingeteilt, von denen der erste eine Reisebeschreibung mit spezieller Berücksichtigung der kulturellen und Boden-Verhältnisse darstellt, welche trotz ihrer knappen Form außerordentlich frisch und anregend geschrieben und vielfach mit Humor und Satire gewürzt ist. Eine Menge interessanter ethnologischer und kulturhistorischer Schilderungen, die nicht nur belehrend, sondern zugleich auch unterhaltend wirken, werden dem Leser vor Augen geführt. Die allenthalben eingestreuten Bemerkungen über die jeweiligen Boden-Verhältnisse geben vorzügliche praktische Winke über den Wert und die Aussichten der durchreisten Gebiete unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie. — Die übrigen, rein wissenschaftlichen Abschnitte des Werkes, an deren Abfassung sich außer Premier-Leutnant Werther elf Gelehrte, zum größten Teile Autoritäten ersten Ranges, beteiligt haben, zerfallen in je einen geographischen, geologischen, zoologischen, ethnographischen und linguistischen Teil. Sämtliche Teile bringen eine größere Anzahl von Neuheiten auf ihren speziellen wissenschaftlichen Gebieten und sind schon aus diesem Grunde außerordentlich wichtig und für die betreffenden Fachleute wie für wissenschaftliche Institute unentbehrlich. Die Reisebeschreibung wie der ethnologische und linguistische Teil bietet auch der Missionswissenschaft manche Ausbeute.[1]) Warneck.

[1]) Durch Versehen verspätet.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Im Kampf mit den Sprachen Afrikas.

Von Paſtor C. Meinhof in Itzow.

Die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden iſt an das Wort gebunden, denn „wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nichts gehört haben?“ Das Wort iſt das Mittel, durch das Gottes Reich gegründet iſt, das Wort iſt auch das Mittel, durch das es erhalten und weiter ausgebreitet wird. Wo aber Worte ſind, da müſſen ſie in irgend einer beſtimmten Sprache erklingen. Es giebt ja eine Sprache ohne Worte mit den Augen, Gebärden, mit Lauten, die man nicht Worte nennen kann, und ſolche wortloſe Sprache redet oft gewaltiger als viele Worte. Aber in dieſer wortloſen Sprache kann das Evangelium noch weniger verkündigt werden, als durch die Gloſſolalie (1. Kor. 14, 23—25).

Sobald man aber beginnt, in vernehmlichen Worten menſchlicher Rede von dem Thun Gottes Zeugnis abzulegen, dann iſt das große Hindernis der vielen Sprachen da, und der gewaltigſte Zeuge, der geübteſte Redner kann von ſeinem Wort nur Gebrauch machen vor einem verhältnismäßig kleinen Kreiſe von Menſchen, nämlich vor denen, die ſeine Sprache verſtehen.

Durch das Pfingſtfeſt war der neuteſtamentlichen Gemeinde von vornherein bezeugt und angedeutet, daß Jeſus, über deſſen Kreuz in lateiniſcher, griechiſcher und hebräiſcher Sprache ſein Titel als König der Juden ſtand, in allen Sprachen der Welt als Erlöſer verkündigt werden ſollte. Schon in der Apoſtel Zeit wird den Hebräern und Nicht-Hebräern, den Griechen und den Barbaren, den Römern, Galatern und Skythen der Name Jeſu verkündigt und für das Ende dieſer unſerer Zeit ſchaut Johannes voraus Offenb. 7, 9., daß eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen vor dem Stuhl ſteht und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen.

So hat man ſich ſeit der Apoſtel Tagen an das Werk der Bibelüberſetzung gemacht, ja die Apoſtel fanden bereits Übertragungen des A. T. in griechiſche und aramäiſche Sprache vor. Bald entſtand aus dem Bedürfnis der ſyriſchen Kirche die Peſchito, ferner die koptiſche, die äthiopiſche, die lateiniſche Bibelüberſetzung. Die Verſchiedenheit der Sprachen war eine ſo feſte Schranke zwiſchen den Chriſten der alten Zeiten,

daß man die Lehrstreitigkeiten dieser Zeit sehr wohl auch unter dem Gesichtspunkt der Sprache begreifen und darnach von lateinischen, griechischen, armenischen, syrischen, koptischen, äthiopischen 2c. Christen reden kann. Jede von diesen Gemeinschaften hatte ihre Besonderheiten nicht nur in der Lehre, sondern vor allem in Bibelübersetzung und Kirchensprache. So ist auch die Reformation ein Kampf gegen die Tyrannei der lateinischen Sprache, durch die den Theologen die Quellen in hebräischer und griechischer Sprache getrübt waren, und den Laien das Verständnis des Gottesdienstes fast verschlossen war. Selbstverständlich ist bei dem allen die Sprache nicht das einzige Gebiet, das umstritten wurde, aber hier war der Kampf *auch* zu führen und mit besonderem Ernste. Ja eins der handgreiflichsten Ergebnisse der Reformation liegt auf sprachlichem Gebiet, es ist die deutsche Bibel.

Bei der *Ausbreitung des Evangeliums* unter Völkern anderer Sprache werden uns die durch die Reformation gewonnenen *Grundsätze* feststehen. 1. Jede Verkündigung des Evangeliums muß auf gründlicher Kenntnis des geschriebenen Wortes Gottes beruhen. Diese Kenntnis ist soviel als irgend möglich aus dem Urtext der heiligen Schrift zu schöpfen. 2. Jedem Volke muß in seiner Sprache das Evangelium gepredigt werden.

Wo es möglich ist, als Boten des Evangeliums Leute auszusenden, die bereits die betreffende Sprache beherrschen, ist die Sache verhältnismäßig einfach. So kam dem Paulus und dem Apollos ihre Kenntnis der griechischen Sprache sehr zu statten. Wo man aber solche Personen nicht zur Verfügung hat, wird der Bote des Evangeliums sich der Mühe unterziehen müssen, die betreffende Sprache zu lernen.

Wir wollen zunächst annehmen, daß es sich um die Erlernung einer *bereits geschriebenen* Sprache handelt. Es giebt ja Leute, die von Natur ein philologisches Interesse haben und lediglich aus Freude an dem Klang fremder Sprachen diese erlernen. Ist dem Missionar ein solches Interesse gleich mit in die Wiege gelegt, so ist das um so besser. Aber die meisten Menschen pflegen ungern an die Zeiten zu denken, wo sie Sprachen lernen mußten. Da nun die europäischen Völker im wesentlichen Christen sind, so handelt es sich in der Mission meist um die Erlernung von Sprachen, deren ganzer Aufbau völlig abweicht von der Art europäischer Sprachen, ja die zum Überfluß auch noch mit einem fremdartigen und komplizierten Schriftsystem geschrieben werden. Es kostet heiße Arbeit, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn es aber

gelungen ist, sich die Schriftsprache anzueignen, so ergeben sich noch sehr erhebliche Schwierigkeiten, die auf Schritt und Tritt hindern. Das erste ist die Aussprache. Das Ohr des Menschen ist ein so empfindliches Organ, daß die leisesten Veränderungen in der Mundstellung des Redenden schon gehört werden. Jede Sprache, jeder Dialekt hat seine besondere Art der Mundstellung, und wer die nicht wahrnehmen kann, dessen Aussprache wird immer fremdartig klingen, ja zum Teil unverständlich bleiben. Wie mancher Deutsche, der fließend englisch liest und nach seiner Meinung auch spricht, hat das erfahren — und doch sind Deutsch und Englisch ganz nah verwandte Sprachen. Hat man aber die Stellung der Sprachwerkzeuge richtig herausgebracht, so ist etwas anderes zu lernen, was ich die Melodie der Sprache nennen möchte. Jede Sprache, ja jeder Dialekt hat einen besonderen Tonfall oder Accent, wie man auch wohl sagt. Wenn ein Sachse einen Satz spricht, so hebt und senkt er die Stimme ganz anders als der Pommer oder Bayer in demselben Satz thun würde — und doch sind sie alle Deutsche. Diese Melodie muß man hören, den Klang muß man heraus haben, obwohl es sich oft nicht will beschreiben lassen — sonst wird man nicht verstanden. Missionare aller Nationen werden das bestätigen.

Nehmen wir an, daß ein Missionar die Schriftsprache wirklich so spricht, daß er verstanden wird, so wird er auch damit noch nicht auskommen. Überall wo eine Schriftsprache herrscht, ist daneben eine Volkssprache in Gebrauch mit älteren oder jüngeren Wortformen. Vielfach ist die Schriftsprache ein anderer Dialekt als die Volkssprache, oder eine von beiden ist mit Fremdworten durchsetzt. Manchmal verschwindet auch scheinbar ganz willkürlich ein Wort aus der Schriftsprache und hält sich in einem Dialekt oder umgekehrt, kurz, Schriftsprache und Volkssprache sind nicht einerlei. Wenn nun auch der Missionar sich bemühen wird, die Bibel in eine edle Sprache zu übersetzen, so wird er doch, besonders wenn er sich an die niederen Volksklassen wendet, auf den Gebrauch der Volkssprache nicht verzichten können. Der gemeine Mann versteht zum Teil die Schriftsprache nicht, also wenn man zu ihm reden will, muß man seine Sprache reden; oder wenn er Schriftsprache versteht, so kann er sie doch nicht sprechen oder wenigstens nicht ohne sich Zwang anzuthun, sprechen, also wird man ihn oft gar nicht oder nicht recht verstehen. Darum bleibt nichts übrig, als von der Volkssprache sich so viel als möglich anzueignen, wenn man es eventuell auch nur zur Unterredung im kleinen Kreise gebraucht.

Wo der Missionar Bibelübersetzung und andere christliche Bücher schon vorfindet, wird er mit der so erworbenen Kenntnis schon ziemlich auskommen. Allerdings wird er manches von dem, was gedruckt oder geschrieben vorliegt, immer und immer wieder nachprüfen müssen. Diese Thätigkeit nähert sich aber schon sehr der eines eifrig im Urtext forschenden Theologen in der Heimat und bedarf keiner weiteren Besprechung. Anders liegt die Sache da, wo der Missionar in einer Sprache predigen soll, in der es noch keine Bibelübersetzung giebt. Da wird er bald gewahr, daß Begriffe, wie Glauben, Heiligung, Erlösung, Ewigkeit u. s. f. nicht so einfach zu übersetzen sind, wie wenn man Englisch und Französisch lernt. Es muß ja die fremde Sprache erst mit christlichem Geist durchdrungen werden, man hat bisher christliche Gedanken in diesem Volk nicht gedacht, also auch nicht gesagt. So wenig der deutsche Bergbewohner die dem Seewesen eigentümlichen Ausdrücke kennt, so wenig kann der Heide, auch wenn er gebildet ist, Ausdrücke für christliche Wahrheiten verstehen, ja er kann sie gar nicht haben. Da muß man dann erst die Worte, mit denen die christlichen Begriffe wiedergegeben werden, auf ihre Grundbedeutung prüfen, sich vergegenwärtigen, wie der Hebräer, Grieche, Lateiner, wie andere christliche Völker sich das Wort geprägt haben, und so kann man versuchen das zu sagen, was so lange ungesagt war. Daran liegt es auch, daß man in solchem Fall einen Dolmetscher nicht gebrauchen kann. Allerlei äußerliche Dinge wird er sicher übersetzen, aber was bisher in einer Sprache noch nicht gesagt ist, kann auch der gewandteste Dolmetscher nicht sagen.

Und wenn nun gar der Missionar das Wort Gottes einem Volk verkündigen soll, dessen Sprache noch gar nicht geschrieben ist! Da gilt es die Sprache erst aus dem Munde der Leute zu lernen, dann eine geeignete Schrift für sie zu erfinden, Bücher zu schaffen und so zugleich als Schüler und Lehrer thätig zu sein. Ich will versuchen, diese Thätigkeit zu schildern, wie sie mir aus meiner Beschäftigung mit den Sprachen Afrikas bekannt geworden ist. Es versteht sich von selbst, daß ich nur einzelne Züge des großen Bildes hier geben kann, weil diese Thätigkeit eine Lebensaufgabe einer Reihe von tüchtigen Männern ist. Aber doch wird es vielleicht gelingen, dem Missionsfreunde, der sonst dieser Arbeit ferner steht, einen Begriff davon zu geben, in welcher Weise gearbeitet wird und zugleich anzudeuten, in welcher Richtung unsere Aufgaben für die Zukunft liegen.

Die Aufgabe, Sprachen unkultivierter Völker zu erlernen und sie zur

Schriftsprache zu erheben, ist zwar schon seit alten Zeiten den Boten des Evangeliums bekannt, aber sie ist gerade in unserem Jahrhundert mit dem Erwachen des Missionslebens in einem bisher unbekannten Umfang aufgetreten. Durch die Herrschaft des Islam war die Verbindung der Christenheit mit einem großen Teil Afrikas ab geschnitten, und so waren die alten Beziehungen der Christenheit zu den Völkern Afrikas verschollen und fast vergessen. Erst im 17. Jahrhundert beginnt die katholische Mission am Kongo sich mit den Sprachen Afrikas zu beschäftigen. Aber außer einigen grammatischen und lexikographischen Versuchen in Kongo und Kimbundu, der Sprache von Angola, hat die ältere katholische Mission für die Erforschung der Sprachen Afrikas im Bantugebiet nichts geleistet. Erst mit dem Eintreten der evangelischen Missionare in die Arbeit beginnt der Kampf mit den Sprachen Afrikas ernst zu werden, und im Laufe unseres Jahrhunderts ist es bereits gelungen, einen Sieg nach dem andern in diesem Kampf zu erringen.

Da man also keine oder nur dürftige Vorarbeiten vorfand, war man darauf angewiesen, zunächst auf empirischem Wege Material zu sammeln. Daß dabei viele Fehler und Mißgriffe vorkamen, wird niemand Wunder nehmen, der sich gewärtig hält, daß man eben auf einem Gebiet thätig war, in dem alle bisherigen Regeln, Ansichten, Vorschläge nicht passen wollten, wo es einfach galt: probieren und immer wieder probieren. Allerdings war ja die linguistische Wissenschaft gegen früher erheblich vorgeschritten, aber einmal konnte man nicht wissen, was davon für die Erforschung der Sprachen Afrikas brauchbar sein würde, und dann hatten die Missionare der ersten Zeit noch weniger die Möglichkeit als heute, allerlei wissenschaftlichen Apparat sich anzueignen, von dem man denken konnte, daß sie ihn vielleicht irgendwo gebrauchen könnten. Wir wollen diese empirischen Versuche erst skizzieren, ehe wir daran gehen, den Gang systematischer, gründlicher Arbeit auf diesem Gebiet zu schildern.

I.

Man pflegt die Erforschung einer Sprache mit dem Alphabet zu beginnen. Bei einer nicht geschriebenen Sprache geht das nicht, da man eben noch kein Alphabet kennt. Man kann sich die Laute auch nicht in einer gewissen Reihenfolge vorsprechen lassen; ja Laute wird man überhaupt nicht erfahren, denn Laute bedeuten an sich noch nichts.

a) Das sieht man bald ein, und man beginnt also nun nach Worten zu fragen.

1. Hat man für diese Arbeit einen Dolmetscher bei der Hand, so ist die Sache verhältnismäßig einfach. Der Mensch pflegt durch seine

Übung im Übersetzen doch zu wissen, was ein Wort ist, und daß es von Wert ist, die Bedeutung eines Wortes in fremder Sprache zu kennen. Allerdings hat die Benutzung des Dolmetschers auch Schwierigkeiten. Wenn die Sprache, die man ihm abfragt, nicht seine Muttersprache ist, so hat man keine Sicherheit, daß er ganz richtig ausspricht, ja es kann vorkommen, daß er Worte verwechselt. Weiß er ein Wort nicht, so wird er das eventuell nicht zugeben wollen, damit er sein Amt nicht an einen Kundigeren abtreten muß. Und wird er selbst in seiner Muttersprache lieber wissentlich etwas Ungenaues, ja geradezu Falsches sagen, als daß er zugiebt, daß ihr das betreffende Wort fehlt.

So erzählt Büttner, „Aus der Studierstube eines Bibelüberſetzers“ [1]) daß seine Hereroschüler ihm für Taschenuhr das Wort ombako gesagt hätten. Das Wort bedeutet aber eigentlich Trichter und war dann auf die Handmühle übertragen worden, da sie einen trichterförmigen Aufsatz für das einzuschüttende Getreide hat. An der Handmühle befanden sich Räder, an der Taschenuhr waren auch Räder, also war die Uhr ein Trichter.

Oft wird die Schuld aber auch nicht am Dolmetscher, sondern an dem Fragenden liegen, wenn die Antwort ungeschickt ausfällt.

So erzählt Bentley, Baptistenmissionar am Kongo, daß jemand ein Wort für „Erlöser“ finden wollte und seine Thätigkeit als die des „Rettens“ beschrieb. Um ein Beispiel zu geben, führte er an, daß jemand aus dem Wasser errettet würde. So kam das Wort Nlaludi für „Erlöser“ zu stande, das aber nur bedeutet, „der jemand aus dem Wasser rettet“, eine Übersetzung, die der Dolmetscher gewiß mit Hinsicht auf die Taufe für besonders gelungen gehalten hat. (Bentley, Dictionary and Grammar of the Kongo language. London 1887. XXIV.)

2. Wo indessen ein Dolmetscher nicht zu haben ist, oder wo seine Kenntnis und Zuverlässigkeit nicht ausreicht, wird man sich an Leute wenden müssen, denen jede „philologische“ Schulung abgeht. Da wird man zunächst die Entdeckung machen, daß man überhaupt einem grammatisch ungeübten Menschen nicht Worte abfragen kann. Das Wort „Stein“, „Hand“, „Hund“ stellt bereits eine Abstraktion dar, durch das Wort allein wird ja noch gar nichts mitgeteilt. Der Gefragte bildet sich immer ein, daß man ein Urteil, eine Mitteilung oder dergl. von ihm haben will, während man nur die Vokabel wissen will. Davon, daß seine Sätze aus Worten bestehen, hat er ja keine Ahnung, und er wird deshalb in der Regel nicht mit einem Wort, sondern mit einem Satz antworten.

Gabelentz (Handbuch zur Aufnahme fremder Sprachen, Berlin, 1892) führt aus S. 3: „Ich will wissen, wie die Hand heißt, halte also meine Hand hin. Geht

[1]) A. M. Z. 1881, 185.

es gut, so lautet die Antwort: „Deine Hand"; denn eine Hand in abstracto kann sich mein Gewährsmann nicht denken. Er kann aber auch antworten: „Handfläche, Handrücken, ausgestreckte Hand", oder gar: „Die ist weiß". Ich will den Namen eines Gerätes wissen, und er sagt: „Das ist mein, das ist alt" u. s. w."

Ich hatte einmal die Aufgabe, einige Wörterverzeichnisse durchzusehen, die ein naturkundiger Deutscher in Kamerun aufgeschrieben hatte. Da fanden sich eine ganze Menge von Beispielen solcher Art. Gefragt ist „geben", die Antwort bedeutet „Du giebst ihm". Gefragt ist „baden", die Antwort heißt „ich gehe baden" u. s. f.

3. Bei diesen Fragen, mögen sie nun durch Dolmetscher oder durch andere Eingeborene beantwortet werden, schleichen sich auch noch sonst viele Mißverständnisse ein, so viele, daß diese Wörterverzeichnisse später als fast wertlos beiseite geworfen werden. Es muß das gesagt sein, weil besonders Forschungsreisende auf die von ihnen unterwegs gesammelten Wörterverzeichnisse viel Wert zu legen pflegen. Sie sind ja interessant, besonders aus Gebieten, von denen wir noch keine Sprachproben haben, aber man darf sich nicht darüber täuschen, ein wie unvollkommenes Bild der Sprache sie geben.

Die erste Ursache zum Mißverständnis sind die fremdartigen Laute. Es hält sehr schwer, einen Laut allein mit dem Ohr richtig aufzufassen. Wer glaubt, daß er darin sicher ist, lasse sich Worte in einer ihm unbekannten Sprache oder in einem ihm nicht geläufigen deutschen Dialekt vorsprechen, aber von jemand, der es wirklich kann, und versuche sie schriftlich festzuhalten. Er wird sehen, welche Fehler er macht. Hierbei macht es viel aus, welche Sprache der Hörende als Muttersprache spricht.

Engländer sind z. B. merkwürdig unzuverlässig im Hören von Vokalen. Wo ein Engländer e schreibt, kann es immer auch ein i sein und umgekehrt. Deutsche sind unzuverlässig darin, die verschiedenen Laute des w zu unterscheiden. Einer meiner Gewährsmänner ist auf seinen deutschen Dialekt von mir richtig eingeschätzt nur nach der Weise, wie er die Kamerunsprachen schrieb. Ich verstand erst nichts von seinen Mitteilungen, bis ich entdeckte, daß er einmal statt batu „Leute" patu geschrieben hatte. Nun wußte ich, daß da, wo er tiba schrieb, eigentlich dipa stehen mußte. Das Geheimnis des „harten" und „weichen" b war ihm in Deutschland nicht aufgegangen, und nun gaben ihm die Kamerunsprachen zu den alten Rätseln neue auf. Mittel- und Süddeutsche pflegen außerdem den Unterschied der verschieden S-Laute nicht zu hören. Da kann man sich denken, wie falsch die Niederschriften von Worten zuerst ausfallen.

Mein Freund, Missionar Schumann in Wangemannshöh in Kondeland, hat mir eine Reihe von Beispielen zur Verfügung gestellt, bei denen er selbst nachträglich gefunden hat, wie falsch er zuerst die Laute gehört hatte.

Er hatte geschrieben

für „Häuptling" monefiali statt malakyale,
„ „gehen" muka „ buka,
„ „hole doch" ukeke „ ukege,
„ „Hüfte" umsana „ unsana,
„ „Mädchen" alintwana „ balindwana.

Wie leicht das Ohr bei dem Hören fremder Laute getäuscht wird, wurde mir an dem Mißverständnis jenes deutschen Unteroffiziers klar, der meinte, auf Suaheli hieße die Frau madamke, während sie mwanamke heißt.

Eine sehr häufig vorkommende Art von Mißverständnissen sind ferner die, wo der Gefragte die Antwort auf die Frage giebt, anstatt die Frage zu übersetzen.

Schumann giebt folgende Beispiele:

Der Gefragte soll übersetzen:	Er sagt aber:
„Wo ist Wild?"	„Wild ist nicht vorhanden."
„Sind Eier da?"	„Eier sind da."
„Kraal."	„Bei Karonga."

(Die Konde haben keine Kraale, bei Karonga ist einer.)

„Was soll ich dir bezahlen?" „Ach, du giebst mir ja doch nichts."

Bei anderen Mißverständnissen liegt es daran, daß die Frage auf etwas anderes bezogen ist, als gemeint war.

Der Satz: „Wie ist sein Name?" ist in vielen Bantusprachen verhängnisvoll, weil „sein" anders lauten muß, je nachdem man einen Menschen, ein Tier, einen Baum u. s. w. meint. Hat man sich den Satz so eingeprägt, wie man ihn sagt, wenn man vom Menschen spricht, so wird man eben immer den Namen eines Menschen als Antwort erhalten, auch wenn man auf Berge, Flüsse, Tiere zeigt. Irgend ein Mensch, der da in der Nähe ist, wird dann genannt, und sein Name ziert dann das Glossar des Forschers.[1]) Auch das Zeigen ist nicht so einfach, da die Suaheli z. B. nicht den Finger entlang sehen, sondern die Fingerspitze zwischen das Auge und den zu zeigenden Gegenstand bringen. Mit dem Finger auf Personen zu zeigen ist ohnehin nicht zu empfehlen, da es leicht übel genommen wird, man zeigt lieber mit den Lippen ꝛc. Vgl. ad 4. Zeichensprache.

Die geographischen Namen im Kondelande sind meist mit dem Anlaut jo versehen, z. B. das Jomalema-Gebirge. Jo heißt aber „das ist". Da ist die Frage richtig, aber die Antwort falsch verstanden. Ein Dorf heißt Jonkali, d. h. „der ist böse", nämlich „der Häuptling". Der Gefragte hat geglaubt, er würde nach der Art des Häuptlings gefragt. In diesem Falle ist Frage und Antwort falsch verstanden.

[1]) So fragte z. B. ein berühmter deutscher Gelehrter nach dem Namen eines Sees in Loango und erhielt als Antwort den Namen eines in ihm badenden Negers, den er auch als Namen des Sees in die Karte eintrug, bis viel später durch einen anderen deutschen Gelehrten zufällig das Mißverständnis aufgeklärt wurde. D. H.

Im Konde fragte man, was heißt „bitte?" Einer konnte etwas englisch und sagte mbapo. Mbapo heißt nun „gieb mir doch", es kann also richtig für „bitte" stehen. Man hatte aber das Höflichkeitswort gemeint, mit dem man Leute in die Stube, zum Sitzen und zum Essen nötigt. Man wandte das Wort dafür an und wurde natürlich nicht verstanden.

Auch dann, wenn die Zusammenstellung der Worte irgendwie ungewöhnlich ist, giebt es keine oder nur verkehrte Antwort.

Jener Missionar erfährt richtig „zwei Ohren" und ist so kühn zu fragen, was „drei Ohren" heißt. Er erhielt die Antwort: „Niemand hat drei Ohren".

Ich fragte einen Eingeborenen in der Leipziger Gewerbeausstellung, was „zwei Schuhe" heißt, und erhielt die gewünschte Auskunft. Aber „ein Schuh" konnte ich nicht erfahren, denn er blieb dabei, sie hätten immer zwei!

Der Movenda in der Transvaalausstellung gab mir richtig Bescheid, was „eine Zunge" heißt, aber „zwei Zungen" — da meinte er, das käme bei ihnen nicht vor.

Eine weitere Art von Mißverständnissen entsteht dadurch, daß man nach Dingen fragt, die der Gefragte nicht kennt, oder über die er nicht gern Auskunft giebt, oder wo die Übersetzung des betreffenden Satzes ihm eine Lüge in den Mund legen würde.

So z. B. fragte Schumann im Konde nach dem Wort für blaue Perlen und erhielt die Antwort, ukayako, und grüne Perlen sollten auch ukayako heißen, bis er dahinterkam, daß ukayako „giebt's nicht" heißt.

Gabelentz führte an, daß jemand übersetzen sollte, „ich bin krank". Er ist aber nicht krank, also übersetzt er: „Nein, ich bin kerngesund".

Die Fragen nach religiösen Dingen — bei den Bantunegern nach den Geistern der Verstorbenen — pflegen solche Antworten hervorzurufen, mit denen nichts anzufangen ist. Man kann auf diesem Gebiet alles Mögliche in die Leute hineinfragen.

Unerwartete Hindernisse bereitet hier ein seltsamer Gebrauch, dessen Spuren man in der ganzen Welt findet. Bekanntlich „will" im Deutschen ein König nicht, sondern er „geruht", er „ißt" nicht, sondern er „speist", er setzt sich nicht zu „Tisch", sondern zur „Tafel" u. s. f. Ähnlich werden z. B. im Samoanischen gewisse Worte nur von Fürsten, andere von gemeinen Leuten gebraucht. In Afrika sind es meist die Frauen, die gewisse Worte nicht sagen dürfen und sie durch andere von ihnen zum Teil willkürlich gebildete Worte ersetzen. Der arme Sprachforscher, der ein solches „Frauenwort" gefangen hat, wird daran nicht viel Freude erleben. Man macht dabei eben auch die Beobachtung, daß die Regeln über das Schickliche in der Welt sehr verschieden sind, und daß man absichtlich falsche Antworten bekommt, weil man nach etwas gefragt hat.

wonach man nicht hätte fragen sollen. So z. B. ist es im Deutschen sehr unschicklich, einen Bekannten oder Freund nicht nach dem Befinden seiner Frau zu fragen, im Arabischen ist es einfach unanständig, ihn danach zu fragen ꝛc.

4. Man wird bei diesen Anfangsversuchen die Zeichensprache oft zu Hilfe nehmen, aber auch sie ist ein sehr trügerisches Hilfsmittel und mit Vorsicht zu gebrauchen.

Wie verschieden sind z. B. die Methoden der Menschen sich zu grüßen! Die Europäer nehmen die Kopfbedeckung ab, die Orientalen behalten sie auf, die Europäer schütteln sich die Hände, die Basuto klatschen in die Hände. Die europäischen Frauen machen einen Knix oder eine Verbeugung, wenn man ihnen etwas schenkt, die Konde-Frauen wälzen sich an der Erde. Der Kuß als Freundschaftszeichen ist den Afrikanern unbekannt. Die Konde sagen voll Verwunderung: „Die Europäer lecken ihre Frauen." Der Europäer winkt und hält dabei die Rückseite der Hand dem andern zugekehrt, der Orientale hält die Handfläche zu dem andern hin und kratzt ihn gleichsam herbei. Der Europäer zählt auch im Kinderreim: „Das ist der Daumen" u. s. w., indem er mit dem Daumen beginnt. Die meisten, wenn nicht alle Bantuneger fangen mit dem kleinen Finger an, und im Kinderreim ist dann der Daumen der, der nicht dabei gewesen sein will. Eigentlich ist das richtig, denn der Daumen steht allein, den anderen Fingern gegenüber (vgl. Büttner, Anthologie. Berlin 1894 S. 202.) Bei 10 klatschen viele Afrikaner in die Hände oder halten beide Fäuste übereinander, bei 8 halten einige je zwei Fingerzusammen, die Daumen werden eingekniffen, bei 7 ist's ähnlich, nur daß einer fehlt. Bei 9 halten die Duala den Daumen der rechten Hand hin, der soll abgezogen werden. Im Konde ist 20 „ein Mensch" nämlich mit Händen und Füßen, und hundert heißt „fünf Menschen". Aber es zählen nicht einmal alle Menschen an den Fingern bis 10, sondern in Indien giebt es Völker, die bis 12 zählen und dazu mit dem Daumen ihre 12 Fingerglieder abzählen. — Übrigens spielt die $60 = 5 \times 12$ seit uralter Zeit eine große Rolle in Babylon, und unsere Schock, Sekunden und Minuten sind Erinnerungen an jene 12-Zählung.

b) Wenn die Wörterverzeichnisse einen gewissen Umfang gewonnen haben, und eine Sammlung von Begriffen und Sätzen dem Missionar in der fremden Sprache feststeht, wird er zunächst an die Ausarbeitung einer Fibel gehen; denn seine Arbeit ist ja Unterricht, und was er erstrebt, ist, daß die Leute Gottes Wort nicht nur hören, sondern auch lesen.

Die Herstellung der Fibel setzt aber nun bereits eine Orthographie voraus. Mit ganz geringen Ausnahmen hat man sich in der ganzen Welt darüber verständigt, daß es praktisch ist, für alle ungeschriebenen Sprachen das lateinische Alphabet zu Grunde zu legen. Das scheint nun sehr einfach zu sein, und glücklicher Weise sieht auch der Missionar nicht gleich alle Schwierigkeiten, die hier vorliegen. Da er nämlich die Sprache nur unvollkommen kann und auch noch unvollkommen hört, so

erscheinen ihm viele Laute gleich, die doch verschieden sind. Oder er hört wohl, es ist nicht alles gleich, aber er hält die Unterschiede für unerheblich und bezeichnet die einander ähnlich klingenden Laute mit demselben Zeichen. So bekommt er ein Schriftsystem, das im wesentlichen nur das lateinische Alphabet ist und recht hübsch klar aussieht. Leider ist diese Klarheit trügerisch. Je besser die Sprache bekannt wird, um so mehr kommt man dahinter, wie falsch man anfänglich geschrieben hat.

So wurde bis vor kurzem im Kafferschen t und th, b und bh, k und kh u. s. w. nicht unterschieden.[1]) In keinem Dualadruck sind meines Wissens bis heute die zwei d und die zwei b des Duala unterschieden. Ich selbst habe viel mit Duala gesprochen, und hätte die Unterschiede wahrscheinlich bis heute nicht gekannt, wenn mich nicht ein junger Duala darauf aufmerksam gemacht hätte. In dem amtlichen Verfügungsstil des Suaheli werden heute noch die 4 t, die 2 d, die 2 p, die 2 k, die das Suaheli hat, nicht unterschieden, ja gutturales n und ng schreibt man gleich, der Unterschied des cerebralen von dem dentalen n ist noch so gut wie ganz unbekannt u. a. m.

Für eine Anzahl Laute wollen aber die lateinischen Buchstaben durchaus nicht ausreichen, und da setzt denn der eine einen Strich neben, der andere einen über den Buchstaben, der dritte nimmt einen Bogen, der vierte einen Punkt; ein anderer denkt sich eine ganz neue Letter aus wie die amerikanischen Missionare in Gabun, wieder ein anderer nimmt einen Buchstaben des Alphabets, den er sonst nicht gebraucht, um den Laut auszudrücken. Man denke aber nicht, daß die Missionare einer Gesellschaft oder gar verschiedener Gesellschaften bei einem Volk dieselben Zeichen wählen, im Gegenteil! So viel Köpfe, so viel Sinne.

Die folgenden Beispiele für Orthographie beziehen sich nicht nur auf die Fibel, sondern auch auf weitere Drucke, ich füge sie aber der Vollständigkeit halber hier bei.

Einen Strich setzt Beuster neben das t, um zu bezeichnen, daß es ein dentales t ist und nicht cerebral, neben das f, um zu bezeichnen, daß es ein f ist und zwar ganz wie das deutsche f.

Dagegen setzt Steere einen Strich neben das t, um anzudeuten, daß es eigentlich ein th ist. Und Hahn setzt neben das k einen Strich, um anzudeuten, daß es eigentlich kein k ist, sondern ein t mit nachfolgendem Palatallaut, wie tch in „Beetchen".

Die Hereromissionare schreiben heute meist ein s mit Bogen darunter, wo Bleek ein griechisches ϑ schrieb. Auch t und n nnd d bekommt bei einigen diesen Bogen, bei andern werden diese Zeichen von gewöhnlichem t, d, n dadurch unterschieden, daß das eine in Antiqua, das andere in Cursiv gedruckt wird.

[1]) Vgl. dazu L. Grout, The Zulu language, London 1859. § 17. Der Verfasser merkt wohl, daß noch andere Laute vorkommen, als er angiebt, aber er hält es nicht für nötig, sie zu schreiben.

Das Zeichen r wird von den meisten ziemlich kritiklos neben l gebraucht, von einigen für richtiges dentales r, von anderen z. B. im Kafferschen für einen Kehllaut — eig. für zwei verschiedene — der dem deutschen ach-Laut ähnlich ist.

Das Zeichen c ist im Kafferschen der Ausdruck für einen Klix, ähnlich dem, den wir Deutschen gebrauchen, wenn uns etwas leid thut (eigentlich kann es auch wieder mehrere verschiedene Laute bedeuten). Im Setschuana steht es für allerlei Zischlaute, ich glaube für 4 verschiedene, im Suaheli steht ch für tch bez. tsch u. s. f. x ist den Kaffersprachen wieder das Zeichen für Schnalzlaute, in Angola und am Kongo so viel als deutsches sch, das sonst von Koelle durch s mit Punkt darunter, von den Basutomissionaren durch s mit Bogen darüber, von andern durch sh ausgedrückt wird; denselben Laut, den man im Zulu mit r, im Sepedi mit χ, im Setschuana mit g schreibt, schreibt Bleek y mit Bogen darüber.

Ein besonderes Kapitel ist die Orthographie biblischer Namen. Die einen schreiben die Namen so, wie sie in der deutschen, englischen, lateinischen Bibel stehen, andere wie die Eingeborenen sie eventuell aussprechen könnten. Als besondere Merkwürdigkeiten führe ich an Krais für „Christus", Pitar für „Petrus", James für „Jakob".

2. An die Fibel wird sich bald weitere Litteratur anschließen. Man pflegt zuerst ein biblisches Lesebuch, biblische Geschichten, Perikopenbuch oder dergl. anzulegen. Man hat dabei den Vorzug, daß man die Teile der h. Schrift, die sich am besten zum Übersetzen eignen, und die von den Leuten am besten aufgefaßt werden, sich aussuchen kann. Trotz dieser Erleichterung wird die Arbeit schwer genug werden.

Solange man nur äußerliche Dinge, die dem Vorstellungskreise der Leute entnommen sind, übersetzt, wird man verhältnismäßig leicht verbessert werden, wenn man falsch spricht; aber wenn nun die Leute gar nicht wissen, was man sagen will, wie sollen sie verbessern?

Allerdings hat das Verbessern auch ohnehin seinen Haken. Der Afrikaner ist in mancher Hinsicht verzweifelt höflich. Da der Missionar ja in vielen Dingen so weise ist, muß er doch eigentlich auch besser wissen, wie man spricht, als der Eingeborene. Anstatt also die Fehler in der Rede des Missionars zu verbessern, machen sie seine Fehler nach. Wem das nicht glaublich scheint, den erinnere ich daran, daß berühmte Prediger, Professoren und Generalsuperintendenten zuweilen so blind begeisterte Schüler haben, daß diese nicht nur den geistigen Aufbau, sondern auch Sprachmängel in der Predigt ihres Ideals nachahmen. Uns pommerschen Pastoren begegnet es oft, daß die Leute erwarten, man müßte die Schreibung ihres Namens besser kennen als sie selber. Die Missionsstation Botshabelo wird von vielen Europäern und im Anschlusse daran von christlichen Basuto mit offnem o in erster Silbe gesprochen, obwohl das o zweifellos geschlossen ist.

Bei Feststellung der Kondegrammatik wurde Schumann zweifelhaft, ob er die zweite Bitte richtig gesagt hätte: „Dein Reich komme" oder ob er nicht gesagt hätte: „Dein Reich ist gekommen". Die Konde konnten ihn nicht verbessern, denn sie kannten ja das Vaterunser nicht.

3. Diese Schwierigkeiten bei der Übersetzung werden sich häufen, je mehr man nicht nach Auswahl, sondern nach der Reihe übersetzt, also bei der Übersetzung längerer Abschnitte oder ganzer Bücher der h. Schrift.

Zunächst fallen Schwierigkeiten ins Auge, wo es sich um die Benennung von konkreten Dingen handelt, die bisher unbekannt waren. Wir Deutsche haben eine Reihe von Fremdwörtern auf diese Weise aufgenommen, wie Kamel, Myrrhe, Wein, Öl, Priester, Opfer, Altar, Tempel u. s. w. Da die Sache nicht bekannt war, nahm man mit der fremden Sache auch das fremde Wort. Man wird das unbedenklich thun dürfen auch in afrikanischen Sprachen. Anderes läßt sich übersetzen und so gleichsam beschreiben, wie wir Deutschen es machten mit Weihrauch, Ölbaum, Ölberg, u. ä. Solche mehr oder weniger glücklichen Übertragungen haben natürlich ein Recht in der Übersetzung, ich möchte aber vor unbedachten Übertragungen warnen, wie z. B.: „Berg von Öl" für „Ölberg", das einem ostafrikanischen Missionar mit untergelaufen ist. Für den Wolf im Gleichnis vom guten Hirten nehmen manche bekannte Tiere, wie den „Leopard", andere sagen ewolfi. Ich würde hier der ersteren Weise den Vorzug geben.

Schwieriger ist die Übertragung von abstrakten Begriffen, die den Leuten fremd sind.

Es ist schon schwer genug, ein Abstraktum, das vollkommen gut übersetzt werden kann, zu identifizieren. Im Duala giebt es z. B. ein ganz gutes Wort für „Hoffnung": dipita. Trotzdem habe ich mich einmal stundenlang mit einem Duala geplagt, das Wort zu finden, obwohl der Mensch deutsch ganz gut sprach und schrieb, und ich vom Duala, wenn auch nicht viel, so doch etwas verstand. Wie schwer wird die Sache dann erst, wenn man Abstrakta übersetzen soll, für die die Sprache ein Wort noch nicht geprägt hat. So ist z. B. das Wort für „heilig" schon deshalb so schwer zu finden, weil die Theologen selbst über den eigentlichen Grundbegriff des Wortes nicht einig sind. Die landläufige Erklärung von „heiligen" ist „absondern". Im Sesuto wählte man also als Grundbegriff „absondern". Man hatte dort ein Wort khetha dafür, wenn von einer Herde einige Kühe abgetrieben werden. Dies Wort schien geeignet zu sein. Das Heilige war also das Abgesonderte, Abgetriebene. Nun ist aber der eigentliche Sinn von khetha nicht das Absondern für einen bestimmten Zweck, sondern das Durchteilen. Man nennt z. B. auch das Durchteilen des Bartes in der Mitte khetha, und jemand, der einen solchen Bart hat, heißt demnach der Mann mit dem geteilten oder dem „heiligen" Bart. Ein anderes Wort ila wurde für „heiligen" vorgeschlagen. Das Wort deckt sich thatsächlich in mancher Beziehung mit dem lateinischen sacer, was man nicht anrühren, nicht essen darf, nähert sich also dem „unrein" der Hebräer. Zur Wiedergabe mancher Beziehungen von „heilig" wäre das Wort brauchbar, aber die Vorstellungen, die wir mit dem h. Geist, der h. Taufe, der h. christlichen Gemeinde verbinden, wollen sich doch damit nicht vereinigen lassen. Ähnliche Schwierigkeiten bereiten „Gerechtigkeit", „Keuschheit" — auch „Liebe", vgl. lat. caritas und amor.

Die Schwierigkeiten sind besonders groß bei der Übersetzung des Gottesnamens. Die Übersetzung soll so bald wie möglich gefunden werden, denn man soll den Leuten ja von Gott sagen, und doch

möchte man an die Übersetzung dieses Namens erst gehen, wenn man alles andere schon weiß, und Sprache, Sitte, Lebensart der Leute kennt. Man hat hier und da sich entschlossen, die Gottesnamen später noch zu ändern, weil der Widerspruch der Bedeutung des Namens mit seinem jetzt erst verstandenen wörtlichen Sinn den Missionaren ganz unerträglich wurde.

Ich möchte hierbei daran erinnern, daß die Bantu nicht Polytheisten sind. Wiederholt wird von Leuten, die mit ihnen zu thun haben, hierher berichtet, daß sie nichts von Götzendienst wissen. Man braucht nicht nach Afrika zu gehen, um das zu erfahren. An den Westküsten Afrikas findet sich allerdings Fetischdienst und allerlei Amulettenwesen, das aber vielleicht ebenso fremden Ursprungs ist, wie die Amulette der mohammedanischen Ostafrikaner. Trotzdem ist natürlich mit ihrem Gottesbegriff allerlei Aberglauben verbunden. Auch haben sie für ihren Gott verschiedene Namen. Ferner herrschen neben diesem Gott allerlei kleine Geister, Wassergeister, Baumgeister, Spukgeister, Gespenster, die zum Teil direkt als Geister der Verstorbenen bezeichnet werden, und eine gewisse religiöse Aufmerksamkeit erfahren.

Bei der Frage nach dem Namen Gottes wird man sich also darüber klar sein müssen, daß man sehr verschiedene Antworten erhalten wird, je nachdem man diese oder jene Seite des göttlichen Wesens bezeichnet oder auch je nachdem der Fragende Vertrauen bei dem Frager genießt. Denn wie der Deutsche auch „der Himmel", „der Allmächtige" sagt, wo er sich scheut den Namen Gottes zu gebrauchen, so machen es die Afrikaner auch. Viele afrikanische Missionare haben einen Gottesnamen eingeführt, der eigentlich „Himmel", „Sonne", „Licht" und ähnliches bedeutet. Andere gebrauchen einen Namen, der an der Westküste sehr verbreitet ist und etwa njambi oder ähnlich lautet. Die Ableitung ist unsicher. Ich glaube, daß es wohl das Geschick ist, das gute und böse. So gebrauchen einige Kamerunstämme das Wort geradezu für „Unglück", „Krankheit". Ein ähnliches Schwanken der Bedeutung ist auch bei dem im Norden von Kamerun üblichen Wort Obasi zu bemerken. Das Wort heißt in vielen Sudansprachen, die, wie Krause sich ausdrückt, bantoid sind, „Himmel", im Isubu (Kamerun) „Gott". Es ist wahrscheinlich stammverwandt mit dem Lu-bare der Baganda und dem Mbasi, dem Teufel, der Konde.

Umschreibungen anderer Art sind der „Allerhöchste", „der Gute" u. a. Die Kaffern haben ein Wort, das man wohl aus dem Hottentottischen ableiten muß, manche Ostafrikaner nehmen das arabische Allah. Beachtenswert ist der Gebrauch von Modimo bei den Basuto, da der Stamm dimo, die jenseitige, übersinnliche Welt bezeichnet. Allerdings ist hier die Verwandtschaft mit den Badimo mißlich, die als böse Geister, Gespenster bis nach Kamerun (im Duala sagt man bedimo) gefürchtet werden.

Ähnliche Schwierigkeiten macht der Teufel. Im Konde hat man außer dem schon erwähnten nationalen Mbasi noch den arabisch-hebräischen Satano und die griechischen ndemoni eingeführt. Ich möchte auf geistigem Gebiet vor Fremdworten warnen. Im Kikamba fand ich als Name für den Herrn Jesus Bwana „der Herr", ein Suaheliwort, für den Geist Loho = arabisch-suaheli roho = hebr. ruach. Es ist nicht einzusehen, da ruach auch eigentlich „Wind" bedeutet, warum man nicht

einfach das Wort für „Hauch", „Wind", „Atem" nahm, das das Kikamba bot. Im übrigen wird man sich bei einem Blick in seine Bibel leicht überzeugen können, wie viele Schwierigkeiten die Übersetzung geistiger Vorgänge bietet und wird milde darüber urteilen, wenn Mißgriffe vorkommen.

Die Mitarbeit unterrichteter Eingeborener ist hierbei ganz allgemein als ein vorzügliches Mittel anerkannt, um eine gute Übersetzung herzustellen.

c) Bei diesen sprachlichen Arbeiten werden die Missionare ihre Beobachtungen über die betr. Sprache thunlichst austauschen. Der eine wird mehr Geschick und Neigung zu grammatischen, der andere zu lexikographischen Arbeiten zeigen, der eine wird in der Formenlehre, ein anderer in der Syntax besonders sicher sein, und über verschiedene Punkte wird man ganz verschiedener Ansicht sein und bleiben. Hierdurch wird sich das Bedürfnis herausstellen, die gewonnenen Resultate zusammenzustellen, zu ändern, zu sichten und thunlichst zu begründen. Obwohl das ein Ansatz zu systematischer Arbeit ist, so bleibt es doch zunächst empirisch, weil man eben über kein Gebiet der Grammatik und Lexikographie ganz klar ist, sondern sich und andern Klarheit verschaffen möchte. Viele von diesen Arbeiten sind ungedruckt geblieben — jeder Missionar muß sich ja so etwas für seinen Privatgebrauch anlegen — viele sind gedruckt. Sie wollen mit Ehrfurcht behandelt sein. Denn diese Bücher sind oft unter harter körperlicher Arbeit von meist ungeschulten Leuten verfaßt. Oft wurde die Arbeit unterbrochen durch Wochen der Krankheit und Krankenpflege, oft gehindert durch allerlei andere Widerwärtigkeit. Aber der große Freund und Kenner afrikanischer Völker und Sprachen R. N. Cust hat recht: Sie sind geheiligt durch Gebet. Außerdem ruht alles, was heute in Africanis geleistet wird, auf diesen Erstlingsarbeiten.

Da es mir darauf ankommt, zu zeigen, wie man über sie hinausgekommen ist und noch weiter kommen kann, will ich im folgenden auf einige Abwege hinweisen, auf die mancher von diesen Pionieren geraten ist. Was sich in ihren Werken Gutes und Tüchtiges findet, möchte ich an dieser Stelle nicht weiter ausführen, es ist mit kurzem Wort gesagt: Sie haben die Grundlage geschaffen, auf der wir alle stehen.

1. Eine Art Grammatik und Wörterbuch zu behandeln, ist die mythologische. Zweifellos ist ein Zusammenhang zwischen Sprache und Mythologie festzustellen; wohl niemand hat diesen Zusammenhang so geistvoll behandelt wie Max Müller, aber wie fruchtbar die Phantasie auf diesem Gebiet walten kann, ist bewundernswert. Ich gebe einige Proben davon, denen ich nichts hinzufüge.

So schreibt Brincker (Wörterbuch des Otji-Herero. Leipzig 1886) S. 137: „Als der Ur-ntu ein Ich ouami, ami und ein Du ove gesetzt und vom Ich aus auf sich durch me und von Du aus auf mo reflektierte, konnte er nicht anders als auch ein Er, d. i. ein drittes Wesen mit in den Bereich der Persönlichkeit zu ziehen. Dieser Er (Sie, Es), stellte sich ihm als Xylogon in dem Baume dar. Dieser repräsentierte zunächst für ihn die Erpersönlichkeit. Auf diesen übertrug er analog den Acta homogena auch die Acta xylogena" u. s. w.

Derselbe schreibt in der Zeitschr. für afrik. und ocean. Sprachen. Jahrg. I, S. 168: „Alle drei Variationen (f, t, s) sind möglicherweise in dem hebr. Taw nach dessen ursprünglicher Aussprache und etymol. Bedeutung vereint gewesen, und lesen wir das hebr. „mut" von hinten, dann haben wir (da mem ursprünglich eine Art Präformativum war) die in der Konjugation von t-a sich ergebende Form tu, fu, sui (fi). Auch an unser „tot" könnte das t (von t-t) erinnern" „Im U-mbundu existiert neben -fa noch ta-ka (Otjih.-ko-ka) verwandt mit ta-ka-ta (ta verdoppelt und das intr.-passive ka eingeschoben) für „to pass away, evaporate," Verschwinden der Lebenskraft. Dieses drückt das Entweichen des Lebens passiv aus, bei ta, fiá, fa, suá liegt aber ein gewaltsames Agens im Hintergrunde, wobei der mythische umu-si-si, omu-fi-fi, im Chiny. m-fi-ti (evil spirit), der Princeps mortis, was zu thun gehabt hat. Hier begegnen sich die bantuistischen Urtypen des Lebens und des Todes: ombomi = ubómi und omu-si-si = omu-fi-fi = m-fi-ti." So weit Brincker.

2. Hiermit verwandt ist die Behandlung des Wörterbuchs nach reiner Intuition. So macht es z. B. Döhne, a Zulu-kafir dictionary. Cape Town. 1857. Nach exakter Forschung würde man eine Anzahl Worte in ihrer Bedeutung sicher feststellen ohne jede systematische Beziehung. Man würde diese Bedeutung nicht in die Leute hineinfragen, sondern abwarten, daß sie die Worte gebrauchen, und sich dann diesen Gebrauch merken. Glaubt man dann zu finden, daß dieselben Silben in den verschiedenen Worten dieselbe Bedeutung haben, so wird man weitere Beispiele suchen und durch genaue Vergleichung die Ableitung der Wörter finden. Döhne macht es anders. Ohne genaue Kenntnis der Lautgesetze und der Ableitungsendungen sieht er intuitiv, was eine Silbe bedeutet, setzt aus diesen Silben Wörter zusammen, findet ihre Grundbedeutung und leitet davon dann alles andere ab — alles intuitiv.

So z. B. soll im Zulu fu „Druck, Betrübnis" bedeuten und inda „ausdehnen". Daraus läßt er funda entstehen, das dann bedeuten soll „ausziehen", „drücken bis zur Ausdehnung" auf körperliche und geistige Fähigkeiten angewandt. So bringt er dann schließlich fundisa „lehren" heraus. Davon, daß die mit fu beginnenden Wörter im Zulu eine sehr verschiedene Etymologie haben können, konnte er keine Notiz nehmen, da diese Thatsache damals noch unbekannt war.

3. Es ist keinem Missionar zu verdenken, daß er sich in sein Volk und seine Sprache verliebt, ja wenn er es nicht thut, dann taugt er in

der Regel nichts. Aber diese Liebe führt auf einen weiteren linguistischen Abweg, nämlich den, daß er die von ihm behandelte Sprache für die Ursprache hält und alles daraus erkennen will. Infolgedessen lehnt er jede Erklärung von Worten seiner Sprache ab, die sich auf Beobachtungen in andern Sprachen stützt. Es ist ähnlich, als wenn ein Philologe urältester Schule nur das Lateinische als Sprache gelten läßt und jede Erklärung lateinischer Wortformen aus dem Sanskrit mit Erbitterung abweist, dagegen deutsche, griechische, hebräische Sprachformen nach lateinischer Weise begreifen will.

So ist Kolbe geneigt, das Herero nicht nur als Ursprache der Bantusprachen anzusehen; diese Anschauung teilt er wohl mit vielen Hereromissionaren, sondern griechisch, hebräisch, lateinisch, deutsch, daher zu begreifen. So seltsam das klingt und so wenig ich seine Resultate unterschreibe, so ist doch gewiß mancher geistvolle und frappante Gedanke in seinen Büchern (F. W. Kolbe, a language study, based on Bantu. London 1888). Ähnliche Bedeutung für das Bantugebiet legt Berthoud dem Shi-Gwambau Bentley der Kongo-Sprache bei. Ich setze die gleiche Neigung bei jedem afrikanischen Missionar voraus, der eifrig in der Sache gearbeitet hat, bis er mir das Gegenteil versichert.

4. Mit diesen Autochthonen verwandt sind die Sprachvergleicher. Die Arbeit dieser Männer hat sehr viel beigetragen zum Fortschritt der afrikanischen Sprachforschung. Wenn ein Missionar von einem Volk zum andern versetzt wurde, etwa von den Kaffern zu den Basuto, von den Herero zu den Ovambo, so drängte sich ihm die Ähnlichkeit der neuen Sprache unabweislich auf, und es reizte ihn allerlei Ähnlichkeiten zusammenzustellen. Eine ganze Reihe älterer Grammatiken zeigen schon Versuche in dieser Richtung, die viel Treffendes enthalten. Leider begnügte man sich aber zumeist mit Beispielen, bei denen die Identität der Worte auf der Hand lag oder ließ sich gar vom Gleichklang verführen, zusammenzustellen, was nicht verwandt war. Man unterließ es ganz, systematisch und exakt vorzugehen, und so kamen diese etymologischen Studien nicht über die Anfangsgründe hinaus und blieben für Grammatik und Wörterbuch ziemlich wertlos.

Völlig verfehlt sind aber diese Arbeiten, sofern sie über das Sprachgebiet der Bantu hinausgehen. Man war damals noch nicht imstande, bei den Bantuworten sicher zu sagen, was Stamm und was Bildungselemente waren, und so verglich man, wo nichts zu vergleichen ist. Eine besondere Abart dieser Etymologen sind die Semitenjäger, besonders die, welche die versprengten 10 Stämme Israels finden wollen.

So vergleicht z. B. Casalis (Séchuana-Grammatik. Paris 1841) pelo mit לֵב, bana mit בָּנִי (wie er schreibt), ka-pele „vor" mit קבל u. s. w. Döhne (Zulu-Wörterbuch Cape Town. 1857) vgl. hlaba „schlachten" mit זבח, hlala „leben" mit חיה, nuka „riechen" mit רוח.

So vergleicht Kolbe (Hererowörterbuch. Cape Town. 1883.) Herero etupa „Knochen" mit Viti (Polynesien) katuba „Thor, Fenster" und lateinisch tuba.

Von Zeit zu Zeit pflegen ja in den Tagesblättern Nachrichten über die Auffindung der 10 Stämme aufzutauchen. Am befremdlichsten war mir eine Notiz, daß es die Suaheli seien. Der Schreiber hatte einige Zeilen Suaheli gelesen, und die hebräischen Worte waren ihm darin aufgefallen. Auf den Gedanken war er aber nicht geraten, daß sie ähnlich ins Suaheli gekommen sein könnten, wie ins Deutsche Johannes, Adam, Amen und Hallelujah.

Die Semitenjägerei beruht einmal darauf, daß die meisten Missionare keine andere nicht indogermanische Sprache kennen, als das Hebräische und darauf, daß thatsächlich in Ostafrika semitische, nämlich arabische Einflüsse seit alter Zeit vorliegen, so ist z. B. mali „Geld" in den ostafrikanischen Sprachen zweifellos arabisch, und das Suaheli ist mit arabischen Worten durchsetzt wie das Deutsche mit lateinischen und französischen.

5. Bei der Anlegung von Wörterbuch und Grammatik ist die Gefahr der Fabrikation von Worten und Wortformen viel größer als man denkt. Man hängt in grammatischer und lexikographischer Beziehung so fest an dem Gewohnten, daß man sich einbildet, es muß da sein, und doch ist es nicht da.

So z. B. sind die Bantusprachen sehr arm an Adjektiven und in ihrem Gebrauch sehr sparsam. Wir Indogermanen finden uns schwer in eine Redeweise hinein ohne Adjektiva. Uns ist die Komparation ein sehr wichtiger Vorgang, und hier giebt es weder Komparativ noch Superlativ. Bei uns drückt die Präposition es aus, ob ich „aus" der Stadt komme oder „nach" der Stadt reise. Bei den Bantu ist die Präposition dieselbe, nur das Verbum anders. Im Duala heißt „morgen" und „gestern" kiele. Die Duala behaupten, daß man nicht irren kann. „Wann wirst du kommen?" „kiele" also „morgen". „Wann warst du dort?" „kiele" also „gestern". Dem Gefühl des Europäers ist das aber so unerträglich, daß Christaller vorschlägt, „morgen" kiele und „gestern" kiere zu schreiben. Dergleichen künstliche Unterscheidungen sind für den Europäer ja vielleicht von Wert, für den Afrikaner gewiß nicht.

Übrigens ist das Erfragen von Verbalformen schon deshalb nicht ganz einfach, weil der Gefragte ja keine Vorstellung von Konjugation hat, sondern immer denkt, man will eine Mitteilung von ihm haben. Besonders seltsam fällt es aber aus, wenn man sich unglücklicherweise auf Dinge versteift, die nicht da sind, wie z. B. wenn man im Bantu nach „sein" und „haben" fragt. „Ich bin" sagt ja nichts, also wird der andere gewiß antworten: „Du bist ein Europäer" oder „Du bist weiß" oder dergl. Ein eigentliches Wort für „haben" findet sich in fast keiner Bantusprache.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

V.

Der Beruf und die Fähigkeit des Christentums, die schweren sozialen Schäden der nichtchristlichen Welt zu heilen, war im ersten Bande des Dennis'schen Werkes nur im allgemeinen und mehr theoretisch dargethan worden. Die eingehende Darstellung dessen, was die christliche Mission mit ihrer Arbeit an der sozialen Hebung der Menschheit bisher erreicht hat und in immer steigendem Maße noch weiter zu leisten verspricht, war dem zweiten Bande vorbehalten geblieben. Derselbe sollte nach dem ursprünglichen Plan in zwei weiteren Kapiteln das Ganze zum Abschluß bringen. Dies hat sich indes angesichts der Überfülle des Stoffes als unthunlich erwiesen[1]). Der zweite Band, der vor kurzem, später als es beabsichtigt gewesen war, erschienen ist, enthält von dem letzten Kapitel nur den kleineren Teil. Der Rest soll zusammen mit statistischen Tabellen und genauen Registern einen dritten Band bilden, welcher nochmals auf denselben Umfang wie jeder der beiden ersten berechnet ist. —

In der vielfach an die Ausführungen des ersten Abschnittes anklingenden Einleitung zum fünften Kapitel wird zunächst nochmals hervorgehoben, daß das Evangelium und daher auch die evangelische Mission kein soziales Programm im Sinne genauer allgemein bindender Einzelbestimmungen über die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens kennt. Soweit man von einer spezifisch sozialen Arbeit der Mission überhaupt reden kann, besteht dieselbe lediglich darin, die Auswirkung der individuellen Umwandlung auf den verschiedenen Gebieten des sozialen Lebens in die richtigen Bahnen zu leiten und ihre Entwickelung im einzelnen weiter auszugestalten und zu überwachen. Mag diese Arbeit auch je nach der Stufe, auf welcher die Mission die Völker vorfindet, in Art und Ausdehnung verschieden sein; ihr Hauptziel und ihre wesentlichen Wirkungen werden bei allen gleich sein müssen: überall hat die Mission hinzuarbeiten auf die geistliche Wiedergeburt des einzelnen Menschen und die sittliche Erneuerung der Sphäre, in der er lebt. „Stufenweise und von innen heraus", das muß allenthalben für sie die Losung sein. Darauf

[1]) Vielleicht wäre es doch nicht so völlig unausführbar gewesen, das Ganze in zwei Bänden unterzubringen, wenn die Disposition vorteilhafter angelegt und strenger eingehalten worden, außerdem hier und da mehr gekürzt worden wäre. Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes wäre dadurch nicht ausgeschlossen worden, im Gegenteil hätte es dem Werk nur zum Vorteil gereichen können, wenn auf diese Weise die zahlreichen Wiederholungen, die bisweilen ermüdend wirken, vermieden worden wären.

eben beruht einer der Hauptunterschiede der mittelalterlichen von der modernen Mission, daß jene die Völkerchristianisierung als erstes, unmittelbar zu erreichendes Ziel anstrebte, diese aber dieselbe nur mittelbar, dafür aber auch um so sicherer und gründlicher, durch die Einzelbekehrung zu erreichen sucht.

Die soziale Arbeit der Mission kann nicht damit beginnen, daß alle einzelnen Gebiete des gesellschaftlichen Lebens in einer dem Geist des Christentums entsprechenden Weise umgestaltet werden. Es muß zuerst ein sicherer Grund gelegt werden, ehe der Neubau der menschlichen Gesellschaft aufgeführt werden kann. Der Darstellung dieser vorbereitenden Thätigkeit der Mission nach ihren verschiedenen Seiten hin ist, wie auch die Überschrift andeutet (The dawn of a sociological era in missions), das fünfte Kapitel gewidmet.

1. Die erste und wichtigste Grundlage für die Neugestaltung des sozialen Lebens ist Umwandlung des individuellen Charakters. Hat auch, wie manche Beispiele zeigen, die von Gott dem Menschen eingepflanzten guten Triebe selbst ein jahrhundertelanges Leben fern von Gott nicht ganz auszutilgen vermocht, so ist doch nicht minder gewiß, daß ein Charakter, wie ihn das Heidentum aus sich allein heraus erzeugt, nicht imstande ist, den starken zersetzenden Tendenzen, die in der nichtchristlichen Welt wirksam sind, erfolgreich zu widerstehen. Eine verderbte Individualität ist das erste, womit die christliche Mission in Berührung kommt, wenn sie an der Heidenwelt zu arbeiten beginnt; ein umgeschaffener Charakter muß daher auch ihr erstes Ziel sein. Ein religiöser Charakter in dem Einzelnen ist der gute Boden, auf dem allein die höheren sozialen Tugenden recht gedeihen können. Daß die christliche Mission diesen Boden bereitet, ist ihr edelster und wirksamster Beitrag zur Hebung der nichtchristlichen Gesellschaft.

Beispiele solcher umgewandelter Charaktere fehlen auf keinem Missionsfeld. Einem der wildesten Stämme Südafrikas gehörte der bekannte Häuptling Afrikaner an, der, früher als gefährlicher Räuber weithin berüchtigt, unter dem Eindruck der Predigt des Evangeliums ein eifriger Sucher nach der Wahrheit und späterhin der geistliche Leiter der Bekehrten seines Volkes wurde. Durch seinen mannhaften Widerstand gegen die unter seinem Volke schon bestehenden Unsitten und gegen die von außen eindringenden üblen Einflüsse (namentlich den Branntweinhandel) hat sich der Häuptling der Bamangwato (ebenfalls in Südafrika), Khama, rühmlich hervorgethan; man hat ihn den Louffaint l'Ouverture der Betschuana genannt. In Ostafrika hat besonders glänzend die Geschichte der Mission in Uganda gezeigt, wie die lebendige Erfassung des Christentums das ganze Sinnen und Denken der Bekehrten umwandelt. Im dunkelsten Gebiet des dunkeln Erdteils, in Westafrika, begegnen uns Erscheinungen wie Sir Samuel Lewis, Bürgermeister von Freetown (Sierra Leone), der erste Neger, dem die Ehre der Erhebung in den englischen

Ritterstand zuteil wurde, und der allbekannte Samuel Crowther, unter den Negern Afrikas der erste Bischof und Doktor der Theologie. Auch die Südsee-Inseln, einst die Heimstätten der entartetsten Barbarei, sind reich an erhebenden Beispielen der tiefgreifenden Wandlungen, die durch das Christentum in der gesamten Lebenshaltung ihrer Bewohner gewirkt worden sind. Mag diesen auch noch mancherlei Unvollkommenheit und Unbeständigkeit anhaften, gewiß ist doch, daß Gestalten, wie sie u. a. namentlich J. Paton in seiner Selbstbiographie (besonders in dem Kapitel: „Federzeichnungen von Aniwanern") so meisterhaft geschildert hat, vor der Einführung des Christentums dort ganz undenkbar gewesen wären. Ein ebenso erfreulicher Kontrast zwischen Einst und Jetzt läßt sich unter den christianisierten Indianern Nordamerikas beobachten, von denen gar manche, was Ehrlichkeit und Treue anlangt, ihren weißen Nachbarn und Feinden zum Muster dienen könnten. Die lange Reihe charakterfester Persönlichkeiten voll heiligen Eifers und hoher sittlicher Kraft, die die neuere Missionsgeschichte Indiens aufweist, würde dem Christentume zu allen Zeiten und in allen Ländern Ehre machen. Auf Männer wie den Rev. W. T. Satthianadhan und den früheren Mohammedaner Dr. Imadeddin hat die Christenheit Indiens ein Recht stolz zu sein. Eine Wirksamkeit wie die des eingeborenen Pastors und Arztes John Williams unter den wilden Waziri-Stämmen im Nordwesten Indiens ist ein Beispiel dafür, zu welcher Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit das Christentum auch die Söhne Indiens heranzuziehen vermocht hat. Unter den christlichen Chinesen ragt hervor „der alte Wang", der erste chinesische Evangelist in der Mandschurei, ein Beispiel treuer Hingebung im Dienst des Evangeliums, und ferner Tschung Lin, der, erst im Alter von vierzig Jahren getauft, noch dreißig Jahre lang seinen Glauben inmitten vieler Versuchungen und heftiger Verfolgungen mannhaft vertrat. In dem tibetanischen Postmeister in Leh erklärt Mrs. Bishop einen Christen von makellosem Ruf kennen gelernt zu haben, den seine Charakterfestigkeit und Demut zu einer lebendigen Predigt in diesem dunkelen Lande machten. Was endlich auch in Japan das Christentum aus denen gemacht hat, die sich seiner Zucht aufrichtig unterstellt haben, dafür ist das Leben und die Wirksamkeit des leider so früh verstorbenen Gründers der Doschischa in Kioto, Josef Nisima, ein sprechender Beweis. — Nicht minder als in dem Leben und Charakter der Männer machen sich die neugestaltenden Wirkungen des Christentums unter der Frauenwelt geltend; sein Einfluß zeigt sich unverkennbar in den vielen edlen Frauengestalten, die sich unter den Christinnen namentlich Indiens, Japans und Chinas finden.

2. Wie das individuelle, so ist auch das soziale Gewissen der nichtchristlichen Welt verdunkelt und verkehrt. In der Gestalt der öffentlichen Meinung stellt dasselbe eine Macht von furchtbarer Bedeutung für das gesamte Leben namentlich der orientalischen Völker dar. Seit Jahrtausenden nicht an freie Bewegung im Denken und Handeln gewöhnt, unterwerfen sich diese willenlos ihrem Zwang, zumal sie in ihr das einzige — freilich auch nur ein schwaches — Gegengewicht gegen die unerträglichsten Ausartungen der despotischen Gewalt besitzen. Im Bunde nicht nur mit der Trägheit und Schwäche, dem Stolz und Hochmut, sondern

auch mit den an sich edleren Regungen des Menschenherzens, der Ehrfurcht vor der Vergangenheit und der Liebe zum Vaterlande, setzt sie jeder Änderung einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Unter den Einflüssen, die diese Macht allein ernstlich und dauernd zu erschüttern vermögen, ist der von der christlichen Mission ausgehende der stärkste und nachhaltigste. Indem das Christentum den einzelnen Menschen umwandelt, bringt es, je mehr es an Gebiet gewinnt, allmählich eine Umbildung der öffentlichen Meinung zuwege, durch welche die Bahnen der sozialen Entwickelung nach besseren Zielen hingelenkt, die Hingebung, Begeisterung und Aufrichtigkeit des Strebens, die vielfach unverkennbar das religiöse Leben nichtchristlicher Völker auszeichnen, höheren und edleren Zwecken dienstbar gemacht werden.

Die auf die Umbildung der öffentlichen Meinung abzielende Wirksamkeit der christlichen Mission hat zwei Seiten: eine positive, die in der Einführung neuer Ideen, und eine negative, die in der Aufhebung alter Vorstellungen und Vorurteile besteht. Zu diesen gehört vor allem der fanatische Nationalstolz, die verblendete Selbstüberschätzung, die ingrimmige Verachtung alles Ausländischen, die zwar nicht überall so wie in China zum gewaltthätigen Haß gegen alle Fremden gesteigert, aber auch in anderen Ländern, z. B. in Indien, zu einem sehr bedenklichen Grad entwickelt ist; und selbst in Japan kommt ein unbändiger Chauvinismus nicht selten mit der besseren Einsicht und der weitverbreiteten Neigung zu Neuerungen in scharfen Konflikt. Ferner sind hier zu nennen die krassen Irrtümer in der Behandlung wissenschaftlicher und praktischer Fragen, die Verwirrung der sittlichen Begriffe, der Rassenhaß und Kastengeist und alle die anderen Auswüchse einer durch und durch verkehrten Lebensanschauung und -auffassung, die in den früheren Kapiteln bereits ausführlicher besprochen sind. Wie diese allein durch das Evangelium, das die Mission den Völkern bringt, beseitigt werden können, so vermag auch nur dieses den neuen Ideen, mit denen das Bewußtsein der nichtchristlichen Welt erfüllt werden muß, volle Geltung zu verschaffen: der Achtung des Menschen als Menschen, der Anerkennung seiner persönlichen Rechte, seiner Würde und seiner Bedeutung für die Entwickelung der Gesamtheit; der klaren Erkenntnis und rechten Beurteilung der Stellung und der Pflichten des Menschen im Haus, im Beruf und im staatlichen Leben; einer kosmopolitischen und philanthropischen Auffassung von den Beziehungen der Angehörigen verschiedener Staaten und Gesellschaftsschichten zu einander; der rechten Wertschätzung der Arbeit und einer geläuterten Anschauung von Gut und Böse, Ehre und Schande, Recht und Pflicht.

Der Prozeß, durch welchen sich diese Veränderung vollzieht, ist im einzelnen schwer zu beobachten und darzustellen; aber die Gesamtergebnisse liegen jedem nachdenkenden Beobachter klar vor Augen. Wenn neuerdings selbst über die Totengebeine Chinas der Geist des Fortschritts zu wehen beginnt, so ist das in der Hauptsache ohne Zweifel auf den Einfluß der christlichen Mission zurückzuführen. Ein Symptom der veränderten Anschauungen, die sich seit einiger Zeit in weiten Kreisen der Hindus Bahn zu brechen begonnen haben, ist die von einem Hauptwortführer der sozialen Reformer Indiens, dem Prokanzler der Universität Bombay, Dr. Bhandarkar, vor einigen Jahren bei der Übernahme des Vorsitzes auf der Poona Social Conference gehaltene Rede, in der er den Hauptschäden im sozialen Leben seines Landes sehr scharf zu Leibe geht. Man kann gegenwärtig vom ganzen Orient sagen, daß sich dort eine merkwürdige Unruhe und Unzufriedenheit mit den vorhandenen sozialen Zuständen und ein wenn auch zum Teil kaum merkliches, so doch schon recht verheißungsvolles Verlangen nach Höherem und Besserem regt, und auch unter denen, die noch nicht selbst Christen geworden sind, wird der Anteil der christlichen Mission an der Herbeiführung dieser erfreulichen Wendung bereitwillig anerkannt.

Daß der Missionar die soziale Reform nie für seine erste Aufgabe halten darf und es namentlich mit großer Vorsicht vermeiden muß, im Namen des Evangeliums Einzelheiten in der Gestaltung des sozialen Lebens in Sitten und Gebräuchen zu bekämpfen, die mit dessen Geist nicht wirklich im Widerspruch stehen, soll auch hier wieder nachdrücklich betont werden.

3. Eine der glänzendsten Seiten der sozialen Thätigkeit der Mission ist die Sorge für Erziehung und Bildung, deren grundlegende Bedeutung für die Hebung der Gesellschaft von selbst einleuchtet. In ihrem Streben, die traurigen Zustände, die in dieser Hinsicht fast überall in der nichtchristlichen Welt herrschen, zu beseitigen und die Segnungen einer gesunden Erziehung und gediegenen Bildung allen Ständen in einer ihren besonderen Bedürfnissen entsprechenden Weise zuzuwenden, hat die Mission bereits sehr ermutigende Erfolge erzielt. Zu den erfreulichsten Zeichen des Anbruches einer neuen Zeit gehört das fast allenthalben wahrnehmbare Erwachen eines bisher unbekannten Verlangens nach Unterricht und Bildung. Die Veranstaltungen und Arbeiten der Mission auf dem Gebiete des gesamten Erziehungswesens können, im ganzen betrachtet, bereits nach ihrem gegenwärtigen Stande[1]) als eine staunenswerte Leistung

[1]) Der Verf. giebt (S. 34, Anm. 2) folgende Zahlen, die er indes selbst als nicht vollständig, d. h. im ganzen (um etwa 10—15 %) zu niedrig bezeichnet, da das ihm zu gebote stehende Material nicht lückenlos sei: 112 Universitäten und Colleges (mit Einschluß der Vorbereitungs-Abteilungen) werden von 28523 Studenten besucht; dazu kommen 546 theologische Schulen und Anstalten zur Aus-

bezeichnet werden, und der Gewinn, der durch sie erzielt wird, ist sehr beträchtlich, wenn er auch leider von der überwiegenden Mehrheit der Missionsfreunde noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt wird.

4. In engem Zusammenhang mit der pädagogischen Thätigkeit der Mission und an Bedeutung ihr am nächsten steht die litterarische. Diese umfaßt alle Stufen des Wissens — von den Anfangsgründen des Lesens bis zu den höchsten wissenschaftlichen Problemen — und erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens und Strebens. Daß dabei Religion und Theologie in den Vordergrund gestellt wird, ist nur natürlich. An der Herstellung und Verbreitung der Missionslitteratur, in deren Mittelpunkt selbstverständlich die Bibel steht, haben die Bibel- und Traktatgesellschaften Englands und Amerikas den bedeutendsten Anteil. Die Zahl der Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel oder einzelne Teile derselben übersetzt sind, beläuft sich (ausschließlich der revidierten Neuauflagen) auf über 400. Im Manuskript teilweise oder ganz vollendet liegen außerdem 20 Übersetzungen vor. In etwa 148 Missionsdruckereien und -Verlagshandlungen — ganz genau läßt sich die Zahl nicht ermitteln — werden jährlich etwa 7 Millionen Exemplare von Büchern und Schriften hergestellt und ausgegeben. Dazu kommen 34 weitere Traktatgesellschaften auf den verschiedenen Missionsfeldern mit einer Produktion von jährlich etwa 8—9 Millionen Exemplaren. Die Zahl der periodisch erscheinenden Missionszeitschriften und -blätter beträgt 416 (S. 36).

Mit der grundlegenden Arbeit der Umwandlung nur gesprochener in Schriftsprachen, womit die wissenschaftliche Bearbeitung verschiedener Idiome Hand in Hand geht, haben die Missionare nicht nur den betreffenden Völkern eine große Wohlthat erwiesen, sondern auch der Wissenschaft einen wertvollen Dienst geleistet und zur Förderung der Civilisation wesentlich beigetragen, was von Männern der Wissenschaft wie von Kolonialbeamten wiederholt rühmend anerkannt worden ist.

---

bildung in einem besonderen Beruf (training schools) mit 12 178 Studenten. In 1087 Internaten (boarding-schools) und höheren Schulen befinden sich 54 376 Schüler, in 17 773 Schulen, mit denen kein Internat verbunden ist (day-schools) 780 448 Schüler. Handfertigkeits- und Arbeitsschulen und Abteilungen anderer Schulen, die dem gleichen Zweck dienen (industrial schools and departments) giebt es 324 mit 7390 Schülern. Das ergiebt eine Gesamtsumme von 19 842 Schulen und Anstalten mit 882 915 Schülern. Die wirkliche Gesamtzahl der Schulen beläuft sich aber nach der Schätzung des Verfassers auf nahezu 22 000, die der Schüler auf nahezu 1 Million.

Auch die ökonomische Seite der litterarischen Thätigkeit der Mission darf nicht ganz übersehen werden. Die Verabfassung, Drucklegung, Veröffentlichung und Verbreitung einer so ansehnlichen Menge von Büchern und Schriften stellt einen großartigen Betrieb dar, der ein immer steigendes Maß geistiger und geschäftlicher Arbeit bedingt und einer stets wachsenden Zahl von Arbeitern aller Art segensreiche und befriedigende Beschäftigung giebt.

Welche Wohlthat erweist endlich die Mission gerade dadurch den Völkern, daß sie überall in den *Mittelpunkt* der von ihr begründeten oder reformierten *Nationallitteratur* die *Bibel* stellt! Einen größeren Segen, als daß der intellektuellen, sozialen und religiösen Vorstellungswelt des Menschen die göttlichen Gedanken zugeführt werden, kann es für die Menschheit nicht geben. Das gilt nicht etwa nur von den am tiefsten stehenden Völkern, deren religiöse Traditionen sich auf ohnmächtige Zauberformeln, armselige Legenden und abergläubische Wahnideen beschränken, sondern auch von denen, welchen die vielgepriesenen „heiligen Bücher des Ostens“ zugänglich sind; denn die wenigen, noch dazu von der Mehrheit unter der wüsten Masse der Schlacken kaum gefundenen und geschätzten Goldkörner der Wahrheit, die sich in ihnen finden, sind nichts im Vergleich zu dem unerschöpflichen Reichtum *des Buches*, in dem die ganze Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis beschlossen liegt und das allein allen Zeiten, Völkern und Ständen Licht und Leben, Trost und Halt, Rat und Hilfe bietet.

5. Eine weitere segensreiche Wirkung der Mission ergiebt sich aus dem Charakter des Christentums als der Religion der Liebe. Wo die christliche Mission das Evangelium predigt, giebt sie überall auch ein Beispiel selbstverleugnender, werkthätiger Liebe, das nicht nur unter den neuentstehenden Christengemeinden, sondern auch in der sie umgebenden heidnischen Welt Nachahmung findet oder doch wertvolle Anregungen giebt. Im Gegensatz zu der fast ganz von selbstischen Motiven bestimmten, infolge ihrer Planlosigkeit nicht nur sehr unvollkommenen, sondern vielfach direkt schädlichen Art, wie in der nichtchristlichen Welt Wohlthätigkeit geübt wird, entfaltet die Mission in der Nachfolge ihres göttlichen Herrn eine *Liebesthätigkeit* im besten und tiefsten Sinn des Wortes, deren Zweck es ist, „zu heilen allerlei Seuchen und Krankheiten im Volk“, den Heimatlosen eine Heimstätte, den Waisen ein Asyl, den Bedrängten eine Zuflucht, den Verzweifelnden Hoffnung und Ermutigung, den Geknechteten die Freiheit zu geben. Von dem Umfang dieser Thätigkeit können statistische

Daten[1]) — die freilich auch hier wieder manche Lücken aufweisen müssen — wenigstens einen annähernden Begriff geben; zum Beweise ihrer Bedeutung aber und ihrer Erfolge mögen zwei besonders charakteristische Thatsachen hervorgehoben werden: einmal die Entstehung philanthropischer Veranstaltungen auf heidnischem Boden (z. B. in China), die zwar häufig aus bewußter Feindschaft gegen das Christentum hervorgegangen sind, aber jedenfalls der christlichen Lehre und Arbeit ein glänzendes Zeugnis ausstellen, da diese unstreitig die erste Anregung abgegeben hat; und sodann die Beteiligung der christlichen Witi-Insulaner, die beim Beginn der Regierung der Königin Viktoria noch heidnische Kannibalen waren, an der Unterstützung der Hungernden in Indien, für die sie die beträchtliche Summe von nahezu 17000 Mark beisteuerten (S. 41 f.).

6. Wie auf diesem speziellen Gebiet, so erweist sich auch im gesamten *Leben der Missionare* wie der eingeborenen Bekehrten die *Macht des persönlichen Beispiels* als ein höchst wichtiger Faktor in der Arbeit an der sozialen Hebung der Menschheit. Die „Ströme lebendigen Wassers", die von einer geheiligten Persönlichkeit ausgehen, müssen auch in dem härtesten und scheinbar hoffnungslosesten Boden befruchtend und belebend wirken. Namen wie Augustinus, Ansgar, Franz von Assisi, Franz Xavier, Hans Egede, Schwartz, Patteson — womit doch selbst von den Größesten ihres Geschlechts nur ein kleiner Teil genannt ist — mögen genügen, um die Bedeutung des persönlichen Lebens wahrhaft frommer und christlicher Männer für die heidnischen Völker verschiedener Zeiten und Bildungsstufen zu illustrieren. Ebenso wichtig, wenn nicht noch

[1]) Die Gesamtzahl der Missionsärzte (470) und -ärztinnen (210) beträgt 680. Auf den ärztlichen Beruf vorbereitet werden gegenwärtig in 55 Schulen und Kursen 461 Studenten und Studentinnen. In 21 Anstalten werden zusammen 146 Krankenpflegerinnen ausgebildet. Nicht mit einbezogen sind in diese Zahlen die 239 weiblichen Zöglinge in den der Ausbildung von Ärztinnen, Krankenpflegerinnen und Helferinnen dienenden Instituten der Lady Dufferin Association in Indien. Krankenhäuser giebt es 348, Apotheken 774. Von diesen haben nur 293 bezw. 661 die Zahl der von ihnen behandelten bezw. mit Arznei versorgten Kranken angegeben, und zwar auf jährlich 2009970 zusammen 5087169mal behandelte bezw. versorgte Kranke, worauf der Verf. die Gesamtschätzung von jährlich nahezu $2^1/_2$ Mill. behandelter Kranker mit etwa $7^1/_2$ Mill. Krankenbesuchen und Arzneiverabreichungen gründet. 77 Asyle, Heimstätten und Niederlassungen für Aussätzige beherbergen 5453 Insassen, 227 Waisen- und Findelhäuser 14695 Pfleglinge. Dazu giebt es noch eine große Zahl anderer Veranstaltungen zur leiblichen Pflege und Versorgung von Kindern, Gefangenen, Gefallenen und sonst Hilfsbedürftigen, deren einzelne Arten hier nicht aufgezählt werden können, die aber ebenfalls zusammen eine hohe Summe segensvoller Arbeit darstellen (S. 40 Anm. 2).

wichtiger, ist in dieser Hinsicht der Einfluß des Familienlebens der Missionare und der eingeborenen Christen. Der Heidenwelt, die gerade hierin eines Vorbildes dringend bedarf, würde ein unschätzbarer Gewinn entzogen werden, wenn man, wie immer wieder als wünschenswert hingestellt wird, Ehelosigkeit für die Missionare zum Gebot oder auch nur zur Regel machte. Was die Beteiligung unverheirateter Frauen an der direkten oder indirekten Missionsarbeit[1]) betrifft, so überwiegt auch hier der Gewinn, den dieselbe namentlich dem in der nichtchristlichen Welt unter besonders schwerem Druck seufzenden weiblichen Geschlecht mittelbar und unmittelbar bringt, unzweifelhaft weit die mit ihr verbundenen Gefahren. Auf deren Überschätzung ist wohl hauptsächlich die reservierte Haltung zurückzuführen, die man — im Gegensatz zu England und Amerika — in den deutschen Missionskreisen lange Zeit gegenüber diesem Zweig des Missionswerkes beobachtet hat und zum Teil auch jetzt noch beobachtet[2]). Wenn man speziell auf gewisse in der Heidenwelt herrschende Vorurteile hinsichtlich der Stellung der Frau als auf ein wesentliches Hindernis der Frauenarbeit in der Mission hinweist, so kann man dagegen geltend machen, daß diese ja eben mit dazu bestimmt ist, jene verkehrten Anschauungen bekämpfen und beseitigen zu helfen, worin auch schon recht gute Erfolge erzielt worden sind.

Unter den auf dem persönlichen Leben der Missionare und eingeborenen Christen beruhenden Wirkungen der Missionsarbeit verdient noch besonders das hervorgehoben zu werden, was man als „das heroische Element in der Mission“ bezeichnen kann. Daß die, welche in diesem Jahrhundert die Festigkeit ihrer Überzeugungen mit dem Tode besiegelt haben, fast ausschließlich der Mission angehören, ist eine höchst bedeutungsvolle Thatsache; und das mutige und feste Auftreten zahlreicher Missionare in Zeiten großer Bedrängnis und Gefahr hat nicht nur erhebend und stärkend gewirkt, sondern auch in vielen Fällen wirklich Hilfe und Rettung gebracht.

---

[1]) 1894 arbeiteten in Verbindung mit den gesamten protestant. Miss.GG. 2500 unverheiratete Frauen auf den Missionsfeldern; die Zahl aller im Missionsdienst beschäftigten Frauen mit Einschluß der verheirateten überstieg die der Männer um etwa 1000. Im Jahre 1898 belief sich die Zahl der unverheirateten Frauen bereits auf 3000, die der verheirateten auf 4000 (S. 46). — Beachtenswert ist es, daß der vom Vers. sehr oft zitierte Kommissar Sir H. Johnston in Central-Afrika die Aussendung unverheirateter Frauen dorthin vor dem 35. Lebensjahr nicht für ratsam erklärt.

[2]) Doch nicht; diese Zurückhaltung liegt vielmehr in der von der englischen verschiedenen deutschen Auffassung des Berufes der Frau. D. H.

Der Segen, den Hunderte, ja Tausende solcher Männer durch ein geheiligtes Leben inmitten heidnischer Finsternis und Versunkenheit gestiftet haben, entzieht sich einer erschöpfenden Einzeldarstellung um so mehr, als gerade bei den Edelsten und Besten vielfach das Maß dessen, was von ihnen nach außen bekannt geworden ist, dem vollen Wert ihres Wirkens nicht entspricht. Wir müssen uns daher hier auf einige wenige Beispiele beschränken.

Die Äußerung eines türkischen Soldaten einem syrischen Protestanten gegenüber: „Wäre euer Lehrer Dale[1]) nicht, ich würde eure Religion in den Grund der Hölle verfluchen"; die Ehrfurcht und Begeisterung, mit der noch immer die Eingeborenen von ihrer vor einiger Zeit nach 43jähriger ununterbrochener Thätigkeit auf Ceylon verstorbenen Lehrerin Eliza Agnew[2]) sprechen, deren untadeliges Leben und liebevolles Wirken die Stellung einer unverheirateten Missionarin für alle Zeit zu Ehren brachte; die unbedingte Anerkennung, welche die Bemühungen der „Florence Nightingale Japans", Miß Eliza Talcott, um die Verwundeten und Kranken im letzten chinesisch-japanischen Kriege bei Freund und Feind gefunden haben; das hohe Ansehen, das der im März 1898 verstorbene Dr. Verbeck, der 39 Jahre lang in Japan thätig war, auch in heidnischen Kreisen, selbst bei der Regierung, genoß — alles dies legt beredtes Zeugnis dafür ab, wieviel diese Männer und Frauen (und neben ihnen zahlreiche andere) durch das Vorbild ihres Lebens und die Macht ihrer Persönlichkeit dem Orient gewesen sind. In dem düsteren Leben des finsteren Kontinents leuchten Männer wie Krapf, van der Kemp, Livingstone, Moffat und Mackay als helle Sterne, deren Glanz auch der Tod nicht hat auslöschen können, vielmehr zum Teil noch hat erhöhen müssen; unter den noch Lebenden ragt besonders hervor die ehrwürdige Gestalt des französischen Missionsveteranen F. Coillard.

Die Verdienste dieser und anderer Missionsarbeiter der Gegenwart und Vergangenheit kann die abfällige Kritik, zu der sich ein großer Teil der Presse und der zu ihr gläubig aufschauenden gebildeten und ungebildeten Masse immer wieder veranlaßt fühlt, nicht herabmindern; immerhin aber erscheint es ihr gegenüber angezeigt, auf einige der von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Ehrenzeugnisse hinzuweisen, die zum Beobachten wie zum Urteilen wohlbefähigte, glaubwürdige Männer verschiedener Lebensstellungen und -anschauungen dem Leben und Wirken der Missionare ausgestellt haben.

Die amerikanischen Missionare in Armenien, auf welche die Wirren der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit der christlichen Welt besonders gelenkt haben, hat ein angesehenes Mitglied des englischen Unterhauses, J. Bryce, als „den einzigen guten Einfluß" bezeichnet, „der von außen auf das türkische Reich gewirkt" habe, und mit

[1]) Von 1872—86 Missionar der amerikanischen Presbyterianer in Syrien.

[2]) Sie war vom amerikanischen Board ausgesandt.

ihm übereinstimmend haben andere Kenner der Verhältnisse, so z. B. der englische Botschafter bei der Hohen Pforte, Sir Ph. Currie, ihrer aufopferungsvollen Arbeit und ihrem mutigen und taktvollen Auftreten das höchste Lob gespendet. Die Arbeit der Missionare derselben Gesellschaft (amer. Presbyterianer) in Persien hat der General Wagner, Instruktor der persischen Armee, ein protestantischer Österreicher, eine „Engelsarbeit" genannt. Für die Missionare in China ist ein von Haus aus für die Mission durchaus nicht besonders eingenommener Offizier, Kapitän Younghusband, nach den von ihm an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen mit einem warmen Appell an die heimische Christenheit eingetreten, worin er mit unverhohlener Bewunderung hervorhebt, daß „diese Männer nicht nur einige wenige, sondern Tausende der so schwer zu begeisternden Chinesen so zu beeinflussen verstanden haben, daß sie selbst ihr Leben für ihren Glauben hinzugeben bereit sind". Gegen die besonders beliebte Behauptung, daß namentlich die amerikanischen Missionare draußen ein recht bequemes, behagliches Leben führten, hat, was China, Korea und Japan betrifft, der Generalkonsul der Vereinigten Staaten in Shanghai, E. R. Jernigan, entschieden Verwahrung eingelegt. Allgemein bekannt geworden ist das hohe Lob, das bei Gelegenheit eines Jahresfestes der englischen Kirchenmissionsgesellschaft Sir A. Elliott, Gouverneur von Bengalen, auf Grund 39jähriger genauer Beobachtung dem Wirken der Missionare in Indien gezollt hat. Auch den Missionaren auf den einsamen, von europäischen Reisenden verhältnismäßig selten besuchten Südsee-Inseln ist reiche Anerkennung zuteil geworden, u. a. gerade von solchen Männern, von denen sie am wenigsten zu erwarten waren. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Britisch-Neuguinea gab der italienische Naturforscher Dr. Lamberto Loria in einem Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft seiner herzlichen Verehrung für die ihm dort bekannt gewordenen Missionare Ausdruck und bekannte, daß durch sie das starke Vorurteil gegen alle Missionsthätigkeit, mit dem er hinausgegangen, in das Gegenteil verwandelt worden sei. Was endlich der dunkle Erdteil der entsagungsvollen, heroischen Arbeit der Missionare verdankt, das rühmen einstimmig englische und deutsche Kolonialbeamte, so der ehemalige Befehlshaber der englischen Schutztruppe in Central-Afrika, Kapitän W. H. Manning, indem er begeistert den „unberechenbaren Segen" preist, den die Missionare der schottischen Freikirche gestiftet, ferner wiederum Sir H. Johnston, der besonders die civilisatorische Bedeutung der Missionare als „Wegebahner für das Kommen des weißen Mannes" hervorhebt, und der frühere Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, v. François, dessen die Thätigkeit der Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft in diesem Gebiet rückhaltlos anerkennende Worte bereits früher in dieser Zeitschrift mitgeteilt worden sind[1]).

Diesen auf Autopsie beruhenden Zeugnissen von Europäern und Amerikanern treten bestätigend sehr beachtenswerte Äußerungen von Eingeborenen der Länder, in denen die Mission arbeitet, zur Seite. In einem für das „International Journal of Ethics 1896 geschriebenen Artikel über ethische Lebensführung und -auffassung in Japan hat der japanische Gelehrte Tokiwo Yokoi auf den „gar nicht zu überschätzenden" Dienst hingewiesen, den die Missionare dem Lande gerade in der kritischen Periode des Übergangs von der alten zur neuen Ära erwiesen haben, indem

[1]) 1896, 19 und 562.

sie in einer Zeit, da die weit verbreitete Neigung, das Wesentliche der abendländischen Bildung in der Emanzipation von Glauben und Moral zu erblicken, die verhängnisvollsten Wirkungen hervorzubringen begann, durch ihr Beispiel den praktischen und sichtbaren Beweis lieferten, daß Sittlichkeit und Religiosität nichts weniger als unvereinbar mit der Kultur des Westens, vielmehr deren wesentlichste Grundlage seien. Und eine gewichtigere, unparteiischere Anerkennung missionarischen Lebens und Wirkens kann man sich wohl kaum wünschen, als wenn in einem amtlichen Bericht über das Königreich Travankor, wo das Brahmanentum noch eine große Macht ist, eben ein Brahmane öffentlich erklärt: „Ohne die Missionare würden die niedrigeren Stände der hinduistischen Gesellschaft nie emporgehoben werden. Der Heroismus, der es unternimmt, die Niedrigstehenden aus dem Sumpf der Erniedrigung und Entsittlichung emporzuziehen, ist eine Seite der Civilisation, die das alte Indien nicht kannte. Die Brahmanen und auch die Nicht-Brahmanen der höchsten Kasten können meiner Ansicht nach auf diesen Ruhm keinen Anspruch erheben."

7. Was in diesem Urteil besonders hervorgehoben wird, weist zugleich auf ein anderes Verdienst hin, das sich die Missionsarbeit um die von ihr beeinflußten Völker erworben hat: die Förderung des Nationalbewußtseins und die Anbahnung einer neuen, besseren Ordnung der staatlichen Verhältnisse. Jeder Fortschritt in der sozialen Hebung der unteren Schichten bedeutet einen Sieg über die Kastenherrschaft; diese aber trägt unzweifelhaft die Hauptschuld daran, daß die Inder — wie selbst der gewiß nicht gegen sie voreingenommene Max Müller erklärt hat — ein wirkliches Nationalgefühl nie, und den Patriotismus nur in der karrikierten Form eines engherzigen Konservatismus gekannt haben. Die Wandlung, die sich hierin unverkennbar zu vollziehen beginnt, indem in den Stämmen und Völkern Indiens einerseits ein gesundes Bewußtsein ihrer Selbständigkeit, andererseits die Erkenntnis einer höheren nationalen Einheit mehr und mehr erwacht und der patriotische Eifer eine idealere Gestalt annimmt, darf unbedenklich als eine Frucht der Missionsthätigkeit bezeichnet werden. Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch anderwärts machen. Und wie in Indien die christliche Mission die erste Macht gewesen ist, die den Kampf gegen den sozialen und religiösen Despotismus eröffnet und nicht ohne Erfolg geführt hat und noch führt, so verdanken ihr auch andere Völker, auf denen früher tyrannischer Druck lastete, eine gesündere Gestaltung des Verhältnisses zwischen Obrigkeit und Unterthanen und der Beziehungen zwischen den verschiedenen Ständen und Klassen. Das zeigen — um nur ein Beispiel anzuführen, das aber als dem Gebiet der Südsee entnommen besonders beweiskräftig sein dürfte — die zur Samoagruppe gehörigen Manua-Inseln, die sich seit der Annahme des Christentums und namentlich seit dem ganz

von christlichem Geist durchdrungenen Regiment ihrer letzten Königin außerordentlich günstiger staatlicher und sozialer Zustände erfreuen[1]).

8. Wenn nach den bisherigen Darlegungen klar ist, daß die Mission der Gegenwart als Bahnbrecherin einer neuen sozialen Ära eine Stellung von ebenso weittragender Bedeutung einnimmt, als sie die — freilich in dieser Hinsicht auch noch immer nur selten voll und ganz gewürdigten — beiden früheren Missionsepochen gehabt haben, so darf auch nicht vergessen werden, daß eine solche Stellung heute ebensowenig wie in früheren Jahrhunderten ohne heftige Erschütterungen und schwere Kämpfe errungen und behauptet werden kann, und daß auch zeitweilige Rückschläge und bittere Enttäuschungen dabei unvermeidlich sind. Die größten und fruchtbarsten Zeiten der Welt- und Kirchengeschichte waren Kampfeszeiten. Wenn man meint, die Mission sollte aufgehoben werden, sobald sie in der heidnischen Gesellschaft starke Unruhe und tiefgehende Erregung hervorruft, so ist das ebenso widersinnig, als wenn man verlangen wollte, man solle das Christentum aufgeben, weil es gegen das Böse in der Welt auftritt und die Sünde nicht dulden will.

Ein besonders wichtiges Moment dieser Kampfesarbeit der Mission liegt in ihrer Gegenwirkung gegen das böse Beispiel, das viele Händler, Reisende und Abenteurer aus den Ländern der christlichen Kultur der Heidenwelt geben. Entsprechen dieselben auch glücklicherweise nicht alle dem düsteren Bild, das z. B. Sir H. Johnston von ihnen gezeichnet hat[2]), so ist doch soviel gewiß, daß ohne die Anwesenheit der Missionare viele Völker der nichtchristlichen Welt die verkehrtesten Vorstellungen von dem Wesen der abendländischen Kultur bekommen würden, die dann wieder auf ihr sittliches und religiöses Leben die verderblichsten Wirkungen ausüben müßten; und auch das sollte man nicht übersehen, daß nach entlegenen Ländern ziehende Europäer vielfach nur die Berührung mit Missionaren draußen gegen die Gefahren der Entsittung und Verwilderung geschützt hat, die ihnen dort stets drohen. Ferner haben, wie das auch in einem dem englischen Unterhause im Jahre 1837 vorgelegten amtlichen Bericht, der dann zur Gründung der Aborigines Protection Society ge-

[1]) Die Tonga-Inseln sind ein viel charakteristischeres Beispiel. D. H.

[2]) Die Schärfe des Urteils, das er über diese Klasse von Europäern ausspricht, wird dadurch besonders bemerkenswert, daß gerade er an einer andern Stelle erklärt, den Missionaren könne der Vorwurf der Unbedachtsamkeit, Übertreibung und Parteilichkeit in der Vertretung der Rechte ihrer schwarzen Klienten nicht ganz erspart bleiben.

führt hat, öffentlich ausgesprochen worden ist, die unciviliſierten Völker gegenüber einer jahrhundertlangen grauſamen und gewiſſenloſen Vergewaltigung und Ausbeutung durch den weißen Mann keinen mutigeren und unermüdlicheren Anwalt ihrer Rechte gefunden als den Miſſionar. Eben der Vergleich zwiſchen der Art und Weiſe, wie die lediglich durch politiſche, kommerzielle oder rein wiſſenſchaftliche Intereſſen beſtimmten Völker der chriſtlichen Kultur ſich zu den minder civiliſierten ſtellen, mit dem, was die chriſtliche Miſſion der nichtchriſtlichen Welt bietet und für ſie leiſtet, iſt, wenn irgend etwas, geeignet, zu zeigen, daß nur das Chriſtentum — und zwar das geſunde, hiſtoriſche, durch keinerlei Konzeſſionen und Kompromiſſe abgeſchwächte Chriſtentum — ein Volk auf den Übergang von der Barbarei zur Civiliſation recht vorbereiten und die Geſellſchaft als Ganzes zur innerlichen Erfaſſung höherer Ziele anleiten kann. Allen anderen civiliſatoriſchen Mächten gegenüber ſtellt das Chriſtentum einen vernünftigen Zweck in der ſozialen Evolution, einen göttlichen Faktor im Fortſchritt der Menſchheit dar.

9. Über den ſozialen Wert der Miſſion haben wohl vor allem die ein Recht mitzureden, die längere Zeit in ihr thätig geweſen und daher das Einſt und Jetzt zu vergleichen am beſten imſtande ſind. Die Äußerungen zahlreicher älterer und erfahrener Miſſionare aus allen Teilen der Welt [1]) zeigen, daß unter ihnen über die ſozialen Erfolge der Miſſion — die ſich natürlich vielfach nicht einzeln beſchreiben und noch weniger ſtatiſtiſch darſtellen laſſen — nur eine Stimme herrſcht.

Wenn unter den Miſſionaren in Japan ſich nicht alle mit ganz derſelben Entſchiedenheit über den Anteil des Chriſtentums an der ſozialen Hebung des Landes ausſprechen, ſo erklärt ſich das daraus, daß ſich bei den vor anderen orientaliſchen Völkern durch größere Regſamkeit und Anpaſſungsfähigkeit ausgezeichneten Japanern nicht leicht entſcheiden läßt, was von den Wandlungen, die ſeit einigen Jahrzehnten in ihrem ſozialen Leben eingetreten ſind, lediglich der Arbeit der Miſſion, und was ganz oder teilweiſe ihrer eigenen Initiative zuzuſchreiben iſt; auch mag einzelne der Wunſch, die auch bei chriſtlichen Japanern noch immer ſehr ſtarke nationale

[1]) Es iſt im Intereſſe des Werkes ſelbſt ſehr zu bedauern, daß der Verfaſſer bei dieſem „Sympoſion“, wie er es nennt, auch nicht einem einzigen der hervorragendſten Vertreter der Miſſionsgeſellſchaften des europäiſchen Feſtlandes einen Platz angewieſen hat. Die Unkenntnis der betreffenden Sprachen, die im übrigen die etwas einſeitige Berückſichtigung der engliſchen und amerikaniſchen Miſſion entſchuldigen mag, bildet in dieſem Falle keine genügende Erklärung, da unter den bedeutendſten Miſſionaren aller Länder wohl nur ſehr wenige ſind, die auf die Fragen des Verfaſſers nicht in gutem Engliſch hätten Auskunft geben können.

Empfindlichkeit bis zur Überwindung des kritischen Stadiums zu schonen, davon abgehalten haben, sich ganz rückhaltlos zu äußern. Darüber aber sind alle vollkommen einig, daß nur bei gleichzeitiger innerlicher und aufrichtiger Aneignung des Christentums die soziale Umwandlung Japans sich zum wahrhaften und dauernden Segen des Landes vollziehen kann, und daß das junge Japan gerade das Beste und Wertvollste von dem, was es hat, dem Christentum verdankt. Die gleiche Einmütigkeit der Überzeugung spricht aus den Urteilen unter den Chinesen arbeitender Missionare, die bei voller Anerkennung der Thatsache, daß dies konservativste und sprödeste aller orientalischen Völker sich bisher nur sehr langsam auf der Bahn des sozialen Fortschrittes bewegt, ja z. T. sie kaum noch betreten hat, doch alle ausschließlich dem Christentum, diesem aber auch mit zweifelsfreier Zuversichtlichkeit, die Fähigkeit zuschreiben, die verderblichen Mächte des Beharrens zu überwinden und eine soziale Wiedergeburt zustande zu bringen. „Ganz offenbar," schreibt der Missionar J. Lees von der Lond. Miss. Ges., ist nur das neue Leben, welches das Evangelium von der göttlichen Gnade mit sich bringt, eine Kraft, die stark genug ist, um dies Land zu reinigen, zu heben und zu retten. Aber der Prozeß muß notwendigerweise ein allmählich sich vollziehender sein, der jetzt noch nicht sehr weit gediehen ist, und der gewünschte Erfolg wird schließlich mehr die natürliche Frucht der Durchdringung des Geistes der Nation mit christlichen Anschauungen als das Produkt spezieller Veranstaltungen von seiten der Missionare sein." Ähnliche Äußerungen von Missionaren in Siam sind dadurch besonders gewichtig, daß sie auf Beobachtungen in weltabgeschiedenen, kaum von irgend einem andern civilisatorischen Einfluß als dem der Mission berührten Gegenden beruhen. Aus der Fülle der Zeugnisse über die soziale Arbeit der Mission in Indien sei hier nur eines angeführt, das des Missionars T. E. Slater (L. M. S.) in Bangalur: „Wir haben hier in Indien überwältigende Beweise dafür, daß sich die christliche Mission im Leiblichen wie im Geistlichen als ein Segen erwiesen hat. Sie hat in weitem Umfang das Leid und Elend gelindert und geheilt, das die Menschheit drückt, und sie ist ein wirksames Mittel, sowohl alte Schäden auszutilgen als auch die öffentliche Meinung im Lande zu idealeren und gesünderen Anschauungen heranzuziehen."[1]) Daß auch auf dem besonders schwierigen Boden der mohammedanischen Staaten des Orients, in der europäischen und asiatischen Türkei, und in Persien das Christentum sich als die größte Macht des sozialen Fortschrittes bewährt, bestätigen neben den eigenen Erfahrungen des Verfassers, der 21 Jahre lang in Syrien thätig war, zahlreiche Stimmen dortiger Missionsarbeiter. „Eine Darstellung der Triumphe des Evangeliums im ottomanischen Reiche", so lautet eine davon, „würde mit einer Geschichte seines intellektuellen, sittlichen und sozialen Fortschrittes während der letzten siebenzig Jahre

[1]) Sehr beachtenswert ist auch das Urteil, das ein amerikanischer Geistlicher, Dr. Barrows, auf Grund seiner Wahrnehmungen auf einer im Auftrag des Am. Board unternommenen Visitationsreise in Indien und Japan abgegeben hat: „Die Vorstellung, daß Asien das Evangelium Christi nicht nötig habe, weil die heiligen Bücher des Ostens feine und erhabene sittliche Empfindungen aussprechen, oder weil orientalische Redner, die in christlichen Schulen erzogen und in christlichen Sphären ausgebildet sind, einen angenehmen Eindruck zu machen vermögen, wenn sie an christlichen Predigtstätten ihre Religion darlegen, beruht auf Unwissenheit."

identisch sein." Ein Missionar in Persien hebt unter den dort von der Mission erzielten Erfolgen hervor die von ihr ausgegangene Anregung zu höheren sozialen Bestrebungen unter dem Volk, das Erwachen philantropischer Triebe und namentlich die Abstellung mancher Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die früher allgemein waren und ohne Widerspruch hingenommen werden mußten. Was das Evangelium für die soziale Hebung der unwissenden und herabgekommenen Negerbevölkerung West-Indiens gethan hat, dafür bietet u. a. Jamaika ein lehrreiches Beispiel dar. Einer der dortigen Missionare macht darauf aufmerksam, daß die der Förderung des materiellen, geistlichen und sittlichen Wohles dienenden Veranstaltungen auf dieser heutzutage unter die christlichen Länder zu rechnenden Insel fast alle von der Kirche ins Leben gerufen sind, wie denn z. B. die staatlichen Pfennigsparkassen noch jetzt größtenteils von ihr verwaltet werden. Als ein äußerst ehrendes Zeugnis für die soziale Bedeutung der evangelischen Mission in Mittel-Amerika wird die Thatsache angeführt, daß sie selbst unter den Katholiken und unter den Verächtern und Feinden aller Religionen viele aufrichtige Bewunderer hat, und daß ihr Einfluß selbst in der Verwaltung eines so lange ausschließlich vom Romanismus beherrschten Staates wie Mexico deutlich zu spüren sei. Ähnliche Beobachtungen werden auch aus Brasilien mitgeteilt. — Nicht weniger bestimmt, ja z. T. noch entschiedener lauten die Urteile derer, welche die sozialen Erfolge der Mission in Afrika zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Alle bezeugen die tiefgreifenden Wandlungen, die selbst unter den gesunkensten Völkern, denen nichts anderes mehr aufzuhelfen vermochte, das Evangelium herbeigeführt hat oder herbeizuführen beginnt. Ein bekannter Madagaskar-Missionar der Lond. M. G., J. Sibree, weist darauf hin, wie vorteilhaft sich die Teile der Insel, welchen die Mission die Kultur vermittelt hat, von denen unterscheiden, die mit ihr ohne das Evangelium in Berührung gebracht worden sind. Den Fortschritt, der sich in der kurzen Zeit von zwanzig Jahren in Uganda lediglich unter dem Einfluß des Christentums vollzogen hat, bezeichnet einer der Missionare der englischen Kirchen-Mission, Roscoe, als „phänomenal", und damit stimmt es überein, wenn Stanley dies Land „das Japan Afrikas" nennt. Was endlich auch die Wilden Australiens und Polynesiens der Mission verdanken, das beweisen die ausführlichen Mitteilungen eines auf den Marschall-Inseln wirkenden Missionsarztes, aus denen wir zum Schluß noch einige Sätze hervorheben wollen: „Die Leute sind fleißiger geworden und wissen mit ihrem Geld besser hauszuhalten. Fast auf allen Inseln bestehen Schulen, in denen Glieder der Mission lehren; viele von den Eingeborenen, besonders die jungen, können lesen und schreiben. Fremden, auch schiffbrüchigen Seeleuten, kommt man überall freundlich und gastfrei entgegen. Leben und Eigentum sind hier sicherer als in irgend einem Lande, das ich aus eigener Anschauung oder aus Büchern kenne. Die Frauen werden mit mehr Achtung behandelt, und die Ehe wird mehr in Ehren gehalten."

10. Diese von Missionaren herrührenden Zeugnisse für die sozialen Segnungen der Mission können durch solche von einsichtigen Eingeborenen verschiedener Länder ergänzt werden.

„Intelligente japanische Schriftsteller", sagt Prof. Ballagh in Tokio, ein amerikanischer Missionar, „geben rückhaltlos zu, daß das Christentum der beste Regenerator der Gesellschaft ist." Dr. Martin in Peking erzählt von einem hervor-

ragenden chinesischen Gelehrten, der bereits vor 30 Jahren erklärte, daß die christliche Mission China mehr Nutzen gebracht habe als die Eröffnung des Handels mit dem Ausland. Allgemeiner bekannt ist das lobende Urteil des vielgenannten Li Hung Tschang über die „hochschätzbaren" Bemühungen der Missionare um die Hebung Chinas, namentlich um die Beförderung der Bildung und die Bekämpfung des Opiumlasters. Ein hochstehender Brahmane in Süd-Indien giebt den Millionen Pariahs den Rat, das Christentum als ihre einzige Hoffnung zu ergreifen, da der Hinduismus für sie keinen Platz und für die sie bedrückenden Leiden keine Abhilfe zu bieten habe. In einer nordindischen Zeitung erinnert ebenfalls ein Brahmane seine ob des Übertritts eines jungen Mannes zum Christentum erbosten Standesgenossen daran, „daß mehr als die Hälfte der Gebildeten, welche die meisten staatlichen und privaten Beamtenstellen in Indien inne haben, das bißchen Wissen, das sie besitzen, den christlichen Missionaren verdankt." Ein türkischer Pascha, der auf einer Inspektionsreise durch seinen Distrikt auch mehrere protestantische Dörfer besucht hatte, sagte beim Abschied öffentlich zu einem protestantischen Pastor: „Ich wünsche, daß du mir die Bevölkerung dieser Berge möglichst bald protestantisch machst! Ich habe die Gefängnisse besucht und keine Protestanten im Gefängnis gefunden; ich habe die Steuerlisten durchgesehen und darin nur wenige Protestanten gefunden, die mit der Zahlung im Rückstand sind. Die protestantischen Dörfer sind die friedlichsten und bestgeordneten, und die Anhänger dieser Religion sind die besten Bürger." Ein mohammedanischer Lehrer in Persien konstatierte mit großer Betrübnis die Thatsache, „daß zwar in diesem Lande viel gute Lehren zu finden seien, daß aber die Moslemin sich um sie nicht kümmerten und es den Christen überlassen bleibe, sie zu befolgen." In Madagaskar hat ein Eingeborner[1]) einen Aufsatz veröffentlicht über die „Segnungen, die uns die Bibel, abgesehen von der Erlösung, vermittelt," wobei er hauptsächlich vier Punkte hervorhebt: den Einfluß der Bibel auf die Abstellung schlechter Gebräuche; die ihr innewohnende Kraft zur Unterdrückung der Unsittlichkeit; ihre Einwirkung auf eine kräftige und gesunde Charakterentwickelung, und die von ihr gegebene Anregung zur Bethätigung aller guten Eigenschaften.

11. Ebenso anerkennend lauten endlich auch zahlreiche Urteile von Beamten, Kaufleuten und anderen nicht in direkter Verbindung mit der Mission stehenden Laien, von denen hier nur eine kleine Auswahl Platz finden kann.

Bereits im Jahre 1872 erklärte Sir Bartle Frere, weiland Gouverneur von Bombay, in einer Ansprache über „das Christentum, allen Kulturstufen angemessen": „Was man Ihnen auch Gegenteiliges vorsagen mag, die Predigt des Christentums unter 160 Millionen gebildeter, regsamer Hindus und Mohammedaner in Indien bringt sittliche, soziale und politische Wandlungen hervor, die an Ausdehnung und Schnelligkeit der Wirkungen viel großartiger sind als irgend etwas, was Sie oder Ihre Väter im modernen Europa erlebt haben." Sir Richard Temple, ebenfalls früher Gouverneur von Bombay und Finanzminister von Indien, sprach sich im Jahre 1883 im gleichen Sinne über die Erfolge der Missionsarbeit in Indien aus:

[1]) Ob er Christ ist oder nicht, ist nicht angegeben.

„Als alter Finanzmann muß ich, wenn irgend jemand, wissen, ob eine Unternehmung das auf sie verwandte Geld wert ist. Nachdem ich nun lange Zeit Provinzen verwaltet habe, die nahezu die Hälfte von Britisch-Indien umfassen, erkläre ich, daß ich unter allen von mir verwalteten Departements nie eines gesehen habe, in dem ein vollständigerer Erfolg erzielt worden wäre als in dem großen Gebiet, das die protestantischen Missionen einnehmen." In dem offiziellen Bericht des Staats-Sekretärs für Indien über den sittlichen und materiellen Fortschritt des Landes während der Jahre 1871—72 finden sich folgende ehrende Worte über die Mission: „Die Indische Regierung kann nicht umhin anzuerkennen, wie sehr sie für die wohlwollenden Bemühungen der Missionare zu Dank verpflichtet ist, deren untadeliges Vorbild und selbstverleugnendes Wirken dem erstarrten Leben der großen der englischen Herrschaft unterstellten Bevölkerungsmassen neue Kraft einflößt und sie dazu heranzieht, in jeder Hinsicht bessere Menschen und bessere Bürger des großen Reiches zu werden, in dem sie leben." Noch viel weiter, nämlich in das Jahr 1842, reicht ein Zeugnis zurück, das in einem dem Parlament vorgelegten Bericht über West-Afrika enthalten ist: die „beträchtliche geistige, sittliche und religiöse Förderung der Bevölkerung von Sierra Leone" wird darin auf „die wertvollen Bemühungen der englischen Kirchen-Mission" zurückgeführt. Ein Korrespondent der „Times" (1895) schildert in einem Bericht aus Madagaskar in begeisterten Ausdrücken die „wunderbaren civilisatorischen Erfolge der Mission im Innern dieser Insel," die auch solche Reisenden anerkennen müßten, die mit sehr geringen Vorstellungen von dem Wert der Missionsarbeit dorthin gekommen seien. Mit Bezug auf das Festland von Afrika (insbesondere Mittel-Afrika) sei nochmals auf den eingehenden Bericht Sir H. Johnstons hingewiesen, der zwar an den Übertreibungen einiger Missionare in der Wertung dessen, was die Mission geleistet, eine scharfe — auch wohl nicht unberechtigte — Kritik übt, im übrigen aber aufs wärmste für die Missionsarbeit eintritt, so wenn er sagt: „Jeder denkende Gebildete, der ein Herz hat für die allgemeinen Interessen der Humanität, muß nach gewissenhafter Prüfung den Erfolgen, welche die Evangelisationsversuche in Afrika aufzuweisen haben, das gebührende Lob zollen . . . Die Missionsarbeit in Britisch-Central-Afrika braucht nur die schlichte Wahrheit, und nichts als die Wahrheit zu berichten, um sich Teilnahme und Unterstützung zu sichern." Er macht dann die einzelnen Zweige der Industrie — eine lange Liste! — namhaft, welche durch die Mission nach Afrika gebracht worden sind, so daß dessen Abhängigkeit von England und Indien in dieser Hinsicht immer mehr schwinde, und spricht von den „Eingeborenen, die in den Missionsschulen erzogen worden sind und dort eine einfache, gesunde, den örtlichen Bedürfnissen angepaßte Ausbildung erhalten haben, ohne sich dadurch die Köpfe verdrehen zu lassen oder sich über ihren Stand erhaben zu dünken." „Wer kann," so fragt er am Schluß, „angesichts solcher Thatsachen, angesichts des gegenwärtigen Zustandes der Eingeborenen in Süd-Afrika, angesichts der fortschreitenden Civilisierung West-Afrikas, behaupten, daß die Missionsarbeit im dunklen Erdteil mit einem Mißerfolg geendigt habe, und leugnen, daß sie vielmehr durchaus erfolgreich gewesen ist?" — Auf Grund zwölfjähriger persönlicher Beobachtungen in Klein-Asien schreibt Professor W. M. Ramsay in seinem Buch: „Eindrücke von der Türkei": „Durch die Gewalt der Thatsachen bin ich zu der Überzeugung gebracht worden, daß die Mission am stärksten und segensreichsten die Kulturbewegung beeinflußt hat, die sich unter allen

Völkern der Türkei in verschiedenem Grad bemerklich gemacht hat, die aber vom regierenden Sultan unter Mitwirkung der sechs europäischen Großmächte eifrig bekämpft und beinahe zum Stillstand gebracht worden ist." — „Die Missionsthätigkeit in China," urteilt ein Spezialkorrespondent der „Times" in einer Schrift über die ostasiatische Frage, „dient nicht nur der Gewinnung von Proselyten, sondern auch der Verbreitung der Kultur, und jede Missionsniederlassung ist ein Centrum, von dem civilisatorische Einflüsse über das gesamte Arbeitsgebiet ausströmen." —

Die Illusion, als ob etwa die mitgeteilten Zeugnisse kompetenter Beurteiler zu gunsten der Mission die Angriffe auf diese würden zum Schweigen bringen können, ist durch die in dieser Hinsicht bisher gemachten Erfahrungen von selbst ausgeschlossen; auf sie hinzuweisen bezw. an sie zu erinnern schien aber eben deshalb nicht unnötig und unangebracht, weil der Gefahr, sich von jedem Wind oberflächlicher Kritik an den Missionaren und ihrer Arbeit — einerlei aus welcher Richtung er bläst — umtreiben zu lassen, leider noch immer weite Kreise ausgesetzt sind.

Am Schluß dieses Abschnittes muß nochmals mit Nachdruck betont werden, daß unter allen die Umgestaltung des gesamten sozialen Lebens der Menschheit vorbereitenden Wirkungen der Mission die Heranbildung eines christlichen Charakters die wesentlichste ist. Nur auf dieser individuellen Grundlage kann sich ein dauerhafter Neubau der menschlichen Gesellschaft erheben. In der Erfüllung ihrer sozialen Aufgabe hat freilich die Mission bis jetzt nur den ersten Anfang gemacht. Wir sehen erst den Schimmer der Morgenröte; aber die Zeit wird kommen, da der milde Glanz des Tages hervorbricht und die Sonne mit ihren hellen Strahlen eine neue Erde beleuchtet, auf welcher Gerechtigkeit wohnet.

Die Heidenmission des General-Konzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika.

Von Pastor R. Bielinski, Reading, Pa.

(Fortsetzung.)

Die erste Aufgabe, die sich diese Gesellschaft gestellt hatte, war: Mission zu treiben unter den zerstreuten Lutheranern im Westen Nordamerikas. Da aber kam jene Bitte des Missionars Rhenius in Indien um Unterstützung, und die neue Missionsgesellschaft unternahm es, ihm diese Unterstützung zukommen zu lassen. Das schien ihr aber nicht genug gethan.

Sie beschloß auch, dem einsamen Rhenius einen Missionar zu Hilfe zu senden, wozu Pastor Heyer ausersehen wurde. So kamen die amerikanischen Lutheraner zu einer Heidenmission. Es waren zwar auch früher schon von ihnen Beiträge für die Heidenmission gesammelt worden, aber diese waren stets, wie auch später noch eine Zeitlang, in die Kasse der großen „Amerikanischen Missionsgesellschaft" (American Board of C. F. M.) geflossen, welche von verschiedenen Denominationen unterstützt wurde und jetzt gänzlich unter der Kontrolle der Kongregationalisten steht. Mit diesem „Americ. Board" knüpfte die General-Synode, in der der lutherische Sinn und Geist recht schwach geworden war, noch vor Heyers Aussendung Unterhandlungen an. Unter diesen Umständen weigerte sich Heyer, sich aussenden zu lassen. Da begründete (1841) die „(deutsche) evang.-lutherische Synode von Pennsylvanien und angrenzenden Staaten" eine eigene Missionsgesellschaft, in deren Dienst sich nun Heyer stellte. Am 5. Oktober 1841 wurde er in Philadelphia feierlich als der erste Missionar der lutlherischen Kirche von Nordamerika nach Indien abgeordnet. Er verließ Boston am 14. Oktober mit dem Segelschiff „Brenda" und kam nach neunmonatlicher Reise über Ceylon nach Madras. Inzwischen war Rhenius (1838) in Indien gestorben und seine Mission in die Hände der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft übergegangen, so daß Heyer ein neues Missionsfeld suchen mußte.

Heyer wurde am 10. Juli 1793 in Helmstedt, Braunschweig, geboren und von seinen Eltern fromm erzogen. Er hatte in Amerika einen Onkel, der in Philadelphia einen Pelzladen besaß, zu dem er nach seiner Konfirmation 1807 geschickt wurde. Hier besuchte er anfangs noch die Schule und machte dann für seines Onkels Geschäft Hüte. Wegen des schönen Gesanges ging er gern in die alte luth. Zionskirche und hier wurde er durch eine Predigt des Professors Hellmuth zu lebendigem Christentum erweckt. Das war 1809. Nun erwachte in ihm das Verlangen auch ein Prediger zu werden, und so wurde er mit noch 2 andern jungen Männern von Hellmuth und noch einem anderen Pastor in der Theologie unterrichtet. Im Dezember 1814 kehrte er nach Deutschland zurück, wo er in Göttingen seine theologischen Studien vollendete. 1817 kam er wieder nach Amerika, wo er von der luth. Synode examiniert und zum Predigen lizensiert wurde. Er wirkte bis 1818 in Pennsylvanien als Reiseprediger, dann in Maryland. 1819 wurde er während der Synodalversammlung in Lancaster, Pa., ordiniert, und diente dann wieder als Reiseprediger in Ohio, Kentucky und Indiana. Schließlich kam er nach Pittsburg, von wo er 1837 zum Heidenmissionar für Indien berufen wurde.

So finden wir ihn denn 1842 in Indien, wo er von Madras aus ein Feld für seine Thätigkeit unter den Heiden suchte. Lange war seine Mühe vergeblich; endlich führte ihn Gott in das vorhin erwähnte Gebiet

des Krischna-Stromes, wo er sich in der Stadt Guntur, 225 Meilen nördlich von Madras und 30 Meilen vom Meere entfernt, niederließ. Hier gab es noch keine andere christliche Mission, darum entschloß er sich hier zu bleiben.

Seinen Palanquin hängte er zwischen zwei Bäumen auf und machte dem englischen Beamten, Kollektor Stokes, seinen ersten Besuch. Herr Stokes, ein frommer Mann und großer Menschenfreund, war erfreut, daß sich ein Missionar in seinem Distrikt niederlassen wollte und fragte diesen, wo er denn wohne. Heyer wies nach der Richtung, in der er seinen Palanquin aufgehängt hatte, denn dort beabsichtigte er zu bleiben. Als der Kollektor das aber hörte, lud er den Missionar freundlichst in sein Haus, indem er sagte: „Sie sind nicht nach Indien gekommen, um zu sterben, sondern zu leben und zu wirken. Kommen Sie und wohnen in meinem Hause, bis Sie für ein eignes gesorgt haben. Wir können schnell eins von meinen Nebengebäuden verändern, so daß es als Schulhaus und Ort für den Gottesdienst dienen kann." Dieses edle Anerbieten nahm Heyer mit Dank an und wohnte ein halbes Jahr hier. Davon sagte er später: „Ich kam nach Indien, um Selbstverleugnung zu üben; aber ich habe es nie bequemer gehabt, als in den ersten sechs Wochen meiner Missionarslaufbahn."

Auch unter den Heiden fand Heyer, als er erst einige Fortschritte in der Erlernung der Telugusprache gemacht hatte, Aufnahme mit seiner Botschaft von Christo. Schon 1844 konnte er 17 Heiden durch die heil. Taufe in die lutherische Kirche aufnehmen. Die amerikanischen Lutheraner waren froh über den glücklichen Anfang ihrer Mission, und schon im Jahre 1843 hatte die General-Synode den Missionar W. Gunn und Frau nachgesandt, damit sie Heyer in der Missionsarbeit unterstützten. Sie kamen im Juni 1844 in Guntur an, wo Heyer 2 Jahre mit ihnen zusammen arbeitete. Dann kehrte er Februar 1846 nach Amerika zurück und sammelte in Baltimore eine deutsche Gemeinde. Die Mission blieb unter Gunns Leitung und damit in den Händen der General-Synode. Im Jahre 1847 aber beschloß die Missionsgesellschaft der Synode von Pennsylvanien Heyer wieder nach Guntur zu senden, mit dem Bemerken, daß er nur dann nach Amerika zurückkehren solle, wenn zu seinem Unterhalt die Mittel oder ihm die nötige Gesundheit für den Aufenthalt in Indien fehlen würde. Im März 1848 kam Heyer wieder nach Guntur und nahm seine Arbeit wieder auf. Im folgenden Frühjahr begann er auch im Palnaud, einem gebirgigen, fieberischen Distrikt, die Missionsthätigkeit. Nur wenige Missionare haben sich in diesem gesundheitsgefährlichen Gebiet aufgehalten; Heyer war hier stets gesund und die Predigt des Evangeliums hatte reiche Ernten zur Folge, wenn auch Heyer nicht alle diese Ernten einsammeln konnte. Er säete, andere nach

ihm ernteten. — 1850 wurde ihm Missionar G. J. Mertz nachgesandt, der jedoch schon nach zwei Jahren nach Amerika zurückkehrte. Gunn war am 5. Juli 1851 gestorben, so war Heyer allein auf dem Missionsfeld.

Inzwischen mußte die Norddeutsche Mission in Bremen aus Geldmangel ihre Mission in Indien aufgeben. Im Jahre 1850 trat sie unter der Bedingung, daß diese Mission immer lutherisch bleibe, ihr Gebiet an die amerikanischen Lutheraner ab. Es waren die Stationen Radschamandri und Ellur, welche erstere Valett und die zweite Grönning begründet hatten. Valett († 1892 in Bremen) trat in den Dienst der Londoner Mission, während Grönning und Heise in den der amerikanisch lutherischen Mission übergingen. Diese hatte also nun ein großes Arbeitsfeld mit den beiden Hauptstationen Radschamandri im Godavery-Distrikt und Guntur im Krischna-Distrikt. Missionar Grönning zog 1850 nach Guntur, wo er bis 1862 blieb. Heyer kam 1854 nach Radschamandri, kehrte aber schon 1857 wieder nach Amerika zurück und Missionar Long trat an seine Stelle. Heise war 1855 nach Europa gegangen und 1857 nach Indien zurückgekehrt. 1862 wurde er vom Fieber abermals nach Deutschland getrieben, wo er starb. 1859 hatte Missionar Long 30 Meilen nördlich von Radschamandri die Station Samulcotta begründet.

Um die Zeit, da in Amerika der Bürgerkrieg ausbrach (1861), hatten also die amerikanischen Lutheraner auf ihrem Missionsfelde die Stationen Radschamandri, Guntur, Palnaud, Ellur und Samulcotta, und die Missionare C. W. Grönning, Heise uud Long. Der Bürgerkrieg in Amerika hatte eine Verminderung der Missionsbeiträge zur Folge, sodaß das Missionswerk nicht mit dem nötigen Nachdruck betrieben werden konnte. Da schrieb Grönning, der 1862 wieder nach Radschamandri gezogen war, an Ludwig Harms nach Hermannsburg, ob er für die amerikanisch-lutherische Mission in Indien eintreten wollte. Es wurde auch 1864 Missionar Mylius von Hermannsburg nach Radschamandri gesandt, wo er eine Zeitlang bei Grönning blieb. Er begann auch in Dowlaischwaram Mission zu treiben, aber da er nicht in den Dienst der amerikanischen Lutheraner treten wollte, und diese hinwiederum ihre Mission nicht an Hermannsburg abzutreten geneigt waren, so zog Mylius nach dem südlichen Telugulande und begann in Sulurpett die Hermannsburger indische Mission. Nun wandte sich Grönning nach Deutschland, um die Station Radschamandri wieder an die Norddeutsche Mission in Bremen zurückzugeben. Die amerikanische General-Synode gab jedoch ihre Zustimmung nicht dazu. So arbeitete Grönning fort bis 1865, wo

ihn die Krankheit seiner Frau und der Tod eines Sohnes zwangen, Indien zu verlassen. Er kehrte nach 20jähriger treuer Arbeit nach Deutschland zurück, wo er 1898 starb. Seine Stelle in Radschamandri nahm Long von Samulcotta ein, der jedoch schon nach einem halben Jahre plötzlich starb. So blieb nur noch ein Missionar auf dem großen Missionsfelde, nämlich E. Unangst, den die General-Synode ausgesandt hatte. Dieser konnte natürlich die Arbeit nicht allein bewältigen, er beschränkte sich auf Guntur und Palnaud und da er wenig Aussicht hatte, von Amerika Hilfe zu erhalten, so machte er sich mit Zustimmung der General-Synode daran, die Mission im Godavery-Distrikt mit Radschamandri und Samulcotta an die englische „Kirchen-Mission" abzutreten, obschon der Norddeutschen Missionsgesellschaft versprochen worden war, daß diese Mission immer lutherisch bleiben solle. Die Verhandlungen wurden ziemlich geheim geführt, die Synode von Pennsilvanien, die sich 1866 von der General-Synode um deren unlutherischen Wesens willen getrennt hatte, wußte nichts davon. Der englische Kirchenmissionar Alexander in Madras hatte schon die Mission in Radschamandri in Beschlag genommen und vom Mai 1869 ab die Angestellten besoldet.

Heyer aber, gewöhnlich „Vater Heyer" genannt, der seit 1857 in Amerika thätig gewesen, war gerade zum Besuch in Deutschland und hörte hier von dem unrechten Handel. Er suchte den alten Pastor C. W. Grönning in Apenrade auf, bei dem er einen jungen Dänen, H. C. Schmidt, traf, der sich für den Missionsdienst vorbereitete. Diesen gewann er für die amerikanisch-lutherische Mission in Indien und machte sich mit ihm nach Amerika auf. Unvermutet kam er am 22. Mai 1869 in Reading an, wo gerade die pennsylvanische Synode versammelt war. Ohne Verzug legte er der Synode dar, in welcher Gefahr die lutherische Mission in Indien schwebe, welche Schande ihre Übergabe an die englische Kirchen-Mission für die lutherische Kirche wäre wegen jenes Versprechens an die Norddeutsche Missionsgesellschaft. Mit mächtiger Begeisterung forderte er auf, die Mission in Radschamandri sofort wieder in die Hand zu nehmen, stellte den jungen Schmidt als Missionskandidaten vor und erbot sich selbst, nochmals nach Indien zu ziehen, um alles ins Reine zu bringen.

Heyer hatte nicht vergeblich geredet. Die Synode sprach sofort einen feierlichen Protest aus gegen die Übergabe der Mission an eine andere denn lutherische Gesellschaft. Ferner beauftragte sie Heyer, sofort mit der Missionsbehörde der General-Synode in Unterhandlung zu treten,

um zu versuchen, ob die Mission im Godavery-Distrikt nicht an die Synode von Pennsylvanien übertragen werden könnte. Die General-Synode war bereit, dieser Bitte zu entsprechen, wenn die englische Kirchenmission geneigt sei, noch zurückzutreten. Auch mit dieser wurden sogleich Unterhandlungen angeknüpft, welche das Resultat hatten, daß die „Kirchenmission" einwilligte, ihre Ansprüche an Radschamandri u. s. w. aufzugeben, wenn ihr ihre Unkosten ersetzt würden und die Lutheraner sofort das Feld besetzten.

So wurde die Mission im Godavery-Distrikt förmlich und endgiltig der Synode von Pennsylvanien übergeben. Das Exekutiv-Komitee dieser Synode berief noch in Reading das Missions-Komitee des General-Konzils, und hier wurde die Fortführung der Mission als Mission des „General-Konzils der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Nordamerika" beschlossen, welcher Beschluß während der Versammlung des General-Konzils zu Chicago im November desselben Jahres (1869) durch Übernahme der Mission bestätigt wurde. Freilich, die Glieder der Heiden-Missionsbehörde des General-Konzils sind bisher fast ausschließlich Glieder der pennsylvanischen Synode gewesen. — Die General-Synode behielt die Mission in Guntur und Palvaud. Ellur fiel an die englische Kirchenmission.

Heyer ging von Reading aus auf die Reise nach Indien. Über 76 Jahre alt, verließ er im August 1869 New-York und kam im Dezember in Radschamandri an. Nach einigen Bemühungen wurde ihm die Mission von der Kirchenmission wieder übergeben. Als er ankam, fand er in Radschamandri 1 Katechisten, 1 Schullehrer und die Missionsgebäude in betrübendem Zustande; in Muramunda, 10 Meilen von Radschamandri, 1 Schulhaus, 1 Katechisten und Lehrer; in Metta, 12 Meilen von Radschamandri 1 Lehrer und ein paar Schulkinder. Am Palmsonntag 1870 feierten in Muramunda 22 Kommunikanten das heil. Abendmahl, Ostern in Radschamandri 25. Am 1. Februar 1870 kam ihm der junge dänische Missionar Becher zu Hilfe, der in Kopenhagen ausgebildet und ein vielversprechender Mann war. Er studierte eifrig die Telugusprache bei dem eingeborenen Katechisten Joseph, der jetzt ordinierter Pastor ist, und predigte in den umliegenden Dörfern, wobei der Katechist Paulus, später ebenfalls ordinierter Pastor, dolmetschen mußte. Aber schon nach 3 Monaten starb er, noch nicht 26 Jahre alt, plötzlich am 8. Mai. — Heyer schrieb tieftraurig an Grönning nach Apenrade um Ersatz, und Missionar Poulsen wurde gewonnen. In-

zwischen traf Schmidt in Radschamandri ein und ihm folgte bald Poulsen. Nun meinte Heyer wieder lange genug in Indien gewesen zu sein, kehrte Ende Januar 1871 zurück und starb als Kaplan am theol. Seminar zu Philadelphia am 7. November 1873. Ein Gelehrter war er nicht gewesen, viel Ausdauer hatte er auch nicht gehabt, dennoch verdankt ihm unsere Mission viel, ja wir verdanken ihm unsere Mission.

Sehen wir uns nun wieder nach den Missionaren Schmidt und Poulsen um. Eifrig arbeiten sie sich in ihre Aufgaben ein. Sie predigten nicht nur in Radschamandri und Samulcotta, sondern hin und her in den Dörfern der Heiden; überall wo es anging, richteten sie auch Schulen ein. — Zum Reisen in jener an Kanälen und Wasseradern reichen Gegend gehört aber ein Boot, auf dem allein die Missionare oft zu ihren Predigtplätzen gelangen können. Darum baute Schmidt ein Boot, welches den Namen „Friedenstaube" erhielt und der Ausbreitung des Evangeliums gedient hat, bis es kürzlich durch ein neues ersetzt wurde. Schmidt bewies seine Geschicklichkeit auch bei allerlei Kirch- und Schulbauten, von denen die Pauluskirche in Radschamandri und das dortige Missionshaus besonders zu erwähnen sind. Nach mehr als 12 Jahren machte er eine Besuchsreise nach Europa und Amerika, von wo er am 9. August 1885 nach Indien zurückkehrte. Er ist nun der Senior unserer indischen Mission, hat er doch schon sein 25jähriges Jubiläum feiern können. 1894 und 1895 war er wieder in der Heimat, um mit der Missionsbehörde Beratung zu halten und hin und her in den Gemeinden die Liebe zu unserer Mission zu stärken.

Poulsen, der nach einer Urlaubsreise von 1880 bald wieder nach Indien zurückkehrte, wirkte noch 6 Jahre in Samulcotta und Umgegend, bis seine Gesundheit ihn zwang, Indien für immer zu verlassen. Er ist jetzt in Amerika Pastor einer dänisch-lutherischen Gemeinde.

Seit Schmidts und Poulsens Aussendung waren 8 Jahre dahingegangen, bis ein neuer Missionar nach Indien geschickt wurde. Es war dies Carlson, ein Schwede, der seine Ausbildung in den Anstalten der schwedischen Augustana-Synode und im theol. Seminar zu Philadelphia empfangen hatte. Am 24. August 1870 war er zum Missionsdienst in der Zionskirche zu Philadelphia abgeordnet und am 23. Januar 1879 kam er in Radschamandri an. Hier lernte er die Telugusprache und arbeitete mit ungeheurem Eifer. Besonders nahm er sich der Arbeit in den Schulen an, wozu er die Schulthätigkeit anderer Missionen eifrig studierte. Im Oktober 1880 hatte er die Freude, einen neuen Missionar

in Radschumandri einzuführen, nämlich Artman, einen Pennsylvanier von deutscher Abstammung, der seine Ausbildung im theol. Seminar zu Philadelphia empfangen hatte. Bald nach seiner Ankunft wurde Carlson (im Mai 1881) um seiner Gesundheit willen nach Samulcotta versetzt, wo seit Longs Tod (1866) kein Missionar gewesen war. Mit gewohntem Übereifer machte er sich nun daran, das Missionswerk hier wieder in Gang zu bringen, auch die Gebäude der Mission wieder in Stand zu setzen. Dabei setzte er sich zu sehr der Sonne aus und wurde infolge eines Sonnenstiches geisteskrank. Auf die Kunde davon trafen Schmidt und Artman schnell am 8. September in Coconada ein; Carlson war aber schon nach Madras ins Irrenhaus gebracht worden, wo er am 19. März 1882 starb, 36 Jahre alt und erst 2 $^3/_4$ Jahre in der Arbeit. Durch den Tod dieses treuen Mannes erlitt unsere Mission einen großen Verlust. An Carlsons Stelle in Samulcotta war Poulsen getreten (1882—1888), in Radschamandri aber Artman. Dieser hatte mit Schmidt 1882 eine sehr beschwerliche Reise zurückzulegen. Es galt nämlich, die Missionare Pohl und Bothmann von der lutherischen Brecklumer Mission nach dem Bastarlande zu geleiten, wo diese eine Mission anfangen sollten. Zu Wasser und zu Lande ging es unter großen Schwierigkeiten mehrere hunderte Meilen nach Norden. Leider war die Mühe vergeblich. Bastarland ist England zwar tributpflichtig, aber sonst unabhängig. So wollte man dort die Missionare auspressen, weshalb diese nach Dschaipur sich zurückzogen und schließlich in Koraput unter englischem Schutz niederließen. Schmidt und Artman kehrten nach Radschamandri zurück, wo letzterer sich besonders der Schulthätigkeit widmete. Eine Schule für Mohammedaner und eine solche für Brahmanen wurde eröffnet. Artman stand in voller Arbeit, da starb er plötzlich am 18. September 1884. Missionar Schmidt war gerade in Amerika; außer Poulsen in Samulcotta war wieder nur noch einer, der 1883 eingetroffene Missionar Dietrich, auf dem Missionsfelde.

Doch bevor wir den weiteren Bemühungen der amerikanisch-lutherischen Kirche für Indien folgen, müssen wir unsern Blick auf 2 Männer lenken, die im Dienste dieser Kirche schon mit reichem Segen gearbeitet haben und selber Söhne Indiens sind. Das sind die beiden eingeborenen Prediger N. Paulus und L. Joseph. Paulus war 1842 in Palnaud geboren, wo seine Eltern von Heyer getauft wurden. Als Heyer dann nach Guntur zog, nahm er Paulus mit, in der Absicht, ihn für das Missionswerk zu erziehen. Als dann 1850 Grönning nach Guntur kam, nahm dieser sich des jungen Paulus an und unterrichtete ihn. Ebenso that es Missionar Unangst, als Grönning wieder nach Radschamandri gegangen war. Als Evangelist that Paulus unter des Missionars Aufsicht schon gute Dienste. Er heiratete dann

auch ein christliches Mädchen und wurde Sekretär eines englischen Beamten, dessen Diener er in den Lehren des Christentums unterwies. Mit diesem Beamten ging Paulus dann nach Masulipatam, wo er als Bibelkolporteur in den Dienst der englischen Kirchenmission trat. Auf Grönnings Vorstellung aber, daß er verpflichtet sei, der lutherischen Kirche zu dienen, der er soviel verdanke, arbeitete er dann für seine Kirche ebenfalls als Kolporteur. Als aber Grönning nach Deutschland zurückgekehrt und Long gestorben war, und als die Baptisten in das lutherische Missionsfeld einzudringen suchten, setzte ihn Missionar Unangst zum Katechisten ein. Paulus übernahm dies Amt sofort und ließ sich in Muramunda, 12 Meilen von Radschamandri nieder (1868). Im folgenden Jahre sah er seinen greisen ersten Lehrer wieder, Vater Heyer, der gekommen war, um die Mission der lutherischen Kirche zu erhalten. Weihnachten 1878 wurden Paulus und Joseph in Radschamandri feierlich von Schmidt und Poulsen, die die Ordination beantragt hatten, zum Predigtamte ordiniert, im Auftrag der Synode von Pennsylvanien. Paulus wurde darauf Pfarrer in Velpur, wozu ein größerer Distrikt gehört. Hier hat er mit großer Treue gearbeitet. Im Velpur-Distrikt giebt es Dörfer, da kein Heide mehr wohnt. Pastor Paulus starb am 25. Mai 1897.

Joseph wurde 1839 in Guntur geboren. Frühe starb ihm sein Vater in Nord-Arcot, nahe bei Madras. Seine Mutter zog darum wieder nach Guntur zurück, wo sie Joseph in Heyers Missionsschule schickte, obschon sie selbst noch Heidin war. 1852 wurde Joseph auf seine Bitte von Grönning getauft, womit aber seine Mutter gar nicht zufrieden war. Damals war gerade Missionar Seyder in Guntur, zu welchem Joseph nun ins Haus zog und mit dem er nach Radschamandri ging. Als Seyder nach Amerika zurückkehrte, wurde Joseph von Heise unterrichtet, half aber auch schon bei der Verkündigung des Evangeliums. 1860 verheiratete er sich in Guntur und er und seine Frau wurden dann Lehrer an der Mädchenschule in Radschamandri. Er wirkte dann eine Zeitlang als Bibelkolporteur, bis er auf Grönnings Aufforderung das Katechistenamt übernahm, welches er bis zu seiner Ordination versah. Seitdem ist er Pfarrer im Jegurupad-Distrikt, wo er noch im Segen arbeitet. Anfang dieses Jahres (1899) wurde auch der Katechist H. William zum Predigtamt ordiniert.

Kehren wir nun wieder zu dem Stande unserer Mission im Jahre 1884 zurück. Es sah wohl trübe genug auf dem Missionsfelde aus, aber die beiden Missionare Poulsen und Dietrich durften nicht verzagen. Dietrich war am 3. Oktober 1882 in Reading, Pa., abgeordnet worden und am 2. Januar 1883 in Radschamandri angekommen. Er war auch ein Pennsylvanier von Geburt. Mit rechtem Eifer arbeitete er sich neben Artman in Radschamandri ein, und als Artman starb, übernahm er die Leitung der Schulen daselbst, die er bis 1885 behielt. Dann trat Missionar W. Grönning, ein Sohn des alten C. W. Grönning, an seine Stelle, und Dietrich erhielt die Station Dowlaischwaram und die Aufsicht über den Jegurupad-Distrikt zugewiesen. Seine Wohnung behielt er aber in Radschamandri, weil in Dowlaischwaram damals noch kein

Missionshaus stand. Erst im Jahre 1888 wurde der nötige Baugrund dort erworben und der Bau eines Hauses begonnen. In demselben Jahre war ja auch Poulsen nach Amerika übergesiedelt, und so wurde Dietrich neben Dowlaischwaram noch Samulcotta zugewiesen. Mit Lust und Liebe gab er sich seinen vielfachen Arbeiten hin, besonders eifrig förderte er den Bau seines Hauses und eines solchen für seinen treuen Katechisten William in Dowlaischwaram. Dabei setzte er sich zu sehr der Sonne aus und wurde am 8. Juni 1889 krank. Missionar Grönning holte ihn sofort nach Radschamandri, wo er aber trotz der sorgfältigsten Pflege nach kurzer Besserung am 11. Juni starb. Er war ein tüchtiger Missionar gewesen, hatte mit großen Opfern, auch an eigenem Geld, eine schöne Brahmanenschule in Dowlaischwaram ins Leben gerufen und wurde von alt und jung schmerzlich betrauert. Auf dem Missionsfelde blieben nun die Missionare Schmidt, Mac Cready und Grönning.

F. Mac Cready war in Indien geboren und der Sohn eines Schotten und einer Hindufrau. Von Missionar Artman war er zur Ausbildung nach Amerika gesandt worden, wo er im theol. Seminar zu Philadelphia studierte. Am 10. Juni wurde er in Reading ordiniert und am 15. in Pottstown, Pa., abgeordnet. Am 18. Oktober 1884 langte Mac Cready in Radschamandri an, wo er zuerst in den Schulen half. Bald aber zog er nach seinem eigenen Arbeitsfeld, nämlich nach Tallapudi, wo er ein Wohnhaus und eine schöne Kirche baute. Hier und in dem zu Tallapudi gehörenden Distrikte arbeitet er noch, besonders unter den armen kastenlosen Parias. Missionar Mac Creadys Frau ist ebenfalls die Tochter eines Europäers und einer Hindufrau. Beide sind also wohlbekannt mit Sprache, Sitten und Anschauungen der Hindus, beide leben und wirken in ihrer eigenen Heimat. Auch Missionar Wilhelm Grönning war in Indien geboren, nämlich in Guntur, am 29. September 1852. Der kleine Wilhelm war schon in frühester Jugend Missionar; wenn er als weißes Kind von den braunen Hindukindern angestaunt wurde und mit ihnen spielte, so sprach er auch zu ihnen vom Heilande, zu dem sie beten sollten. Als er 6 Jahre alt war, brachte ihn sein Vater nach Deutschland, wo er ihn mit seinen beiden Brüdern zur Erziehung zurückließ. In den Schulen, die er besuchte (in Hamburg) war er sehr fleißig und ein sehr gewissenhafter Knabe, ebenso studierte er mit großem Fleiß in Leipzig, Erlangen und Kiel. Als Sohn eines Missionars kam ihm wohl manchmal der Gedanke, auch Missionar zu werden, aber dieser Gedanke gewann doch keine bestimmte Gestalt. Da wurde er zum Gehilfen des erkrankten Missionsinspektors Höber nach Breklum berufen und, als Höber starb, selbst zum Inspektor erwählt. Das geschah 1879. Es ist selbstverständlich, daß der junge Missionsinspektor sich möglichst vertraut mit der Missionsgeschichte machte und so in die Mission hineinlebte. 1882 machte er eine Rundreise, um die deutschen Missionsseminare kennen zu lernen und 1883 fuhr er zu gleichem Zwecke nach England und Schottland. Während seines Inspektorats wurden die ersten Breklumer Missionare nach Indien gesandt. Er sollte ihnen bald folgen, was er wohl schwerlich ahnte.

Da die Schulen in Radschamandri seit Artmans Tode der ausreichenden Leitung entbehrten, so machte Missionar Schmidt die Missionsbehörde in Amerika auf W. Grönning in Breklum als passenden Mann für diese Aufgabe aufmerksam. Schmidt suchte selbst auf seiner Rückreise von Amerika nach Indien den jungen Missions-Inspektor in Breklum auf und erfuhr auf Befragen von demselben, daß er einem Ruf nach Indien folgen würde. So wurde W. Grönning am 26. Januar 1885 in den Dienst der amerikanisch-lutherischen Mission berufen, welchen Ruf er am 23. Februar annahm. Im September machte er sich mit seiner Frau auf den Weg nach Indien. Er sollte die Heimat und seine Angehörigen nicht wiedersehen. In Indien fand er bei dem Leipziger Missionar Handmann in Madras freundliche Unterkunft, die auch den früher durchreisenden amerikanischen Missionaren stets liebevoll gewährt war. Grönning besuchte zur Vorbereitung auf seine Thätigkeit in Radschamandri die südlichen Stationen der Leipziger Mission, indem er seine Aufmerksamkeit besonders dem Schulwesen schenkte. Am 6. Dezember kam er in Radschamandri an und übernahm am 15. Januar 1886 die Leitung der Missionsschulen daselbst. Bald hatte er die Telugusprache, die er ja längst vergessen hatte, wieder erlernt und nun begann er seine leider so kurze aber gesegnete Thätigkeit, über die hier nicht viel gesagt werden kann. W. Grönning war der rechte Mann für seine Stelle. Er konnte sich auch gänzlich der Schulthätigkeit widmen, was die anderen Missionare nicht gekonnt hatten, da sie mit der direkten Heidenpredigt genug zu thun hatten. In Radschamandri befand sich auch eine sogenannte Normal-Schule, in der christliche Lehrer für die Dörfer ausgebildet wurden. Diese Schule hob Grönning als ungenügend vorläufig auf und begann einen neuen, zweckmäßigen Unterrichtskursus einzuführen und die dazu nötigen Lehrbücher in die Telugusprache zu übersetzen. Er brachte die ganze Schulthätigkeit in den rechten Gang; der Erfolg seiner Arbeit ist bis auf den heutigen Tag spürbar. Leider hat Grönning die volle Verwirklichung seiner Pläne nicht mehr erlebt. Kaum war die Kunde von Missionar Dietrichs Tode nach Amerika gekommen, so folgte, nicht ganz 4 Wochen später, die Nachricht, daß W. Grönning am 9. Juli von der Cholera weggerafft sei. Er war nur einen Tag krank gewesen. Das war ein furchtbarer Schlag für unsere Mission. Am Tage nach Grönnings Tod schrieb Missionar Schmidt: „Unsere Augen thränen, unser Herz blutet über unsere Mission und unsere arme Kirche."

Nun galt es, neue Arbeiter für die Abgerufenen zu gewinnen.

Schon 3 Wochen nach Grönnings Tod wurde von der Missionsbehörde Pastor E. Edman, Doktor der Medizin und Glied der skandinavischen Augustana-Synode von Princeton Ill. zum Missionar berufen. Er nahm den Ruf auch an und wurde am 10. Oktober 1889 in Pittsburg, Pa., abgeordnet. Dr. Edman reiste wenige Tage nach seiner Abordnung mit Frau und Kind nach Indien ab, wo er am 18. Januar 1890 ankam. Zuerst ging es natürlich nach Radschamandri, nach sechs Wochen aber siedelte er nach Samulcotta über, wo er das Missionshaus in einem so zerfallenen Zustande fand, daß es kaum bewohnbar war. So begann dann gleich die leidige Bauarbeit, die dem Missionar soviel kostbare Zeit und Kraft raubt; aber schließlich wurde auch diese Arbeit beendet und Edman konnte sich seiner eigentlichen Thätigkeit hingeben. Bei den Reisen durch seinen Distrikt fand er überall die herzlichste Aufnahme, und weil er Arzt ist, so ist ihm eine weite Thür zur Arbeit geöffnet.

Durch die Ankunft Edmans wurde den Missionaren der Mut und die Freudigkeit sehr gestärkt; sie sahen, daß die Kirche in der amerikanischen Heimat noch immer das Missionswerk auf dem Herzen trüge. Ja schon vor Edmans Ankunft in Indien war die Zahl der Missionare vergrößert worden durch Missionar E. Pohl von der Breklumer Mission. Dieser war (wie oben berichtet) schon 1882 nach Indien gesandt worden, um mit Bothmann eine Mission im Bastarlande anzufangen. Da Schmidt und Artman sie begleitet hatten, so war von Anfang an zwischen unsern und den Breklumer Missionaren ein herzliches Einvernehmen geschaffen worden. Pohl war schließlich in Salur stationiert, von wo aus er mit Grönning gemeinsam an der Übersetzung lutherischer Kirchenlieder arbeitete. Kurz vor Grönnings Tod hatte er sich mit den beiden Waisenknaben Martin und Josua nach Radschamandri aufgemacht, wo die beiden ausgebildet werden sollten. Er traf Grönning nicht mehr am Leben, trat aber selbst in den Dienst unserer Mission. Die Breklumer Missionsgesellschaft hatte ihn auf ein Jahr zur Aushilfe uns zur Verfügung gestellt, und am 12. November 1889 hatte er die Leitung des Seminars in Radschamandri übernommen. Nach Ablauf dieses Jahres wurde die Frist um ein weiteres Jahr verlängert. In Pohl hatte unsere Mission einen tüchtigen, eingearbeiteten und der Sprache kundigen Arbeiter gewonnen, und 1890 hatten wir also wieder vier Missionare im Feld.

Für die Größe dieses Feldes war aber die Zahl der Arbeiter noch immer zu klein, zumal man doch schließlich auf Missionar Pohls Rückkehr in den Dienst der Breklumer Gesellschaft gefaßt sein mußte. Was

sollte dann aus den Schulen in Radschamandri werden? Diese Frage bewegte oft die heimische Missionsleitung. Endlich entschloß man sich, für die Leitung der Schulen in Radschamandri insonderheit des Seminars, einen neuen Missionar zu berufen. Dazu wurde der Student C. F. Kuder aus dem theol. Seminar zu Philadelphia ersehen, ein Pennsylvanier. Die feierliche Abordnung fand am 31. August 1891 zu Allentown, Pa., statt. Am 2. September reiste Kuder mit seiner Frau ab und kam im November in Radschamandri an, wo er sich als eigentlicher Nachfolger Grönnings in dessen Werk einarbeitete.

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Japan II.

Von Julius Richter.

Im Anschluß an die Rundschau über Japan möchten wir versuchen, einen Überblick über den derzeitigen Bestand der japanischen Mission zu geben. Es scheint uns das um so wichtiger, als dieser Versuch, soweit unsere Kenntnis der einschlägigen Litteratur reicht, außer der kurzen Übersicht in Warnecks Abriß (5. Aufl. 325 f.) noch nicht gemacht ist. Wir bitten unsere Leser, dazu eine gute Karte von Japan zur Hand zu nehmen; die Karte in D. Grundemanns Atlas reicht nicht recht zu.

Wir beginnen unsere Wanderung durch das japanische Missionsfeld im Norden, in dem Hokkaido. So nennt man jetzt die nördlicheren Inseln, von denen Yezo bei weitem die größte ist. Der Name Hokkaido verdrängt den Namen Yezo in der Litteratur. Das Hokkaido ist ein großes, rauhes Bergland, teils von dichten Urwäldern, teils von unpassierbaren Sümpfen bedeckt. Außer dem Fischer- und Jägervolke des Ainus, etwa 20 000 Seelen, die in den öden Thälern und an den Küsten zerstreut wohnen, enthielt das Land noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts fast keine Bevölkerung. Seitdem hat aber die japanische Regierung eine Auswanderung im großen Stile eingeleitet; in jedem Jahre ziehen 10 000 und mehr Japaner aus den übervölkerten Distrikten des Südens in dieses rauhe, aber fruchtbare Land, um sich hier als Ackerbauer niederzulassen. Dörfer und Städte schießen wie Pilze aus der Erde. In diesem Kolonisationsprozesse liegt eine Aufgabe für die Mission. Die aus ihren alten Verhältnissen losgelöste und in eine neue Sphäre versetzte Bevölkerung ist für den neuen Glauben weit zugänglicher als ihre Anverwandten in der alten Heimat. Es findet wenig Widerstand gegen die Verkündigung des Evangelii statt; die Ansiedler entschließen sich schnell für die neue Religion (Presb. Rep. 98, 16). Es giebt kaum einen größeren Ort, wo nicht etliche Christen wohnen und zwar unter allen Klassen der Bevölkerung, vom Beamten bis zum Fischer und Kohlenarbeiter. Aber auch die Buddhisten sind ungemein thätig, die Auswanderer in ihrer alten Religion fest-

zuhalten. In jedem Jahre werden Dutzende kleiner und großer Buddhisten-Tempel gebaut. Wo die Bevölkerung auch nur erst ein Menschenalter sich unter buddhistischem Einflusse eingelebt hat, ist die Thür für das Christentum fest verschlossen, wie in dem südlichsten Bezirke Oschima.

Die Stützpunkte der Missionsarbeit,[1]) die deshalb hier eine hervorragende Bedeutung hat und an den ziemlich zahlreichen Christen unter den Einwanderern immer neue Anknüpfungspunkte findet, sind die Hauptstadt der Insel, Sapporo, mit ihrem schnell aufblühenden Hafen Otaru (bereits mit 40 000 Seelen) und der Vertragshafen Hakodate. Fast alle auf der Insel arbeitenden Missionsgesellschaften haben hier ihre Hauptstationen. Außerhalb dieser drei Städte wohnen evangelische Missionare nur in Kuschiro (C. M. S.) und zeitweilig in Nemuro (A. Bapt.). Es arbeiten im Hokkaido die C. M. S., die bischöflichen Methodisten, der amerikanische Board, die amerikanischen Presbyterianer, die amerikanischen Baptisten und die kanadischen Methodisten. Es bestehen im ganzen an 62 Orten christliche Gemeindlein.

Bei weitem die größte Arbeit entfaltet die C. M. S., welche Hokkaido als ein eigenes Bistum mit Hokodate als Bischofssitz und Missionar Fyson als Bischof organisiert hat. Ihre Arbeit erstreckt sich auf 49 Orte längs der ganzen Südküste der Insel und bis weit in die Thäler hinauf; schon an 19 Orten finden sich organisierte, freilich meist kleine Gemeinden. Hakodate ist der Sitz mehrerer Schulen. Interessant ist die von der C. M. S. in Angriff genommene Ainu-Mission; diese Gesellschaft ist außer den Katholiken die einzige, die sich dieser tief stehenden, trunksüchtigen, aber dabei zuverlässigen und gastfreien Ureinwohner Japans annimmt. In Hakodate besteht eine Erziehungsanstalt, in Sapporo ein „Rasthaus" für sie, in 7 Dörfern sind Schulen für sie eingerichtet. Besonders Missionar John Batchelor hat sich um diese Mission verdient gemacht, er hat die Sprache fixiert und große Teile der Bibel und des Common Prayer Book in dieselbe übersetzt. Die Zahl der Ainu-Christen hat 700 bereits überschritten.

Der amerikanische Board knüpfte mit seiner Arbeit an die Thätigkeit des Professors Clark an der Ackerbauhochschule in Sapporo (1876/7) an, von dessen christlicher Persönlichkeit ein merklicher Einfluß ausgegangen war. Sie haben auf der Insel 7 organisierte Gemeinden. Lehrreich ist die leider in den letzten Jahren unter buddhistischen Einflüssen verkümmerte Erzieherthätigkeit japanischer Prediger des A. B. in den Strafgefangenen-Kolonieen bei Sapporo, welche der wegen Preßvergehen zeitweitig ins Gefängnis geworfene Prediger T. Hara angefangen hatte.[2])

---

[1]) Als Unterlage für die folgende Übersicht dienen außer den Jahresberichten der Missionsgesellschaften besonders die statistischen Tabellen in der von Dr. Christlieb und Greene bearbeiteten englischen Ausgabe von Ritters japanischer Missionsgeschichte, Ritter, A History of Protestant Missions in Japan. Tokyo 1898, S. 350 ff., bes. 396 ff. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß mit „Gemeinden" stets kleine Häuflein von Christen, meist weniger als 20 gemeint sind, die unter der Leitung eines japanischen Helfers stehen. Organisierte sind solche, die die notwendigen Gemeindeeinrichtungen und ein geordnetes geistliches Amt haben; auch sie zählen oft nicht viel über 20 Glieder.

[2]) In allen japanischen Gefängnissen sind „Sittenlehrer" angestellt, die

Die Bischöflichen Methodisten sind gleichfalls schon seit 1874 im Hokkaido, es haben aber im Laufe dieses Vierteljahrhunderts nur 6 ihrer Missionare hier gearbeitet. Von diesen kamen 5 als Neulinge in Hakodate an, und unbegreiflicher Weise wurden alle auf ein anderes Missionsfeld versetzt, als sie die Sprache einigermaßen bemeistert hatten. Da ließ sich natürlich eine solide Arbeit nicht durchführen. Ihre Hauptstationen sind Hakodate und Sapporo. Sie stehen an 9 Punkten und haben 6 organisierte Gemeinden. Eine von ihrer „Missionskonferenz", d. h. ihrem japanischen Missionsverein, im Jahre 1896 in Angriff genommene kleine Mission auf den Kurilen mußte leider schon nach einigen Monaten wegen Erkrankung des dorthin gesandten Predigers Nakoda abgebrochen werden.

Die amerikanischen Presbyterianer betrachten ihre Station in Sapporo-Otaru als einen Absenker ihrer Tokyo-Mission. Sie setzten 1887 zwei Missionarinnen nach den beiden durch Eisenbahn mit einander verbundenen Städten, welche sogleich an beiden Orten Mädchenschulen gründeten. Die „Nordsternschule" in Sapporo zählt über 100 Schülerinnen. Den Missionarinnen folgten erst später Missionare, als sich in Verbindung mit der zunehmenden Einwanderung die presbyterianische Mission auf der Insel ausdehnte. Die Presbyterianer zählen jetzt 7 Kirchen und 3 organisierte Gemeinden im Hokkaido.

Getrennt von den bisher behandelten Missionen haben die amerikanischen Baptisten in Nemuro an der Ostküste des Hokkaido eine freilich recht bescheidene Arbeit angefangen. Sie haben in den drei Orten Nemuro, Schibetsu und Wakkanai zusammen etwa 50 Christen, welche von einem Japaner pastoriert werden. Nur in den Sommermonaten kommt ein Missionar oder eine Missionarin, um nach den vereinsamten Christen zu sehen. Das ohnehin schwache Wachstum der Gemeinde in Nemuro ist durch den zweimaligen Brand der Kirche (1895 und 1897) niedergehalten.

Die kanadischen bischöflichen Methodisten haben in dem Hokkaido nur zwei Außenstationen.

Die Hauptinsel Hondo teilen wir der Übersichtlichkeit wegen in drei ziemlich gleich große Teile, den Norden, die Mitte und den Westen. Der Norden umfaßt 7 Provinzen:[1]) Aomori an der Nordspitze, drei an der Küste des Stillen Ozeans:

---

etwa unsern Gefängnisgeistlichen entsprechen. Diese früher ausschließlich von den Buddhisten inne gehabten Stellen waren eine Reihe von Jahren mit Vorliebe Protestanten anvertraut. Die Buddhisten haben sie aber wieder verdrängt. Es hat sich aus dieser zeitweiligen Verbindung mit der evangelischen Mission ein umfangreicher Arbeitsnachweis für entlassene Strafgefangene entwickelt, die besonders in den Minen des Hokkaido gesucht und gern beschäftigt werden. T. Hara hat für sie in Tokyo ein „Heim für entlassene Gefangene" gegründet, welches auch vom Justizminister unterstützt wird. Das Kabinett Okuma (1898) setzte den tüchtigen evangelischen Prediger K. Tomeoka zum „Sittenlehrer" an dem Mustergefängnis in Tokyo ein und erhielt ihn in dieser Stellung trotz der heftigen buddhistischen Angriffe. Leider mußte Tomeoka weichen, als das Ministerium Okuma nach kaum vierteljährlicher Regierung abdankte. Damit hat vorläufig die direkte Verbindung der evangelischen Mission mit der japanischen Gefangenenpflege ein Ende erreicht.

[1]) Wir folgen der neuen politischen Einteilung Japans in Ken oder Präfek-

Iwate, Miyagi und Fukuschima, und drei an der Küste des japanischen Meeres: Akita, Yamagata und Sendai. Obgleich in diesem weiten Gebiete — von kleinen, versprengten Gemeinden abgesehen — 8 Missionsgesellschaften arbeiten, ist das Stationennetz noch ein sehr weites, viel zu schwach für das dichtbevölkerte Land. In der Provinz Yamagata mit 801 343 Einwohnern befindet sich keine Station, nur in der Provinz Aomori sind 2 Städte besetzt, Aomori und Hirosaki. Es ist ein schlechter Ersatz für diesen Mangel, daß sich in der allerdings 82 400 Einwohner zählenden Stadt Sendai 6 Missionsgesellschaften neben einander niedergelassen haben. Wir zählen zunächst die Stationen auf: In Aomori 2: Aomori und Hirosaki; in Iwate 1, Morioka; in Miyagi 1, Sendai sechsfach besetzt; in Fukuschima 1, Fukuschima. Im Westen in Akita 1, Akita; in Yamagata keine; in Niigata 1, Niigata. Eine ausreichende Besetzung kann das keinesfalls genannt werden.

Die Japaner nennen dieses Gebiet das Tohoku, den Nordosten. Sie halten ihn für gleichgiltig in religiösen Dingen. Es giebt verhältnismäßig wenig Tempel. Das Christentum macht keine großen Fortschritte, wenn es auch nicht gerade Widerstand findet. Wo die herrschende Lethargie weicht, ist es nicht schwer, große und aufmerksame Zuhörerscharen zu sammeln (Presb. Rep. 98, 17). Der dortige Missionar der M. E. hofft, daß das Christentum auf diesem Gebiete rasch den Buddhismus verdrängen werde (M. E. Rep. 99, 249).

Von den Missionsgesellschaften ist wohl die thätigste die der Bischöflichen Methodisten (M. E.), allerdings hat auch sie nur 2 Stationen (Hirosaki und Sendai), aber sie hat doch in allen Provinzen zerstreute Gemeindlein, im ganzen 18, von denen 13 organisiert sind. Nicht hinter ihnen zurück steht der A. B. mit 2 Stationen Sendai und Niigata und 21 Gemeinden, von denen 11 organisiert sind. Es folgen die amerikanischen Baptisten mit 2 Stationen (Morioka und Sendai) und 25 Gemeinden, von denen aber nur 4 organisiert sind. Sodann die amerikanischen Anglikaner (Prot. Ep.) mit 2 Stationen (Aomori und Sendai) und 6 Gemeinden, von denen 4 organisiert sind; — die Reformierten Amerikas (die ehemaligen dutch Reformed) mit 2 Stationen (Aomori und Morioka) und 3 Gemeinden; — neben ihnen die (deutschen) Reformierten der Vereinigten Staaten mit einer Station (Sendai) und 18 Gemeinden, von denen nur eine organisiert ist; — die „christliche Kirche Amerikas“ mit einer Station (Sendai) und 14 Gemeinden, darunter 3 organisierte; — endlich die „Kirche Christi“[1]) mit 2 Stationen (Fukuschima und Akita) und 8 Gemeinden. Es ist hier schon schwer, sich durch dies Gewirr der nordamerikanischen Denominationen durchzufinden; nur die 3 zuerst angeführten Gesellschaften haben eine große Arbeit in Japan. Erfreulich ist, daß sich von den kleineren Gesellschaften die „Church of Christ“ 2 Provinzen zu ihrer Arbeit ausgesucht hat, in denen noch keine andere Mission Stationen hatte. Im Vorübergehen erwähnen wir, daß noch die Presbyterianer in diesen nördlichen Provinzen 5, die methodistische evangelische

turen, Verwaltungsbezirke. Leider geben unsere Karten in der Regel nur die alten Landschaftsbezeichnungen und erschweren dadurch die Orientierung. Meist sind die neuen Provinzen nach ihren Hauptstädten genannt.

[1]) Foreign Christ. Miss. Assoc. in Cincinnati (Ohio), eine baptistische Denomination.

Association 2, die Universalisten 1 Gemeinde aufzuweisen haben. Nur die (deutschen) Reformierten der Vereinigten Staaten haben in diesen Gebieten ihr Hauptquartier, in der Stadt Sendai, ihrer einzigen Hauptstation außer Tokyo und stärker besetzt als diese. Sie haben ihr theologisches Seminar, das Tohoku Gakuin, mit dem auch andere Schulen und eine Industrie-Abteilung verbunden sind. Sonst ist das höhere Missions-Schulwesen in diesem Teile Hondos merkwürdig schwach ausgebildet. Die mit den bischöflichen Methodisten (M. E.) verbundene To-o-gitschiku in Hirosaki hat ebenso treulos, wie verschiedene Schulen des A. B., die Verbindung mit der Mission abgebrochen, um staatliche Anerkennung zu erlangen (M. E. Rep. 96, 199).[1])

Wir kommen zu der Mitte Hondos, die wir bis zu der Linie rechnen, welche die Owari-Bai mit der Wakasa-Bai verbindet. In diesem Bezirke nimmt vor allem die Hauptstadt Tokyo unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sie nimmt mehr und mehr für Japan eine Stellung ein, wie Paris für Frankreich und London für England, sie wird der alles geistige und politische Leben beherrschende Mittelpunkt des Kaiserreiches. Die evangelische Mission hat, mit dieser Entwickelung rechnend, Tokyo in einem Maße zu ihrem Zentrum gemacht, wie es in keiner andern Stadt des Missionsfeldes der Fall ist. Nicht weniger als 18 Missionsgesellschaften haben hier Stationen, zum Teil im Weichbilde der Stadt ihre zwei oder drei; und 10 Gesellschaften haben hier ihr Hauptquartier mit dem ganzen Apparat der missionarischen Centralleitung. Es ist von Tokyo in gewissem Sinne wahr, wer hier die Mission studiert hat, der kennt die ganze japanische Mission. Wir nehmen mit Tokyo sogleich die Hafenstadt Yokohama zusammen, die wenigstens für die Europäer mit Tokyo zusammengehört wie Potsdam mit Berlin. Mehrere Gesellschaften haben ihre Centralinstitute zwischen Tokyo und Yokohama verteilt.

Was gehört zu den Centralinstituten einer starken Mission in Japan? Da der Schwerpunkt sowohl der eigentlichen Missionsarbeit wie vor allem der Gemeindepflege in einem Umfang wie auf keinem andern Missionsfelde in den Händen der japanischen Geistlichkeit liegt, ist es das Hauptanliegen jeder Missionsleitung, eine tüchtige Theologenschule zu besitzen. Sie ist das Herz der Mission; sie ist zugleich vor dem großen Publikum eine Empfehlung der Solidität der Mission (Z. M. R. 99, 60). Da ein wirksames Studium auf diesem Seminar ganz wesentlich von dem Maße von Vorkenntnissen und Schulung abhängt, welche die Studenten mitbringen, versäumt man nicht gern, dem Seminar einen soliden gymnasialen Unterbau zu geben, und zwar wird dieser nach englisch-amerikanischem Muster getrennt in ein Ober- und Untergymnasium, gewöhnlich College und Akademie genannt. Da die Mehrzahl der in Japan arbeitenden Gesellschaften Amerikaner sind und der amerikanische Typus vorherrscht, wird auf die Ausbildung und Heranziehung weiblicher Hilfskräfte viel Gewicht gelegt; jede Gesellschaft schafft sich deshalb ein Lehrerinnen-Seminar, Seminary oder Ladies Institute genannt, mit seinem Unterbau einer höheren Töchterschule, College oder Young ladies Institute, japanisch Dscho gakko genannt. Daneben geht in der Regel für die Ausbildung von Bibelfrauen ein besonderer Kursus her oder es besteht dafür eine eigene Schule.

---

[1]) Nach dem letzten Jahresbericht (1899) unterrichtet der dortige Missionar der M. E. wieder einige Stunden an diesem Gymnasium.

Wir müssen die wichtigsten dieser Schulinstitute in Tokyo-Yokohama kurz an uns vorüberziehen lassen. Die presbyterianische Gruppe, in der die amerikanischen Presbyterianer (Nord) und die (holländisch) Reformierten bei weitem die wichtigsten sind, hat sich in dem höheren Knabenschulwesen zusammengethan. Sie unterhält das Meji Gakuin, „das erleuchtete College" als theologisches Seminar mit einer zugehörigen, gut besuchten „Akademie". Für die weibliche Ausbildung haben die Presbyterianer ein Young ladies Institute und eine Bibelschule (Seisho Gakkwan), die Reformierten ein höheres Seminar (Ferris Seminary), eines der ältesten und bewährtesten Missionsunterrichts-Institute, welches bis in die Anfangszeiten der Missionsarbeit zurückreicht, und eine allerdings jetzt zeitweilig eingegangene Bibelfrauenschule; außerdem hat die Frauenmission (Woman's Union-Mission), eine blühende Mädchenschule und eine Bibelfrauenschule in Yokohama, das American Mission Home, gleichfalls eine der ältesten und tüchtigsten Missionsschulen.

Die anglikanische Gruppe wird in Tokyo durch die amerikanische protestantisch-bischöfliche Mission, die C. M. S. und die S. P. G. vertreten. Am bescheidensten tritt von ihnen die C. M. S. auf, sie hat in Tokyo nur eine gewöhnliche Station mit einem verfallenden Kirchlein und einer ziemlich kleinen Gemeinde. Die S. P. G. hat in Tokyo eigentlich keine Station; aber der thätige Bischof Bickersteth hatte unter seiner eigenen Leitung und aus eigener Initiative in Tokyo 2 spezifisch hochkirchliche Brüderschaftsmissionen nach hochkirchlich-indischem Muster gegründet, die St. Andrewsmission für Kleriker und die St. Hildamission für Schwestern. Beide Institute werden von der S. P. G. unterstützt und liegen im wesentlichen in ihren Händen. Mit der St. Andrews-Brüderschaft ist eine theologische Hochschule, mit der St. Hilda-Schwesterschaft eine höhere Töchterschule und eine Bibelschule verbunden. Beide Schulen, vor allem das theologische Seminar, leiden unter dem Mangel von „Hinterland", aus dem ein geeignetes Schulmaterial zu gewinnen wäre. Denn es fällt den Jünglingen anderer Kirchengemeinschaften begreiflicher Weise nicht ein, ihre theologische Ausbildung in einem fremden, noch dazu ziemlich extrem hochkirchlichen Institute zu suchen. Die gesundeste und best entwickelte anglikanische Mission in Tokyo ist die der amerikanischen protestantischen Bischöflichen; sie haben ihr eigenes theologisches Seminar, die Trinity Theol. School, mit dem Unterbau des St. Pauls College. Daneben haben sie für Frauen ein Ladies Seminary mit einem doppelten Unterbau der St. Margareten-Schule in Tokyo und der englisch-japanischen Töchterschule in Yokohama.

Von der methodistischen Gruppe sind gleichfalls in Tokyo drei vertreten, die bischöflichen Methodisten, die kanadischen Methodisten und die evangelische Association. Die letztere kleine Mission unterhält nur ein theologisches Seminar, das Fukuin Shin Gakko mit 4 Studenten; die kanadischen Methodisten eine höhere Knabenschule, Tokyo Eiwa Gakko, und eine höhere Töchterschule, Tokyo Eiwa Dscho Gakko. Die bischöflichen Methodisten arbeiten mit schwerer Waffenrüstung, sie haben ein theologisches Seminar, das Philander Smith Bibel-Institut mit dem Unterbau des Aoyama-College und der Akademie; daneben eine Bibelfrauenschule in Yokohama und 11 Mädchenschulen in Tokyo und Yokohama.

Auch die amerikanischen Baptisten haben eine fast vollständige Ausrüstung, sie haben in Tokyo ein Gymnasium, Tschu Gakuin, in Yokohama ein theo-

logisches Seminar, ferner ebendort eine höhere Töchterschule und in Tokyo ein Lehrerinnen-Seminar, das Sarah Curtis Home.

Das sind die Lehrinstitute der größeren Missionsgesellschaften; aber auch der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, die Universalisten und die Unitarier, die alle drei in Tokyo ihre einzige Station haben, besitzen eigene Seminare. Keine will darauf verzichten, für ihre Denomination einen geeigneten theologischen Nachwuchs heranzuziehen. Nehmen wir dazu, daß in Tokyo-Yokohama 2 Missionskrankenhäuser, 2 Missionsbuchhandlungen mit Verlag, 4 Polikliniken, 2 Waisenhäuser, 7 Kindergärten und 25 Armenschulen bestehen, so muß man in der That vor diesem großen Missionsapparate Respekt haben. Wir haben nur die anstaltliche Seite der Missionsarbeit hervorgehoben; wir setzen hinzu, daß die Predigt- und sonstige evangelistische Thätigkeit mit gleicher Energie betrieben wird. Außer den bereits erwähnten Missionsgesellschaften treten in diese direkte Missionsarbeit noch die schottischen unierten Presbyterianer, die amerikanischen Quäker und die unruhigen skandinavischen (norwegischen) Allianzmissionare ein, die alle drei in Tokyo ihre einzige Station haben. Nach Ritters Angaben,[1]) die sich allerdings gerade in diesem Punkte schlecht nachprüfen lassen, befinden sich allein in Tokyo und seiner unfernen Umgebung (seinem Fu-Bezirke) 66 Christengemeinden, von denen 35 organisiert sind.[2])

Tokyo ist zugleich der Mittelpunkt für eine Reihe anderer, nicht direkt missionarischer Bestrebungen; hier ist die Centralstelle für die Bibelverbreitung in Japan, welche von drei englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften durch ein gemeinsames Komitee betrieben wird. Hier ist auch der Brennpunkt der japanischen „Christlichen Vereine junger Männer", die sich in Tokyo ein stattliches Haus für 50 000 Dollar erbaut haben. Die Organisation umfaßt in Japan — wie in Nord-Amerika — vorwiegend die Jugend der hohen Schulen und der Universitäten; es sind meist Studentenvereine. In Tokyo sind es ihrer drei in Verbindung mit den drei Hochschulen, der Universität, der Handelshochschule und dem „Ersten höheren Mittel-College". Die Leitung dieser Vereine liegt ausschließlich in japanischen Händen und zwar in Händen von Laien. Dagegen lehnen sich die in Tokyo wie in ganz Japan fest mit jeder Christengemeinde verbundenen „Sei nen kwai", (wörtlich „Junger Männer-Verein", entsprechend unsern „Jünglings-Vereinen") ebenso, wie diese letzteren fast überall eng an das kirchliche Amt und das Gemeindeleben an.

Man darf nicht vergessen, daß das übergroße Missionspersonal, welches in Tokyo zusammengedrängt ist, zugleich die Missionsarbeit fast in dem ganzen, von uns als Mitte Hondos abgegrenzten Bezirke, dem fünften Teile Japans, zu beaufsichtigen hat. Es ist geradezu überraschend, wenn man seinen Blick von Tokyo-Yokohama weg in die 15 umliegenden Provinzen richtet, wie unverhältnismäßig schwach und offenbar ungenügend dieselben besetzt sind. Den nächsten Kreis um Tokyo herum bilden die 5 Provinzen Kanagawa, Tschiba, Haraki, Saitama und

[1]) Engl. Ausgabe S. 428.

[2]) Der Jahresbericht der allgem. evang.-prot. Mission pro 1897, 19 meint, es gebe in Tokyo wohl ebenso viele christliche Kultusstätten als in Berlin, nur daß dieselben oft recht eng und winzig sind.

Yamanaschi. Sehen wir von 3 kleinen Stationen der skandinavischen Allianzmission und einer kleinen, in den Jahresberichten nicht einmal aufgeführten Station der Anglikaner ab, so haben wir in diesen 5 Provinzen keine einzige Missionsstation. Den zweiten Kreis, der sich peripherisch um die erwähnten Provinzen herumlegt, bilden die vier Provinzen Shizuoka, Nagano, Gumma und Toschigi. In ihnen sind drei Städte, Shizuoka, Ueda und Maebaschi, von im ganzen fünf Missionsgesellschaften besetzt. Am japanischen Meer liegen die drei Provinzen Toyama, Ischikawa und Fukin. Hier sind 2 Städte, Tsuraga und Kanazawa besetzt; nur die letztere, in der drei Gesellschaften Stationen haben, hat ein stärkeres Personal. In 5 von diesen Provinzen befindet sich keine Station, in den andern 7 ist nur je eine Stadt besetzt. Nur die beiden südlichsten Provinzen unsers Bezirkes, Gifu und Aitschi sind ausreichender versehen, sie liegen nicht mehr im Bannkreis Tokyos. Hier hat die C. M. S. die drei Stationen Gifu, Nagoya und Toyohaschi; die südlichen Presbyterianer sitzen in Nagoya und Okazaki und haben in letzterer Schule, ein Gymnasium, das Kyodo Kwan. Vor allem haben die protestantischen Methodisten in Nagoya ihr Hauptquartier, ihr anglo-japanisches College und ihr theologisches Seminar. Auch die bischöflichen Methodisten haben in Nagoya eine Station.

Man würde fehlgehen, von dieser schwachen missionarischen Besatzung auf einen gleich geringen Einfluß oder eine schwache Verbreitung des Christentums zu schließen. In jenem ersten Provinzenkreis um Tokyo finden wir 93 Christengemeinden, darunter 30 organisierte; in dem zweiten, weiteren Provinzenkreise sind gar 109 Christengemeinden, darunter 25 organisierte. Hier stellt die Provinz Shizuoka allein 52 Gemeindlein. Sollen wir diese zerstreuten Christenhäuflein nach ihren Denominationen ordnen, so würden die Methodisten an die erste Stelle kommen, wenn sie sich einheitlich organisiert hätten. Zu ihren 4, in diesem Bezirke arbeitenden Gesellschaften gehören 97 Gemeinden, davon 43 organisierte. Da sie unter einander uneins sind, kommen die einheitlich zusammengeordneten Presbyterianer an die Spitze; ihre 6 in diesem Bezirke arbeitenden Gesellschaften zählen zusammen 80 Gemeinden, von denen aber nur 18 organisiert sind. Erst weit hinter ihnen, an dritter Stelle kommen die Kongregationalisten (Kumiai), welche in diesem Bezirke nur 27 Gemeinden, darunter 14 organisierte, haben. Sie sind in diesem Mittelpunkte Japans schwach vertreten. Am dürftigsten sind allgemein die Missionserfolge an der Westküste; sie gilt als die Hochburg des Buddhismus. Nirgends wird in Japan in gleichem Maße wie hier den christlichen Arbeitern, auch den Japanern, das Leben sauer gemacht. Der bisherige Ertrag sind in den 3 westlichen Provinzen 12 Gemeindlein, darunter 6 organisierte. Kanazawa ist in diesen Gegenden der Mittelpunkt der Missionsarbeit; hier befinden sich auch mehrere christliche Schulen der kanadischen Methodisten und der Presbyterianer.

Der Westen von Hondo, das Land südlich und westlich von der Owari- und Wakasa-Bai, ist der Teil Japans, in welchem die Missionsarbeit im besten Zustande ist; hier sind die meisten Missionsstationen und die zahlreichsten Gemeinden. Wir haben zunächst die zusammenhängenden Missionsfelder mehrerer großen Gesellschaften durchzugehen. Bei weitem am stärksten vertreten sind die Kumiai-Gemeinden in Verbindung mit dem A. B., sie erreichen die stattliche Zahl von 92, darunter 34 organisierte. Der A. B. hat hier den Schwerpunkt seiner Arbeit. Es ist allerdings ein schwerer Verlust für ihn, daß die Doschischa in Kyoto zeitweilig die Verbindung mit

ihm gelöst hat;[1]) denn diese japanische Hochschule repräsentierte zugleich das hohe Schulwesen und das theologische Seminar des A. B. Der A. B. hat sich genötigt gesehen, vorläufig als einen dürftigen Ersatz in Kyoto ein kleines theologisches Seminar, das Fukuin Gakkwan, die „Evangeliumshalle", unter der Leitung seiner erfahrensten Missionare D. Davis und D. Learned zu eröffnen. Dasselbe zählt aber vorläufig nur 8 Studenten und 2 Hospitanten. Das Lehrerinnen-Seminar und die Bibelfrauen-Schule des A. B. befinden sich in Kobe und sind nicht in die Doschischa-Wirren verwickelt. Leider ist die Bibelfrauen-Schule sehr schwach besucht; dagegen erfreut sich die daran angegliederte Kleinkinderlehrerinnen-Schule besseren Besuchs, wie überhaupt die Fröbelschen Kindergärten in Japan großen Anklang finden. Außer Kyoto und Kobe hat der A. B. in diesem Gebiete noch drei Stationen, in Osaka, Okayama und Tottori. An jeder derselben befinden sich Missionsschulen, meist Mädchenschulen.

Fast ebenso ausgedehnt ist die Arbeit der amerikanischen Presbyterianer, die in diesem Gebiete ihre „Westmission" haben; auch ihre Mission, über die leider eine genaue Statistik nicht vorliegt,[2]) erstreckt sich über fast alle Westprovinzen; ihre Stationen sind Osaka, Kyoto, Hiroschima und Yamaguschi. Auch sie haben auf diesem Gebiete drei Mädchenschulen und mehrere Knabenschulen; die blühendste davon ist die Naniwa Dscho gakko (Höhere Töchterschule in Osaka); der Schwerpunkt ihres Schulwesens liegt in den Anstalten in Tokyo.

An dritter Stelle müssen wir die C. M S. nennen, die in Osaka das Hauptquartier ihrer ganzen japanischen Mission hat. Es ist verständig von dieser Mission, daß sie nicht auch noch die große Zahl von Missionshochschulen in Tokyo vermehrt, sondern sich lieber in Osaka ein um so achtunggebietenderes Centrum geschaffen hat. Sie hat hier ihre theologische Fakultät, die Trinity Divinity-School, eine gehobene Töchterschule, die „Bischof Poole" Mädchenschule, und eine Bibelfrauen-Ausbildungsanstalt, das Bibelfrauenheim. Sie hat im Westen von Hondo außer dem stark besetzten Osaka noch 5 Stationen, Yonago, Matsuse und Hamada an der Nordküste, Hiroschima und Fukuyama an der Südküste. Sie zählt 25 Gemeinden, von denen 8 organisiert sind. — Neben ihnen arbeitet in Kobe als ihrer einzigen japanischen Hauptstation die S. P. G., sie hat in Kobe außer einer Knaben- und einer Mädchenschule eine Poliklinik und ein Krankenpflegerinnen-Heim. Ihr Arbeitsgebiet ist nicht sehr ausgedehnt. — Bedeutender ist die Arbeit der amerikanischen bischöflichen Protestanten, deren verdienter erster Bischof Williams nach Niederlegung seines hohen Amtes als einfacher Missionar in Osaka wirkt. Sie haben zwei Stationen in Osaka und Kyoto, ihr Arbeitsgebiet erstreckt sich aber über die ganze östliche Hälfte unsers Bezirkes, von der Provinz Shiga bis zu den Provinzen Wakayama und Mie hinunter. Sie haben in Osaka ein Missionshospital, ein Waisenhaus und

---

[1]) Wie aus D. Warnecks Bemerkung S. 181 ff. bekannt ist, hat sich in den Kreisen der Doschischa ein Umschwung zu Gunsten des A. B. vollzogen Die vorwiegend mit amerikanischem Missionsgelde gegründete Hochschule wird ihrer Missionsbestimmung erhalten bleiben.

[2]) Ritters Tabellen übergehen diese wichtige und ausgedehnte Arbeit mit Stillschweigen. (S. 414 der engl. Ausgabe.)

eine Frauenhochschule, in Kyoto eine höhere Töchterschule, in Osaka, Nara und Kobe Knabenmittelschulen.

Wahrscheinlich ebenso bedeutend ist die Arbeit der amerikanischen südlichen bischöflichen Methodisten, über welche uns leider nur ungenügende Berichte vorliegen. Sie haben ihr Hauptquartier in Kobe, wo sie das übliche, dreifach gegliederte Schulsystem, Akademie, College und Theologenschule in ihrer Kwansei Gakuin vereinigen. Sie haben außerdem Stationen in Kobe, Osaka, Hiroschima und Yamaguschi. Jede derselben ist von einem Kranze von Außenstationen umgeben.

Auch die amerikanischen Baptisten haben in diesem Bezirke drei Stationen, Kobe, Osaka und Schimonoseki in der Provinz Yamaguschi. In allen diesen drei Städten und außerdem in Himedji und in Sakai, der Vorstadt von Osaka, unterhalten sie Knaben- oder Mädchenschulen, meist mit Bevorzugung des englischen Unterrichts.

Die Cumberland-Presbyterianer haben hier ihr einziges Missionsfeld in Japan, sie haben 5 Stationen, Osaka, Takatsuki, Tsu in der Provinz Mije, Wakayama und Tanabe oder Senabe. Nur Osaka und Wakayama sind Hauptstationen, auf den drei andern stehen nur Missionarinnen. Das Hauptquartier ist in Osaka, wo sich auch eine höhere Mädchenschule befindet. Die Bibelfrauenschule dieser Mission ist in Tsu. Auch die amerikanischen südlichen Presbyterianer haben in Kobe eine Station.

Aus dieser kurzen Übersicht erhellt, daß auch in diesen Westprovinzen die Missionskräfte sehr ungleich verteilt sind. Osaka ist siebenfach, Kobe fünffach, Kyoto und Hiroschima dreifach, Yamaguschi zweifach besetzt. Auf der andern Seite stehen den 15 besetzten Städten dieser Provinzen nicht weniger als 37 Städte (über 10 000 Einwohner) gegenüber, in welchen kein Missionar, in vielen von ihnen nicht einmal ein japanischer Katechist steht. Also selbst auf diesem bestversorgten Gebiete Japans ist noch Raum für viele Missionare!

Erwähnt sei noch, daß die amerikanischen Baptisten z. B. ein Segelschiff bauen, um auf den Inseln des japanischen Mittelmeeres Mission zu treiben; es sind ihnen von einem Herrn Robert Allan in Glasgow zu diesem Zweck 40 000 Mk. zur Verfügung gestellt, und sie haben in dem deutschen Baptisten Bickel einen Mann gefunden, der Kapitän und Missionar in einer Person zu werden verspricht.

Die Insel Schikoku zerfällt nach der neueren politischen Einteilung in die 4 Provinzen Kagawa (Norden), Tokuschima (Osten) Ehime (Westen) und Kotschi (Süden). Die Missionsarbeit ist in allen Provinzen in Angriff genommen; es bestehen 7 Missionsstationen in unserm Sinne, d. h. Stationen mit europäischen Missionaren, die in einer Stadt befindlichen immer nur einfach gerechnet: in Kagawa: Tadotsu und Takamotsu, in Tokuschima: Tokuschima und Tschosei, in Ehime: Matsuyama und Uwadjima, in Kotschi: Kotschi. In die Arbeit teilen sich ziemlich gleichmäßig vier Gesellschaften. Der A. B. hat allerdings nur eine Station, in Matsuyama an der Westküste, aber in Verbindung mit ihm stehen 19 Gemeinden, von denen 7 organisiert sind. Sie finden sich im Norden, Westen und Süden, aber nicht im Osten der Insel. Die C. M. S. arbeitet nur in dieser vom A. B. nicht besetzten Ostprovinz Tokuschima, sie hat dort 2 Stationen mit 7 Gemeinden, von denen 2 organisiert sind; sie sind dem anglikanischen Bistum Osaka unterstellt. Die amerikanischen (südlichen) Presbyterianer arbeiten in drei Provinzen (nicht in

der Westprovinz Ehime) auf 3 Stationen; zu ihnen gehören 12 Gemeinden, von denen 3 organisiert sind. In Kotschi haben sie eine kleine Bibelfrauenschule.

Die amerikanischen südlichen Bischöflichen Methodisten (M. E. South), über deren Arbeit uns nur sehr mangelhafte Berichte zur Verfügung stehen, haben in den Provinzen Ehime und Kagawa, also längs der Westküste der Insel, drei Stationen, deren jede von einem Kranz von Außenstationen umgeben ist. Erwähnt sei noch, daß die amerikanischen nördlichen Presbyterianer auf Schikoku 3 eingeborene Lehrer haben, die von Matsuyama bis Uwadjima an der Westküste evangelisieren. Es scheint sich im Zusammenhang mit ihnen eine presbyterianische Gemeinde in Otsu organisiert zu haben.

Wir kommen endlich zu der sagenumwobenen, schönen Insel Kiuschiu, der südlichsten von den vier großen Inseln Japans. Sie umfaßt nach der neuen Einteilung die Provinzen Nagasaki und Saga im Westen, Fukuoka und Oita im Norden, Mijasaki im Osten und Kagoschima und Kumamoto im Westen. Auch diese Insel ist mit einem, allerdings noch ziemlich weitmaschigen Netz von Missionsstationen und Gemeinden überzogen; wir finden auf ihr, die Niederlassungen der verschiedenen Missionsgesellschaften an einem Orte immer nur einfach gezählt, 8 Stationen. Die wichtigeren sind die Hauptstädte der gleichnamigen, vorher aufgeführten Provinzen; mit ihnen verbunden sind ca. 100 Gemeinden, von denen ca. 30 organisiert sind. Wir finden auch hier 4 große Missionsgesellschaften an der Arbeit, die C. M. S., die bischöflichen Methodisten (North M. E.), den A. B. und die Reformierte Kirche Amerikas; daneben finden wir 2 kleinere Gesellschaften, die in Japan nur auf dieser Insel arbeiten, die amerikanischen Lutheraner und die amerikanische südliche Baptisten-Konvention. Einige kleine Gemeinden der Universalisten, der Cumberland-Presbyterianer u. dergl. übergehen wir.

Der Ausgangspunkt der Missionsarbeit auf Kiuschiu ist Nagasaki gewesen, die erstbesetzte Station in Japan; drei große Missionsgesellschaften haben hier ihren Stützpunkt, die C. M. S., die M. E. und die Ref.-Ch. Es lag für sie die Frage nahe, ob sie für diesen südlichen Teil ihres japanischen Arbeitsfeldes ein eigenes Hauptquartier mit voller Ausrüstung schaffen wollten. Die C. M. S. hat nach einigen nicht sehr erfolgreichen Versuchen mit einer Theologenschule und einem Untergymnasium darauf verzichtet; sie unterhält nur eine Mädchenschule von sehr bescheidenem Umfang. Die Bischöflichen Methodisten sind einen Schritt weiter gegangen, sie haben ein Gymnasium, das Tschinzei Gakkwan, eine blühende Knabenschule mit 120 Schülern, eine gehobene Mädchenschule, das Kwassiu Dscho Gakko und eine kleine Bibelfrauenschule. Die Schüler der drei Schulen bilden zugleich den Grundstock ihrer Stadtgemeinde, die deshalb mit dem Wechsel der Kinder großen Schwankungen unterworfen und sehr jugendlich ist. — Nur die Ref.-Ch. hat in Nagasaki ein voll ausgerüstetes Hauptquartier, nach unserm Eindruck nicht wesentlich zum Segen der Arbeit. Ihre Predigerschule, das Steele-College, mußte 1897 aus Mangel an Lehrpersonal geschlossen werden; nur der gymnasiale Unterbau desselben, die Steele-Academy, ist, allerdings nach heftigen Erschütterungen, die Jahre lang seine Existenz bedrohten, seit 2 Jahren aufgeblüht. Daneben haben sie ein Lehrerinnen-Seminar, das Sturges-Seminar, mit dem eine Bibelfrauenschule verbunden ist; beide sind nur mäßig besucht.

Am weitesten entwickelt über die ganze Insel ist das Werk der C. M. S.,

welche für Kiuschiu einen eigenen Bischof, Evington, mit dem Sitz in Nagasaki hat. Sie zählt im ganzen 5 Stationen und 31 Gemeinden, von denen 6 organisiert sind. Am hoffnungsvollsten ist die Arbeit in der Nordprovinz Fukuoka, wo sich 440 Getaufte, $^3/_5$ des Ertrages ihrer Arbeit der ganzen Insel, befinden. Von Wichtigkeit ist das Aussätzigenasyl in Kumamoto, in dem unter der treuen Leitung des japanischen Arztes Dr. Misake 24 dieser Elenden treu gepflegt werden, eine wirksame Thatpredigt des Evangeliums (C. M. S. Rep. 98, 394). — Auch die Arbeit der Ref.-Ch. — mit 3 Hauptstationen und 15 Gemeinden, von denen 3 organisiert sind — erstreckt sich fast über die ganze Insel. Sie hat auch eine kleine Arbeit unter den Etas, den Parias Japans, angefangen. Einer ihrer Pastoren, Tokunaga, hat von der Stadt Usabara aus versucht, Zugang zu ihnen zu gewinnen, und beabsichtigt, eine Industrieschule zu ihrer kulturellen Hebung zu gründen. Doch findet er an der Unbeständigkeit der argwöhnischen Leute schweren Widerstand. — Der A. B. hat auf dieser Insel nur eine Station; es sind aber mit ihm 25 Gemeinden, darunter 11 organisierte, verbunden. An eine geordnete Pflege derselben von der Station aus ist um so weniger zu denken, als dieselbe — es ist Mijasaki an der Ostküste — für den Verkehr mit denselben so ungünstig wie möglich liegt. — Die Bischöflichen Methodisten haben 2 Stationen auf der Insel: Nagasaki und Fukuoka; und die 11 mit ihnen verbundenen Gemeinden (darunter 6 organisierte) waren bisher ziemlich sich selbst überlassen, da die zwei, zu ihrer Beaufsichtigung berufenen Missionare seit Jahren vielfach leidend waren und oft wechselten. Ein zum Ersatz hinausgesandter Gehilfe mußte nach einigen Monaten schwer krank heimkehren. Indessen ist mit dem Beginn dieses Jahres (1899) die Arbeit auf Kiuschiu als „Süd-Japan-Mission" selbständig organisiert und soll nun energischer in Angriff genommen werden. — Vielleicht wird die Arbeit dieser methodistischen Denomination durch ihre südlichen Brüder (Meth. Ep. South) übertroffen, die in der Provinz Oita (im Nordosten) zwei circuits mit Stationen in Oita und Nakatao haben. Leider fehlen über ihre Arbeit genauere Nachrichten. — Die amerikanischen Lutheraner ließen sich auf den Rat Dr. Verbecks in Saga nieder und haben dort ihre einzige Station in Japan, zu der zwei Außenstationen gehören.

Südlich an Japan grenzen die Liukiu oder Lutschu-Inseln, die sich in mehreren Inselgruppen nach den jetzt nordamerikanischen Philippinen hinziehen. Auf denselben ist merkwürdiger Weise schon im Jahre 1848 ein evangelischer Missionsversuch gemacht. Ein bekehrter ungarischer Jude Dr. Bettelheim, der eine Engländerin geheiratet hatte, wurde dort von einer englischen Seemannsmission in diesem Jahre in Naha, auf der Hauptinsel Okinawa stationiert und behauptete sich unter dem hartnäckigen Widerstand der Bevölkerung und der damals von Japan noch fast unabhängigen Landesbehörden bis 1854, ohne indessen Erfolge zu erzielen. Sein Nachfolger Rev. Moreton gab den verlorenen Posten bald auf. Bis heute besteht noch keine evangelische Hauptstation in dem Archipel; nur durch eingeborene Gehilfen ist die Missionsarbeit besonders auf Okinawa in erster Linie von den amerikanischen Baptisten, aber auch von den amerikanischen bischöflichen Methodisten und der C. M. S. in Angriff genommen.[1])

[1]) Vgl. Miss. Rev. 1899, 522 ff.

Litteratur-Bericht.

1. **Müller, Johannes, Dr.:** „Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden nach seiner Entstehung untersucht." Erster Teil. Leipzig 1898. J. C. Hinrichs. (306 S.) 6 M., geb. 7 M. — Der Verf. dieses Werkes hat sich seit mehreren Jahren durch die Vorträge bekannt gemacht, welche er in einer Reihe größerer Städte zur Gewinnung der Gebildeten unter den Verächtern des Christentums gehalten hat. Schon in ihnen bildet die Erweckung „persönlichen Lebens" den eigentlichen Zweck, und demselben Zweck soll auch die Zeitschrift dienen, welche er unter dem Titel „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" herausgiebt. Dem gleichen Interesse ist auch das theologisch wissenschaftliche Werk gewidmet, dessen erster Band uns vorliegt. „Das Innerste und Wesentliche der geschichtlichen Erscheinung des Christentums war das persönliche Christentum, das völlig umgewandelte lebendige geistige Sein in den Christen und in den Christengemeinden." Die Auffassung des Urchristentums leide unter einer intellektualistischen Betrachtungsweise; man sehe in Paulus einen Theoretiker, religiösen Lehrer, Religionsphilosophen, während er Praktiker, Realpolitiker, leidenschaftlicher religiöser Agitator gewesen sei. In der Erkenntnis habe er einerseits nur ein sekundäres religiöses Lebenserzeugnis, andrerseits etwas Individuelles und daher Mannigfaltiges gesehen, aber das eigentlich Grundlegende sei die Erzeugung eines neuen Lebens und Seinsbestandes gewesen. Wie es dazu gekommen, ist die Frage, welche der Verf. beantworten will. Und zwar will er die kausale Methode der induktiven Forschung auf die hier in Betracht kommenden geistigen Vorgänge der Menschen anwenden. Die Entstehung des Wesens der Persönlichkeit Christi selber sei unsrer Erkenntnis unzugänglich; über die Auffassung der ersten Apostel nach dem Pfingstfest wissen wir zu wenig; erst bei Paulus sei wegen des größeren Quellenmaterials eine Untersuchung möglich. So beschränkt sich dem Verf. seine Aufgabe dahin, den Ursprung des persönlichen Christentums in den heidenchristlichen Gemeinden zu untersuchen.

Es liegt am Tage, daß dies Thema nicht allein für die geschichtliche Erkenntnis des Urchristentums, sondern auch für die Mission vom höchsten Wert ist: handelt es sich doch dabei um die Methode des größten aller Missionare, welche noch immer für unsre eigenen Missionen von größter Bedeutung ist. Und wirklich berichtet auch unser Verf., daß ihm seine frühere Stellung als Judenmissionar der erste Anlaß zur Beschäftigung mit diesem Thema geworden sei. Die Untersuchung ist mit großer Genauigkeit, vielleicht sogar allzu großer Umständlichkeit geführt. Das Streben nach Klarheit und steter Orientierung über die bisher gewonnenen Resultate hat zu einer gewissen Breite der Darstellung und zu rekapitulierenden Wiederholungen geführt. Die besondere Gabe des Verfassers liegt in einer sehr feinen und eindringenden Analyse der psychologischen Vorgänge. Mit jedem Abschnitte wird die Darstellung interessanter, und wenn auch die Resultate nicht immer neu sind, ist doch die Art ihrer Ableitung eigentümlich und der Ertrag der Untersuchungen höchster Beachtung wert. Daß der Verf., um eine vollständig gesicherte Grundlage für seine Untersuchungen zu gewinnen, die Apostelgeschichte fast ganz bei Seite läßt und sich auf die allgemein anerkannten paulinischen Briefe (also mit Ausschluß von 2. Thess., Kol., Eph., Past.) beschränkt, hat hier und da seine Resultate beeinträchtigt.

Zuerst behandelt er Wesen und Inhalt des Evangeliums, und zwar will er sich auf die erste grundlegliche Predigt desselben, die pflanzende Thätigkeit im Unterschied von der begießenden, beschränken. Dabei habe es sich in erster Linie nicht um eine Lehre, sei es Christi, sei es von Christo gehandelt, sondern um einen lebendigen Akt Gottes. Das Verständnis der göttlichen Geheimnisse sei erst die letzte Blüte, nicht der Inhalt des Evangeliums gewesen. Bei diesem handle es sich zunächst um ein lebendiges Ergreifen von Thatsachen. Das Evangelium verkündet einen göttlichen Ratschluß über die Menschen, der sich in Thatsachen kundgiebt. Nicht um ein Beweisen sondern um ein Bezeugen Gottes, nicht um eine Lehre von seinem Wesen und Eigenschaften, sondern um Konstatierung seiner lebendigen Wirklichkeit handelt es sich. Ebenso werden Schuld und Elend der Welt, Tod, Auferstehung und Parusie Christi als objektive Thatsachen hingestellt. Die Verkündigung wird „ideenlos", „undialektisch" genannt. Wie Paulus persönlich zu rhetorischen Leistungen unfähig war, hat er auch absichtlich auf alle Mittel verzichtet, durch welche Erkenntnis gewonnen wird. Was bei den Menschen vorausgesetzt wird, ist nicht irgend welche Sittlichkeit, sondern nur Einfalt und eine gewisse Unmittelbarkeit des Geistes. Die Annahme des Evangeliums erfolgt in der Form einer unmittelbar aufblitzenden Gewißheit, die sich als Enthusiasmus darstellt, aber so, daß nicht der Enthusiasmus vergewisserte, sondern die Gewißheit enthusiasmierte. Resultat der ganzen Darlegung ist, daß ohne reale göttliche Wirkung das Glauben psychologisch unbegreiflich sei. Diese Darlegung, daß es sich um ein reales Wirken Gottes, und den Eintritt eines übernatürlichen Faktors in das Menschenleben handele, ist in der That das Wertvollste an dieser ganzen Untersuchung. Dieselbe hat allerdings etwas Einseitiges. Daß es der grundleglichen Verkündigung des Evangeliums auch in ihren ersten Stadien an jedem lehrreichen Moment gefehlt habe, daß alles, was in das Bereich der Erkenntnis gehört, auszuscheiden sei, ebenso jedes ethische Moment, beruht auf einer rein theoretischen und abstrakten Scheidung dessen, was sich in der lebendigen Wirklichkeit nicht scheiden läßt. Aber darin hat der Verf. Recht, daß das eigentlich Entscheidende, das Wesen des Evangeliums, nicht in Lehre und Erkenntnis, sondern in dem lebendigen Eintreten Gottes als einer Wirklichkeit in das Menschenleben besteht, und man kann den Glaubensakt gar nicht zutreffender bezeichnen, als wenn man ihn mit dem Verf. eine unmittelbar aufblitzende Gewißheit nennt, welche schlechterdings etwas anderes ist als eine verstandesmäßige Überzeugung. Es ist eine ebenso feine wie richtige Bemerkung, daß der Glaube ein in seinen Bedingungen, Faktoren und Verlaufsmomenten psychologisch komplizierter Vorgang sei, aber für die Empfindung sich als etwas Einfaches darstelle, wie das bei allen Lebensregungen der Fall sei, deren umständlichen Ursprung erst die eindringende analytische Untersuchung erschließe.

Die Bekehrung, welche der Verf. ein elementares Naturereignis des persönlichen Lebens ohne Gleichen nennt, mußte nun allerdings eine vollständige Revolution, einen Umsturz der bisherigen Verfassung, eine Umwertung aller Werte, eine neue Perspektive für die Anschauung aller Dinge zur Folge haben. Die Umwandlung kann plötzlich hervorbrechen oder sich nur allmählich vollziehn; einen Einschnitt in diesem allmählichen Vollzuge machte die Taufe. Aber freilich ist es schwer, sich von dem Entwicklungsstande vor derselben ein klares Bild zu machen, weil alle Briefe an Getaufte gerichtet sind, und wir also direkt über den vorangehenden Zustand

nichts erfahren. Naturgemäß sei eine persönliche Abhängigkeit von dem Apostel eingetreten, weil einerseits das Evangelium nur ganz allgemeine Richtlinien erkennen ließ, andrerseits in der Person des Apostels das konkrete Bild eines Christen vor die Augen stellte. Gewöhnlich werde ein Zeitraum zwischen Verkündigung und Taufe verflossen sein, welcher aber nicht sowohl nach Tagen und Stunden als nach Entwickelungsmomenten zu berechnen sei: Temperament, innere Disposition, äußere Umstände seien dabei in Betracht gekommen. Die Bedeutung der Taufe bestehe zunächst darin, daß sie eine Selbstentscheidung des einzelnen sei. Sie stellt das Heil, das zunächst übermächtig auf den Menschen hereingebrochen war, in seine eigene Hand und machte sein Geschick zur freien That seiner Persönlichkeit. Der Gedanke an sie ließ keinen gläubig Gewordenen auf dem guten Vorsatz, Gott anzugehören, ausruhen, sondern zwang ihn zur entscheidenden That. War diese erfolgt, so war unter normalen Verhältnissen die Entscheidung ein für allemal festgelegt. Die andre Seite aber ist, daß in der Taufe an dem Täufling wirklich etwas geschah. Auch auf diesem Punkt macht der Verf. vollen Ernst mit der Aussage, daß es sich um ein transzendentes Handeln Gottes an dem Menschen handle, um eine Wirkung, die nicht von dieser Welt ist. Sehr ausführlich werden die Folgen der Taufe und damit ihre Bedeutung für das persönliche Leben beschrieben. Zunächst knüpft der Verf. seine Erörterungen an 1. Cor. 6, 11 an. Der Täufling wird abgewaschen von seiner Sünde, so daß, wie der Verf. es paradox ausdrückt, er zwar noch sündigt, aber nicht mehr Sünder ist; d. h. der sündige Naturgrund bleibt, aber das Bewußtsein hat sich gegen die Sünde entschieden, und das kolossale Gegengewicht und Übergewicht Gottes, welches in der Taufe eintritt, giebt die Möglichkeit, jenen sündigen Naturgrund mehr und mehr zu überwinden. In ähnlicher Weise werden denn auch die Ausdrücke „ihr seid geheiligt" und „ihr seid gerechtfertigt" zum Verständnis der in der Taufe gesetzten Wirkungen sehr anregend besprochen. Aber damit ist die Bedeutung der Taufe noch nicht erschöpft: sie giebt den heiligen Geist, sie versetzt in persönliche Gemeinschaft mit Christus, sie ist der Eintritt in den Organismus seiner Gemeinde. Namentlich die beiden ersten Punkte werden sehr eindringend behandelt. Auch hier kommt es dem Verf. darauf an, die Geistesgabe mit ihren Wirkungen, wozu die Charismen gehören, nicht als ein bloßes Bewußtsein oder als Äußerung des Glaubens aufzufassen, sondern als thatsächliche göttliche Wirkung. Nur scheint mir übersehen, daß nach den Andeutungen des N. T. in der ersten Zeit diese göttliche Wirkung sich regelmäßig bei der Taufe im Zungenreden reflektiert hat. Die in der Taufe hergestellte Beziehung zu Christus besteht nach dem Verf. in dreierlei: die Gläubigen treten erstens in die Hörigkeit des Herrn ein, zweitens in die Gemeinschaft gleichartiger Erlebnisse und gleicher Bestimmung und drittens in seinen himmlischen Lebensbereich.

Ich hoffe, daß diese flüchtige Skizze zeigen wird, welcher Reichtum anregender Gedanken in dem Werk niedergelegt ist, und dadurch zur eigenen Lektüre desselben anregen kann. In vielen Einzelheiten kann man den Ausführungen des Verf. kritisch gegenüber stehen, und ich selbst würde mich gern über eine Reihe von Punkten mit ihm auseinandersetzen. In jedem Fall aber wird die einheitliche, energisch durchgeführte Anschauung des Verf. befruchtend wirken und zur Klärung der Grundfrage beitragen, wie es in der ersten Zeit zur Bekehrung des Menschen gekommen ist, worin die eigentlich wirksamen Potenzen bestanden haben und in allem Wesentlichen bis auf diesen Tag bestehen. Erich Haupt.

2. **Knaut**: „Louis Harms, ein Lebensbild des Begründers der Hermannsburger Mission auf Grund seiner eigenen Schriften und zeitgenössischer Quellen. Mit einem statistischen Anhange zum 50jährigen Jubiläum des Hermannsburger Missionswerkes." Göttingen. 1899. Eine fesselnde Biographie des großen Hermannsburger Pastors nach seinen Licht- wie Schattenseiten, leider kommt die Mission in ihr nicht zu solcher Geltung, daß unsere bisherige Kenntnis derselben wesentlich bereichert würde.

3. **Paul**: „Missionsstunden von Dietel." 4. Heft: Südafrika. 3. durchgesehene und erweiterte Auflage. Leipzig. 1899. 2 Mk. Es ist keineswegs die gesamte südafrikanische Mission, welche hier zur Darstellung kommt, nicht einmal die ganze deutsche, sondern wir erhalten wesentlich Einzelbilder aus der Mission in Südafrika, die ja immer ihren Wert behalten, aber doch heute einer andern Plazierung im Gesamtbilde bedürfen, als in den früheren Ausgaben. Allerdings hat der Herausgeber bei den Einzelbildern den Gang der Geschichte bis auf die Gegenwart fortgeführt, aber ungern vermissen wir eine Gesamtübersicht, die über den heutigen Stand eine nicht bloß statistische, sondern missionarische Orientierung bietet, aus welcher die eigentümlichen Probleme der heutigen südafrikanischen Mission ersichtlich werden und die zugleich die traditionell gewordene Annahme berichtigt, als ob die Christianisierung hier ihr Werk fast vollendet habe. Buchner in seinen: „Acht Monate in Südafrika" (cf. auch A. M.-Z. 1894, 3 ff.) gab zu einer solchen heute notwendigen Beleuchtung eine inhaltsvolle Direktive. Bloße Pietät gegen ihre ersten Verfasser sollte kein Grund sein, alte Missionsstunden wesentlich unverändert neu herauszugeben. Der Fortgang der Missionsgeschichte und die Bedürfnisse der Gegenwart fordern neben gründlicher Umarbeitung selbständige Ergänzung.

4. Im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung sind 1899 in zweiter Auflage zwei verbreitenswerte Missionstraktate erschienen, mit deren bloßer Anzeige wir uns begnügen müssen: a) „Uganda. Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Nyanza" und b) „Blicke in indisches Witwenleben." 20 und 15 Pf.

5. **Heilmann**: „Erziehungs- und Unterrichtslehre." Ein Handbuch der Pädagogik. 2. Band: Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts. 2. Auflage. Leipzig. 1899. Wir machen aus zwei Gründen auf diese Erziehungs- und Unterrichtslehre hier aufmerksam: 1. weil sie auch den Missionaren, die fast alle mehr oder weniger mit unterrichtlicher Thätigkeit sich befassen müssen, ein Lehrbuch darbietet, das auch für die missionarischen Schulbedürfnisse bei verständiger Auswahl mit Nutzen zu verwerten ist und 2. weil der schon durch seine Karten als Missionskenner angesehene Verfasser die Missionskunde organisch in seine Unterrichtslehre verwebt (S. 44 ff.), unseres Wissens als der erste Fachpädagog. Bei dem Ansehen, welches Heilmann in der pädagogischen Welt genießt, steht zu hoffen, daß dadurch die Einbeziehung der Mission auch in den Schulunterricht und zwar ordnungsmäßig in den Lehrplan wesentlich gefördert wird. Die Art der Behandlung, die er empfiehlt, stimmt ganz mit den Grundsätzen überein, welche auch in meinem Handbuche für den Lehrer als die maßgebenden bezeichnet worden sind. Wck.

Berichtigung: S. 357 Z. 2 von oben ist statt überschätzen — unterschätzen zu lesen.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Im Kampf mit den Sprachen Afrikas.

Von Pastor C. Meinhof in Zizow.

II.

Wenn ich nun dazu übergehe, eine mehr wissenschaftliche Behandlung der sprachlichen Arbeit zu empfehlen, so muß ich zunächst ein Mißverständnis abweisen.

Es hat ja Perioden der wissenschaftlichen Arbeit gegeben, wo man die Sache in der Weise angriff, daß man zunächst die allgemeinen Gedanken nach irgend einem philosophischen System feststellte, so zu sagen a priori, und dann die Einzelerscheinung von diesen allgemeinen Gedanken aus betrachtete. Ich halte eine solche Art der Arbeit nicht für wissenschaftlich. Ich verstehe unter wissenschaftlicher Arbeit zunächst die Sammlung einer Fülle von Einzelbeobachtungen, dann das Auffinden der Gesetze, welche in diesen Erscheinungen selbst hervortreten, und wenn diese Gesetze gefunden sind, ihre Anwendung auf die Einzelerscheinungen. Auf der einen Seite also exakte, scharfe Beobachtung mit allen zu Gebot stehenden Mitteln, auf der andern Seite strenge Ordnung nach den Regeln, die sich aus der Sache selbst ergeben, sind die Methode, nach der gearbeitet werden muß.

Die Vermutung liegt ja nahe, daß ich, der ich nie in Afrika war, nur schöne Theorieen aussinne, die aber vor der Wucht der Thatsachen nicht bestehen, daß ich schöne grammatische Systeme aufbaue, aber über die Aussprache der afrikanischen Sprachen im Dunkel bin. Trotzdem ist diese Vermutung falsch. Gerade mit Eingebornen und mit Weißen, die in Afrika geboren sind, verständige ich mich ohne viele Mühe auf Grund meiner Arbeiten, mit Europäern dagegen, die nicht gut aussprechen, komme ich meist gar nicht vorwärts. Meine Grammatik vernachlässigt die Aussprache nicht, sondern sie baut sich auf der Aussprache auf, und ich habe eine Menge grammatischer Gesetze gefunden, eben weil ich mich mit der Aussprache ausführlicher beschäftigt habe als manche Missionare. Wenn mir also entgegengehalten wird, man müsse erst die Laute genau kennen, so kann ich versichern, daß ich eben das erstrebe und mich herzlich freuen wollte, wenn mancher tüchtige Arbeiter sein Mißtrauen gegen die Wissenschaft aufgeben wollte. Die zu leistende Arbeit ist so riesengroß, daß jeder Mitarbeiter herzlich willkommen ist.

Jede Sprache hat eine physiologische und eine psychologische Seite. Die Physiologie beschäftigt sich mit der Bildung der Laute, aus denen die Wörter und Sätze bestehen, die Psychologie mit dem Sinn dieser Laute, durch den wir zu der Seele des andern, mit dem wir sprechen, in Beziehung treten.

A. Die Physiologie der Laute ist eine exakte Wissenschaft.

Ich kann mir nicht versagen immer wieder auf diese Thatsache hinzuweisen. Es handelt sich um Beobachtungen, die mit dem Ohr, dem Auge, dem Tastsinn — unter Umständen mit Instrumenten — gemacht werden. Die betreffenden Vorgänge sind so rein mechanisch, daß der Bau von „Sprechmaschinen" schon vor einem Menschenalter gelungen ist.

1. Bei der Beobachtung der Laute einer fremden Sprache wird man zunächst die Sprachorgane des Redenden in der Ruhe betrachten. Man wird sich überzeugen, ob seine Lippen anders gebaut sind, als die unsern, ob sie dick und hart oder ob sie schmal und weich sind. In ähnlicher Weise wird man Zähne, Zunge, Nase, Kehlkopf der Leute ansehen, und dabei natürlich von einzelnen Abnormitäten sich nicht irre machen lassen, sondern so zu sagen die Durchschnitts- oder Normalbildung der Organe als maßgebend für die betreffende Sprache betrachten.

Hierbei wird man auf die künstlichen Verstümmelungen der Organe, wie sie besonders bei den Afrikanern als Abzeichen des Stammes oder auch als Verzierung sehr häufig sind, zu achten haben.

So z. B. stecken einige ostafrikanische Völker sich allerlei Gegenstände in ein Loch, das sie in die Lippen machen. Die Aussprache der Lippenlaute wird hierdurch verändert. Andere wie die Herero feilen sich vorn ein Dreieck in die Schneidezähne, noch andere feilen mehrere Zähne an oder sie feilen sie auch ganz spitz. Die Aussprache der Zahnlaute, besonders des s. wird dadurch verändert, wie jeder weiß, der vorn eine Zahnlücke hat. Noch andere bohren sich ein Loch in die Oberlippe oder in die Nase und beeinflussen dadurch die Aussprache der Laute.

2. Bei der Feststellung der Vokale pflegt der Deutsche verhältnismäßig gut zu hören. Immerhin ist's oft nicht leicht, besonders bei kurzen Vokalen, festzustellen, ob ein offenes oder geschlossenes e bezw. o vorliegt.

Ich empfehle hier die Anwendung eines Mittels, das ich von einem Taubstummenlehrer gelernt habe. Man muß versuchen, wie viel vom Finger man bei der Aussprache des Vokals zwischen die Zähne bekommt. Bei der Aussprache des i geht der Finger gar nicht, bei geschlossenem e nur die Spitze, bei offenem e der ganze Finger zwischen die Zähne.

Im Suaheli sind bis heute noch in keinem Druck die zwei e und die zwei o, die es hat, unterschieden. Das Erlernen der Sprache wird dadurch unnötiger Weise erschwert.

Man beachte aber, daß es außer a, e, i, o, u noch alle möglichen andern Vokale geben kann, besonders haben viele afrikanische Sprachen ein i, das ein klein wenig zu e neigt, ein u, das eine Spur vom o hören läßt. Zur Feststellung dieser Laute ist Beobachtung der Organe, mit denen sie gebildet werden, unerläßlich.

3. Bei der Feststellung der Konsonanten hat man in afrikanischen Sprachen damit zu beginnen, daß man erst die Laute danach

untersucht, ob sie mit eingesogenem Atem oder mit ausgestoßenem Atem gesprochen werden. Im Zweifelsfalle wird die vorgehaltene Hand am Munde den Luftstrom fühlen, den man nicht hört. Ist die Hand durch harte Arbeit schwielig, so halte man die Rückseite gegen den Mund.

Die Laute mit eingesogenem Atem nennt man Inspiraten, Klixe, Schnalzlaute. Sie kommen, so weit bekannt, nur in den Buschmann-, Hottentotten- und Kaffersprachen vor. Allerdings sprechen Anzeichen dafür, daß sie auch noch anderwärts bekannt sind. Ihre genaue Untersuchung geschieht im wesentlichen nach derselben Methode wie bei den Exspiraten. Ich kann Näheres darüber noch nicht angeben, da meine Studien hierüber noch nicht abgeschlossen sind.

Die Konsonanten, welche durch ausgestoßenen Atem hervorgebracht werden, wie alle Konsonanten der deutschen Sprache, werden nun untersucht, ob sie explosiv oder frikativ sind.

Bei den Explosiven wird ein Verschluß im Munde gebildet, der plötzlich geöffnet wird, wie bei b, p, g, k.

Bei den Frikativen streicht der Luftstrom über die Organe wie der Bogen einer Violine über die Saiten, z. B. f, s.

So einfach diese Feststellung scheint, so schwierig wird sie zuweilen, wo es sich um Laute handelt, die wie man sagt „affriciert" sind, d. h. eigentlich explosiv, aber mit einem frikativen Beigeschmack. So fasse ich z. B. das b des Konde als Frikativa, während meine Freunde im Kondelande es für eine Explosiva halten. Es ist thatsächlich „affriciert".

Die Gruppe der Explosiven ist nun daraufhin zu untersuchen, ob die Laute mit schwachem oder mit starkem Hauch gesprochen werden. Wir Pommern sprechen z. B. in „Puppe" das erste P mit starkem Hauch, das letzte p mit schwächerem, oder in „Thaten" das erste T mit starkem, das zweite t mit schwachem Hauch. Wo hier das Ohr nicht ausreicht, muß wieder die Hand nachhelfen.

Die Scheidung der Aspiraten (d. h. Laute mit starkem Hauch) von den Nicht-Aspiraten ist im Bantugebiet unbedingt notwendig. Z. B. im Sesuto sind th und t etymologisch ganz verschieden; th entsteht aus r, t aus l: nthome heißt „sende mich", ntome „beiße mich". Für das nicht achtsame Ohr des Europäers klingen beide gleich, für das Ohr der Eingebornen ganz verschieden. Wenn man also gut und verständlich sprechen will, muß man den Unterschied herausbringen.

Im Suaheli hat schon Steere auf den Unterschied von t und th, k und kh, p und ph hingewiesen. Aber bis heute wird in der Suahelilitteratur der Unterschied vernachlässigt.

Die Frikativen sind nun zu untersuchen, ob sie nasal oder nicht nasal sind. Nasale nennt man die Laute, bei denen der Luftstrom nicht durch den Mund, sondern durch die Nase geht wie bei m, n.

Das einfachste Mittel, um festzustellen, ob ein Laut nasal ist oder nicht, ist, sich die Nase zuzuhalten. Bringt man ihn dann unverändert heraus, so ist er nicht

nasal. Leute, die den Schnupfen haben, können die Nasale nicht sprechen; man sagt, daß sie durch die Nase sprechen, während der Sprachfehler darauf beruht, daß sie nicht durch die Nase sprechen können.

Als eine empirische Seltsamkeit bemerke ich hierzu, daß ein Missionar in Ostafrika, wie er in seinem handschriftlich mir mitgeteilten Wörterbuch angiebt, ein „nasales n" gefunden zu haben glaubte. Er meinte wahrscheinlich einen guturalen Nasal.

Sämtliche bisher behandelte Laute, Explosivä und Frikativä, mit Ausschluß der Nasale sind nun daraufhin zu untersuchen, ob sie tönend oder tonlos sind.

Bei den tönenden Lauten, wie beim Deutschen w, klingt ein Stimmton im Kehlkopf mit, der den tonlosen Lauten, wie z. B. f, fehlt. Mittel- und Süddeutsche hören das oft nicht. Es empfiehlt sich, wenn jemand es nicht hört, den Finger auf den Kehlkopf zu legen, dann fühlt man die Tonschwingungen. So hat man tönendes und tonloses s, die tönenden Explosivä b, d, g stehen den tonlosen p, t, k gegenüber.

Man beachte, daß manche Bantusprachen nicht nur b, d, g und p, t, k, sondern auch die Aspiraten bh, dh und ph, th, kh haben. Es bedarf genauer und wiederholter Beobachtung, um das klar zu unterscheiden. Übrigens gilt hier wie überall die Regel jenes Engländers: There are natifs and natifs. Wer sich von irgend einem Knecht oder einem zugewanderten fragwürdigen Individuum oder einem vom Alter abgestumpften Menschen etwas vorsprechen läßt, der darf sich nicht wundern, wenn er Ungenaues zu hören bekommt. Das ist in Afrika wie in Europa. Man höre, wie die Leute aus guter Familie sprechen, die für gebildet gelten und nicht zugewandert sind.

Wenn nach obigen Regeln der Charakter eines Lautes festgestellt ist, dann muß untersucht werden, an welcher Stelle im Munde der Laut gebildet wird.

Werden die Organe an der Zungenwurzel zusammengepreßt, wie bei k, so nennen wir die Laute guttural, wird die Zunge an den Gaumen gelegt, so nennen wir sie palatal, kommt die Zunge an den vorderen harten Gaumen, so nennen wir sie cerebral, kommt die Zunge an die Zähne, so nennen wir sie dental. Treten die Lippen in Thätigkeit, so sind die Laute labial.

So einfach das scheint, so ergeben sich auch hier manchmal ziemlich schwierige Untersuchungen.

Zunächst haben die Bantusprachen noch eine Gruppe von Lauten, die man lateral nennt, bei denen die Luft zu beiden Seiten der Zunge ausströmt. Sie fallen dem Europäer meist sehr schwer. Ferner ist die Unterscheidung der cerebralen von den dentalen Lauten für das Ohr des Europäers schwer. Man muß, wenn man's gar nicht anders herausbringt, mit der Fingerspitze fühlen, wie die Organe liegen, ob die Zunge an die Zähne kommt oder nicht. Bei gutmütigen Leuten besonders solchen mit großem Mund kann man auch mancherlei sehen, was man nicht hört.

Leider ist im Suaheli auch dieser Unterschied zwischen cerebralen und dentalen

Lauten bisher unbeachtet geblieben. Es ist das Verdienst von Taylor (African Aphorisms. London 1891), den Unterschied gefunden zu haben. Wie ungenügend die landläufige Rechtschreibung des Suaheli ist, geht daraus hervor, daß also ṭ, ṯh, t, th mit t und daß ḍ, d mit d geschrieben werden.

Die Dentalen selbst machen aber auch mancherlei Schwierigkeiten. Zunächst ist zu beachten, ob die Zungenspitze hinter den Zähnen bleibt oder wie beim englischen th zwischen die Zähne kommt. Es giebt aber auch Dentale, die den Übergang zu den Labialen bilden, bei denen die Zunge an die Zähne gepreßt wird, und die Unterlippe gegen beide. Ferner macht es einen Unterschied, wie viel von der Zungenspitze zwischen die Zähne geschoben wird u. s. f.

Auch bei den Labialen bedarf es sehr genauer Beobachtung, ob sie mit den Lippen allein oder mit den Lippen und Zähnen gebildet werden. Da die Laute vorne im Munde entstehen, wird hier, wenn das Ohr versagt, Auge und Finger leicht nachhelfen können.

4. Es ist das Verdienst von Lepsius in seinem Standard-Alphabet eine Grundlage für die Schreibung aller dieser Laute gegeben zu haben. Leider ist auf dieser Grundlage bisher nur von Wenigen die Rechtschreibung afrikanischer Sprachen mit Sachkunde aufgebaut. Und doch ist die orthographische Frage in der Hauptsache gelöst, wenn man die Laute nach obiger Anleitung untersucht und geordnet hat und dann bei Lepsius nachschlägt, welche Zeichen er für die betreffenden Laute gebraucht. Es versteht sich dabei von selbst, daß die Anleitung von Lepsius nicht bis ins Kleine und Kleinste geht. Aber wenn man in den Hauptsachen erst sicher ist, wird man es lernen, auch die feinsten Eigenheiten eines Lautes schriftlich darzustellen.

Ich gebe einige Beispiele, um zu zeigen, wie einfach und praktisch das System von Lepsius ist. Ein Punkt über dem Buchstaben bedeutet gutturale, ein schräger Strich rechts neben dem Buchstaben bedeutet palatale, ein Punkt unter dem Buchstaben bedeutet cerebrale Aussprache.

Bei den Vokalen werden die Quantitätszeichen oben, die Qualitätszeichen unten angebracht, und zwar bedeutet ein Punkt unter dem Vokal geschlossene, ein Strich offene Aussprache.

Als unpraktisch für das Bantugebiet möchte ich nur die Zeichen ȣ und ɟ ablehnen. Es ist besser dergleichen zusammengesetzte Laute, wie sie ȣ und ɟ bezeichnen, sorgsam in ihre Bestandteile zu zerlegen und auch so zu schreiben.

Hat man auf diese Weise eine Normalorthographie für die betreffende Sprache gefunden, so sehe man zu, ob sich dieselbe für den praktischen Gebrauch vereinfachen läßt.

Wir fanden z. B. im Konde, daß es nur cerebrales l und s gab. Für den praktischen Gebrauch konnten also die Cerebralpunkte wegfallen. Ebenso konnte man die Punkte unter den geschlossenen Vokalen weglassen, wenn alle offenen Vokale als solche bezeichnet waren.

Ein besonderes Kapitel der Rechtschreibung ist die Frage, ob man eine Silbe als Wort für sich allein, oder mit dem folgenden bezw. vorhergehenden Wort zusammenschreiben soll. Bei der Beantwortung dieser Frage pflegen die Meinungen sehr auseinander zu gehen. Eine vielleicht noch wichtigere Frage, deren Beantwortung noch schwerer ist, ist die nach der Schreibung der Töne.

Vom Chinesischen ist es ja bekannt, daß die Worte etwas Verschiedenes bedeuten, je nachdem sie mit dem einen oder anderen Ton gesprochen werden. Im Bantugebiet liegt die Sache ähnlich, und doch ist dieser Vorgang einer Anzahl von Grammatikern, wie es scheint, entgangen. Die Litteratur des Suaheli läßt uns hier im Stich. In den Herero-Grammatiken finden sich nur Andeutungen über die Töne. Die beste Auskunft geben Endemann über die Töne des Sotho und Christaller über die Töne des Duala. Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr in der Art der Schreibung, als darin, daß es für den Europäer sehr schwer ist, die Töne zu hören. Wie nötig es ist, sie zu schreiben, dafür nur ein Beispiel. Im Tšiwenda heißt u songo seva mit hohem Ton auf se: „Verleumde nicht", mit tiefem Ton: „Iß zu deinem Brei nichts dazu."

Wir wiesen oben bereits hin auf die Schreibung der biblischen Namen. Die Namen einfach nach lateinischer, deutscher, englischer Weise zu schreiben, ist aus zwei Gründen verfehlt: 1. Die Eingeborenen sind meistens nicht imstande, diese Namen auszusprechen. Die Mühe, welche darauf verwandt wird, ihre Aussprache zu lehren, ist meist vergeblich, und die edle Zeit kann nützlicher angewandt werden. 2. Die Lateiner, Deutschen und Engländer haben sich die Aussprache der hebräischen und griechischen Namen der Bibel mundgerecht gemacht. Es ist nicht einzusehen, warum die Afrikaner das nicht auch dürfen.

Für die Schreibung der biblischen Namen im Konde habe ich mich mit den betreffenden Missionaren über folgende Grundsätze geeinigt, die ich auch für andere Bantu-Sprachen im wesentlichen für anwendbar halte.

1) Für die Schreibung der alttestamentlichen Namen ist die hebräische, für die Schreibung der neutestamentlichen die griechische Wortform zu Grunde zu legen. Namen hebräischen bezw. aramäischen Ursprungs, wie Jesus, Maria, welche im Alten Testament selten oder gar nicht, im neuen Testament häufig vorkommen, sind den griechischen zuzurechnen.

2) Laute und Lautverbindungen, welche in der betreffenden afrikanischen Sprache nicht vorkommen, sind zu vermeiden.

3) Laute des Hebräischen bezw. Griechischen, welche der betreffenden afrikanischen Sprache fehlen, sind durch ähnliche Laute desselben Organs zu ersetzen.

Also z. B. steht im Konde statt der fehlenden gutturalen Frikativen ein k, statt der fehlenden labialen Frikativen ein b.

4) Lautverbindungen sind durch Einfügung von Vokalen aufzulösen, wenn sie nach Nr. 2 vermieden werden müssen. Über die Art des zu wählenden Vokals entscheiden die Lautgesetze der betreffenden Sprache.

Im Konde haben wir die Regel beobachtet, daß nach Gutturalen ein a, nach Labialen ein u, nach den übrigen Lauten ein i bezw. e gesetzt wurde. Wo dies nicht anwendbar ist, empfiehlt es sich, den Vokal der vorhergehenden Silbe zu nehmen, da die Bantu es lieben, wenn mehrere Silben hintereinander denselben Vokal haben.

5) Da in den Bantu-Sprachen jedes Wort mit einem Vokal schließen muß, sind konsonantisch schließender Wörter mit einem Schlußvokal zu versehen, der sich nach 4 bestimmt.

So entstanden nach 1—5 David Ndabili, Rebecka Libuka, Isaak Jisikaka, Pharao Paliho, Joseph Josefu u. s. f.

6) Wenn die so gefundenen Wortformen in der afrikanischen Sprache eine alberne, unangemessene oder obscöne Bedeutung haben, sind sie zu vermeiden. Hier muß in jedem einzelnen Fall bedacht werden. wie der Sache zu helfen ist, da sich für solche Zufälligkeiten keine Regeln angeben lassen.

Wir hatten z. B. für Eva, hebräisch Chawa, die Kondeform zu suchen. Dem Konde fehlte ch und war als Gutturalis durch k zu ersetzen; w kommt zwar vor, aber nicht zwischen Vokalen. Wir setzten für w eine andere Labialis f. Die Lautverbindung fa ist der Sprache aber auch nur unter gewissen Verhältnissen eigen, sie hat dafür fwa, also müßten wir Kafwa sagen. Das klang sogar besser an Chawa an, als Kafa, hatte aber den Fehler, daß akafwa im Konde heißen würde „das kleine Sterben". Da dachten wir an Gen. 3,20: „Und Adam hieß sein Weib „das kleine Sterben", darum, daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen." Das ging nicht. Wir nahmen also statt w die andere Labialis b, und so ist aus der Eva im Konde eine Kaba geworden.

5. Durch die Zusammenstellung der Laute entstehen Silben. Da die Laute durch die Thätigkeit verschiedener Organe in der eben beschriebenen komplizierten Weise hervorgebracht werden, liegt es auf der Hand, daß die Laute sich, wenn sie zusammentreffen, gegenseitig entweder verstärken oder stören. Diese Veränderungen, welche sich durch das Zusammentreffen der Laute ergeben, nennt man Lautgesetze.

So z. B. klingt im Deutschen das ch in „er spricht" anders als in „er sprach". Die Ursache für die verschiedene Aussprache ist der Wechsel des vorhergehenden Vokals. So klingt im Sango ursprüngliches k vor a wie ch in ach, vor i wie ch in „ich", vor u wie k.

Ferner sagt man im Lateinischen in-justus neben im-probus, das ursprüngliche n wird vor der Labialis p zur Labialis m. Ebenso und aus demselben Grunde sagt man im Sesuto nthome „sende mich", neben mpale „zähle mich".

Diese Lautgesetze sind zum Teil allgemein giltig, zum Teil gelten sie nur für eine bestimmte Sprache.

Zu den allgemeinen Lautgesetzen im Bantu gehört z. B., daß gutturales n nur mit Gutturalen, n nur mit Dentalen, m nur mit Labialen verbunden werden kann. Vgl. oben nthome, mpale.

Es ist oft von Nutzen, um den Charakter eines Lautes festzustellen, daß man beobachtet, mit welchem Nasal er verbunden wird.

Ich war z. B. bei der Untersuchung einiger Laute des Tšiwenda zweifelhaft, ob sie noch Dentalen oder schon Labialen wären. Man glaubte bald ein s und bald ein f zu hören. Da die Laute sich aber mit n verbanden und nicht mit m, waren sie zweifellos als Dentale und nicht als Labiale anzusehen.

Ein ferneres Lautgesetz von fast allgemeiner Geltung ist das, daß Frikativen durch vortretenden Nasal explosiv werden. Der Vorgang ist ähnlich dem, wenn im Lateinischen sumpsi statt sumsi, im Griechischen μεσημβρια statt μεσημρια steht. Also im Sesuto mphsiele „fege für mich" von fsiela „fegen", oder nthšire „beschatte mich" von šira „beschatten".

Die Feststellung der *speziellen Lautgesetze* für jede Sprache ist die Grundlage der *Formenlehre*. Je klarer und verständlicher die Lautgesetze der einzelnen Sprache erfaßt sind, um so knapper und übersichtlicher wird die Formenlehre ausfallen.

Was die Arbeiten der großen sprachwissenschaftlichen Forscher wie der Gebrüder Grimm, Pott, Bopp, Curtius, Schleicher, Raumer u. a. für die Formenlehre des Griechischen, Lateinischen, Deutschen bedeuten, ist heute jedem Gebildeten geläufig. Die von ihnen befolgte exakte Methode hat manchen bis dahin dunklen Vorgang der Formenlehre aufgehellt. Darüber giebt schon ein Blick in eine gewöhnliche Schulgrammatik nach neuerer Bearbeitung Aufschluß. Auf demselben Wege waren die dunklen Partieen der Bantu-Grammatik aufzuklären.

Es war zunächst Dr. *W. H. J. Bleek*, der es versuchte, die Lautgesetze der Bantu-Sprachen festzustellen. Seine Arbeit (Comparative grammar of South-African languages. Cape town 1857. 1869) hat grundlegenden Wert, aber das ihm zu Gebot stehende Material war nicht ausreichend, die Beobachtungen teilweise fehlerhaft und eine richtige Erfassung der Gesetze deshalb in mancher Hinsicht unmöglich. So z. B. verwechselt er auf Grund ungenügender Informationen das dentale r mit dem cerebralen l in den Tschuana-Dialekten; der Unterschied der Labialen von den Labiodentalen, der Unterschied der dentalen und cerebralen Laute ist von ihm großenteils nicht beachtet. Die Einflüsse der Vokale auf die vorhergehenden Konsonanten hat er nur zum Teil gesehen. Einen ungleich größeren Anteil an der Erforschung der Lautgesetze als Bleek hat *Endemann* (Versuch einer Grammatik des Sotho, Berlin 1876) obwohl Endemann sich auf die Darstellung *einer* Sprache beschränkt hat. Endemanns Arbeit ist in lautphysiologischer Hinsicht noch heute durchaus mustergiltig. Die Lautgesetze des Sotho sind in erschöpfender Weise klargelegt, und erst eine sehr gründliche Untersuchung, welche mit allen Mitteln der Sprach-Vergleichung geführt ist, könnte Endemanns Forschungen vervollständigen. Das Buch ist in gelehrten Kreisen bisher merkwürdig wenig beachtet, in anderen

Kreisen meist nicht genügend verstanden. Als Beweis für die Richtigkeit von Endemanns Anschauung, die ihm seltsamer Weise immer noch bestritten wird, führe ich an, daß ich selbst an der Hand dieses Buches erst die Lautlehre von Bantu-Sprachen verstanden habe, von denen Endemann nur den Namen und vielleicht auch den nicht kannte. Ich füge hinzu, daß Endemann mit Lepsius, dem Verfasser des Standard-Alphabet, gemeinsam gearbeitet hat.

Die Feststellung der speziellen Lautgesetze ist von mir selbst bisher in folgenden Punkten weiter gefördert worden.

1) Die von andern, besonders von Endemann und Bleek gefundenen Lautgesetze, deren Anwendung in einer Sprache sicher nachgewiesen wurde, habe ich in andern Sprachen gesucht und festgestellt, ob sie auch dort angewandt werden oder nicht.

So z. B. werden im Suaheli ursprüngliche Frikativen durch vortretenden Nasal explosiv, aber die nicht ursprünglichen bleiben frikativ, auch wenn ein Nasal davor tritt, z. B. mvua „Regen".

2) Der Einfluß der Vokale auf die vorangehenden Konsonanten ist von mir in einem bisher nicht bekannten Umfang festgestellt, so daß sich die Gesetze heute schematisch ordnen und erlernen lassen.

Hier ist die wichtigste Entdeckung die Auffindung der verschiedenen Vokalreihen, ich habe dafür die Namen „leichte" und „schwere" Vokale aufgebracht. Eine Ahnung von diesem Gesetze hat schon Bischof Steere gehabt, aber seine Nachfolger in der Abfassung von Suaheli-Grammatiken haben die Sache nicht weiter verfolgt. Die Entdeckung ist für jede Bantusprache von der größten Wichtigkeit. Ich gestehe gern, daß ich auch hier auf Endemanns Spuren gegangen bin.

3) Die Lautgesetze für die Verbindung von Nasalen mit andern Konsonanten sind, so weit ich sehe, in der Vollständigkeit, wie ich sie gefunden habe, bisher nicht bekannt gewesen. Besonders lege ich Wert darauf, daß die verschiedenen Systeme dieser Lautverbindungen jetzt sorgsam getrennt werden können, je nachdem in ihnen ein i oder ein u steckt.

So heißt z. B. im Konde „sende mich" nduma, „sende ihn" nthuma, beides von thuma senden. Das erstere ist ursprünglich ni thuma, das andere mu thuma. So heißt im Sesuto von vala „zählen", „zähle mich" mpale, „zähle ihn" mmale.

4) Die Lautverschiebungsgesetze habe ich gefunden oder die schon gefundenen berichtigt, die Lautensprechungen für die Lateralen der Kaffersprachen in andern Sprachen nachgewiesen, und die Entstehung der nicht ursprünglichen Frikativen aufgeklärt.

Auf diese Weise ist heute der Bau einer Bantusprache in lautphysiologischer Hinsicht sehr schnell festzustellen. Ich pflege zur Feststellung etwa 14 Tage zu gebrauchen, wenn ich jemand als Mitarbeiter habe, der die Sprache völlig einwandfrei spricht. Wer sich noch eingehender mit diesen Fragen zu beschäftigen wünscht, den bitte ich mein Werk einzusehen: „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen." Leipzig 1899. Abhandlungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Brockhaus.

Diese Lautgesetze sind zum Teil allgemein giltig, zum Teil gelten sie nur für eine bestimmte Sprache.

Zu den allgemeinen Lautgesetzen im Bantu gehört z. B., daß gutturales n nur mit Gutturalen, n nur mit Dentalen, m nur mit Labialen verbunden werden kann. Vgl. oben nthome, mpale.

Es ist oft von Nutzen, um den Charakter eines Lautes festzustellen, daß man beobachtet, mit welchem Nasal er verbunden wird.

Ich war z. B. bei der Untersuchung einiger Laute des Tšwenda zweifelhaft, ob sie noch Dentalen oder schon Labialen wären. Man glaubte bald ein s und bald ein f zu hören. Da die Laute sich aber mit n verbanden und nicht mit m, waren sie zweifellos als Dentale und nicht als Labiale anzusehen.

Ein ferneres Lautgesetz von fast allgemeiner Geltung ist das, daß Frikativen durch vortretenden Nasal explosiv werden. Der Vorgang ist ähnlich dem, wenn im Lateinischen sumpsi statt sumsi, im Griechischen μεσημβρια statt μεσημρια steht. Also im Sesuto mphsiele „fege für mich" von fsiela „fegen", oder nthšire „beschatte mich" von šira „beschatten".

Die Feststellung der speziellen Lautgesetze für jede Sprache ist die Grundlage der Formenlehre. Je klarer und verständlicher die Lautgesetze der einzelnen Sprache erfaßt sind, um so knapper und übersichtlicher wird die Formenlehre ausfallen.

Was die Arbeiten der großen sprachwissenschaftlichen Forscher wie der Gebrüder Grimm, Pott, Bopp, Curtius, Schleicher, Raumer u. a. für die Formenlehre des Griechischen, Lateinischen, Deutschen bedeuten, ist heute jedem Gebildeten geläufig. Die von ihnen befolgte exakte Methode hat manchen bis dahin dunklen Vorgang der Formenlehre aufgehellt. Darüber giebt schon ein Blick in eine gewöhnliche Schulgrammatik nach neuerer Bearbeitung Aufschluß. Auf demselben Wege waren die dunklen Partieen der Bantu-Grammatik aufzuklären.

Es war zunächst Dr. W. H. J. Bleek, der es versuchte, die Lautgesetze der Bantu-Sprachen festzustellen. Seine Arbeit (Comparative grammar of South-African languages. Cape town 1857. 1869) hat grundlegenden Wert, aber das ihm zu Gebot stehende Material war nicht ausreichend, die Beobachtungen teilweise fehlerhaft und eine richtige Erfassung der Gesetze deshalb in mancher Hinsicht unmöglich. So z. B. verwechselt er auf Grund ungenügender Informationen das dentale r mit dem cerebralen l in den Tschuana-Dialekten; der Unterschied der Labialen von den Labiodentalen, der Unterschied der dentalen und cerebralen Laute ist von ihm großenteils nicht beachtet. Die Einflüsse der Vokale auf die vorhergehenden Konsonanten hat er nur zum Teil gesehen. Einen ungleich größeren Anteil an der Erforschung der Lautgesetze als Bleek hat Endemann (Versuch einer Grammatik des Sotho, Berlin 1876) obwohl Endemann sich auf die Darstellung einer Sprache beschränkt hat. Endemanns Arbeit ist in lautphysiologischer Hinsicht noch heute durchaus mustergiltig. Die Lautgesetze des Sotho sind in erschöpfender Weise klargelegt, und erst eine sehr gründliche Untersuchung, welche mit allen Mitteln der Sprach-Vergleichung geführt ist, könnte Endemanns Forschungen vervollständigen. Das Buch ist in gelehrten Kreisen bisher merkwürdig wenig beachtet, in anderen

Kreisen meist nicht genügend verstanden. Als Beweis für die Richtigkeit von Endemanns Anschauung, die ihm seltsamer Weise immer noch bestritten wird, führe ich an, daß ich selbst an der Hand dieses Buches erst die Lautlehre von Bantu-Sprachen verstanden habe, von denen Endemann nur den Namen und vielleicht auch den nicht kannte. Ich füge hinzu, daß Endemann mit Lepsius, dem Verfasser des Standard-Alphabet, gemeinsam gearbeitet hat.

Die Feststellung der speziellen Lautgesetze ist von mir selbst bisher in folgenden Punkten weiter gefördert worden.

1) Die von andern, besonders von Endemann und Bleek gefundenen Lautgesetze, deren Anwendung in einer Sprache sicher nachgewiesen wurde, habe ich in andern Sprachen gesucht und festgestellt, ob sie auch dort angewandt werden oder nicht.

So z. B. werden im Suaheli ursprüngliche Frikativen durch vortretenden Nasal explosiv, aber die nicht ursprünglichen bleiben frikativ, auch wenn ein Nasal davor tritt, z. B. mvua „Regen".

2) Der Einfluß der Vokale auf die vorangehenden Konsonanten ist von mir in einem bisher nicht bekannten Umfang festgestellt, so daß sich die Gesetze heute schematisch ordnen und erlernen lassen.

Hier ist die wichtigste Entdeckung die Auffindung der verschiedenen Vokalreihen, ich habe dafür die Namen „leichte" und „schwere" Vokale aufgebracht. Eine Ahnung von diesem Gesetze hat schon Bischof Steere gehabt, aber seine Nachfolger in der Abfassung von Suaheli-Grammatiken haben die Sache nicht weiter verfolgt. Die Entdeckung ist für jede Bantusprache von der größten Wichtigkeit. Ich gestehe gern, daß ich auch hier auf Endemanns Spuren gegangen bin.

3) Die Lautgesetze für die Verbindung von Nasalen mit andern Konsonanten sind, so weit ich sehe, in der Vollständigkeit, wie ich sie gefunden habe, bisher nicht bekannt gewesen. Besonders lege ich Wert darauf, daß die verschiedenen Systeme dieser Lautverbindungen jetzt sorgsam getrennt werden können, je nachdem in ihnen ein i oder ein u steckt.

So heißt z. B. im Konde „sende mich" nduma, „sende ihn" nthuma, beides von thuma senden. Das erstere ist ursprünglich ni thuma, das andere mu thuma. So heißt im Sesuto von vala „zählen", „zähle mich" mpale, „zähle ihn" mmale.

4) Die Lautverschiebungsgesetze habe ich gefunden oder die schon gefundenen berichtigt, die Lautensprechungen für die Lateralen der Kaffersprachen in andern Sprachen nachgewiesen, und die Entstehung der nicht ursprünglichen Frikativen aufgeklärt.

Auf diese Weise ist heute der Bau einer Bantusprache in lautphysiologischer Hinsicht sehr schnell festzustellen. Ich pflege zur Feststellung etwa 14 Tage zu gebrauchen, wenn ich jemand als Mitarbeiter habe, der die Sprache völlig einwandfrei spricht. Wer sich noch eingehender mit diesen Fragen zu beschäftigen wünscht, den bitte ich mein Werk einzusehen: „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen." Leipzig 1899. Abhandlungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Brockhaus.

B. Damit möchte ich das Gebiet der Lautphysiologie verlassen und mich zur Psychologie der Sprache wenden.

Eine völlig erschöpfende Darstellung müßte hier auf die Frage eingehen, warum nun diese Silbe gerade mit diesem Sinn verbunden wird, eine andere mit einem andern Sinn. Untersuchungen dieser Art sind aber im Bantugebiet verfrüht, dazu reicht unsere Kenntnis des Bantu und ich glaube, unsere Kenntnis der Sprache überhaupt noch nicht aus. Man wird sich also einstweilen da begenügen müssen, daß man weiß, diese Lautgruppe heißt „Knochen", diese „Stein", jene heißt „weiß" und jene „schwarz" u. a. m.

Eine Untersuchung darüber wird aber nicht abzuweisen sein, wie die abstrakten Begriffe ausgedrückt werden. Man nennt sie abstrakt, weil sie von einer sinnlichen Wahrnehmung „abgezogen" sind. In diesem Sinne sind zunächst die Adjektiva Abstrakta, dann die von Adjektiven abgeleiteten Substantiva wie Güte, Freundlichkeit, Bosheit. Aber es giebt schwieriger zu übersetzende Abstrakta. Man braucht auch Zeitwörter für geistige Vorgänge wie „sich entschuldigen, verstehen, sich fürchten" ꝛc.

Man muß hierbei von vornherein sich klar machen, daß alle menschliche Erkenntnis mit der Anschauung bezw. sinnlichen Wahrnehmung anfängt. Wo also ein geistiger Vorgang beschrieben werden soll, muß die Beschreibung sich irgendwie anlehnen an sinnliche Wahrnehmungen. Manche Missionare suchen Abstrakta, wo sie Konkreta suchen sollten. Kürzlich las ich, daß jemand klagt, die Sprache der Eingeborenen hätte kein Wort für „Erlösung". Diese Klage ist unberechtigt. Der Betreffende hat nicht erwarten können, daß die Leute einen Begriff von Erlösung im christlichen Sinne hatten. Denn wenn sie den gehabt hätten, bedurften sie ja keines Missionars. Nimmt man aber das Wort in seinem konkreten Sinn, so ist es einfach unglaublich, daß die Leute kein Wort für „fesseln", „binden" und kein Wort für „losbinden", „frei machen" haben sollten. Mit dem letzteren Wort ist ja dann der, der uns losmacht, „der Erlöser", gegeben. Oder wenn der Betreffende das englische redemption auf seinen konkreten Sinn zurückverfolgte, hatte er auch, was er brauchte. Ebenso wenn er den Sinn von Saviour suchte, mußte er auf salvus „gesund, heil" zurückgehen, dann fand er den „Gesundmacher, den Heiland". Ich weiß, es ist viel leichter, Regeln aufzustellen, als sie zu befolgen, und weiß auch, daß ich in Verlegenheit kommen würde, wenn ich für alle deutschen Worte, die geistige Vorgänge oder Eigenschaften beschreiben, die konkrete Grundbedeutung finden sollte. Aber das alles ändert am Prinzip nichts. Jemand, der noch nie daran gedacht hat, daß „verstehen" von „stehen", „begreifen" von „greifen", „einsehen" von „sehen" herkommt, wird die entsprechenden Worte in afrikanischer Sprache schwerer finden, als der, der das schon weiß. Und wem klar geworden ist, daß der ruach der Hebräer, das πνεῦμα der Griechen, der animus und der spiritus der Lateiner „Hauch" und der Geist der Deutschen „Gischt" ist, wird sich nicht so sehr darüber wundern, wenn es in Afrika ebenso ist.

1. Wenn es sich um den Aufbau der Formenlehre und Syntax handelt, so sind zunächst alle Versuche zu vermeiden, Regeln der lateinischen, deutschen, hebräischen Sprache in die afrikanischen Sprachen hineinzutragen. Wir haben die Afrikaner nicht zu lehren, wie sie reden sollten, sondern

von ihnen zu lernen, wie sie reden. Jede Sprache beobachtet die in ihr selbst liegenden Gesetze. Aufgabe der Grammatik ist es, bei den afrikanischen Sprachen diese bisher ungeschriebenen aber streng beobachteten Regeln aufzuzeichnen, und nicht die Sprache erst in Regeln zu bringen.

Der allgemeine Bau der Bantu-Grammatik ist so charakteristisch und so streng, daß Verwechslungen mit andern grammatischen Systemen völlig ausgeschlossen sind. Es war ein deutscher Naturforscher Lichtenstein,[1]) dem es zuerst auffiel, daß die Hauptwörter in diesen Sprachen mit gewissen Vorsilben (Präfixen) versehen werden, durch die der ganze Satzbau beeinflußt wird. Die Sache ist von einer Reihe englischer und deutscher Grammatiker weiter verfolgt und hat durch Bleek a. a. O. einen vorläufigen Abschluß gefunden. Neuerdings ist es mir gelungen, auf Grund meiner lautphysiologischen Untersuchungen und einer Fülle von tüchtigen Vorarbeiten afrikanischer Missionare Bleeks Aufstellungen zu berichtigen und zu ergänzen, vgl. Brincker, Wörterbuch des Otji-Hérero. Leipzig 1886. Heli Chatelain, Grammatica do Kimbundu. Geneb. 1888/89. W. H. Bentley, Kongo language. London 1887. E. Steere, Suahili language. London 1875.

Für diejenigen Leser welche sich nie mit einer Bantu-Sprache beschäftigt haben, füge ich noch folgendes zur Erläuterung hinzu. Die Vorsilbe mu bedeutet z. B. ein menschliches Wesen. Wird sie mit dem Stamm eines Zeitworts, z. B. essen und einer gewissen Endung verbunden, so ergiebt sich ein Substantivum, das einen Menschen bezeichnet, der diese Thätigkeit ausübt, deutsch „der Esser". Setzt man vor das Zeitwort die Silbe ku, so erhält man den Infinitiv „essen". Die Vorsilbe ki bedeutet „Sache, Ding". Wird diese nebst einem anderen Bildungszusatz, den ich hier der Kürze halber übergehe, vor den Infinitiv gesetzt, so heißt das „etwas zum Essen, Speise". Vergl. Suaheli vom Stamme la „der Esser" mlaji, „essen" kula, „Speise" chakula. Solcher Vorsilben giebt es etwa 20, von denen einige, was für den Deutschen zunächst einfach unfaßlich ist, nur durch Präpositionen übersetzt werden können. So heißt z. B. die Hauptstadt des bekannten Sango-Fürsten Melele nach ihrem Herrn pa-Melele (bei Melele). Dies pa regiert den folgenden Satz ebenso wie das obengenannte mu, ku, ki. Wie nämlich im Lateinischen Adjektivum, Pronomen, Zahlwort Genus und Numerus, das Zeitwort den Numerus des Subjekts haben müssen, so wird im Bantu jedes von einem Substantivum abhängige Wort nach dem betreffenden Präfix konstruiert. Also abhängiger Genetiv, Adjektiv, sämtliche Pronomina, das Zeitwort, eventuell die auf ein Wort bezüglichen Pronomina m Akkusativ, die Relativa in Nebensätzen haben sich nach dem Präfix des Wortes zu richten, zu dem sie grammatisch gehören. Ja in vielen Sprachen enthält das Pronomen possessivum das Präfix des Besitzers und der besessenen Sache. Die Präzision dieser Ausdrucksweise ist bewundernswert.

Außer dieser Eigentümlichkeit des Bantu-Nomens sind noch folgende Partieen der allgemeinen Bantu-Grammatik völlig klar und könnten jedem Forscher, auch in bisher unbekannten Bantu-Sprachen mit auf den Weg gegeben werden.

1. Die Lokativa vergl. das oben über pa-Melele Gesagte. Wo sich ein Objekt im andern befindet, sagt man mu, wo es sich bei, neben, an dem andern

[1]) Er war in Südafrika 1803—1806.

befindet, sagt man pa, wo es sich außerhalb des andern befindet, sagt man ku. Der Redende kann dabei sich selbst als das Objekt betrachten, von dem er spricht. Aus jeder guten Grammatik des Suaheli kann der Leser sich weiter über den Sachverhalt unterrichten.

2. Die Pronomina demonstrativa faßt man überall, ähnlich wie der Lateiner sein hic, ille, iste. Das Erste ist der, der dicht bei dem redenden Subjekt steht, das Zweite ist der, der weit weg ist von dem Redenden, das Dritte ist der, von dem vorhin die Rede war. Nach diesem Schema werden die Pronomina von allen Präfixen gebildet, auch von den Lokativen, und wenn ein Afrikaner „da, dort" sagt, so drückt er ganz genau aus, ob die betreffende Sache in oder bei oder außer einer andern ist und zugleich, ob sie dicht bei ihm oder weit von ihm fort ist, oder ob er von der betreffenden Stelle vorhin schon geredet hat. Es ist nützlich sich diesen ganzen Sachverhalt genau theoretisch klar zu machen, denn außer den 50—60 Formen, die sich nach Obigem schon ergeben, giebt es noch Verdoppelungen und Zusammensetzungen, so daß auch der gewandteste Empiriker zu einer Beherrschung der Sache schwerlich kommen dürfte.

3. Ähnlich wie das semitische Verbum Konjugationen bildet, wie der Deutsche von „lachen" „lächeln", von „bitten" „betteln", von „fallen" „fällen", von „sinken" „senken", von „näffen" „netzen", von „beißen" „beitzen" bildet, bilden die Bantu-Sprachen von jedem Verbalstamm eine Menge abgeleiteter Formen. Es ist mir gelungen, außer den bereits bekannten Ableitungs-Endungen noch eine Reihe anderer nachzuweisen. Einiges davon, besonders, was ich nach Endemanns Vorarbeiten gefunden habe, ist durch die Lautgesetze klar erwiesen, anderes ist noch umstritten und bedarf noch ausführlicherer Begründung. Jedenfalls sollte jeder Forscher im Bantu-Gebiet sich über die wichtigsten Ableitungsendungen klar sein, ehe er sich mit einer bisher unbekannten Bantu-Sprache beschäftigt.

Der diesen Studien ferner Stehende könnte meinen, daß zum praktischen Gebrauch der Sprache die Kenntnis dieser Ableitungsendungen nicht notwendig wäre, und daß man die Beschäftigung mit solchen Feinheiten den Grammatikern von Fach überlassen könnte. Dem ist jedoch nicht so. Man kann in diesen Sprachen eine Menge von Präpositionen, ja auch den Dativ meist gar nicht anders ausdrücken, als durch eine solche Ableitungsendung. Ferner belastet man durch ein mechanisches Lernen der Zeitwörter ohne Kenntnis der Ableitungsendungen unnötiger Weise sein Gedächtnis. Man pflegt ja auch im Lateinischen, Griechischen, Deutschen die Bildung der Composita vom einfachen Verbum schon auf der untersten Stufe des grammatischen Unterrichts zu lehren. Auch die hebräische Formenlehre würde ja niemand ohne Kenntnis der Konjugationen auffassen können.

Ich füge hinzu, daß auch in den Tempusformen die Bantusprachen sehr viel Übereinstimmendes haben, so daß es verhältnismäßig leicht ist, sich in die einzelne Sprache hineinzufinden, wenn man das Prinzip, nach dem diese Formen gebildet werden, erst verstanden hat. Büttner hat eine sehr brauchbare Anleitung zum Auffinden grammatischer Formen gegeben. (C. G. Büttner, Kurze Anleitung für Forschungsreisende zum Studium der Bantusprachen. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Band XVI. Vergl. auch die Temporalformen in den Bantusprachen. Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 1885. p. 104 f. von demselben Verfasser.)

2. Für die Anlegung eines Wörterbuchs ist eine gute Kenntnis der Wortbildungslehre unerläßlich. Wie in andern Sprachgebieten — ich erinnere besonders an das Hebräische — muß der Lexikograph imstande sein, von den Wörtern, die ihm in den Glossaren und in anderm Material begegnen, die Vorsilben und Endsilben richtig abzuschneiden, so daß der eigentliche Stamm des Wortes übrig bleibt. Er muß ferner die durch Lautgesetze sich ergebenden Veränderungen der Konsonanten und Vokale so sicher beherrschen, daß er auch aus den entstelltesten Wortformen den ursprünglichen Stamm herausfindet. Wir verlangen von unseren Schülern, daß sie nox auf den Stamm noct-, λεουσι auf den Stamm λεοντ-, תַּחַי auf den Stamm נתן sicher zurückführen lernen, es ist also nicht unbillig ein Gleiches, wenn auch vorläufig nicht von dem Schüler, so doch von dem Lexikographen im Bantugebiet zu erwarten. Die für diesen Zweck notwendigen Vorarbeiten sind soweit gediehen, daß ein großer Teil der in der Wortbildung verwandten Vor- und Nachsilben völlig sicher erkannt ist. Die Bildung der Nomina agentis auf i und der Adjektiva auf u läßt sich nach meinen Forschungen heute ganz sicher feststellen. Für die Bildung mancher Substantiva bedarf es allerdings noch gründlicher Beobachtung der Endvokale, die gerade im Bantugebiet besonders schwierig ist. Wenn der Lexikograph eine Anzahl Wörter auf den gemeinsamen Stamm zurückgeführt hat, so wird er die Bedeutung der einzelnen Wörter zu vergleichen haben, um womöglich die Grundbedeutung des Stammes herauszufinden. Von hier aus wird dann umgekehrt die Bedeutung der einzelnen Wörter verstanden und erläutert werden können.

So fand ich z. B., daß letzopa „der Lehm" nach Lautgesetzen des Sesuto vom Stamm vopa herkommen muß; vopa heißt aber „formen, bilden, in Lehm arbeiten". So fand ich ferner, daß vua nach Lautgesetzen des Suaheli vom Stamme vû — oder vom Stamme lûv herkommen kann. Der Stamm vû bedeutet „kleiden" in der Zusammensetzung mit ala = vû - ala „sich Kleider anlegen". Vûala muß im Suaheli zu vaa werden, und dies heißt thatsächlich „sich kleiden". Vom Stamme vû wird ferner gebildet mit der Endung ula = vû - ula „jemandem die Kleider ausziehen". Dies vû-ula muß im Suaheli zu vua werden, und dies heißt „thatsächlich jemand die Kleider ausziehen".

Der Stamm lûv heißt „eintauchen". Thatsächlich heißt im Suaheli vua auch „fischen". Dies Wort hat also mit dem oben genannten vua gar nichts zu thun. Dagegen ist mvuvi „der Fischer", von dem zweiten vua gebildet, dessen stammhaftes v vor dem i nach bestimmten Lautgesetzen wieder auftritt.

Zur Erleichterung dieser Arbeit habe ich eine große Anzahl Stammwörter, welche vielen oder allen Bantusprachen gemeinsam sind, gesammelt, und im Anhang meiner Lautlehre der Bantusprachen mitgeteilt. Die Benutzung dieser Stammwörter wird in jeder Bantusprache das Auffinden der Lautgesetze wesentlich erleichtern.

Bei sorgsamer Beachtung dieser Gesetze wird es dann möglich sein, dieses Stammwörterverzeichnis für jede Sprache zu vervollständigen und ein etymologisch zuverlässiges Wörterbuch darauf aufzubauen. Bei der großen Regelmäßigkeit der Bantuwortformen, welche ihres gleichen sucht, ist es verführerisch nach den Wurzeln zu forschen, aus denen diese Stämme erwachsen sind. Ich halte die dahingehenden Untersuchungen aber für verfrüht, so lange wir nicht alle oder fast alle Stammwörter des Bantu gefunden haben.

Übrigens wird man bei solchen etymologischen Untersuchungen die Mithilfe von geweckten Eingeborenen gut gebrauchen können. Einmal wird das sehr feine Sprachgefühl dieser Leute den Forscher vor manchen Abwegen warnen; andererseits pflegen gescheute Eingeborene solchen Untersuchungen mit dem angespanntesten Interesse zu folgen, ja sie sind dankbar dafür, wenn sie auf diese Weise den Reichtum ihrer Muttersprache besser erkennen.

Schließlich hat der Verfasser des Wörterbuchs sich klar zu machen, welche Formen er aufnehmen will und welche er glaubt übergehen zu können, weil jeder einsichtige Leser sie ohne Schwierigkeit sich selbst bilden kann. Bei der üppigen Fülle, in der aus einem einfachen Stammwort die Wörter hervorsprießen, und bei der Leichtigkeit mit der man für jede neue Beziehung die entsprechende Wortform sofort bilden kann, ist die Aufnahme aller wirklich vorkommenden Wörter in das Wörterbuch so gut wie ausgeschlossen. Es wird sich aber empfehlen, die Auswahl nicht nach Willkür, sondern nach bestimmten klaren Gesichtspunkten zu treffen.

3. Es sei mir gestattet, noch einige Bemerkungen über den Nutzen der Sprachvergleichung beizufügen. Die sprachvergleichenden Arbeiten früherer Zeiten haben durch ihre seltsamen Willkürlichkeiten oft den Spott herausgefordert. Heute sind solche Spielereien als abgethan zu betrachten, da es sich um die Beobachtung gesetzmäßiger Vorgänge handelt. Man wird auch heute in fachmännischen Kreisen die Vergleichung zunächst nur innerhalb einer Sprachgruppe vornehmen, und erst wenn hier die Grundformen klar erkannt sind, wird man diese mit Grundformen anderer Sprachgruppen vergleichen. Wenn also im folgenden von sprachvergleichenden Arbeiten die Rede ist, so denke ich dabei nicht an eine Vergleichung von Bantuworten mit hottentottischen, hamitischen und Negerworten, vollends nicht an Vergleichung mit semitischen, indogermanischen, chinesischen oder samoanischen Worten, sondern ich denke an eine Vergleichung der Bantusprachen (wir kennen fast 200) untereinander. In wissenschaftlicher Beziehung wird eine solche Vergleichung, wie sie es bereits

bisher gethan hat, wichtige Aufschlüsse nicht nur in lautphysiologischer, sondern auch in ethnographischer und historischer Hinsicht ergeben.

Die Urgeschichte der Bantu ist lediglich aus ihren Sprachen zu rekonstruieren Welche Haustiere sie hielten, welche Kulturpflanzen sie pflegten, welche Flora und Fauna ihnen sonst bekannt war, welche Handwerke sie trieben, was für Werkzeuge sie kannten, darüber kann lediglich die Sprachvergleichung Aufschluß bringen. Aber auch die Beziehungen der Bantu zu andern Völkern in historischer Zeit sind vielfach aus sprachlichen Erscheinungen zu erschließen. Wo z. B. „das Geld" mali, „der weiße Mann" nasala, „die Flinte" bunduki heißt, da liegt ohne Zweifel arabischer Einfluß vor.

Ich muß es mir versagen, die Bedeutung der Sprachvergleichung in dieser Hinsicht hier weiter auszuführen. Statt dessen möchte ich auf ihre praktische Bedeutung für den Missionar aufmerksam machen. Man könnte mir entgegnen, daß es zu viel verlangt heißt, von einem jeden Missionar sprachvergleichende Studien zu erwarten. Ich kann dem gegenüber nur darauf hinweisen, daß wenig afrikanische Missionare ohne Sprachvergleichung auskommen werden. Die Sprachgebiete sind meist sehr klein, und selbst da, wo sie umfangreicher sind, wohnen doch abgesprengte Teile des größeren Sprachgebiets unter anderssprachigen Lauten. Es wird also selbst an den Missionar, der ein Menschenalter auf einer Station bleibt, die Aufgabe herantreten, daß er mit Leuten anderer Zunge zu verhandeln hat. Nun werden aber besonders jüngere Missionare häufig versetzt werden. Wer eben erst notdürftig Kafferisch kann, soll nun Sesuto lernen, wer Sesuto kann Tšivenda, wer Tšivenda kann, die Sprache der Makwapa oder der Bakhalanga. Die Brüdergemeine schickt ihre Konde-Missionare zu den Sango, die Berliner senden die ihrigen zu den Kinga und Hehe, die rheinische Mission sendet Herero-Missionare ins Ovambo-Land, die Baseler senden ihre Duala-Missionare zu den Bakoko und Malimba. Außerdem werden wiederholt Missionsexpeditionen zu den ferner wohnenden Heiden mit fremder Zunge gesandt. Jede solche Expedition bringt neues Sprachgut mit. Das alles fordert geradezu zur Sprachvergleichung heraus, und dieselbe ist hier nicht eine müßige Spielerei, sondern eine eminent wichtige Hilfe zur Aneignung der neuen Sprachen.[1])

Vor allem der bücherschreibende Missionar kann diese Hilfe gar nicht entbehren. Will er eine Grammatik schreiben, so vergeudet er Zeit und Kraft, wenn er sich daran macht in einer neuen Sprache das noch einmal zu entdecken, was in andern schon 20 bis 30 mal entdeckt ist. Die Vergleichung wird ihn lehren zu unterscheiden, was Allgemeingut dieser Sprachgruppe ist, und was besondere Eigentümlichkeiten der

[1]) Vergl. oben I. c. 4.

von ihm zu behandelnden Sprache sind. Will der Missionar ein Wörterbuch schreiben, so wird er bei der verblüffenden Übereinstimmung im Wortschatz der Bantusprachen ebenfalls von der Vergleichung erheblichen Nutzen ziehen. Er muß dabei nur auf die Beschäftigung und Geschichte jedes Volkes die gebührende Rücksicht nehmen und nicht bei einem Hirtenvolk Ausdrücke für Ackerbau, bei einem Bauernvolk Ausdrücke für Fischerei und bei einem Handelsvolk Ausdrücke für Viehzucht suchen. Aber auch der Bibelübersetzer wird durch die Sprachvergleichung lernen. Er kann aus den Übersetzungen in andere Bantusprachen, soweit sie ihm zugänglich sind, lernen, wie man es macht, oft auch wie man es nicht macht, und in welcher Weise andere sich bei schwierigen Partieen geholfen haben.

4. Es sei mir vergönnt noch einige Einwände die gegen meine Art zu arbeiten erhoben werden, kurz zurückzuweisen.

Man könnte meinen daß es praktischer ist, erst eine Sprache ganz gründlich zu beherrschen und dann erst zu einer anderen überzugehen, als gleich sich auf mehrere Sprachen zu werfen. Dieser Einwand rechnet nicht mit der Thatsache, daß jemand fließend Deutsch, Französisch, Englisch sprechen und doch über Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung dieser Sprachen völlig im Unklaren sein kann. Die neuere Sprachwissenschaft hat uns längst gelehrt, daß es unmöglich ist, eine gründliche Kenntnis des Deutschen, Lateinischen, Griechischen sich ohne Hilfe der Sprachvergleichung zu erwerben. Ebensowenig wird ein Lehrer des Hebräischen seiner Aufgabe gewachsen sein, der von den semitischen Dialekten gar keine Kenntnis besitzt. Ebenso liegt die Sache auch im Bantugebiet.

Ein zweiter Einwand führt an, daß noch nicht alle Bantusprachen bekannt sind, daß die Vergleichung mithin als verfrüht anzusehen ist. Aus allen meinen obigen Ausführungen geht hervor, in welchem Umfange die Erforschung unbekannter Sprachen durch die Sprachvergleichung erleichtert wird. Ebenso wie bei botanischen Arbeiten die Klassifizierung nicht erst beginnt, wenn alle überhaupt vorkommenden Pflanzen bekannt sind, sondern durch die Klassifizierung das Aufsuchen noch unbekannter Vegetationsformen wesentlich erleichtert wird, so ist es auch hier. Und ebenso wie man den Forscher, der nach Centralafrika geht, um botanische Untersuchungen anzustellen, mit den besten Kenntnissen über Physiologie der Pflanzen ausrüstet, obwohl er bisher unbekannte Pflanzen suchen soll, so muß auch der Forscher auf sprachlichem Gebiete sich erst nach gründlicher Vorbereitung an seine Aufgabe machen. Und eben diese Vorbereitung gewährt ihm die vergleichende Sprachforschung.

Ein dritter Einwand, der mir gerade von Missionsmännern mehrfach begegnet ist, verkennt das Wesen der Sprachverwandtschaft überhaupt. Man meint, daß die in den verschiedenen Bantusprachen übereinstimmenden Worte Fremdworte wären, die entweder durch die mancherlei Wanderungen der Bantuvölker von einem afrikanischen Volk zum andern verschleppt wären, oder daß es sich bei diesen Gleichklängen lediglich um Worte europäischen oder asiatischen Ursprungs handelte. Man glaubte zu beobachten, daß die afrikanischen Sprachen für Gegenstände der modernen Kultur dieselben, für altafrikanische Gegenstände verschiedene Ausdrücke hätten. Es ist zunächst gar kein Zweifel, daß die verbreitetsten afrikanischen Sprachen ihren Einfluß auf minder ausgedehnte Sprachgebiete auch dadurch zeigen, daß sie eine Menge von Lehnworten an diese Gebiete abgeben. So werden eine Anzahl Suaheliworte den Inlandsprachen Ostafrikas eingefügt, ja Bentley weist am Kongo Suaheliworte nach, die man von Stanleys Leuten gelernt hatte. Ebenso tragen die Dualahändler in Kamerun manches Dualawort den Inlandsprachen zu. Aber solche Lehnworte nehmen sich selbst in nahe verwandten Sprachen ebenso fremd aus wie ein plattdeutsches Wort im Hochdeutschen. Sie durchbrechen die Lautgesetze und die Regeln der Formenlehre und kommen also für diese ganze Untersuchung gar nicht in Betracht.

Was die Lehnworte aus anderen Sprachgebieten anlangt, so machen sich die Bantu diese Worte meist so mundgerecht, daß auch ein erfahrener Forscher unter Umständen getäuscht werden kann. Aber einmal wird die Bedeutung, welche einen Gegenstand moderner Kultur bezeichnet, das Wort schon verdächtig machen, andererseits wird gerade der Gleichklang in vielen Fällen der Beweis sein, daß die Worte nicht stammverwandt, sondern Lehnworte sind. Wer ohne Kenntnis der Lautgesetze sich nur vom Gleichklang leiten läßt, wird in der Regel nur auf solche Lehnworte stoßen und die oben angeführte Beobachtung machen. Wer dagegen nach streng wissenschaftlicher Methode arbeitet, wird es bald lernen, die Lehnworte auszuscheiden. Wie mein Stammwörterverzeichnis angiebt, sind gerade die altafrikanischen Gegenstände in den verschiedenen Sprachen mit demselben Sprachstamm benannt.

Wenn zum Beispiel „das Kriegsschiff" im Duala mana wa heißt und nach der ma-Klasse geht, als wäre ma Präfix, und wenn im Suaheli „das Kriegsschiff" manowari heißt, so sind das nicht verwandte Worte, denn dem w des Duala entspricht im Suaheli ein p; in diesem Wort hat aber das Suaheli auch ein w, wo im Duala ein w steht. Das Wort ist Lehnwort aus dem Englischen = man of war.

Umgekehrt würde jemand, der sich vom Gleichklang leiten läßt, niemals darauf

kommen, daß Sesuto seatla und Konde ikyandja „die Hand" stammverwandt wären, und doch stimmen nach den Lautgesetzen beide genau miteinander überein.

Die Wortstämme, welche den Bantusprachen gemeinsam sind, bedeuten: bauen, gähnen, ausbreiten, antworten, teilen, messen, leuchten, gehen, stehen, bleiben, singen, kommen, gießen, schnarchen, vermehren, sich wärmen, fallen, trocken werden, voll werden, gerinnen, braten, melken, ziehen, husten, wachsen, sterben, lachen, schnitzen, sieben, werfen, essen, trinken 2c., ferner Jahr, Kind, Zauberer, Hand, Mond, Wasser, Dorf, Fliege, Heuschrecke, Auge, Name, Zahn, Rauch, Trommel, Biene, Schwein, Nilpferd, Krokodil, Panther, Hunger, Elephant, Sonne, Kohle, Weib, Perlhuhn, Schwanz, Hals, Ader, Huhn, Brennholz, Schildkröte, Knochen, Fett, Brust, Rebhuhn, Land 2c. 2c.

Man wird im Ernst nicht behaupten, daß diese Benennungen nicht altafrikanisch, sondern fremden Ursprungs sind.

Zur eigentlichen Predigt des Missionars in fremder Sprache und zur Übersetzung der heiligen Schrift ist alles bisher Erwähnte nur Vorstufe, es bleibt noch die überaus schwierige und doch so wichtige Arbeit zu thun, die Redeweise, den Stil der Eingeborenen sich anzueignen. Für diesen Teil der Arbeit wird sich keine andere Regel geben lassen, als die, nur nicht fremde Stilgattungen in die Sprache hineinzutragen, sondern den Leuten nach Luthers Rezept auf den Mund zu sehen, damit man lernt wie sie zu reden.[1])

Gebildete Eingeborene selbst klagen über die Unvollkommenheit der ersten Übersetzungen und nennen das darin gebrauchte Afrikanisch Buchsprache. Das nächste Mittel solche Buchsprache zu vermeiden ist das, an die Beschäftigung der Leute anzuknüpfen und seine Bilder und Gleichnisse daher zu nehmen.

Allerdings müssen ja auch andere Sachen übersetzt werden und bereiten oft Schwierigkeiten, an die man gar nicht denkt. So z. B. ist die Geschichte Lukas 5 von Petri Fischzug für die Predigt unter Kaffern und Basuto eine rechte Crux, da Fische, diese „stinkenden Wasserschlangen" wie man sie nennt, ein Gegenstand des Schreckens und des äußersten Abscheus sind. Da es sich darum handelt, für die öffentliche Predigt eine Form der Sprache sich anzueignen, wie man nicht nur auf der Gasse oder im vertrauten Kreise, sondern öffentlich vor Leuten von Bedeutung redet, ist es gut die Sprachform zu kennen, die bei Ratsversammlungen und Gerichtsverhandlungen gebräuchlich ist.

---

[1]) Übrigens wird die Übersetzung aus dem Urtext bezw. aus einer wörtlichen Übersetzung in afrikanische Sprachen leichter gelingen, als eine Übersetzung nach Luther. Die Denkweise der alten Völker, besonders der Hebräer steht der afrikanischen Art näher als die Denk- und Redeweise der Deutschen, und Luthers Bibel ist eben durch und durch deutsch.

Eine einheimische Litteratur haben nur die Suaheli. Aber auch die nicht schreibenden Bantuvölker besitzen eine große Menge von Fabeln, Märchen, Heldengedichten, Spottversen, Sprichwörtern und ähnlichem.

Wenn man den Leuten nicht durch Fragen den Mund zustopft, sondern ihnen ähnliches erzählt, wird man bald Material genug erhalten, an dem man lernen kann, wie man Kindern und einfachen Leuten zu erzählen hat, wenn sie aufmerken sollen.

Einer der besten Kenner des Suaheli, der viel Material in dieser Hinsicht zusammengetragen hat, Ingenieur Josef Friedrich, hat die Mühe nicht gescheut, deutsche Erzählungen und Verse ins Suaheli zu übersetzen, und hat dadurch nicht nur willige Zuhörer, sondern auch willige Erzähler gefunden.

Den Freund dieser Litteratur mache ich auf folgende Werke aufmerksam: Swahili Tales by Edward Steere, London 1888; African Aphorisms by W. E. Taylor, London 1891; Anthologie aus der Suaheli-Litteratur von Dr. C. G. Büttner, Berlin. E. Felber 1894. Märchen aus Kamerun von Elli Meinhof, Straßburg. Heitz und Mündel 1889. Heli Chatelain Folk-Tales of Angola, Boston und New-York 1894. Ferner steckt viel wertvolles Material in älteren und neueren Grammatiken, z. B. E. Casalis, La langue Séchuana, Paris 1841. L. Grout, The Zulu language, London 1859. vergl. Heli Chatelain a. a. O. W. H. Bentley a. a. O. H. Brincker a. a. O., sowie die Arbeiten von Büttner und Endemann in der Zeitschrift für afrikanische Sprachen und Endemanns mehr erwähnte Sotho-Grammatik.

Das Beste in Bezug auf Stil und Sprachgebrauch muß schließlich doch die praktische Übung und das Sprachgefühl den Missionar lehren. Ich möchte in dieser Hinsicht den Leser nicht mit weiteren theoretischen Vorschlägen ermüden, im Gegenteil, ich habe Ursache ihm dankbar zu sein, wenn er mir bis hierher gefolgt ist. Es würde mich freuen, wenn es mir gelungen wäre, der Afrikaforschung neue Freunde zu gewinnen und neue Mitarbeiter in unserem Kampf mit den Sprachen Afrikas.

Die „olon Maanjan" und die Missionsarbeit unter denselben.

Von Missionar Sundermann II.

1. Die „olon Maanjan."

Gewiß werden viele von den Lesern der A. M. Z. nicht wissen, wo sie die „olon Maanjan" zu suchen haben und das ist ja auch kein Wunder, denn einmal sind dieselben an und für sich ein verschwindend kleines Stämmchen unter den vielen Nationen, Völkern und Stämmen, denen sich die evangel. Mission der neueren und neuesten Zeit zugewendet hat, und dann ist die Missionsarbeit unter ihnen bis jetzt eine vor Menschen-Augen noch recht geringe. Doch im Reiche Gottes gelten ja vielfach andere Maße und Gewichte, als bei uns kurzsichtigen Menschen. Der Herr hat es vor Jahren so gefügt, daß die Boten der Rheinischen Mission zu diesem Völkchen kamen und die Arbeit unter demselben begannen. Mit viel Mühe und Geduld haben namentlich die ersten, dort arbeitenden Missionare ihr Werk getrieben und bis jetzt sind wir Nachfolger trotz manchen auch oft entmutigenden Erfahrungen nicht erlahmt, sondern setzen diese Arbeit im Vertrauen auf die Leben weckende und neugestaltende Kraft des Evangeliums mit Mut und Eifer fort, und das umsomehr, da doch auch der Erfolg nicht ganz ausgeblieben ist und sich augenscheinlich in zwar langsamen, aber stetigem Wachsen befinden.

Deshalb, meine ich, sei es nicht unangebracht, wenn die Aufmerksamkeit der Leser der A. M. Z. auch einmal auf dieses kleine Zweiglein an dem großen Baume der Missionsarbeit gelenkt wird.

Auf Borneo wohnen die Dajacken, das weiß jeder, der ein wenig mit Geographie, Ethnographie oder mit Missionsgeschichte bekannt ist. Wer aber nichts Näheres darüber gehört oder gelesen hat, der denkt sich die Dajacken gewöhnlich als einen einzigen Volksstamm. So steht aber die Sache keineswegs, sondern dieselben zerfallen in eine ganze Anzahl kleinerer und größerer Stämme mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen und vor allem mit verschiedener Sprache. Wenn auch hinwiederum das Gemeinsame in all diesen Dingen nicht zu verkennen ist.

Einen nun dieser dajackischen Stämme bilden die Maanjan. (Das Wort „olon" bedeutet gleich dem Malaiischen „orang" nur soviel wie Leute.) Sie wohnen hauptsächlich im Stromgebiet des Baritu oder Duson, dem sie „kamatang witu" d. h. den wirklichen Strom nennen, wohl im

Vergleich zu seinen Nebenflüssen, an welchen ihre Wohnplätze liegen. Von diesem Strome führen sie auch wohl den Namen „olon Dusun" mit dem allerdings auch noch andere Stämme bezeichnet werden. Die Maanjan treffen wir auf dem linken Ufer, etwa zwischen dem 2. und 3.° S. Br. in einem zum Teil schon hügeligen Hochlande. Ihre Zahl ist nur gering, man schätzt sie gewöhnlich auf etwa 15000, doch scheint mir auch das noch zu hoch gegriffen. Ob sie dort erst später, als die übrigen bajackischen Stämme eingewandert sind, wie manche aus ihren von Kriegen und Kämpfen erzählenden Überlieferungen schließen wollen, wann und von woher das etwa geschehen sein könnte, darüber kann man bislang nur Vermutungen haben, da uns auch ihre Traditionen in diesem Stücke ganz im Stiche lassen. Früher bildeten sie politisch eine Art Bundesrepublik, bestehend aus einer Anzahl Dörfer, jedes mit einem Häuptling an der Spitze. Unter diesen Häuptlingsfamilien gab es dann aber auch wieder besonders angesehene, denen oft eine ganze Landschaft in besonderer Weise Verehrung zuteil werden ließ und Gefolgschaft leistete. So in der Landschaft Patai die Häuptlinge von Sangerwasi und Tameanglajang. Keiner aber brachte es wohl zu solchem Ansehen als der kluge Häuptling Suta-Ono in Telang, in der Landschaft Siong. Heute, nachdem auch Suta-Ono vor einigen Jahren gestorben ist und die Holländer regelrechtes Regiment im Lande führen, haben die Häuptlinge keine Bedeutung mehr, sofern sie nicht von der Regierung zu Beamten erhoben sind und gestützt werden.

In Körperbau und Lebensweise unterscheiden sich die Maanjan nicht gar sehr von den übrigen bajackischen Stämmen. Sie sind im allgemeinen klein von Statur, doch findet man wohl kräftig gebaute Leute unter ihnen. Die Gesichtsbildung ist regelmäßig, oft sogar, besonders bei jungen Leuten, schön zu nennen und weicht nicht so gar sehr von der eines Europäers ab. Die Farbe ist hellbraun, bei einzelnen sich der Farbe der Europäer nähernd, Augen und Haare sind immer schwarz.

Die Maanjan leben fast ausschließlich von Reisbau, daneben wird auch etwas Schweine- und Hühnerzucht getrieben. Früher wohnten sie in geschlossenen Dörfern zusammen, wagten auch nicht, wegen der bestehenden Feindschaft mit anderen Stämmen, sich weit von diesen Dörfern zu entfernen und bauten im nächsten Umkreis ihren Reis. Da aber der Reisbau als Raubbau getrieben wird, indem fast jedes Jahr ein neues Stück Wald abgeholzt und dann durch Verbrennen des gefällten Holzes zum Reisfeld hergerichtet wird, so wurde naturgemäß des brauchbaren Landes in der Nähe der Dörfer immer weniger. Nachdem dann durch

die Herrschaft der Holländer, die namentlich nach dem blutigen Aufstande im Jahre 1859 auch im Gebiete der Maanjan mehr befestigt wurde, Ruhe und Ordnung eingekehrt war, begannen auch die Maanjan sich immer mehr und immer weiter von ihren Dörfern zu entfernen, um für ihren Reisbau geeignetes Land zu suchen, welches ihnen die unermeßlichen Wälder weiter nach den Bergen zu, zunächst noch in nicht allzugroßer Entfernung, in Überfluß boten. Heute stehen nun die alten Dörfer in Siong und Patai zum Teil fast leer und nur alte Leute und Kinder bewachen die Häuser, während die arbeitsfähigen Leute sich die meiste Zeit, oft bis zu einer Tagereise entfernt, im Walde aufhalten. Dort bauen sie sich ein kleines Hüttchen zum notdürftigen Verbleib und nebenan wird der Wald gefällt und ein Reisfeld angelegt. Ins Dorf geht man nur etwa am Markttage oder sonst bei besonderen Gelegenheiten. Trotzdem aber wollen die Leute nicht ganz von ihren alten Dörfern und Wohnplätzen wegziehen. Dort haben sie gewöhnlich schon von ihren Vorfahren her ihre Fruchtbäume, auch oft ein Haus und vor allem ihren Begräbnisplatz. Zu letzterem trägt man die etwa im Walde Gestorbenen oft Tagereisen weit, um sie bei ihren Vorfahren zu begraben.

Die Kleidung der Maanjan bestand früher nur aus dem sog. kinret, dem Schamtuch, welches etwa $4^1/_2$ Meter lang, von Baumrinde gefertigt, in eigentümlicher Weise um die Hüften geschlungen, getragen wurde und dem lawong, dem Kopftuche. Bei Frauen vertrat die Stelle des kinrets ein kurzer Rock, kuwing genannt. Heute werden schon viel einfache Kattunkleider getragen, das Arbeitsgerät ist das denkbar einfachste. Ein kleines Beil, wadiong genannt, welches hinten in eine Spitze ausläuft und mittelst eines Rottangeflechts an seinen Stiel befestigt wird, ein Hackmesser, taroh und ein Schnitzmesser, tori genannt, das ist so ziemlich alles. Die Waffen des Maanjan bilden mandau, petan und kudjur. Ersteres ist ein etwa $^3/_4$ m langes, an der Spitze breites, nach dem Griff schmal zulaufendes Schwert, welches in einer verzierten Holzscheide um die Lenden geschnallt, getragen wird. Das petan (Blasrohr) ist ein aus Eisenholz gefertigtes etwa 2 Meter langes Rohr, an dessen oberem Ende, gleich einem Bajonett, eine Lanzenspitze mit Rottan befestigt ist und mit dem vergiftete Pfeile geblasen werden. Der kudjur ist eine Lanze, welche die Leute auf ihren Ausgängen gewöhnlich bei sich tragen, nebst einem badik, einem kleinen Dolche, der aber als Waffe wenig in Betracht kommt, sondern mehr die Stelle eines Taschenmessers vertritt. In neuerer Zeit wird das petan verdrängt durch die Feuerwaffe.

Zu Nachbarn haben die Maanjan die Stämme der oloh Ngadju, der olon Lowangan und die Hakäi (Mohammedaner) von Amonthai, Kalua ꝛc. Mit den letzteren wären die Maanjan nach alten Überlieferungen stammverwandt, doch wieweit diese Verwandtschaft geht, läßt sich schwer feststellen, da hier, wie bei all dergleichen Dingen, Geschichte und Dichtung unlösbar mit einander verquickt sind. Wohl ist aber anzunehmen, daß genannte Hakäi einen Teil des Völkchens in sich aufgenommen haben, umsomehr, da sich auf der linken Seite des Tabalongflusses, Tandjong etwa gegenüber, noch ein kleiner Bruchteil reiner Maanjan findet, der durch die Hakäi von seinen übrigen Volksgenossen getrennt ist.

Mit den anderen Grenznachbaren standen die Maanjan früher in erbitterter Feindschaft. Weniger wohl mit den oloh Ugadju, aber ganz besonders mit den nach Norden und Osten zu wohnenden olon Lowangan. Kämpfe und Blutvergießen waren zwischen ihnen an der Tagesordnung. Heute, wo sowohl Maanjan als Lowangan der Hauptsache nach unter holländisches Regiment gebracht sind, haben diese Kämpfe aufgehört und auch die Feindschaft schwindet mehr und mehr selbst Mischheiraten unter den Stämmen sind schon nichts Seltenes mehr.

Nichtsdestoweniger aber fühlen sich die Maanjan noch stets als ein eigenes Völkchen. Sie haben ihre besonderen Sitten und Gebräuche auch in religiöser Beziehung, die in manchen Stücken von denen ihrer Nachbarn abweichen und vor allem haben sie ihre besondere Sprache. Letztere ist, wie die Sprachen aller dajackischen Stämme, mit dem Malaiischen nahe verwandt. Der Bau ist überall derselbe, nämlich agglutinierend, doch sind die Prä- und Suffixe, durch welche fast alle Abänderungen gebildet werden, andere, wenn auch vielleicht in den meisten Fällen auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen, und was die Hauptsache, die Wörter sind durchweg andere, oder doch so wesentlich anders klingende, daß man erst bei gründlicher Vergleichung und Forschung bei einer Anzahl derselben das Gemeinsame mit dem Malaiischen oder den Sprachen anderer dajackischer Stämme herausfinden kann. Bei der früher bestehenden Feindschaft der einzelnen Stämme gegeneinander war die Sprachgrenze eine ziemlich bestimmte. Heute, wo die Stämme freundschaftlich verkehren, fängt sie an, etwas mehr fließend zu werden.

Die Maanjan-Sprache hat selbst auch noch wieder verschiedene Dialekte, doch ist der Unterschied derselben nicht so groß, daß er besondere Bedeutung hätte. Am meisten unterscheiden sich noch die beiden Dialekte von Siong und von Patai, zwei schon oben erwähnte Landschaften, nach den gleichnamigen Flüßchen benannt.

Wie zwischen Siong und Patai eine dialektische Verschiedenheit besteht, so besteht auch eine Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen, die namentlich bei der Totenbestattung hervortritt. In Siong giebt man den Verstorbenen gewöhnlich, nur ein vorläufiges Begräbnis oder läßt sie in den Särgen auch wohl in einer Hütte außerhalb des Dorfes stehen. Einmal im Jahre wird dann in jedem Dorfe ein großes Totenfest gefeiert, an welchem die Leichen wieder ausgegraben und verbrannt werden. Die Asche und etwaige Überreste von Knochen werden in einem gemeinsamen Behälter aufbewahrt. Dieser Behälter, sandong genannt, ist eine Art großer Sarg, der mit allerlei Schnitzwerk verziert auf zwei dicken Säulen unweit des Dorfes errichtet ist.

In Patai dagegen werden, wenn irgend möglich, sofort nach dem Tode von den Angehörigen für jeden einzelnen die nötigen Opfer gebracht und der Leichnam wird dann endgiltig auf dem in der Nähe des Dorfes liegenden Begräbnisplatze (si'at) begraben.

Die Maanjan stehen auf einer ziemlich niederen Kulturstufe. Wohl findet man einzelne Leute, welche hübsche Schnitzereien und Flechtarbeiten machen können, manche verstehen auch ein wenig von der Holz- und Eisenbearbeitung, doch die große Menge kennt kaum etwas anderes als Reisbauen. Da nun der Reisbau, wie schon oben gezeigt, in wenig rationeller Weise betrieben wird, so ist auch die materielle Lage des Volkes eine im allgemeinen wenig erfreuliche. Weil völlige Mißernten etwas sehr Seltenes sind, so haben die Leute, welche fast nur von Reis, Fische und Wildfleisch leben, zwar gewöhnlich ihr tägliches Brot, d. h. wenn sie es nicht am nötigen Fleiße fehlen lassen, was leider auch oft der Fall ist, doch können sie bei dieser Art des Reisbaues kaum mehr ernten, als sie im Jahre auffessen und leben so von der Hand in den Mund. Dabei wird es den meisten schwer, nur soviel Geld zu erwerben, daß sie ein wenig Salz, Petroleum, einfache Kleidungsstücke und sonstige unentbehrliche Sachen kaufen können. Zu verdienen gab es ja auch allerdings bis jetzt in diesem fernen Weltwinkel wenig. Oft ist auch die bodenlose Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der Leute an ihrer traurigen Lage Schuld. Davon zeugt auch der Umstand, daß man bei einigen, besonders fleißigen und sparsamen Leuten, doch auch einen gewissen Wohlstand findet. Es sei noch bemerkt, daß es bei den Leuten keineswegs an Bildungsfähigkeit fehlt. Manche lernen ziemlich leicht unsere europäischen Werkzeuge besonders zum Bearbeiten von Holz gebrauchen. Auch giebt es wohl geistig begabte Leute, welches besonders auch bei den Kindern in unseren Schulen hervortritt.

Soziale Gegensätze kennt man bei den Maanjan wenig oder gar nicht. Der Unterschied von Arm und Reich tritt gar wenig hervor, da der mehr Wohlhabende sich kleidet und arbeitet wie der Arme. Sklaven und Leibeigene, wie bei anderen dajackischen Stämmen, kennt man bei den Maanjan nicht. Jeder ist ein geborener Freiherr. Auch Wucher und Bedrückung durch Häuptlinge ist bei ihnen so gut wie unbekannt, die Schulden, welche gewöhnlich in Reis bestehen, werden nach Volkssitte ohne Zinsen zurückbezahlt. Allerdings ist hierin, wohl nach dem Vorbilde der oloh Ngadju, bei denen ein arger Wucher getrieben wird, leider schon eine kleine Änderung zum Schlechteren eingetreten.

Der Charakter des Volkes ist im allgemeinen ein mehr offener, als bei den oloh Ngadju. Die Leute sind fröhlich, mehr zu Scherz geneigt, gefällig und freundlich gegen Fremde und üben eine unbeschränkte Gastfreundschaft.

Auch in sittlicher Beziehung stehen die Maanjan entschieden höher wie ihre Nachbarn, die oloh Ugadju, bei denen die Unsittlichkeit geradezu mit in den Götzenkultus aufgenommen ist, wie einst bei den Griechen, wenn auch in anderer Weise. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht auch, daß, wenn ein uneheliches Kind geboren wird, die Mutter nach Volkssitte ein Schwein zu schlachten und ein mit einem Festessen verbundenes Opfer zu bringen hat, um das betreffende Dorf von der darauf ruhenden Schuld zu reinigen, damit nicht die Strafe durch Dürre und Mißwachs folge. Auch die Ehe wird, solange sie zu recht besteht, als unverbrüchlich betrachtet. Offenbarer Ehebruch wird bestraft und führt gewöhnlich zur Scheidung. Bigamie oder gar Polygamie ist nicht Volkssitte und findet sich nur einzeln. Nimmt jemand eine zweite Frau, so hat er seiner ersten eine Sühne zu zahlen, wenn anders dieselbe sich die Sache gefallen läßt, sonst aber kann sie sich scheiden lassen. Das Verhältnis von Mann und Frau ist ein normales zu nennen. Keineswegs ist die Frau die Unterdrückte oder gar Sklavin des Mannes, die alle Arbeit thun muß u. s. w. sondern manchmal hat sogar die Frau die Hosen an, aber im allgemeinen wird zusammen gearbeitet, wie es sich gehört.

Das schließt aber nicht aus, daß gerade auf dem Gebiete der Ehe, des Familienlebens und der Kindererziehung gar vieles im Argen liegt. Hierher gehören besonders die vielen Ehescheidungen und Wiederheiraten. Man findet unter den älteren Leuten, besonders Männern nur sehr wenige die nicht 2, 3, ja mehr Male nach einander verheiratet waren. Bei manchen jungen Leuten ist es geradezu ein Probieren, mit welcher Frau

sie wohl auskommen können. Ich habe junge Leute von 18—20 Jahren gekannt, die schon zum dritten Male heirateten. Die Scheidung und Wiederheirat ist eben den Leuten gar zu leicht gemacht. Zwar wird bei der Verheiratung eine Strafe festgesetzt, welche der zu zahlen hat, der die Schuld an einer späteren etwaigen Scheidung trägt, doch ist diese Strafe eine sehr niedrige 6—12—24 fl. je nachdem, und oft genug wird auch dies Wenige nicht einmal bezahlt, oder es müssen, da Geld nicht vorhanden, geringwertige Sachen in Zahlung genommen werden. Einmal wurde ein junger Mann in meiner Nähe um den Preis von 4 Suppentellern von seiner Frau geschieden. Die Ehen werden gewöhnlich von den Dorfhäuptlingen geschlossen und auch wieder gelöst, oft aber auch von einem andern älteren, angesehenen Manne. Viel Zwist wird in die Familien getragen durch das Kartenspiel, dem sehr viele Leute leidenschaftlich ergeben sind.

Die religiösen Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Maanjan sind in vielen Stücken denen ihrer dajackischen Nachbarstämme gleich oder doch ähnlich. Sie kennen einen obersten Gott, den sie Alahatalla nennen, der nach ihrer Ansicht auch die Welt gemacht hat und die Menschen leben und sterben läßt, doch sie kümmern sich weiter nicht um ihn. Ihre Religion ist ein trauriger Geisterdienst. In jedem Ding vermuten sie einen Geist. Diese Geister können nun durch allerlei Handlungen, bewußt und unbewußt leicht beleidigt werden und dann giebts Krankheit, Unglück, Mißwachs ꝛc. Vor diesen Geistern aber kann man sich nur retten durch allerlei Opfer und dergleichen, wodurch man sie sich günstig stimmt oder die schon beleidigten wieder versöhnt. Auch haben einzelne Familien besondere Hausgeister, die man hiang piumbong nennt und denen bei besonderen Gelegenheiten als Schutzgeister auch Opfer gebracht werden. Den Verkehr mit allen diesen Geistern vermitteln die wadian, eine Art Zauberer, gewöhnlich sind es Männer, doch giebts auch Frauen unter ihnen.

Die Maanjan kennen auch ein Fortleben nach dem Tode, doch stellen sie sich das Jenseits wieder ähnlich dem Leben in dieser Welt vor. Hat hier jemand viele Güter und können bei seinem Tode viele Opfer ꝛc. gebracht werden, so ist er auch im Jenseits reich und umgekehrt. Am schlimmsten sind die Seelen dran, für welche überhaupt die nötigen Totenopfer nicht gebracht werden. Sie müssen in der Nähe der Gräber umherirren und kommen nicht in die tompok adiau, die Seelenstadt, welche man sich weit im Innern des Landes auf einem hohen Berge, dem sog. lomot denkt. Man hat nämlich die Vorstellung, daß eine Seele nicht

allein den Weg in diese Seelenstadt finden kann, sondern sie muß bei Gelegenheit des bia, der Totenopfer von dem wadian matäi, dem Zauberer dorthin geleitet werden.

Manche ihrer religiösen Sitten und Gebräuche, so besonders auch das „empo“, von dem weiter unten die Rede sein wird, beruhen auf der eigentümlichen Psychologie der Leute; für Seele giebt es zwei verschiedene Bezeichnungen. Solange die Seele dem lebenden Körper angehört, wird sie amirus genannt, ist der Mensch gestorben, so heißt seine Seele adiau. Die Seele, so sagt man, ist nicht fest mit dem Leibe verbunden, darf aber auch nicht weit von ihm getrennt sein, wenn der Mensch nicht krank werden oder gar sterben soll. Sie begleitet den Leib etwa wie ein Schatten seinen Körper. Dabei kann sie bald in, bald außer dem Leibe sein. Die Thüre zum Ein- und Ausgang der Seele bildet die große Fontanelle des Kopfes. Daraus folgt dann weiter, daß die Seele auch nicht mit verantwortlich ist für das Böse, was der Mensch hier im Erdenleben thut, dieses stirbt vielmehr mit dem Leibe. Zwar wird das Böse bestraft, aber nur hier im Leben, durch allerlei Unglück, welches den Betreffenden überkommt und ganz besonders, namentlich bei Mördern, durch einen sog. schweren Tod. Da kann der Mensch, wenn es nun zum Sterben geht, nicht leben und nicht sterben, der Atem ist eine Zeit lang weg und kehrt dann unter Zeichen des Schmerzes und der Angst wieder, um bald wieder zu entfliehen u. s. w. Leute, welche in dieser Weise sterben, haben eine besondere Schuld auf sich geladen, die an ihnen gestraft wird.

Eine Verantwortlichkeit des Menschen für seine Thaten über dieses Leben hinaus, ein Gericht und eine Strafe nach dem Tode kennt man bei den Maanjan eigentlich nicht. —

Es steht von vornherein zu erwarten, daß eine solche Psychologie kein tieferes religiöses Bedürfnis aufkommen lassen kann, und so findet man denn auch bei den Maanjan im allgemeinen eine religiöse Gleichgiltigkeit, welche den, der mit den religiösen Grundanschauungen des Volkes nicht vertraut ist, oft in Erstaunen setzt. Wieviel auch bei Todesfällen geheult und geklagt wird, so merkt man doch bald an allem, es fehlt der Ernst des Todes und der Ewigkeit. Soll das Christentum bei den Leuten Eingang finden und Frucht schaffen, so müssen eben die Grundanschauungen geändert werden. Jeder aber, der mal unter einem heidnischen Volke gearbeitet hat, weiß, wie schwer das namentlich bei älteren Leuten ist. Daher kommt es denn auch wohl, daß die Missionsarbeit unter den

Maanjan bis jetzt nur geringe Erfolge aufzuweisen hat, obgleich man, äußerlich angesehen, denken sollte, es seien gerade bei diesem Volke alle Vorbedingungen zur Annahme des Evangeliums vorhanden wie sonst selten.

2. Die Missionsarbeit.

Schon im Jahre 1836 kamen die ersten rheinischen Missionare nach Borneo und zwar zunächst nach der Hafenstadt Bandjermasin. Nachdem sie dort ein paar Jahre ihre Arbeit hauptsächlich unter den eingewanderten Chinesen u. s. w. gehabt, zogen sie weiter ins Land hinein zu dem Bandjermasin zunächst wohnenden dajackischen Stamme der oloh Ngadju. Aus dem Sumpfland am Unterlauf der großen Ströme, wo letztere ihre Wohnsitze haben, richteten die Missionare schon bald ihre Blicke nach dem nicht allzufernen, in etwa drei Tagereisen zu erreichenden Hügellande Siong-Patai, dem Wohnsitze der olon Maanjan. Sie machten mehrere Untersuchungsreisen dorthin, fanden freundliche Aufnahme und wurden so mit dem Volke bekannt. Zu statten kam ihnen dabei, daß es unter den Maanjan immerhin Leute gab, welche auch die Sprache der oloh Ngadju verstehen und sprechen konnten.

Den ersten Versuch, sich in der Landschaft Patai bei den olon Maanjan niederzulassen, machte der Missionar Hupperts im Jahre 1845. Er nahm seinen Wohnplatz nahe an der Grenze in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Dörfchen Kiri. Von dort aus besuchte er die umliegenden Dörfer Tamean-glajang, Djaar, Sangerwasi, Sarapat ꝛc. und trachtete in der Sprache der oloh Ngadju Gottes Wort zu verkünden, meinte auch Empfänglichkeit bei den Leuten zu finden, wenigstens wurde er überall freundlich aufgenommen, wie es auch bei dem ganzen Charakter des Volkes und der großen Gastfreundschaft nicht anders zu erwarten stand.

Der Aufenthalt des Missionar Hupperts in Patai dauerte aber nur etwa zwei Monate, dann mußte er einen inzwischen gestorbenen Kollegen im Unterlande ersetzen und kehrte zu den oloh Ngadju zurück. Die eigentliche Missionsarbeit unter den Maanjan datiert erst vom Jahre 1851 und beginnt mit der Übersiedelung des Missionar Denninger zu ihnen. Derselbe hatte im Februar genannten Jahres einen Besuch bei dem schon damals in Ansehen stehenden, obengenannten Häuptling Suta-Ono in Telang in der Landschaft Siong gemacht und ihm sein Vorhaben, sich bei den Maanjan niederzulassen, kund gethan. Dieser sicherte ihm eine freundliche Aufnahme zu. So siedelte Denninger nach einigen Monaten mit seiner Familie und etwa 20 oloh Ngadju, sog. Pandelingen, d. h. los-

gekauften Sklaven, von denen schon 13 getauft waren, zu den Maanjan über, und zwar ging er nicht nach Patai, sondern zu Suta-Ono nach Siong, wo er sich in dem Dorfe Maratowo, etwa eine Stunde von Sutas Wohnplatz, Telang entfernt, niederließ. Warum nicht besser Telang selbst gewählt wurde, ist mir nie recht bekannt geworden. Bei der Hinauffahrt fand Denninger den Fluß an mehreren Stellen durch Verhaue gesperrt, wie sie die Leute dort häufig zwecks Fischfang zu machen pflegen. Mit den Verhältnissen unbekannt, meinte der Missionar, man habe ihm diese Hindernisse gemacht und wolle sein Kommen hindern. Er ließ sich aber doch nicht abschrecken, räumte die Hindernisse fort und kam nach Maratowo.

Der Resident (erster holländischer Beamter in Bandjermasin) hatte Denninger ein Empfehlungsschreiben an die Häuptlinge, namentlich an Suta-Ono mitgegeben und so wurde er zunächst freundlich aufgenommen und ihm auch allerlei Hilfe geleistet. Man räumte ihm das Versammlungshaus im Dorfe zur vorläufigen Wohnung ein und half auch hier und da, als nun Denninger begann, mit Hilfe der mitgebrachten oloh Ngadju Haus und Schule zu bauen. Doch bald regte sich auch die Feindschaft, besonders als schon nicht lange nach Ankunft des Missionars sich ein Mann, namens Mujan zur Taufe meldete und dann auch am 18. Juni 1852 mit seiner Frau getauft wurde. Leider starb dieser Erstling bald, wie man meinte an Gift, welches ihm von den dem Christentum feindlich Gesinnten beigebracht sein sollte. Auch Denninger selbst glaubte die Ursache einer ihn und seine Frau treffenden Krankheit auf Vergiftung zurückführen zu müssen. Unmöglich ist die Sache ja nicht, doch scheint es mir eher, daß es vielmehr die Folge des Klimawechsels gewesen sein wird, verursacht durch den Umzug vom Unter- ins Oberland. Ein solcher Wechsel pflegt sich auch heute noch, selbst bei den Eingeborenen in der ersten Zeit besonders durch Darmkrankheiten sehr bemerklich zu machen. D. hat sich dann wohl von den Anschauungen der Leute beeinflussen lassen, welche bei jeder solchen, länger anhaltenden Krankheit vergiftet zu sein meinen.

Bald entstand eine Art Spaltung im Volke. Suta-Ono und einige andere Häupter waren dafür, dem Wunsche des Residenten nachzukommen und dem Missionare kein Hindernis in den Weg zu legen. Man beschloß sogar, daß alle Knaben aus den in der Nähe liegenden Dörfern in die Schule geschickt werden sollten, und Suta kam selbst nebst 60 anderen zur Schule, um Lesen und Schreiben zu lernen. Eine Anzahl Dörfer aber stimmte diesen Beschlüssen nicht zu, sondern stellte sich feindlich gegen den Missionar.

Nachdem D. seine Arbeit begonnen hatte, merkte er aber bald, daß er mit der Sprache der oloh Ngadju, mit welcher er sich zunächst behalf, nicht weit kam und er machte sich deshalb eifrig an das Studium der Maanjan-Sprache. Es dauerte nicht lange, so trug er sich schon mit einem großen Plane, der auf nichts Geringeres ging, als die ganze Bibel in die Sprache der Maanjan zu übersetzen. Charakteristisch für die damalige Anschauung ist, daß er mit dem 1. Buch Mose begann. Glücklicherweise, möchte man sagen, verschwendete er nur seine Zeit und Kräfte an den ersten 13 Kapiteln, weiter ist die Arbeit nicht gediehen. Ein Teil war sogar schon nach Bandjermasin abgeschickt, um auf der dortigen Missionspresse gedruckt zu werden. Bis vor kurzem hatte ich noch das Manuskript in Verwahrung, doch war die Arbeit sprachlich unbrauchbar, wie sich ja bei der Kürze der Zeit, welche D. unter dem Volke weilte, gar nicht anders erwarten läßt. Doch zurück zu dem weiteren Verlauf der Arbeit.

Leider entstanden dem Missionar auch im eigenen Dorfe bald gefährliche Feinde. Am schlimmsten war die inäh Gobo, Witwe des verstorbenen Häuptlings. Sie trachtete zunächst dem Missionar seine mitgebrachten Pandelinge abwendig zu machen, versuchte es auch mit Giftmischereien und endlich ließ sie gedungene Mörder kommen, die in nächtlichen Überfällen dem Missionar nach dem Leben trachteten. Besonders hatte der junge Missionar Rott von diesen zu leiden, welcher vom Januar bis Juni 1853 Denningers Stelle vertrat, während Denninger selbst mit seiner kranken Frau in Bandjermasin weilte. Nach Denningers Rückkehr fuhr inäh Gobo fort, auf alle mögliche Weise seine Arbeit zu stören, ja sie suchte sogar die Schuld an einem in der Nähe begangenen Morde auf den Missionar zu wälzen. Schließlich fiel der Verdacht der Schuld aber auf sie selbst zurück und sie wurde nach Bandjermasin ins Gefängnis gebracht, wo sie vom Oktober 1853 bis April 1854 verblieb. Dann kam sie, weil es an hinreichenden Zeugnissen fehlte, wieder frei, doch scheint sie später nicht mehr in dem Maße, wie vordem gewagt zu haben, gegen die Missionare und ihre Arbeit aufzutreten.

Als die inäh Gobo von der Station entfernt war und ihr Widerstand gebrochen, ging es mit der Arbeit äußerlich schön vorwärts. Es wurde ein Kirchlein gebaut, in welchem sich Sonntags etwa 80—100 Leute zum Gehör des Wortes Gottes zusammenfanden. Die Schule wurde von 73 Schülern besucht und der freigewordene Pandeling David Ismael arbeitete in derselben als tüchtiger Schulgehilfe. Auch konnte Missionar

Denninger in den nächsten Jahren einige Leute aus den Maanjan mit ihren Kindern taufen. Inzwischen war auch in dem jungen Missionar Klammer von Barmen aus Verstärkung gesandt worden. Wunderbar genug hatte man zuerst den Plan, daß dieser in dem, der Mission gerade am feindlichsten gesinnten Dorfe Blawa, in Siong eine neue Station anlegen sollte. Glücklicherweise aber wurde, nach näheren Untersuchungen an Ort und Stelle, davon Abstand genommen und an dessen Stelle das Dorf Tameanlajang in Patai, etwa 3 Stunden von Denningers Station Maratowo entfernt, als Stationsplatz gewählt.

Klammer, der noch heute, nach 40 Jahren als ein freundlicher, zu Frohsinn und Scherz aufgelegter junger Mann in der Erinnerung mancher Leute in Patai lebt, fand in Tameanglajang recht freundliche Aufnahme. Er konnte sich mit Hilfe der Leute ein Haus bauen, konnte auch eine Schule errichten, welche sich bald mit Lernbegierigen füllte. Nach allem zu urteilen, schien die Empfänglichkeit der Leute und die Aussicht auf Erfolg in Tameanglajang größer zu sein, als auf Denningers Station Maratowo. Doch bevor noch die junge Arbeit Frucht tragen konnte, wurde sie dort, wie auf ganz Borneo von einem vernichtenden Schlage getroffen.

Das Jahr 1859 kam und mit ihm ein von den Mohamedanern angezettelter blutiger Aufstand, in welchem mehrere holländische Beamte und auch 7 Missionsgeschwister ermordet wurden. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Entstehung und den Verlauf dieses Aufstandes einzugehen. Hier kommt derselbe nur soweit in Betracht, als die Arbeit unter den olon Maanjan von ihm betroffen wurde.

Schon bevor die übrigen Missionare im Unterlande bei den oloh Ngadju von den Unruhen und dem drohenden Aufstande etwas wußten, war die Kunde davon nach Siong-Patai zu Klammer und Denninger gelangt. Dort hatte ein Agent des aufständischen Sultans Hidajat, namens Djalil verräterische Verbindungen angeknüpft. In Patai hatte er mehrere Häuptlinge gewonnen, doch gelang ihm das in Siong nicht. Besonders hielt Suta-Ono, als der mächtigste und einflußreichste treu zur holländischen Regierung und stellte später, einer Aufforderung folgend, seine ganze Streitmacht in den Dienst der Holländer. Was ihn dazu bewegte, weiß man nicht recht, doch hat er später mal zu einem der Missionare erzählt, er habe öfter sich von Denninger erzählen lassen, wie die Europäer Krieg führten und da habe er sich gesagt, der Ausgang des Aufstandes könne nicht zweifelhaft sein und er werde mit einer Niederlage der Aufständischen enden.

Als die Unruhen im Lande immer größer wurden, hielt es Denninger für Recht und Pflicht, seine, ohnehin kranke Frau nach Bandjermasin in Sicherheit zu bringen. Am 23. April, also gut zwei Wochen, bevor der Aufstand ausbrach, verließ er mit derselben seine Station Maratowo und er hat diese nie wiedergesehen. Der noch unverheiratete Klammer entschloß sich, noch in Tameanglajang zu bleiben, umsomehr, als ihm seine Tameanglajanger versprachen, ihn schützen und nötigen Falles wegbringen zu wollen. In der Stille hatte der Sultan Hidajat mit dem Häuptling von Tameanglajang verhandelt, um den Missionar zu töten, dieser aber weigerte sich und als er Gefahr für Klammer sah, erbot er sich, ihn mit seinen Leuten nach Bandjermasin zu begleiten. Am 16. Mai wurde aufgebrochen und es war die höchste Zeit, die Fahrt ging den Fluß hinunter. Etwa eine Stunde unterhalb der Station traf man auf die Mordbande. Als sie den Missionar in großer Begleitung sahen, wagten sie keinen Anfall, sondern folgten mit ihren Booten bis an den Ort, wo ihre Helfershelfer verborgen lagen. Klammer wäre, menschlich geredet, unrettbar verloren gewesen, wenn nicht, bevor sie den gefährlichen Punkt erreichten, ein holländisches Dampfschiff gekommen wäre und ihn aufgenommen hätte.

So hatte die Missionsarbeit unter den Maanjan plötzlich ein Ende gefunden und mußte über 15 Jahre ruhen. Die Missionare Denninger und Klammer sind nie wieder in diese Arbeit gekommen, sondern haben später, der eine auf Nias, der andere auf Sumatra, ein anderes Arbeitsfeld gefunden. Klammers Haus in Tameanglajang wurde nachher von den siegreich vordringenden Holländern mit Pallisaden umgeben und zu einem kleinen Fort hergerichtet, in welchem noch lange Jahre sich eine kleine Besatzung von inländischen Soldaten befand.

Zwar wurde der Aufstand auf Borneo bald niedergeschlagen und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, doch erst im Jahre 1866 erhielten die in Bandjermasin noch zurückgebliebenen Missionare die Erlaubnis von der Regierung, wieder ins Innere, zu den oloh Ngadju zurückzukehren. Auch Suta-Ono bat damals schon wieder um einen Missionar für die Maanjan, aber seine Bitte wurde von der Regierung abgelehnt. Auch spätere Gesuche der Missionare selbst um die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Mission in Siong-Patai blieben ohne Erfolg. Man lehnte alle diese Bitten ab mit der Bemerkung, Siong-Patai sei zu weit entfernt, die Sicherheit der Missionare, um derentwillen man nicht abermals einen Krieg haben wolle, sei dort nicht genügend gewährleistet.

Erst als im Jahre 1875 ein neuer Resident nach Bandjermasin kam, erhielten die Missionare Tromp und Feige die Erlaubnis zur Übersiedelung zu den olon Maanjan. Auch jetzt war aber diese Erlaubnis noch dahin verklausuliert, daß sie sich in unmittelbarer Nähe von Suta-Ono niederlassen mußten und keine Reisen außerhalb der Landschaft Siong machen durften. Die Missionare aber dachten: kommt Zeit, kommt Rat, und frohen Mutes siedelten sie mit ihren Familien nach Siong über, um die schon so lange ruhende Arbeit unter den Maanjan wieder aufzunehmen.

Am 26. Juni des genannten Jahres kamen die beiden Missionare in Telang an. Suta-Ono, der ja auch um ihr Kommen gebeten hatte, kam ihnen eine Strecke weit entgegen und nahm sie freundlich auf. Zunächst wohnten sie bei ihm im Hause, dann aber ließ er die Balai, das Versammlungshaus im Dorfe zu ihrer vorläufigen Wohnung herrichten. An äußeren Schwierigkeiten und Nöten fehlte es keineswegs. Mangel an stärkender Nahrung verursachte allerlei Krankheit, besonders bei den Kindern, dazu fehlte es an Dienstleuten. Aus den oloh Ngadju, bei denen sie ja früher ihre Arbeit gehabt, hatte niemand gewagt, mit ihnen nach Siong zu ziehen. Von den Maanjan konnten sie nur durch die Vermittlung des Suta-Ono Dienstleistungen erhalten. Namentlich machte sich der Mangel an Hilfe bei dem nun beginnenden Hausbau geltend. Suta-Ono zeigte sich zwar nicht unwillig, zu helfen, aber er zog die Sache sehr in die Länge, so daß den Missionaren oft die Geduld ausgehen wollte. Mit viel Mühe brachten sie endlich ihre Häuser soweit fertig, daß sie einziehen und nun doch einigermaßen ordentlich wohnen konnten. Auch dauerte es nicht gar lange, so folgten ihnen einige Christen aus den oloh Ngadju, um bei ihnen in Arbeit zu treten, so daß dieser Not abgeholfen wurde.

Nachdem die Missionare sich ein wenig eingelebt und auch sich in der Sprache möglichst geübt, sollte nun die eigentliche Missionsarbeit beginnen. Es versteht sich von selbst, daß sie sich zunächst nach den etwaigen Überresten der früheren Arbeit umsahen, doch vergeblich, manche der früher Getauften waren gestorben, die noch Lebenden aber waren zum Teil als Kinder getauft, noch nicht unterrichtet und wußten nichts vom Christentum, die andern waren in den 15 Jahren, in welchen sie ohne Pflege gewesen, ganz wieder ins Heidentum zurückgesunken und wollten auch nichts mehr wissen von Gottes Wort. Es galt also ein Neues zu pflügen.

Am liebsten hätten die Missionare gesehen, wenn Suta-Ono, der sie ja gerufen, nun auch selbst den Anfang gemacht und sich dem Christentum zugewendet hätte. Dann würde auch wohl sein Volk, welches in allen Dingen auf ihn sah, gefolgt sein. Manchmal schien es auch wohl, als ob sich die Hoffnung der Missionare erfüllen sollte. Suta interessierte sich für Gottes Wort und wußte bald gut in demselben Bescheid. Aber tausend Bande hielten ihn im Heidentume fest und er hat nie den Mut und die Energie gefunden, sie zu zerreißen und ist vor einigen Jahren als Heide gestorben. Und wie der Alte, so machte es seine ganze Familie und so machte es auch sein Volk. Überall waren und blieben den Missionaren die Herzen verschlossen, nur ein paar einzelne Seelen konnten in Siong getauft werden.

Von Telang aus, wo sie zunächst durch die Bestimmung der Regierung festgehalten waren, richteten die Missionare ihr Augenmerk natürlich auch wieder auf Patai und speziell auf Tameanglajang, die frühere Station Klammers. Schon im Jahre 1876 wurde dort ein Schullehrer aus den oloh Ngadju, Timotheus Marat mit Namen stationiert, der auch günstige Aufnahme fand. Da Telang und ganz Siong ein unfruchtbares Arbeitsfeld war und blieb, so richtete Feige 1877 ein Gesuch an den Residenten, um die Erlaubnis zur Übersiedelung nach Tameanglajang. Das Gesuch wurde genehmigt und im folgenden Jahre 1878 konnte Feige mit seiner Familie nach Tameanglajang übersiedeln. Tameanglajang wurde zum 2. Male Missionsstation und ist es seitdem geblieben.

Wie es überhaupt im Charakter des Volkes liegt, Fremde freundlich aufzunehmen, so fand auch Missionar Feige in Tameanglajang eine freundliche Aufnahme. Die Leute wollten sich ganz gern von ihm helfen lassen in allerlei äußeren Nöten, boten auch selbst wohl bei manchen Bedürfnissen dem Missionar hilfreiche Hand, besuchten ihn gern und ließen sich gern besuchen und mit sich sprechen, doch von der Hauptsache, vom Christwerden wollten auch sie nichts wissen. Zwar war auch in dieser Zeit die Arbeit der Missionare sowohl in Telang als auch in Tameanglajang nicht ganz ohne Frucht. Nach beiden Orten war nämlich den Missionaren ein Häuflein oloh Ngadju gefolgt und hatten sich dort niedergelassen, diese waren teils Christen, die gepflegt werden mußten, teils anfangs Heiden, die dort dann unterrichtet und getauft wurden. Auch unterhielten die Missionare an beiden Orten eine Schule, die es aber auch nie zu einer großen Frequenz gebracht haben. (Schluß folgt.)

Die Heidenmission des General-Konzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika.

Von Pastor R. Bielinski, Reading, Pa.

(Schluß.)

Schon vorher, nämlich 1890, war die amerikanische Missionsbehörde vor eine ernste Frage gestellt. Es wurde bereits angedeutet, welche Lücken in der Missionsarbeit die beiden ersten Missionarsfrauen Poulsen und Schmidt ausfüllten, als sie nach Indien kamen und die indischen Kastenfrauen besuchen konnten. Die Missionarsfrauen hatten auch stets nach Kräften die Arbeit unter den Hindufrauen und in der Mädchenschule gethan; aber ihre erste Pflicht blieb doch, ihres Mannes Gehilfinnen im eigenen Hause zu sein. Jetzt hatten sich zwei unverheiratete Damen gemeldet, die gern ihre ganze Zeit und Kraft der Missionsarbeit unter den Frauen gewidmet hätten. Gründlich und ernstlich wurde überlegt, ob dieser Zweig der Missionsthätigkeit in unserer Mission angefangen werden sollte, und schließlich wurde am 9. Juni 1890 beschlossen, daß die beiden Damen berufen werden sollten. Es waren Fräulein Agnes S. Schade von Water Cure, Pa., und Fräulein Katharina L. Sadtler, von Baltimore, Md. Sie wurden am 16. Oktober 1890 in Philadelphia abgeordnet, verließen zwei Tage später New-York und kamen am 20. Dezember in Indien an, wo sie mit herzlicher Freude empfangen wurden. In Radschamandri haben sie ihren Wohnsitz, dort ist unter Schmidts kundiger Leitung für sie ein sehr bequemes Haus errichtet worden. Fräulein Schade wurde zugleich die Leiterin der Schule für mohammedanische Mädchen, Fräulein Sadtler hat dieselbe Stellung an einer Schule für Kastenmädchen. Durch ihre Thätigkeit ist aber die Mitarbeit der Missionarsfrauen nicht gänzlich aufgehoben worden.

So war 1891 die Missionsarbeit in vollem Gange, der Arbeiter waren auch soviele wie nie zuvor. Fünf europäische resp. amerikanische Missionare mit eben sovielen Frauen, 2 Senanaschwestern, die beiden eingeborenen Prediger und 88 Lehrer und Katechisten nebst einer Bibelfrau. Aber da für Christi Volk auf Erden nie die Zeit kommt, wo es die Hände in den Schoß legen und müßig sein kann, so durfte auch die lutherische Kirche in Amerika nicht meinen, es sei nun vorläufig für die Mission genug gethan und man könne ruhig den Verlauf der Arbeit abwarten. Dazu war das Missionsfeld viel zu groß: 6 Distrikte, 127 Dörfer, 3056 eingeborene Christen und 1473 Schüler. Diese alle wollten in der Gemeinschaft Christi erhalten, ungezählte andere sollten dazu gebracht werden. Glücklicherweise brauchte Missionar Pohl, als sein zweites Urlaubsjahr um war, nicht aus dem Dienst der amerikanischen Mission zu scheiden, die Breklumer Gesellschaft überließ ihn uns ganz, nur das sich vorbehaltend, daß sie im Falle dringender Not Pohl in ihren Dienst zurückrufen könne. — Trotzdem mußten neue Missionare gewonnen und

in der heimatlichen Kirche das Missionsinteresse stetig geweckt werden. Zu dem letzteren Zweck wurde auf dem General-Konzil 1891 beschlossen, einen sogenannten Heidenmissions-Superintendenten anzustellen, der auf Synoden, Konferenzen und in den einzelnen Gemeinden die Sache der Heidenmission vertreten und fördern solle. Zu diesem Amt wurde Pastor J. Tellnan aus Lindsborg, Cansas, ein Skandinavier, erwählt, der am 1. März 1892 seine Arbeit begann und bis jetzt unermüdlich fortsetzt, seit einiger Zeit aber wieder eine kleine Gemeinde in Chicago nebenbei versorgt.

Im Jahre 1893 konnten 3 neue Missionare ausgesandt werden: Paul Bähnisch, ein Deutscher, der seine Studien im theol. Seminar in Philadelphia absolvierte und von der New-Yorker Synode am 11. Juni 1893 ordiniert wurde. Er reiste über Deutschland, wo er sich verheiratete, nach Indien und kam im Dezember nach Radschamandri. Ferner R. Arps, der unserer Mission von der Breklumer Anstalt überlassen wurde. Er und Missionar Pohl, der gerade auf Urlaub in Deutschland weilte, kam im September nach Amerika, wo Arps am 24. September von der Synode von Pennsylvanien ordiniert und mit Pastor H. E. Isaacson im Oktober von Philadelphia aus für Indien abgeordnet wurde. Pohl, Arps und Isaacson reisten mit ihren Frauen über Deutschland nach Indien, wo sie am 25. Dezember in Samulcotta eintrafen. Bähnisch war in Dowlaischwaram stationiert worden und Arps wurde ihm zur Seite gestellt. Bald mußte dieser die Station ganz übernehmen, da Frau Missionar Bähnisch erkrankte und mit ihrem Mann in Madras Hilfe suchte. Da sie dieselbe nicht fand, war Missionar Bähnisch genötigt aus dem Missionsdienst auszuscheiden und in Amerika eine Pfarrstelle anzunehmen. Jetzt arbeitet er in Diarbekir, in der Türkei. — Isaacson wurde dem Dr. Edman in Samulcotta zugesellt, dessen Stelle er auch bald einnehmen mußte, da Dr. Edman ebenfalls wegen Erkrankung seiner Frau 1896 aus dem Missionsdienst ausscheiden mußte. Auch Schmidt, der inzwischen vom Mühlenberg-College in Allentown, Pa. den theol. Doktortitel erhalten hatte, weilte 1894 wieder auf Urlaub in der Heimat, ebenso Schwester Sadtler. Als Dr. Schmidt aber nach Radschamandri zurückkehrte, konnte er eine neue Senanaschwester mitnehmen, Frl. Charlotte Swenson aus Lindsborg, Cansas, die kurz vorher berufen und in Philadelphia abgeordnet wurde.

Für Bähnisch wurde 1896 ein neuer Missionar ausgesandt, der Deutsche E. H. Müller, der in Philadelphia studierte, von der penns. Synode ordiniert und in Allentown, Pa., abgeordnet wurde. Er reiste

über Deutschland, wo er sich verheiratete, kam im November nach Indien und ist jetzt in Tadepilligudiem stationiert. Aber schon im Jahre 1897 traf unsere Mission ein neuer, schwerer, oft gefürchteter Verlust. Bald nachdem der eingeborene Pastor Paulus gestorben war, wurde Missionar Pohl von der Bremer Gesellschaft in ihr Missionsfeld zurückgerufen. Er war einer unserer tüchtigsten, begeistertsten und gesegnetsten Arbeiter und verstand es, wie wenige, durch seine Berichte die heimische Missionsgemeinde für das Missionswerk zu interessieren. An seine Stelle wurde Pastor P. Holler, ein Deutscher, von Nebraska zum Missionar berufen, im Oktober in Germantown abgeordnet und vorläufig nach Samulcotta gestellt. Gleich darauf war Missionar Kuder durch ein Lungenleiden genötigt, Indien zu verlassen, wohl für immer.

Nach dem letzten Bericht ist also der Stand der Mission folgender: 6 verheiratete Missionare, 3 Senanaschwestern, 2 eingeborene Pastoren. Dazu kommen 2 Evangelisten, 3 Katecheten, 138 Lehrer. Wir haben 7 Hauptstationen, davon 2 unbesetzt sind, 113 Dörfer mit Schulen, 191 Dörfer, wo gepredigt wird. In der Pflege der Mission stehen 5036 Christen, davon 2002 Kommunikanten, 2719 Schulkinder. In Radschamandri haben wir ein Seminar, in welchem Lehrer für die Distriktsarbeit ausgebildet werden, und eine Mädchenschule, welch letztere jetzt ein eigenes schönes Gebäude besitzt, während das Seminargebäude aus Geldmangel nicht dem Bedürfnis entsprechend umgebaut werden kann. Die Mohammedanerschule für Mädchen ist aus Mangel an geeigneten Lehrern wieder aufgegeben worden. Ferner haben wir dort ein Senanaheim und eine Druckerei. Für den Unterricht sind neben der Telugubibel und kleineren Lehrbüchern die biblischen Geschichten des Alten Testaments (von Grönning begonnen und von Pohl vollendet) und der kleine Katechismus Luthers vorhanden, dessen Übersetzung von den Missionaren der verschiedenen lutherischen Missionen gemeinsam bearbeitet wurde, sodaß sämtliche lutherische Telugus den gleichen Wortlaut gebrauchen.

Die Übersicht über den Gang unserer Missionsgeschichte und Missionsarbeit drängt einem unwillkürlich die Überzeugung auf, daß unsere Mission nicht energisch genug betrieben worden ist. Den Arbeitern auf dem Missionsfelde will ich damit keinen Vorwurf machen. Sie haben alle nach Kräften treulich gearbeitet, wovon ihre Erfolge ja Zeugnis ablegen. Ihr verfrühtes Unternehmen (1853), „die erste evangelisch-lutherische Synode in Indien“ zu begründen, scheiterte naturgemäß daran, daß die Vorbedingung der Selbsterhaltung fehlt.

Dagegen sind die seit 1895 gehaltenen Konferenzen der Missionare aller 4 lutherischen Telugumissionen für alle Teilnehmer und die von Anfang an gehaltenen halbjährlichen Gehilfenkonferenzen unserer Mission für diese gesegnete Einrichtungen gewesen. Den unruhigen Heyer ausgenommen, haben unsere Missionare auch nicht öfter als nötig das Missionsfeld verlassen. Aber Krankheiten und Sterbefälle haben es doch zu einer planvollen und stetigen Arbeit selten kommen lassen. Den Mangel an ernster, ausreichender, zielbewußter Arbeit haben wir vielmehr im Missionssinn und Missionsbetrieb in der Heimat zu suchen. Es ist wahr, die Zerrissenheit der lutherischen Kirche Amerikas und die langen Kämpfe um einheitliche Organisation der heimischen Kirche ist ein nicht zu unterschätzendes Hindernis für eine starke, zielbewußte Missionsarbeit nach außen gewesen. Aber seit der Begründung des General-Konzils, das doch nun ein Kirchenkörper mit rund 350000 Kommunikanten ist, ist der Missionssinn in den heimischen Gemeinden nicht lebendig genug gewesen. Die letzte offizielle Abrechnung berichtet eine Einnahme von 131863 Mk. für 2 Jahre, also nicht mal 5 Cents pro Jahr auf jeden Kommunikanten. An Beschlüssen und Bitten auf dem Konzil und den Einzelsynoden fehlt es nicht. Es fehlt bei den Pastoren und darum in den Gemeinden vielfach an Missionsliebe und Missionsverständnis. Der letztere Mangel muß den ersteren naturgemäß nach sich ziehen. Hier muß die Missionsberichterstattung einsetzen und diesem Mangel abhelfen, für den unsere Missionare freilich aufkommen müssen. Auf der letzten Synode von Pennsylvanien stellte ich den Antrag, „daß unsere Delegaten zum General-Konzil instruiert werden, bei dessen nächster Zusammenkunft die Frage anzuregen, ob nicht unsere Missionare in Indien veranlaßt werden können, ihre Berichte im „Missionsboten“ und „Foreign Missionary“ belehrender, interessanter und anregender zu machen“. Dieser Beschluß wurde angenommen, da allgemein zugegeben wurde, daß die Missionsberichterstattung unzulänglich sei. Hier ist also Abhilfe in Aussicht. Auch die neuerdings ernster betriebene Hilfsarbeit der Frauenmissionsvereine verspricht das Interesse an unserer Mission zu beleben. Von ihnen wird gegenwärtig eine junge Dame unterstützt, die sich als Missionsärztin für unser Feld ausbildet.

Auch die Organisation der Missionsleitung (Board für Heidenmission) ist der Verallgemeinerung des Missionsinteresses nicht sehr günstig. Obwohl sämtliche Synoden für die Mission einzutreten haben, sind die Herren der Missionsbehörde fast immer (gegenwärtig alle, bis auf einen) aus der

pennsylvanischen Synode gewählt und wohnen alle in und um Philadelphia. Dies darum, weil Glieder der Behörde aus der Ferne meistens nicht zu den Sitzungen kommen können. Dieses notwendige Übel der Konzentrierung der Missionsleitung in Philadelphia ist sicherlich nachteilig. Auch scheint es mir unumgänglich nötig, daß doch wenigstens ein Mann völlig und ganz die Sache der Heidenmission in der Heimat vertritt. Jetzt ist das nicht der Fall. Sämtliche Glieder der Missionsbehörde haben noch andere, Zeit und Kraft fordernde wichtige Ämter zu versehen. Das Missionsfeld ist bisher von keinem Gliede der Missionsbehörde inspiziert worden. Es ist das ja wohl nicht absolut nötig, aber die Behörde könnte gewiß die Vorlagen des „Missionsrates" (von den draußen stehenden Missionaren gebildet) klarer beurteilen, wenn eins ihrer Glieder die indischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennte. Die Behörde besteht aus 8 Geistlichen und 8 Laien. Der Präsident ist Pastor D. H. Grahn, deutscher protok. Sekretär Herr C. Itter, engl. protok. Sekr. Pastor J. L. Sibole, korresp. Sekr. Pastor D. W. A. Schaeffer, Schatzmeister Rechtsanwalt W. H. Staake, sämtlich in Philadelphia. Der sog. Missionssuperintendent, Pastor H. Talleen, der durch Predigten und Vorträge das Missionsinteresse hin und her im Lande zu wecken sucht, bedient, wie schon bemerkt, daneben eine Gemeinde in Chicago.

An Missionsschriften besitzt das General-Konzil zwei: den „Missionsboten," Hauptredakteur Pastor F. W. Weiskotten, Philadelphia, Pa., und „The Foreign Missionary", Redakteure Pastor D. E. E. Sibole und E. R. Cassaday, ebenfalls in Philadelphia. Das erstere Blatt hat 12320 Abonnenten und wirft jedes Jahr einen schönen Überschuß ab, das letztere hat 6990 Abonnenten und arbeitet mit pekuniärem Verlust. Wenn unsere Missionare den Lesern mehr Einblick in ihre Arbeit gewähren und sie durch ihre Berichte mehr an den Freuden und Leiden des Missionslebens teilnehmen lassen werden, so werden sie auch nicht mehr wie bei dem 50jährigen Missionsjubiläum 1895 zu klagen haben, „daß es in Amerika am Echo ihrer Begeisterung fehlte".

An Litteratur über unsere Mission haben wir bisher nur 2 Erzeugnisse: „Missions among the Telugus," by Rev. G. H. Trabert (Philadelphia 1890) und „Wilhelm Grönning, Missionar im Telugulande in Indien" von Pastor F. Wischan (Philadelphia 1891).

Missionsrundschau.

Nordafrika.

Von Julius Richter.

1. Vielleicht noch nie sind die Augen Europas mit so gespannter Aufmerksamkeit auf den Nordosten Afrikas gerichtet gewesen als in dem letzten halben Jahrzehnt. Während wir uns seit einem halben Jahrhundert gewöhnt hatten, bei dem Namen Afrika vorwiegend an die südliche, heidnische Hälfte des Kontinents, an die Gebiete der Nigritier, Bantu und Hottentotten zu denken, ist diese jüngste Entwickelung geeignet, uns die nördliche Hälfte des dunklen Erdteils, das mohammedanische Afrika, nachdrücklich ins Gedächtnis zu rufen. Und sind die Ereignisse auch zunächst politischer Natur, so haben sie doch auf die Erschließung und Missionierung des Erdteils einen so weitreichenden Einfluß, daß sie auch an dieser Stelle wenigstens kurz skizzirt werden müssen.

Es ist zunächst der Zusammenbruch des italienischen Kolonialreiches am Roten Meere. Der vorsichtige General Baldissera, der von einem Bündnis mit Menelik von Schoa nichts wissen und die italienische Herrschaft nur schrittweise ausdehnen wollte, war nicht nach dem Herzen der kolonialschwärmerischen Italiener. Er wurde 1895 abgerufen und durch den schneidigen, aber unvorsichtigen General Baratieri ersetzt. Dieser erlitt mit 17000 Mann gegen 100000 Abessynier am 1. März 1896 bei Adua eine so fürchterliche Niederlage, daß mit einem Schlage alle Erfolge der bisherigen Kolonialentwickelung verloren waren und in Italien eine gründliche Ernüchterung gegen die afrikanische Kolonialpolitik eintrat. Da Italien nur die Wahl hatte, entweder mit einem bedeutenden Machtaufgebot in einen regelrechten Krieg mit Abessynien einzutreten oder die Unabhängigkeit dieses Staates anzuerkennen und damit auf eine irgendwie erhebliche Kolonialpolitik zu verzichten, wählte es das letztere und schloß im November 1896 einen unrühmlichen Frieden mit Menelik. Damit ist es aus der Reihe der Kolonisationsmächte Afrikas ausgeschieden und hat sich in das heiße und kostspielige Stillleben von Erythräa zurückgezogen. Seinen einzigen strategisch wertvollen Besitz Kassalla hat es freiwillig an England abgetreten. Für Italien ist die kurze afrikanische Kolonialgeschichte nichts als ein sehr kostspieliges und wenig ruhmvolles Abenteuer gewesen.

Wichtiger und für die Zukunft Afrikas bedeutungsvoller ist der Sudan-Feldzug der Engländer 1896—98. Es war bekanntlich das glänzende Lebenswerk des genialen, leider leichtsinnigen und verschwenderischen Khedive Ismael Pascha (1863—79) gewesen, mit Hilfe bedeutender Männer wie Sir Sam. Baker und Oberst Gordon ein ungeheures Äquatorialreich im Süden von Ägypten bis fast zum Äquator hin zu organisieren. Diese großartige Gründung stürzte in den Jahren 1883—85 wie ein Kartenhaus zusammen unter dem Ansturm der fanatischen Anhänger Mohammed Achmeds, der sich den Mahdi, den verheißenen Messias des Islam, nannte. Auf den Trümmern der ägyptischen Äquatorialprovinzen entstand das Mahdi-Reich, bis 1888 von Mohammed Achmed, nach dessen Tode von seinem Kalifen Abdullahi mit allen Schrecken des mohammedanischen Despotismus regiert. England, das seit 1883 von Ägypten Besitz genommen und durch die Ermordung General Gordons in Khartum mit seiner Ehre engagiert war, hatte die Aufgabe,

dieses wie ein Pilz aus der Erde geschossene Mahdireich, dieses Bollwerk des Islam und des Sklavenhandels in Nordafrika, zu vernichten. Ein Feldzug gegen die Derwische war aber überaus schwierig, weil die zwischen Assuan und Khartum sich dehnenden Landschaften fast durchweg der Libyschen Wüste angehören und der Nil wegen seiner sechs großen Kataraкte nur in der Zeit der Hochflut in den Monaten Juli bis Oktober auf weiter zusammenhängende Strecken schiffbar ist. Die Engländer führten den Krieg in drei Etappen; in jedem der beiden ersten Jahre begnügten sie sich, eine vorgeschobene, dominierende Stellung zu besetzen und diese rückwärts durch Telegraphen, Eisenbahn und Dampfschiffe zu sichern. Im ersten Jahre eroberten sie die Landschaft Dongola, im zweiten die Linie Berber-Metämme-Schendi. Im dritten Jahre 1898 holten sie zu dem gewaltigen Schlage aus, der mit dem Siege von Omdurman am 2. Sept. 98 nicht allein die Armee des Kalifen völlig vernichtete, sondern das ganze Mahdireich in ihre Hände lieferte. Der Mahdi selbst entrann allerdings ihren Händen und fristet mit einer kleinen Anhängerschar in Dorfor sein Leben. Aber auf der ganzen Linie des Nil ist fast jeder Widerstand gegen die Engländer erloschen; die englische Eisenbahn ist schon bis über die Mündung der Atbara hinaus weitergeführt und soll noch in diesem Jahre Khartum, vielleicht gar, noch Kassala erreichen. Damit ist die englische Herrschaft im Sudan definitiv gesichert, es ist wieder eins der mohammedanischen Reiche vernichtet und seine Einwohnerschaft unter europäisch-christlichen Einfluß gestellt. Die englisch-ägyptische Konvention vom 19. Jan. ds. Jahres macht die Engländer fast zu unumschränkten Herren des Sudan.

Der Sudanfeldzug der Engländer gewann je länger je mehr ein wahrhaft dramatisches Interesse, da es sich zu einem gewaltigen Ringen Englands und Frankreichs um die Herrschaft über den Kontinent entwickelte. Bekanntlich hat Frankreich mit riesiger Energie und geradezu unerschöpflichen Mitteln daran gearbeitet, ein großes afrikanisches Kolonialreich zu gründen, welches ihm die Vorherrschaft über diesen Erdteil zuwenden sollte. Seine Macht am Senegal, am Niger, am Kongo, am Tsadsee war gesichert, die Verbindung durch die Sahara mit dem alten Kolonialbesitz in Algier und Tunis hergestellt. Nun streckten sich die ehrgeizigen Pläne nach Osten und erstrebten, vom Kongo und Ubangi her durch die weiten Gebiete des Bahr el Ghazal und seiner zahllosen Nebenflüsse eine Verbindung mit dem an sich unbedeutenden und wertlosen Besitz an Afrikas Ostküste in Tadjarra, Djibuti und Obock herzustellen. Durch diese Besitzergreifung des „herrenlosen" Landes am oberen Nil durchschnitt man wirkungsvoll alle englischen Zukunftspläne eines Kolonialreiches vom Kap bis Ägypten und vor allem die direkte Verbindung Ägyptens mit Uganda und Britisch-Ostafrika. Es kam darauf an, den Engländern zuvorzukommen und den Bahr el Ghazal und den Sobat zu besetzen, ehe die Engländer mit dem Mahdi fertig wurden. Dieser großartige Plan wurde im Jahre 1893 im französischen auswärtigen Amt entworfen und seine Ausführung in die Hände des ebenso energischen wie umsichtigen Major Marchand gelegt. Alle Vorbereitungen wurden mit einer Verschwiegenheit und Heimlichkeit getroffen, der man in unserer Zeit der Telegraphen und Zeitungen seine Anerkennung nicht versagen kann. Wir wollen die Züge Marchands und seiner Gehilfen und Genossen nicht verfolgen; es genüge zu sagen, daß am 7. September 1898, gerade 5 Tage nach dem Einzug der englischen Truppen in Omdurman, ein mahdistisches Schiff im

englischen Hauptquartier eintraf mit der verblüffenden Meldung, es sei nur mit Mühe den Kugeln der französischen Batterieen entgangen, die es in Faschoda aus den ehemals mahdistischen Verschanzungen empfangen hätten. Lord Kitschener, der Held von Omdurman, mußte hören, daß die Franzosen unter Marchand seit dem 10. Juli in Faschoda weilten und sich dort verschanzt hatten. Da blieb nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiele machen. Kitschener fuhr baldmöglichst mit seinen Kanonenbooten nach Faschoda und hißte neben der französischen die englische und die ägyptische Flagge: dann überließ er den Staatsmännern in der Heimat, die allerdings schwere Frage zu entscheiden, wer das meiste Anrecht auf das Bahr el Ghazal-Gebiet habe, England oder Frankreich. Es ist begreiflich, daß Frankreich alles aufbot, um die mit großen Kosten und Jahre langen Anstrengungen errungene Position am Nil zu behaupten. Aber für England standen mit dem Besitz von Faschoda Interessen auf dem Spiel, gegen welche selbst der Sieg von Omdurman unbedeutend war, handelte es sich auch noch nicht direkt um die Herrschaftslinie vom Cap nach Alexandrien — dieses Projekt liegt doch auch für die meisten englischen Politiker noch in weiter Ferne. Aber der ostafrikanische Besitz und Uganda hatten erst Wert, wenn sie sich an einen längs der Nillinie sich erstreckenden Besitz angliederten und so eine Nebenroute nach Indien eröffneten, falls einmal die Suezkanal-Route sollte gefährdet sein. Ägypten, Nubien, die Äquatorial-Provinz, Uganda und Britisch-Ostafrika haben für die englische Weltpolitik nicht blos an sich Bedeutung, sondern wesentlich in ihrer Beziehung zu der Route nach Indien, sie sind der Schlüssel zu Indien. Eben deswegen war England entschlossen, in der Faschoda-Frage Frankreich auch nicht einen Zoll breit nachzugeben. Major Marchand mußte Faschoda im November 1898 unverrichteter Sache verlassen, alle auf dem Wege von Ubangi zum Nil gebauten Forts und Seriben mußten aufgegeben werden. Der englisch-französische Vertrag vom 21. März 1899 überlieferte das ganze Nilbecken von Assuan bis zum Victoria- und Albert-See in englische Hände.

Dieses eben erwähnte Abkommen ist ein Wendepunkt in der nordafrikanischen Kolonialpolitik; es teilt die nördliche Hälfte Afrikas im wesentlichen in 2 große Interessensphären, die englische im Osten vom Roten Meer und Indischen Ocean bis etwa zum 34. Grad östl. Länge (v. Greenwich) einschließlich Dorfor, Kordofan und das ganze Becken des Bahr el Ghazal. Daran schließt sich im Westen die französische Interessensphäre mit Wadai, Tibesti, dem Tsadsee und den weiten Gebieten bis zum Atlantischen Ozean. Nur Tripoli im Norden, bekanntlich z. Z. noch die einzige Provinz in türkischem Besitz in Afrika, ist in diese Teilung nicht einbegriffen, es ist aber im Süden und Westen von dem französischen Besitz umklammert und von seinem Hinterland abgeschnitten.

Als Deutsche haben wir in Nordostafrika keine politischen Interessen zu vertreten. Bei dieser Zurückhaltung können wir aber mit dieser Entwickelung der Dinge im wesentlichen zufrieden sein. Die Zertrümmerung des Mahdi-Reiches ist unter allen Umständen ein großer Kulturschritt für Afrika; da ferner notorisch alle Gebiete unter französischer Herrschaft der evangelischen Mission verschlossen, die englischen Kolonieen dagegen die evangelischen Missionare aller Nationen mit offenen Armen aufnehmen, so können wir uns über den bedeutenden Zuwachs britischer Territorien neidlos freuen und darin eine neue Aufgabe, eine offene Thür für unsere Arbeit sehen; und das um so mehr, als die Negerstämme des Bahr el Ghazal noch vorwiegend heidnisch, die Nubier

und hamitischen Stämme des Mahdi-Reiches erst seit einem halben Menschenalter mohammedanisiert sind. Es wird eine große Aufgabe sein, durch energische und umfassende Inangriffnahme der evangelischen Mission in dem neuerschlossenen Gebiete dem seit dem Anfang unseres Jahrhundert unwiderstehlichen Vordringen des Islam von Norden nach Süden einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Es ist ferner mit Bestimmtheit zu erwarten, daß die Engländer, die Träger der Antisklaverei-Politik, die große Hauptstraße des Sklavenhandels durch das Nilthal[1]) über Ägypten nach der Türkei und über das Rote Meer nach Arabien mit aller Energie schließen werden. Es bleiben dann nur noch die Sklavenstraßen durch die Hausa-Staaten nach Marrokko[2]) und Tripoli bestehen, die in der französischen Einflußsphäre liegen.

Ehe wir diese kurzen politischen Bemerkungen schließen, müssen wir noch einen Blick auf Abessynien werfen, das in all diesen Kämpfen eine große Rolle gespielt hat und dadurch in Afrika zu einem bisher unerhörten Ansehen gewachsen ist. Bekanntlich wurde, als der Negus Negesti Johannes II. in der mörderischen Schlacht von Metama 1889 von den Mahdisten geschlagen und selbst tödlich verwundet wurde, der Ras Menelik von Schoa Negus von Äthiopien. Seine Herrschaft stand aber auf schwachen Füßen, weil die andern Ras in ihm einen Emporkömmling sahen, der sich die Oberherrschaft angemaßt habe. Besonders war der Ras Mangascha von Tigre, ein Sproß des alten Kaiserhauses, ein gefährlicher Vasall; er empörte sich mehrfach und konnte z. B. im Januar und Februar dieses Jahres nur mit dem ganzen Machtaufgebot Schoas und Amharas zur Unterwerfung gezwungen werden. Diese inneren Wirren, die übrigens Menelik vor Europa vortrefflich zu verbergen verstand, hinderten den verschlagenen und thatkräftigen Regenten an jeder energischen Aktion nach außen. So ließ er es sich nur gefallen, von allen Seiten umworben zu werden, um eine europäische Macht gegen die andere auszuspielen und alle seinen Sonderinteressen dienstbar zu machen. England hatte das brennende Interesse, sich der Freundschaft des Negus zu versichern, um im Nilthale und gegen den Mahdi freie Hand zu haben. Frankreich, lange die einflußreichste Macht am Hofe Meneliks, mühte sich vergebens, Abessyniens Streitmacht für seine Pläne im Bahr el Ghazal und Faschoda mobil zu machen. Italien hatte mit Meneliks Freundschaft ebenso wie mit seiner Feindschaft bittre Erfahrungen gemacht und war in Massauah fast von seiner Gnade abhängig. Als vierter Bewerber um Meneliks Gunst trat Rußland auf, welches durch seine Vermittelung irgend eine Sandscholle am Roten Meere, eine Kohlenstation und einen militärischen Stützpunkt auf dem Suezwege nach Indien, zu erlangen hoffte. Die Gesandtschaften wechselten unaufhörlich an Meneliks Hofe, und alle bemühten sich, den gefürchteten Herrscher durch große Geschenke, besonders an Gewehren und Munition, in ihr Interesse zu ziehen. Es ist kein Wunder, daß dem Menelik über all diesem Werben des Kamm geschwollen ist, und daß er sich mit „großäthiopischen" Plänen trägt, sein Reich im Süden und Westen bis zum Äquator und dem weißen Nil auszudehnen. Es ist auch verständlich, daß er sich von seinem afrikanisch-politischen Standpunkte am meisten zu Rußland

[1]) Artikel 8 der engl.-ägyptischen Konvention vom 19. Januar 1899 besagt: Die Ein- und Ausfuhr von Sklaven (im Sudan) wird strengstens untersagt.

[2]) Der Sklavenmarkt in Marokko wird von einem Augenzeugen beschrieben Miss. Rev. 1899, 521.

hingezogen fühlt, von dem ihm am sichersten keine Gefahr für seine politische Selbständigkeit droht. So sind russische Ärzte und Offiziere, Lehrer und Ingenieure in Habesch eingezogen, und der russische Einfluß droht denjenigen aller anderer Staaten, auch Englands in Schatten zu stellen. — Äthiopien ist für deutsche Missionsfreunde lange ein Gegenstand heißer Gebete gewesen; es sind ja fast nur deutsche Missionare, die hier im Dienste englischer Gesellschaften, besonders der Ch. M. S. Pionierdienste geleistet haben. Da ist es uns schmerzlich zu sehen, wie dieses Land mit seiner trostlos verknöcherten Kirche sich der Mission jetzt hartnäckiger als je verschließt. Keinem Missionar ist es gestattet, sich im Reiche Menelik's niederzulassen oder aufzuhalten; und die Anlehnung an Rußland wird gewiß nicht dazu beitragen, der äthiopischen Kirche neue Lebensströme zuzuführen.

2. Die Mission befindet sich in den Berber-Staaten, d. h. in Tripoli, Tunis, Algier und Marokko, noch in den Anfängen. Die wichtigste Gesellschaft ist die nordafrikanische unter der Leitung von Mr. E. Glenny in Barking, London (mit 85 Arbeitern und Arbeiterinnen). Sie hat in Tripoli eine Station, in der Stadt gleichen Namens, das umliegende Land ist verschlossen; in Tunis sind 2 ältere Stationen, in Tunis und Susa, zu denen 1897 noch eine dritte in der heiligen Wallfahrtsstadt Kairuan gekommen ist. In Algerien haben die Stationen Tlemsen und Mostagnan infolge des Argwohns der französischen Behörden geschlossen werden müssen; es bestehen noch Stationen in Cherchel, Constantine, Algier, Oran und Djemaa Sahridj. In Marokko ist die bestbesetzte Station der ganzen Mission, Tanger, mit Männer- und Frauenkrankenhaus, 2 Missionsärzten und einer Knaben-Industrieschule, außerdem Stationen in Casablanca, Tetuan, Fez und Sifru. Nächst der nordafrikanischen Mission die bedeutendste ist die Südmarrokko-Mission unter der Leitung eines Mr. Anderson in Glasgow (summa 18 Arbeiter, Männer, Frauen und Fräulein) mit Stationen in Marokko, Saffi, Mazagon, Asamur und dem Hauptstützpunkte in Mogador. Außerdem haben die französischen Wesleyaner eine kleine Station in El Matin bei Bougie (2 Ehepaare), einige (8) Missionare in Verbindung mit der Worlds Gospel-Union in Kansas arbeiten in der Regentschaft Tunis, und noch etwa 10—12 Freimissionare versuchen hier und da die Arbeit. Ihrer Organisation und ihrem kirchlichen Charakter nach gehören alle diese Missionen der äußersten Linken des englisch-amerikanischen Missionslebens an; auf die Vorbereitung zum Missionsberufe wird wenig Wert gelegt, die „nordafrikanischen" Missionare halten sich z. B. nur ein Jahr in dem Institut ihrer Mission in Barking auf, um die Elemente der arabischen Grammatik und etwas vom Islam zu lernen. Es werden mehr Fräulein als Männer verwandt und in der Statistik Männer, Ehefrauen und Fräulein promiscue gezählt. In der „nordafrikanischen" Mission z. B. sind neben 4 Ärzten noch 22 Männer beschäftigt (von denen aber keinem der in England so begehrte Titel eines Reverend beigelegt wird); ihnen stehen gegenüber 18 Ehefrauen und 41 Fräulein! Eine ganze Reihe von Stationen sind nur mit Fräulein besetzt, in der „nordafrikanischen" Mission: Tetuan, Fez, Sifru, Cherchel, Oran, Djemaa Sabridj, und wir dürfen wohl hinzurechnen Bizerta, wo in Anlehnung an diese Mission zwei von dem schwedigen Zweige der Y. W. C. U. gesandte Fräulein eine eigene Mission angefangen haben. Ein sonderbares Schauspiel, diese allein stehenden Fräulein als Missionarinnen in bigott mohammedanischen Ländern.

Im Missionsbetrieb scheint die allerdings besonders notwendige, weil weg-

bereitende ärztliche Mission das Rückgrat zu sein; außer der stark besetzten ärztlichen Station Tanger sind noch 2 Missionsärzte in Casablanca (Marokko) und Susa (Tunis), aber auf alle anderen Missionare praktizieren nach Zeit und Gelegenheit. Sonst wird viel Reisepredigt getrieben, Buchläden werden in den Städten eröffnet, Bibelteile und Traktate auch auf dem Lande freigebig verbreitet; die Damen gewinnen meist ohne Schwierigkeit viel Zutritt zu den Frauengemächern. Eine geordnete Schularbeit ist kaum irgendwo im Gang;[1]) in Tunis und Algier wird sie von den französischen Behörden hintertrieben. In neuester Zeit scheinen neben der marokkanischen Industrieschule (bisher in Casablanca, seit 1898 in Tanger) ähnliche Institute errichtet zu werden, wozu eine größere Summe geschenkt ist. Zu einer Gemeindebildung ist es nirgends gekommen; so weit wir sehen, sind im letzten Jahre 3 getauft. Da bei weitem der Mehrzahl ca. 12 Millionen Einwohner dieser Staaten arabisiert ist, im arabischen aber eine vorläufig genügende christliche Litteratur vorhanden ist, sind die Spracharbeiten zunächst nicht von Bedeutung. Nur den kräftigen Bergstämmen in Algier und Marokko, zumal den Kabylen in der Landschaft Dschurdjara, sucht man das Evangelium in ihrer Sprache zu bringen; ein in Verbindung mit der „nordafrikanischen" Mission stehender französischer Schweizer Cuendet hat in Algier fast das ganze Neue Testament ins Kabylische übersetzt, wovon einige Teile bereits von der Brit. und Ausl. Bibelges. (in lateinischen Buchstaben) gedruckt sind. In Marokko hat Miss. Mackintosh erst kleine Anfänge mit Übersetzung von Bibelabschnitten in die Sprache der Bergstämme (in arabischer Schrift) gemacht.

Von Erfolgen kann bei dem überaus schwierigen Boden, dem wenig qualifizierten Arbeiterpersonale und der mangelhaft entwickelten Missionsmethode kaum die Rede sein. Unter den Kabylen von Djemaa Sahridj, unter der Landbevölkerung bei Sifru, unter den Umwohnern von Mogador und an einigen anderen Orten soll sich eine größere Bereitwilligkeit für das Evangelium finden, doch wird vorsichtig darüber berichtet. Wir werden am besten einen Einblick geben, wenn wir 2 der günstigsten Berichte mitteilen: „Ein einzelner Traktat ist von Dorf zu Dorf gewandert; Abschriften wurden vom Notar auf dem Markte hergestellt, und der ursprüngliche Besitzer des Büchleins saß dabei, um seinen Schatz nicht aus den Augen zu verlieren. In einem Hause in Marokko saß eine Gruppe von Männern Nacht für Nacht bei Lampenlicht, um einige Kapitel des Neuen Testaments abzuschreiben und mit in ihre entlegene Wüstenheimat zu nehmen. Man machte ihnen mit dem Geschenk eines ganzen Neuen Testaments eine große Freude, und sie erzählten, sie hätten schon in der Sahara versucht, das Buch von einem Juden zu kaufen, hätten es aber bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen" (North. Afr. 99, 6). „Während dieses Jahres (1897/8) ist das Wort Gottes im ganzen Lande (Marokko) und bei einigen Stämmen der Sahara verteilt worden. Die Verteiler waren in erster Linie unsere Kolporteure, dann ein eingeborener Doktor der Sahara; jetzt evangelisieren zahlreiche Personen auf eigene Kosten, so daß wir das Werk nur zu beaufsichtigen und zu regulieren und die Lehreifrigen zu unterweisen haben. Kürzlich haben uns 2 Eingeborene zwei schnelle Kamele versprochen, sie werden uns auf unsern Reisen nach Osten von großem Nutzen sein. Seit Jahren sind hier (in Fez) Gruppen von

[1]) Nur in Tanger besteht eine kleine Mädchenschule von 42 Kindern, die aber kaum auf dem Niveau einer mittelmäßigen Volksschule steht.

Bibellesern; zuerst behielten sie die frohe Botschaft für sich, aber letzthin haben sie auch begonnen, andern davon mitzuteilen. Schriftliche Bitten um Bibelteile laufen von vielen Orten ein. Bei einem Stamme lernen selbst die Knaben Abschnitte des Neuen Testaments auswendig" (North. Afr. 98, 113. (Quellen North. Afrika 1896/8. Daybreak in North Afrika. Miss. Rev. 1897, 902 ff.)

Im Mai 1896 wurde in Sfax (Tunis), wo sie eben eine neue Station eröffnet hatten, der Missionsarzt Dr. Leach, seine Frau und ihr eines Kind in einem Volksauflaufe ermordet; das andere Kind entrann den Händen der Mörder. Man hat nicht feststellen können, welche Motive dieser Bluthat zu Grunde liegen; doch ist schwerlich der Fanatismus allein die Triebfeder dazu gewesen (N. Afr. 97, 109. Miss. Rev. 98, 68). — Im Winter 95/96 wurde Marokko von einer schweren Choleraepedemie heimgesucht, in welcher die Kräfte der Missionsgeschwister aufs äußerste durch die Pflege der Kranken in ihren Häusern in Anspruch genommen wurden. — In Algerien erreichte die Animosität der Franzosen gegen die englischen Missionare einen solchen Grad, daß in der Kammer zu Paris die Regierung wegen der Duldung derselben interpelliert wurde (1896). Sechs Missionare ließen sich nach Tunis versetzen, um dort ungehinderter arbeiten zu können. Allein im südlichen Tunis sind die französischen Behörden eher noch argwöhnischer. Ein Missionar wurde wegen eines imaginären Vergehens abwesend zu Geldstrafe und Gefängnis verurteilt N. Afr. Oct. 1898. 124).

3. Für Ägypten ist die englische Besitzergreifung (1883), die freilich von anderen Mächten, zumal Frankreich, heftig angefeindet wird, ohne Zweifel ein großer Segen geworden. Die Bevölkerung ist nach dem Census vom Juni 1897 innerhalb der 15 Jahre englischer Herrschaft von 6 Mill. auf 10 Millionen Einwohner gestiegen (?), u. zw. ist dieselbe gerade in den verhältnismäßig unfruchtbareren Bezirken Oberägyptens am stärksten gewachsen (um 2 Millionen). 1882 gab es keine Chaussee im Lande, sind jetzt 200 Meilen vortrefflicher Fahrstraßen vorhanden. An Ausdehnung und Länge des Eisenbahnnetzes übertrifft Ägypten sogar Spanien und Ungarn. Der Umfang des Ackerlandes wird mit riesigen Opfern planmäßig ausgedehnt, dasselbe hat sich bereits um 600000 acres vermehrt. Zur Zeit werden bei Assuan und Siut zwei mächtige Dämme zur Aufstauung des Regenwassers gebaut, welche der Wüste — allerdings mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Mark — wieder 60000 acres Weizenboden abgewinnen werden.[1])

Unter den Missionsunternehmungen stehen nach wie vor die amerik. vereinigten Presbyterianer (U. P.) bei weitem im Vordergrunde; sie haben das einzige umfassende und vollständig ausgerüstete Missionswerk in Nordafrika. Dasselbe ist in erster Linie auf die Belebung der koptischen Kirche gerichtet und hat sich um dieselbe große Verdienste erworben. Die Missionsmethode ist den eigentümlichen Verhältnissen angepaßt. Ihr Fundament ist ein ausgedehntes Schulwesen und eine vortrefflich geleitete Kolportage. Die letztere hat Ägypten in 26 Bezirke geteilt, die je von einem Kolporteur unabläßig durchzogen werden. In allen Städten und größeren Dörfern sind Buchläden eingerichtet. Das Missionsschulwesen hat zur

[1]) Der wahrhaft riesige Staudamm von Assuan-Philä wird im Grunde 24½ m breit und 1,6 km lang sein; er überragt den Nil bei niedrigstem Wasserstand um 27 m. Hundert Schleusen sind zur Regulierung der Flutwasser erforderlich.

Unterlage 156 Elementarschulen mit 8000 Schulern; dieselbe sind jedoch meist nur noch in nominellem Zusammenhange mit der Missionsleitung, sie stehen unter der Leitung der Gemeinden, welche auch fast ausschließlich die Kosten dafür aufbringen. Darüber stehen das College und die höhere Mädchenschule in Siut, ersteres mit 590, letztere mit 240 Schülern, beide fast überfüllt. Den Abschluß bildet eine theologische Lehranstalt zur Ausbildung eingeborener Prediger und Gehilfen. Die Gemeindebildung, selbstverständlich nach presbyterianischem Muster, umfaßt 143 Stationen mit 5355 erwachsenen Gemeindegliedern; dieselben werden in 40 organisierte Gemeinden gegliedert und von 23 ordinierten Pastoren, 21 Kandidaten und 10 Landpredigern (local preachers) pastoriert. Bisher bildeten dieselben Ein Presbyterium; neuerdings werden sie in 4 Presbyterien (das Delta, Mittelägypten, Siut und Theben) eingeteilt und durch eine ägyptische Synode zusamengefaßt. Charakteristisch für diese Mission sind die regemäßigen Abendgottesdienste, die sechs mal in der Woche auf allen Stationen gehalten werden; sie wurden 1897 im Durchschnitt von 4441 Personen besucht und sind in vielen Gemeinden schon seit 15 Jahren üblich. Der Zuwachs von den Mohammedanern ist trotz der 5 missionsärztlichen Stationen (in Alexandria, Tanta, Benha, Kairo und Siut), welche vorwiegend für sie bestimmt sind, gering; nur etwa 60 der Christen waren von Geburt Mohammedaner! Die Hinderniſſe des Werkes sind in erster Linie der mohammedanische Fanatismus und die relgiöse Indifferenz der durch die Mission erzogenen, „gebildeten" Kopten, welche mehr Wert auf ihre historische Überlieferung und angestammte Kirche als auf evangelische Wahrheit legen. Sie errichten an vielen Orten in Konkurrenz mit Missionsschulen eigene, „nationale" Unterrichtsanstalten.[1])

Neben diesem großen Werke kommen nur noch die 2 Stationen der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. (Ch. M. S.) in Kairo und Altkairo in Betracht; allerdings zählen sie trotz 17jähriger Arbeit nur 142 Getaufte; aber das missionsärztliche Krankenhaus in Altkairo übt, zumal seit das neue Hospital (1897) eröffnet ist, eine wachsende Anziehungskraft aus (1898: 339 inpatients gegen 124 im Jahre vorher), und die Missionsknaben- und Mädchenschulen in Kairo und Altkairo sind voll besetzt. Beide Stationen sind von der Ch. M. S. hauptsächlich als Stützpunkt der gleich zu erwähnenden Sudan-Mission gehalten worden.[2])

Die kleine Arbeit der nordafrikanischen Mission mit 2 Stationen (Alexandria und Rosette, erstere mit einer kleinen Mädchenschule, letztere nur von 2 Damen besetzt) befindet sich ebenso in den Anfängen wie die vereinzelte holländische Station Kaliub $1^1/_2$ Meilen nördlich von Kairo. Im Jahre 1897 sind 7 junge Leute unter der Leitung des Rechtsanwalts Martin Cleaver, angeregt durch die Keswick Konvention und Rev. Charles Dewood von Irland als Freimissionar nach Alexandrien gegangen, sie beabsichtigen mehrere Stationen anzulegen und unter Leuten allerlei Volks zu arbeiten.[3])

---

[1]) Miss. Rev. 97, 908 ff. et promiscue.

[2]) C. M. S. Report. 1896/99. Intellig. 98, 755, ib. 293. 788 ff.

[3]) Über die Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen in Alexandrien und Kairo ist in bfr. Ztschr. 98, 499 u. 502 berichtet. Die Arbeit der schottischen Staatskirche in Alexandrien mit Seemannsheim, Knaben- u. Mädchenschule kommt nur indirekt der Mission zu Gute. Die Schulen des Frl. Whately sind leider ihrer Missionsbestimmung ganz verloren gegangen und rein weltliche Unterrichts-Institute geworden.

4. Die Eröffnung des Sudan hat dieses Gebiet in den Vordergrund des Interesses gerückt. Der Sirdar, jetzt Generalgouverneur Lord Herbert Kitschener hat sogleich bei seiner Anwesenheit in England um 2 Millionen Mark freiwillige Gaben zur Begründung eines religionslosen Colleges (Gordon Memorial College) mit ärztlicher und polytechnischer Hochschule in Khartum gebeten. Es sind ihm in der ersten Begeisterung 3 Millionen zur Verfügung gestellt. Am 5. Januar ist von Lord Cromer, dem englischen Residenten in Ägypten, der Grundstein des großartigen Instituts gelegt worden. Die Unterrichtssprache an demselben soll arabisch sein.[1])

Die C. M. S. trug sich schon seit Gordons Tode mit dem Plane einer Sudan-Mission mit dem Sitze in Khartum. Eine für diesen Zweck im Jahre 1885 veranstaltete Sammlung ergab 60000 Mk. Allein eine vorläufig in Suakim versuchte Arbeit ergab, daß dieser Platz als Stützpunkt für den Sudan ungeeignet sei, die Station wurde deshalb wieder aufgegeben. Sobald nun im Oktober vorigen Jahres die Nachricht vom Siege von Omdurman und der Einnahme von Khartum nach England gelangte, beauftragte die Missionsleitung ihren erfahrenen Missionsarzt Dr. Harpur in Kairo, in Verbindung mit dem Missionsarzt Dr. Sterling in Ghaza, dem jungen Missionar Douglas Thornton (bis dahin Sekretär des englischen Zweiges des studentischen Missionsbundes) und einigen eingeborenen Helfern nach dem Sudan aufzubrechen und möglichst in Khartum selbst eine starke missionsärztliche Station zu gründen. Der Sirdar Kitschener hat Bedenken gegen die Eröffnung einer Missionsstation in Khartum, weil dort der durch den Mahdismus angefachte Fanatismus noch zu glühend ist. Er wünscht, daß in erster Linie die heidnischen Stämme in Bahr el Ghazal in Angriff genommen werden.

Gleichzeitig mit der C. M. S. tragen sich auch andere Gesellschaften mit dem Plane, in dem Sudan vorzudringen. Die vereinigten Presbyterianer finden, daß ihre ausgedehnte Arbeit in Ägypten der beste Stützpunkt für eine Missionsarbeit weiter im Süden sei. Die nordafrikanische Mission hat schon verschiedene größere Gaben zu demselben Zwecke erhalten. Auch die Kopten haben einen Bischof von Khartum ernannt; sie erinnern sich, daß sie in vergangenen Jahrhunderten im Sudan 200 Gemeinden besaßen und hoffen bald die wichtigsten Punkte, Wadi Halfa, Dongola, Berber und Khartum zu besetzen.[2])

5. Die Arbeit der schwedischen Vaterlandsstiftung im italienischen Erythraea ist unter allen Kriegswirren still ihren Weg gegangen. Nachdem man wegen des Widerstandes der Priester auch auf diesem altchristlichen Boden zu neuen Gemeindebildungen zu schreiten sich gezwungen sah, ist es langsam vorangegangen. Die drei Stationen Zazega, Bellesa und Asmara auf der abessynisch-christlichen Hochebene Hamasen zählen zusammen 271 Christen (143 Komm.) Die beiden Stationen unter mohammedanischer Bevölkerung Monkullo bei Massaua und Geleb in der Landschaft Mensa haben nur 56 Christen (20 Komm.) Die Mission unter den Kunama ist wieder aufgenommen; die ersten Schweden, welche dort 1866/70 die Mission begannen, sind von dem wilden Volke nicht vergessen. Doch ist es zu einer festen Stationsgründung noch nicht gekommen. Mit erstaunlicher Zähigkeit halten die Schweden an ihrem Plane fest, zu den Galla vorzudringen. In den Jahren 1895/96 versuchte Miss. Nils Hylander von Harrar aus vorzudringen, wurde aber schließlich ausgewiesen.[3]) Neuerdings hat sich Miss. Cederquist in Kismayu festgesetzt, um von dort die Boranna Galla zu erreichen. Miss. Olsson hat mit Hilfe des bekehrten Galla Onesimus die Bibelübersetzung in die Gallasprache vollendet; sie wird auf der Chrischona gedruckt. (Schluß folgt.)

---

[1]) Intellig. 98, 517. 867.

[2]) Auch die österreichisch-katholische Mission (der Söhne des hlg. Herzens) wird ihre seit 1882 abgebrochene Missionsarbeit baldmöglichst wieder aufnehmen. Es soll zunächst Khartum, der ehemalige Mittelpunkt der Mission wieder besetzt werden. Kath. Miss. 99, 258 ff.

[3]) Berlin, zwanzig Monate in Harras in der Kirchlichen Monatsschrift; auch in Separatabdruck.

Die deutschen Missionskonferenzen.[1])

Von Pastor Döhler, Großstorkwitz bei Pegau.

Einleitendes.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, als D. Warneck im Jahre 1879 mit der Begründung der „Missionskonferenz in der Provinz Sachsen“ hervortrat. Denn unstreitig kam er damit einem wirklichen Bedürfnis entgegen, nämlich daß die Männer, die in erster Linie an der Weckung und Pflege des Missionsinteresses in ihren Kreisen beteiligt sind, oder doch beteiligt sein sollten, sei es zu ihrer eigenen Anregung, sei es zur Förderung allgemeineren Verständnisses der Sache, zu einer besonderen Gemeinschaft sich zusammenschließen, welche sich eben die Aufgabe stellt, zur Belebung dieses Interesses die nötigen Mittel zu suchen und darzureichen, sowie die nötigen persönlichen Kräfte in Bewegung zu setzen. Zweifellos bewegen den Einzelnen, von dem man die praktische Pflege der Mission in seinem Wirkungskreise erwartet, manche Fragen aus Theorie und Praxis des Missionslebens, bei denen er sich sagen wird, daß zur fruchtbaren Behandlung und Lösung derselben in der Vereinzelung bei weitem nicht das erreicht werden kann, was durch einen Zusammenschluß dieser Einzelnen zu erzielen sein wird.

Da nun die Bethätigung des kirchlichen Lebens überhaupt zunächst in den gegebenen landeskirchlichen resp. provinzialkirchlichen Kreisen ihre Abgrenzung und Organisation hat, so war es ein gesunder Gedanke, einen Zusammenschluß heimatlicher Missionsarbeiter zunächst innerhalb dieser gegebenen und übersehbaren Gebiete zu versuchen. Wie praktisch und naturgemäß dieser Griff war, beweist die Thatsache, daß nach dem Vorgang in der Provinz Sachsen bald auch in anderen Provinzen

[1]) Bei der wachsenden Ausbreitung der Missionskonferenzen und ihrer steigenden Bedeutung für das heimatliche Missionsleben erschien es mir geboten, eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte und des Arbeitsbetriebs dieser neuen Institution zu veranlassen. Der Bearbeiter dieser Aufgabe, der schon in dem Jahrbuche der (königl.) sächsischen Missionskonferenz sich wiederholt mit dem Gegenstande beschäftigt hat, hat es an Mühe nicht fehlen lassen, das gesamte einschlägige Material zusammen zu bringen. Sind dennoch Defekte vorhanden oder Irrungen untergelaufen, so bitte ich für ihn um freundliche Nachsicht und um gefällige Berichtigung.

D. H.

und Landesteilen derartige Missionskonferenzen ins Leben traten, deren Entwickelung des göttlichen Segens nicht entbehrt.

Es bedarf nur eines kurzen Hinweises, daß die hier gemeinten deutschen Missionskonferenzen ihrer Art und Tendenz nach von solchen „Missionskonferenzen" sich unterscheiden, die, von den Vertretern der verschiedenen Missionsgesellschaften beschickt, den Zweck haben, über die in der Missionspraxis zu befolgenden Grundsätze unter einander sich zu beraten und zu verständigen oder sonst wichtige Fragen, die das Missionsleben betreffen, gemeinsam zu erörtern. Dies gilt z. B. von der Allgemeinen Weltmissionskonferenz, die im Jahre 1888 in London abgehalten wurde und für das Jahr 1900 wieder in New-York geplant ist. Sie soll auch von Vertretern deutscher Missionsgesellschaften beschickt werden. Auch die englischen, die amerikanischen u. a. Missionsgesellschaften haben unter sich ihre „Missionskonferenzen" und die „Kontinentale Missionskonferenz" in Bremen (zuletzt 1897) vereinigt die Vertreter der evangelischen Missionsgesellschaften des europäischen Kontinents. Ähnlich die „nordische Missionskonferenz" (zuletzt 1897 in Stockholm), auf der gemeinsame Angelegenheiten der verschiedenen skandinavischen Missionsgesellschaften (Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland) behandelt werden. Doch nähert sich die letztere, weil ihre Versammlungen thatsächlich allgemein als Zusammenkunft der Freunde der verschiedenen nordischen Missionsanstalten sich kennzeichnen, schon mehr dem Charakter der Jahresversammlungen der deutschen Provinzial-Missionskonferenzen, freilich in größerem Maßstabe.

Wieder anderer Art sind die von den verschiedenen Missionaren eines größeren Missionsgebiets veranstalteten „Missionskonferenzen", z. B. in Allahabad, Kalkutta, Shanghai, Osaka ꝛc. Da diese mehr den heimatlichen Pastoralkonferenzen entsprechen, so würden sie auch richtiger als „Missionarskonferenzen" zu bezeichnen sein.

Endlich unterscheiden sich die in Rede stehenden Provinzial-Missionskonferenzen grundsätzlich von den Missionsvereinen, den synodalen wie provinzialen. Diese Vereine sind statutengemäß organisierte Vereinigungen zum Zwecke der Unterstützung bestimmter einzelner Missionsgesellschaften, während die Konferenzen, wie Warneck sofort bei der Gründung der sächsischen klar darlegte, den einzelnen Missionsgesellschaften gegenüber insofern eine neutrale Stellung einnehmen, als sie nicht beabsichtigen, lediglich eine derselben zu unterstützen. Ihr Zweck ist ein allgemeinerer: Kenntnis und Verständnis der Mission überhaupt zu fördern und zu

pflegen, die Wege zur praktischen Arbeit für sie zu besprechen und durch die Hebung des gesamten Missionslebens indirekt jeder in ihrem Kreise vertretenen Missionsgesellschaft zu dienen[1]). Die Missionskonferenz ist auch kein Sammelverein; wenn sie einen kleinen Beitrag von ihren Mitgliedern erhebt, so geschieht das, um für ihre eigenen Bestrebungen ein Betriebskapital zu haben. Nicht Missionsbeiträge zu sammeln, sondern Missionsarbeiter zu erziehen ist ihr Zweck. Auch Grundemann hat das in einem bei verschiedenen Gelegenheiten erstatteten Referat über „Missionsgesellschaften, Missionsvereine und Missionskonferenzen" wiederholt auseinandergesetzt.

Wir lassen nun zunächst einen kurzen Überblick über

die einzelnen deutschen Missionskonferenzen

nach der Reihenfolge ihrer Entstehung folgen, um dann zur Besprechung gemeinsamer Gesichtspunkte überzugehen und endlich mit einer tabellarischen Übersicht abzuschließen.

1. Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen inkl. Anhalt. Unter unerwartet großer Beteiligung nicht nur der Geistlichen der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt, sondern auch der theologischen Fakultät und hervorragender Laien fand am 12. März 1879 zu Halle die Konstituierung dieser Missions-Konferenz statt. Warneck, damals Pastor in Rothenschirmbach b. Eisleben, hatte aus eigenstem Antrieb die Anregung hierzu gegeben und zu diesem Zwecke zunächst mit einigen gleichgesinnten Freunden sich in Verbindung gesetzt. Er wies auf dieser ersten Versammlung an der Hand von statistischem

[1]) Als die sächsische Provinzial-Missions-Konferenz zusammentrat, bestand eine ziemlich starke Spannung zwischen den Berliner Missionsgesellschaften I und II, die beide in der Provinz den Hauptanhang hatten. Durch Vereinigung der Arbeiter für beide wollte die Konferenz einen neutralen Boden schaffen, um ihrerseits zur Beseitigung dieser Spannung beizutragen, indem man hoffte, durch Förderung des gemeinschaftlichen Missionsinteresses zu einer brüderlichen Verständigung die Wege zu bahnen, eine Hoffnung, die in erfreulicher Weise in Erfüllung gegangen ist. An der Halleschen Konferenz hatten sich von Anfang an auch offizielle Vertreter der verschiedenen deutschen Missions-Gesellschaften aktiv beteiligt, und so ist ein ökumenischer Missionssinn gepflegt worden, der, frei von der Propaganda für eine einzelne Missionsgesellschaft, die Arbeit für jede ebenso gefördert hat, wie eine freundliche Stellung aller zu einander. Von großer Wichtigkeit war es, daß sich die Konferenz von Anfang an auch außerhalb jeder theologischen und kirchenpolitischen Partei stellte, die Missionsfreunde aller in sich vereinigend. D. H.

Material darauf hin, wie das derzeitige Missionsleben und die Missionsleistungen der Provinz durchaus einer Steigerung bedürftig und fähig seien, und entwickelte darnach des Ausführlichen das Programm der Missionskonferenz, die eben ein Werkzeug für den genannten Zweck sein sollte. Da die Provinz klassischer Boden für die evangelische Kirche sei, wo nicht nur die Wiege der deutschen Reformation (Wittenberg), sondern auch die Wiege der deutschen Heidenmission (Halle) gestanden, so liege die Verpflichtung zu solcher Arbeit doppelt vor. „Es gilt, die Missionsarbeiter der Provinz zu sammeln, um sie zu stärken, zu fördern, anzuregen und auszurüsten, als Agenten in ihren Kreisen belebend weiter zu wirken." Diese Aufgabe soll erreicht werden a) dadurch, daß sich die Anwesenden durch gegenseitige Beratung über gewisse technische Missionsfragen zum praktischen Missionshandeln anregen, und b) dadurch, daß durch Anträge an Behörden, Ansprachen und Flugschriften eine Einwirkung auf weitere Kreise versucht wird. Darum seien vor allem die Geistlichen zum Anschluß zu gewinnen und der Wille zum praktischen Missionshandeln zu stärken.

Die ausführlichere Darlegung dieses Programms in der A. M.-Z. 1879 173 ff nachzulesen, wird für alle Glieder von Missionskonferenzen jederzeit lehrreich und erfrischend sein. Nach diesem Programm hat die Hallesche Missionskonferenz ihre Thätigkeit anfänglich entfaltet und ist dadurch vorbildlich für alle nachfolgenden geworden. Das „Hilfsbüchlein", das seit 1891 etwa alle 3—4 Jahre für die Mitglieder herausgegeben wird, giebt in seinem Jahrgang 1898 eine gedrängte Übersicht der bis dahin geleisteten Thätigkeit der Konferenz. Hierbei ist neben erfolgreich gestellten Anträgen an Synoden und Konsistorium, sowie der Herausgabe einzelner Schriften[1]) später namentlich auch die Veranstaltung von Missionspredigtreisen (43 in der Zeit von

[1]) Die Konferenz veröffentlichte die drei Flugschriften von Warneck: „Die christliche Mission" 1879, „Das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert" 1880, „Die Heidenmission, eine Großmacht in Knechtsgestalt" 1883, zusammen in über 30000 Exemplaren verbreitet, leider nicht neu aufgelegt. Als durch Verbindung mit dem Direktorium der Francke'schen Stiftungen an die Stelle der alten ostindischen Missionsnachrichten eine volkstümliche kleinere Missionsschrift: „Geschichten und Bilder aus der Mission" (Halle, Waisenhausbuchhandlung) getreten war, unterblieb die Fortsetzung dieser Flugschriften. 1899 ist das 17. Heft dieser „Geschichten und Bilder aus der Mission" erschienen. Neuerdings wurde vom Vorstande der Missionskonferenz der „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur" 1896 sowie der „Wegweiser durch die wissenschaftliche Missionslitteratur" 1898 herausgegeben.

1887—99) zu nennen. Der Hauptschwerpunkt der Missionskonferenz liegt unstreitig in der Jahresversammlung, die regelmäßig gegen 1000 Teilnehmer vereinigt. Bald erweiterte sich das Programm. Die Konferenz hatte für jede Ephorie der Provinz einen Agenten bestellt, der später von der Kreissynode erwählt wurde, und diese Agenten wurden nach der Hauptversammlung zu einer besonderen Beratung zusammenberufen. Sodann kam eine Vorversammlung am Abend vor dem Konferenztage zustande, deren Besuch von Jahr zu Jahr sich vergrößerte. In dieser Abendversammlung kamen ausschließlich solche Gegenstände zur Verhandlung, die den Betrieb der Mission in der Heimat angingen, während auf die Tagesordnung der Hauptversammlung überwiegend allgemein missionstheoretische und -geschichtliche Themata gesetzt wurden. Dann wurde ein öffentlicher Missionsgottesdienst vor diese Abendversammlung gelegt, der die große Marktkirche immer bis auf den letzten Platz füllte. Zugleich veranstaltete die Konferenz am Abend des Haupttages eine öffentliche Missionsversammlung für das große Publikum, ähnlich der der Nachfeiern bei den Missionsfesten, und die Teilnahme war eine überraschend große. Auch eine besondere studentische Missionsversammlung wurde angeschlossen, die auf den folgenden Tag fiel. Endlich legten auch die beiden Provinzialvereine für Berlin I und II in die frühen Morgenstunden des Hauptkonferenztages ihre Spezialversammlungen und seit diesem Jahre haben auch Berlin III und die Brüdergemeinde ihre Freunde besonders versammelt. Diese Missionskonferenz in Halle ist, wie erst wieder bei Gelegenheit der letzten vom Generalsuperintendent Textor in Magdeburg hervorgehoben wurde, die größte kirchliche Versammlung der Provinz, ein „Ereignis" im kirchlichen Leben derselben. Viele der auf diesen Jahresversammlungen gehaltenen Vorträge sind grundlegend für die weitere Erörterung der betr. Themata geworden. Die meisten derselben wurden in der A. M.-Z. veröffentlicht.

Die Konferenzbesucher haben Gelegenheit, Vertreter verschiedener auswärtiger Missionsanstalten und Missionsfachleute aller Art zu hören, bezw. persönliche Fühlung mit ihnen zu gewinnen. Die Studentenschaft nimmt an den Versammlungen regen Anteil. Durch die Übersiedelung des Vorsitzenden nach Halle und seine akademische Thätigkeit sind die engen Beziehungen der Missionskonferenz zur theologischen Fakultät der Universität noch reger und fruchtbringender geworden. Das Provinzialkonsistorium ist regelmäßig vertreten, meist auch die Anhaltinische Kirchen-

behörde. — Die Versammlungen finden statutengemäß immer in Halle und zwar von Montag bis Mittwoch nach Sexagesimä statt.[1])

2. Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.[2]) Angeregt durch die Missionskonferenz in Halle hatte P. D. Grundemann in Mörz im Sommer 1882 einen eingehenden Plan für eine solche in der Provinz Brandenburg ausgearbeitet und denselben mit einigen Freunden beraten. Eine Versammlung von hierzu eingeladenen Vertrauensmännern (42) führte am 24. Oktober 1882 zu festem Zusammenschluß derselben, und am 30. Januar 1883 fand die erste öffentliche Versammlung (ca. 250) in Berlin statt, auf der die Konferenz definitiv unter Annahme der Statuten sich konstituierte. Zum Vorsitzenden wurde Grundemann gewählt. Die Jahresversammlungen wurden bis 1897 Dienstag nach Septuagesimä gehalten, abwechselnd in Berlin oder einer der größeren Provinzialstädte. Seit 1898 sollen dieselben regelmäßig am Montag und Dienstag nach Quasimodogeniti in Berlin stattfinden, hauptsächlich wegen des um diese Zeit in Berlin veranstalteten Missionslehrkursus. Die Beteiligung der theol. Fakultät Berlin ist dadurch ebenfalls ermöglicht. Von den auf den Jahresversammlungen gehaltenen Vorträgen sind mehrere als besondere Schriftchen erschienen.[3]) Die Brandenburger Missionskonferenz ist überhaupt besonders auf dem Gebiet der Presse thätig gewesen, um die Missionssache unter die Leute zu bringen. Während — wenn ein Vergleich gestattet ist — in der zuerst entstandenen Missionskonferenz in der Provinz Sachsen das missionswissenschaftliche Element etwas stark im Vordergrund steht, scheint die Brandenburger Missionskonferenz hauptsächlich ihr Absehen auf die Popularisierung der Mission gerichtet zu haben. Dazu wurden in den ersten Jahren einseitig gedruckte Artikel und Miscellen an die Tagespresse geliefert, von denen mehr als 100 Blätter Gebrauch machten. Leider zogen sich allmählich die Redaktionen aus falscher Scheu von der Sache zurück. Die kleinen von der Brandenburger Missionskonferenz herausgegebenen

[1]) Ihre Geldüberschüsse verteilt die Konferenz je nach dem Bedürfnis parteilos an die verschiedenen in der Provinz vertretenen Gesellschaften. Mit Einschuß der Abendkollekten an dem Hauptkonferenztage hat sie bis jetzt — ohne die ca. 19 000 Mk. betragenden Kollekten auf den Missionspredigtreisen — etwa 28 000 Mk. abgeliefert. Nur einmal ist eine besondere Kollekte veranstaltet worden, nämlich 1886 für neu zu begründende deutsche Kolonialmissionen, welche 34 200 Mk. betrug. D. H.

[2]) Vgl. A. M.-Z. 1882 S. 555 ff und 1883 S. 174.

[3]) Z. B. Zihmann. „Volkstümliche Missionslitteratur" 1894, Stosch, „Mission und soziale Frage" 1895 u. a.

„Missionsbilder mit Versen“ für Kinder sind in mehr als $^1/_2$ Million Exemplaren verbreitet. Andere von der Missionskonferenz herausgegebene populäre Schriften sind: „Dornen und Ähren“ (13 Hefte), „Vater Christliebs Abendunterhaltungen“, „Nacht und Morgen in fernen Ländern“ u. a. Dazu für die Mitglieder ein „Jahrbüchlein“. Missionskurse, Missionspredigtreisen, Missionsbibliothek werden als besondere Förderungsmittel gepflegt. Die Missionskonferenz gewährt auch Reisestipendien, um einzelne Mitglieder in eine weitere Bekanntschaft mit anderen, auch ausländischen Missionsgesellschaften einzuführen und Missionsspezialisten heranzubilden. So wurden bereits Stipendiaten nach Basel, Barmen, Hermannsburg, Herrnhut, drei nach England, je einer nach Holland und Schweden geschickt. Einem Geistlichen, der sich zum Missionskartographen ausbildet, wurde eine Beihilfe zu einem Kursus in einer kartographischen Anstalt gegeben. Ein kleiner Kreis von Mitgliedern pflegt in privatem Zirkel besondere missionshomiletische Studien.

3. Missionskonferenz im Herzogthum Braunschweig. In Pastoralkonferenzen wurde mehrfach der Wunsch nach regerer Beteiligung am Missionswerk ausgesprochen. So kam es nach dem Vorbild der bereits bestehenden beiden Provinzialmissionskonferenzen am 5. April 1883 zur Begründung einer Braunschweigischen Missionskonferenz, deren erste Leiter Superintendent v. Schwartz (jetzt Missions-Direktor in Leipzig), P. Kellner damals in Süpplingen, P. Eißfeld-Querum waren. Die Konferenz stellte sich von vornherein streng auf den Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses und rekrutierte sich deshalb vornehmlich aus den Mitgliedern der konfessionellen „evangelisch-lutherischen Vereinigung“. Bei den konfessionellen Gegensätzen und Parteiungen innerhalb der kleinen braunschweigischen Landeskirche, die vielfach lähmend wirken, scheint jedoch die Missionskonferenz fort und fort in schwieriger Lage zu sein und des belebenden Elementes zu entbehren. Dazu kommt die geographische Zerstückelung des Landes. Thatsächlich hat die Konferenz auch mehrere Jahre geruht, bis sie am 26. Februar 1895 unter besonderem Vorstand erneuert wurde. Die Missionskonferenz scheint auf eigene litterarische Arbeit z. Zt. zu verzichten, dagegen in gewisser Anlehnung an die (königlich) sächsische Missionskonferenz der Verbreitung von Konfirmanden-Missionsblättern sich zu widmen. Vorsitzender ist P. Kellner in Großwinningstädt.

4. Missionskonferenz in der Provinz Schlesien. Die Vorberatungen zur Begründung einer Missionskonferenz fanden hier bereits im Herbst

1883 in Breslau statt. Bei Gelegenheit der Pfingstkonferenz in Liegnitz 1884 vollzog sich dann im Anschluß an die Pastoralkonferenz die Konstituierung durch Annahme der Statuten und Wahl des Vorstands. Die eigentliche erste Generalversammlung wurde am 17. Oktober 1884 in Breslau abgehalten. Dieselbe findet nun regelmäßig im Oktober am Dienstag in der Breslauer Festwoche statt. Erster Vorsitzender war General-Superintendent D. Erdmann-Breslau 1884—87, dann Professor D. Schmidt-Breslau 1887—94, später Pastor Spieß an der Hofkirche in Breslau 1894—96 (jetzt Schriftführer), seitdem Superintendent a. D. Past. prim. Siegmund-Schultze an St. Elisabeth in Breslau. Die strenge Durchführung des Prinzips, nicht durch direkte Gaben die eine oder andere Missionsanstalt zu unterstützen, scheint in früheren Jahren zu Mißverständnissen geführt zu haben, die indessen überwunden sind. Im Jahrgang 1886, 238 der A. M.-Z. heißt es: „Die schlesische Missionskonferenz hat sich nicht so frisch entwickelt, wie ihre Schwestern in den Provinzen Sachsen und Brandenburg, obgleich es verschiedenen Gliedern derselben an schönem Eifer keineswegs gefehlt hat. Vielleicht steht das junge Bäumchen nicht frei genug in der frischen Luft ꝛc." Die Konferenz lebt sich aber mit ihren Absichten jährlich mehr und mehr in der Provinz ein. Missionspredigtreisen und Vorträge in Schullehrerseminaren, Veranstaltung von Missionslehrkursen für Geistliche und Lehrer (mit Nachbarkonferenzen zusammen), Sammlung einer Missionsbibliothek, vierteljährliche „Mitteilungen" an die Mitglieder, die nunmehr durch ein „Jahrbuch" abgelöst werden, Herausgabe des Kindermissionsblattes „Kindergabe" (durch Pastor Spieß), Preisaufgaben ꝛc. gehören zum Arbeitskreis der Missionskonferenz. Das von der Brandenburger Missionskonferenz eine Zeit lang gepflegte Unternehmen, die Lokalpresse durch eine gedruckte Korrespondenz mit geeignetem Missionsstoff zu versorgen, soll in Verbindung mit der von dem Provinzialausschuß für innere Mission herausgegebenen Korrespondenz wieder aufgenommen werden. An den Jahresversammlungen nehmen auch Vertreter der Universität Breslau teil.

5. Bayerische Missionskonferenz. Auf Anregung der Pastoralkonferenz in Erlangen, kam es am 23. September 1884 in Neustadt a. d. Aisch zur Begründung einer Bayerischen Missionskonferenz, unter Anwesenheit von 35 Geistlichen. Grundlegend war das Referat des Pfarrer Beck von Kissingen über „Das gute Recht einer Missionskonferenz in Bayern", worin unter ausdrücklichem Hinweis auf die bereits bestehenden Missionskonferenzen das Wesen und die Aufgabe solcher Ver-

einigungen scharf umgrenzt und charakterisiert ward. Ein weiterer Vortrag des Pfarrers Ittameier in Reichenschwand (jetzt in Erlangen) über „neue Missionen“ gab auf dieser konstituierenden Versammlung den Anstoß zur Begründung der selbständigen bayerischen Mission in Ostafrika, die dann später an Leipzig übergegangen ist. Die leitenden Kreise des bayerischen Zentralmissionsvereins, der fest mit der Leipziger Mission verbunden ist, sowie die Leitung der letzteren selbst scheinen daher die Entstehung der bayerischen Missionskonferenz, die gleichzeitig mit einer gewissen Kritik am Bestehenden hervorgetreten war, anfangs nicht ganz ohne Mißtrauen betrachtet zu haben. Den Vorsitz führte Pfarrer Ittameier. — Die an wechselnden Orten abgehaltenen Jahresversammlungen waren verhältnismäßig schwach besucht (30—40) und fielen Anfang der neunziger Jahre ganz aus. Vorurteile und andere Umstände äußerlicher Art mögen hindernd eingewirkt haben. Erst im Jahre 1897 ward die Konferenz bei Gelegenheit des Nürnberger Missionsfestes neu konstituiert. Man faßte alsbald die Gewinnung *fester Mitglieder* ins Auge. Niederlagen von Missionsschriften wurden in den einzelnen Dekanaten errichtet, im Herbst 1898 die erste Missionspredigtreise unternommen und im Frühjahr 1899 erschien für die Mitglieder auch ein umfangreicheres „Jahrbuch“, das nach Pfingsten bereits vergriffen war. Außer der eigentlichen Jahresversammlung, die regelmäßig im Juni in Verbindung mit dem *Nürnberger* Missionsfest abgehalten werden soll, und an der leicht auch Vertreter von der nahen *Landesuniversität Erlangen* teilnehmen können, scheinen nebenher andere Versammlungen von Mitgliedern in verschiedenen Distrikten geplant zu sein. Eine solche fand z. B. am 21. Febr. 1899 in *Neuenmarkt* (65 Geistliche), sowie am 17. Oktober 1899 in *Kulmbach* statt; die letztere viel zahlreicher besucht. Vorsitzender ist jetzt *Pfarrer Köberle in Berneck*. (Vgl. Kurze Übersicht über die bisherige Entwickelung der bayerischen Missionskonferenz im Jahrbuch 1899, sowie Bericht über die erste konstituierende Versammlung von 1883 im „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern“, 1884, Nr. 43 u. 44.)

6. *Missionskonferenz in der Provinz Pommern*. Diese Missionskonferenz trat am 10. September 1885 gleichzeitig mit der Entstehung der „Stettiner Festwoche“, innerhalb deren die von der Missionskonferenz veranstalteten Versammlungen einen hervorragenden Teil in Anspruch nehmen, ins Leben. Der verstorbene Konsistorialrat D. Hermann *Krummacher* in Stettin und der um die Mission viel bemühte jetzige

Schriftführer Superintendent Petrich in Garz a. O. (damals Archidiakonus in Teptow) waren die Begründer. Der letztere gab der jungen Missionskonferenz im Herbst 1885 eine grundlegende Schrift, „Pommersches Missionsbuch, Geschichte der Mitarbeit Pommerns am Werke der Heidenbekehrung" mit auf den Weg. Die Konferenz entwickelte sich überaus frisch. Ein „Jahrbüchlein", z. T. unter Benützung des Textes des Brandenburgischen Jahrbüchleins, ward den Mitgliedern bereits seit 1886 in die Hand gegeben. Die Geistlichen der Provinz sind mit wenigen mehr zufälligen Ausnahmen sämtlich Mitglieder der Missionskonferenz. Als die wirksamsten Mittel zur Befruchtung des Missionslebens haben sich im Bereich der Pommerschen Missionskonferenz namentlich die Missionslehrkurse in Berlin, an denen bis jetzt bereits gegen 50 Geistliche aus der Provinz teilgenommen haben, und die Missionspredigtreisen erwiesen, deren seit Bestehen der Konferenz mehr als 56 in der Provinz hin und her stattgefunden haben. Wiederholt sind auch sorgfältige statistische Erhebungen über die Missionsleistungen der Provinz veranstaltet worden, die bei der großen Zahl der unterstützten Missionsanstalten doppelt kompliziert sind. In wie weit die theologische Fakultät von Greifswald sich an der Konferenz beteiligt, ist nicht hinreichend ersichtlich. Vorsitzender ist Konsist.-Präsident D. Richter in Stettin.

7. Thüringische Missionskonferenz. (Ostthüringen). Diese Missionskonferenz hat ihre ersten vorbereitenden Anfänge in einer kleinen Spezialkonferenz gehabt, die Pastor D. Kurze, damals in Schlöben, jetzt in Bornshain, seit Anfang der achtziger Jahre mit seinen Amtsbrüdern aus der Ephorie Roda (S. Altenburg) in der genannten Stadt zu halten pflegte. Amtsbrüder aus den benachbarten Ephorieen Eisenberg und Kahla beteiligten sich dann später auf Wunsch ebenfalls daran, und schließlich kam die Anregung, die Konferenz noch mehr zu erweitern und zu einer Thüringer Missionskonferenz auszugestalten. Auf Grund eines von Geistlichen und Laien der verschiedenen Thüringer Staaten und dem Vertreter der Kirchengeschichte an der Universität Jena, Professor Nippold, unterzeichneten Aufrufs fanden sich am 28. September 1886 Vertreter der verschiedenen Thüringer Landeskirchen, auch eine Anzahl Laien (meist Lehrer), in Roda zur konstituierenden Versammlung ein. Die Aussprache über die Organisation der Konferenz, über die ein spezieller Entwurf vorgelegt war, fand dadurch ihren Abschluß, daß wegen der Verschiedenheit der beteiligten thüringischen Landeskirchen und der theologischen Stellung ihrer Mitglieder von bestimmten Statuten und einer

eigentlichen Organisation mit festen Mitgliedern überhaupt abgesehen und die Vorbereitung und Leitung der jährlich abzuhaltenden Versammlung dem Pfarrer Kurze übertragen wurde, der somit der Vorsitzende ist. Die Jahreskonferenzen sind seit 1887 regelmäßig am letzten Mittwoch im Juni in Roda, und zwar mit steigender Teilnahme abgehalten worden. Biblische Ansprache eines Thüringer Geistlichen und zwei Missionsvorträge meist auswärtiger Missionsfachleute bilden den regelmäßigen Gang der Versammlungen, an denen auch Nichtgeistliche (etwa $^1/_3$) mit Interesse teilnehmen. (Besuch im Jahre 1899 etwa 2—300). Die entfernteren westlichen Kreise Thüringens beteiligen sich nicht. — Vgl. unter Nr. 16. — Der Mangel einer bestimmten Organisation bringt es freilich mit sich, daß eine geordnete missionsagitatorische Thätigkeit mit bestimmten Mitteln von konferenzwegen nicht wohl stattfinden kann. Aber der Segen, der auf der brüderlichen Gemeinschaft der verschieden gearteten Elemente der Konferenz liegt, muß auf die Missionsfreudigkeit der Teilnehmer entschieden anregend wirken, was sich in der Zunahme der Missionsfeste, Missionsgaben, Missionsstunden, Verbreitung von Missionslitteratur u. a. im östlichen Thüringen widerspiegelt.

8. Missionskonferenz im Königreich Sachsen. Bei der nahen Nachbarschaft von Halle erscheint es fast verwunderlich, daß in der Landeskirche des Königreichs Sachsen nicht schon früher, als es thatsächlich geschehen, eine Missionskonferenz nach dem Vorbild der Halleschen zustande gekommen ist. Ob der Weg über das damalige Leipzig es erschwert hat, bleibt dahingestellt. — Thatsache ist, daß die Konferenz in ihrem Entstehen mit einigem Mißtrauen von seiten des mit Leipzig verbundenen „Sächsischen Hauptmissionsvereins" zu kämpfen hatte. Sie scheint in dieser Beziehung die gleiche Erfahrung, wie die bayerische Missionskonferenz gemacht zu haben. — Auch die sächsische Missionskonferenz hat sich zuerst (wie die thüringische) aus kleinen Anfängen entwickelt, nämlich aus einem kleinen seit 1884 bestehenden pastoralen Konferenzkreis zu Tannenberg bei Nossen, der regelmäßig im dortigen Pfarrhaus tagte. Als der Plan einer Erweiterung der kleinen Konferenz gefaßt wurde, traten noch andere zu diesem Kreis, u. a. Pastor Dr. Kleinpaul in Brockwitz b. Meißen, der dann seit der am 6. September 1887 in Dresden erfolgten konstituierenden Versammlung der Missionskonferenz der Vorsitzende derselben geblieben ist. Völlig unabhängig sich zu organisiren war der Missionskonferenz freilich nicht vergönnt, sofern zur Verhütung von Mißverständnissen im Verhältnis

zum bestehenden Hauptmissionsverein die Konzession zu machen war, daß das Komitee des letzteren drei Mitglieder selbständig in den Vorstand der Missionskonferenz deputiert. — Die Haupttätigkeit der Missionskonferenz liegt in der Herausgabe des „Jahrbuchs“, das allen Mitgliedern für ihren Jahresbeitrag zugestellt wird, und an dem diese erwünschte Handreichung haben. Es findet in mehreren hundert Exemplaren auch unter den evangelisch-lutherischen Geistlichen Kurlands Verbreitung. Die Konferenz hat bis jetzt innerhalb der Landeskirche erst 5 Missionspredigtreisen veranstalten können, die aber alle einen sehr befriedigenden Verlauf und Erfolg zeigten. Das Verlangen nach Veranstaltung solcher Predigtreisen scheint aber in den Kreisen der Geistlichen noch nicht besonders lebhaft zu sein. Die Jahresversammlung findet in der ersten Septemberwoche in Verbindung mit den „Dresdner Festen“ statt. Der Mangel an hierbei zur Verfügung stehender Zeit scheint auf die Ausgestaltung und den Besuch der Jahresversammlung etwas hindernd einzuwirken. Der Versuch, dieselbe je nach Verlauf einiger Jahre auch in einer anderen Stadt des Landes abzuhalten, ist sehr günstig ausgefallen. Wenn auf den Jahresversammlungen die theologische Fakultät Leipzig nicht vertreten ist, so mag das — abgesehen von der Entfernung — seinen Grund darin haben, daß dieselben in die Universitätsferien fallen. Die Konferenz gewinnt mit ihren Bestrebungen innerhalb der sächsischen Landeskirche mehr und mehr Boden. Eine noch selbständigere Entfaltung aber, die ihr nötig ist, und auf die die Verhältnisse hinzudrängen scheinen, kann nur im Interesse der heimatlichen Missionskreise, insbesondere der von der Landeskirche gepflegten Leipziger Mission selbst liegen. Der Mitgliederzahl nach ist die sächsische Missionskonferenz die zweitstärkste.

9. Missionskonferenz in der Provinz Ostpreußen. Es verging ein Zeitraum von fast 5 Jahren, ehe es seit Entstehung der sächsischen Missionskonferenz zur Begründung einer neuen in einem weiteren deutschen Landesteile kam. Diesmal regte sich's im äußersten Nordosten. Die Direktion des ostpreußischen Provinzial-Missionsvereins in Königsberg hält regelmäßig ihre monatlichen Sitzungen. Bei einer solchen wurde am 3. August 1891 auf Antrag des Generalsuperintendent Pötz der Beschluß gefaßt, daß während der Königsberger Festwoche auch eine Versammlung der Deputierten der Kreismissionsvereine abgehalten werde, um nach dem Beispiel anderer Provinzen auch hier eine Missionskonferenz zu konstituieren, die sich dann unwillkürlich zu einer freien Vereinigung

von Missionsfreunden geistlichen und weltlichen Standes gestalten würde. So kam es am 9. Juni 1892 in der Steindammer Kirche zu Königsberg zur ersten größeren Konferenzversammlung, auf der Dr. Warneck über den „Missionsbetrieb in der Heimat“ referierte. Während also 5 Jahre früher die Missionskonferenz im Königreich Sachsen nicht ohne Bedenken von seiten des sächsischen Hauptmissionsvereins zustande gekommen war, ist die ostpreußische Missionskonferenz auf direkte Anregung des dortigen Provinzialmissionsvereins entstanden. Doch liegt der Schwerpunkt der so begründeten Missionskonferenz nur in der beratenden Jahresversammlung, die ohne feste Mitgliederzahl und ohne bestimmten Jahresbeitrag der Teilnehmer stattfindet, und zwar selbständig im Herbst, während das Jahresfest des ostpreußischen Provinzialmissionsvereins im Juni abgehalten zu werden pflegt. Hat die Missionskonferenz auf diese Weise keine eigene Einnahme, so erklärt es sich, daß, wo für Zwecke der Missionsagitation (Druckschriften, Beteiligung am Missionslehrkursus) Ausgaben erwachsen, diese vom Missionsverein getragen werden. Nach dieser Richtung nimmt also die ostpreußische Missionskonferenz zur Zeit noch eine Ausnahmestellung in der Reihe der deutschen Missionskonferenzen ein. Nach dem Tode des ersten Vorsitzenden Generalsuperintendent Pötz übernahm dessen Nachfolger Generalsuperintendent D. Braun den Vorsitz.

10. Missionskonferenz in der Provinz Posen. Der Vorgang von Ostpreußen scheint ermutigend auch auf die beiden Provinzen Posen und Westpreußen gewirkt zu haben. Das Missionsinteresse und Missionsleben mußte sich freilich hier durch die Sorge für die heimischen Nöte in der Diaspora erst mühsam hindurchringen. Aber gerade hier scheint das Interesse und die Freude an der Mission durch die zahlreich sich mehrenden Missionsfeste wesentlich im Wachsen begriffen. — Ein kleiner, inzwischen eingegangener Konferenzkreis in Bentschen vereinigte bereits seit 1879 die treuen und eifrigen Missionsarbeiter an der Märkisch-Posener Grenze zur Gebets- und Arbeitsgemeinschaft für Berlin I. Sie war der Grundstock für die im Jahre 1893 ins Leben getretene Provinzial-Missionskonferenz. Auch hier, an der Wiege der Posener Missionskonferenz, hat D. Warneck seines Patenamtes gewartet. Beim erstmaligen Zusammentritt derselben, in der konstituierenden Versammlung am 24. Mai 1893, hielt Warneck den grundlegenden Vortrag: „Wie treibt man am gesündesten Mission in der Gemeinde?“ Seitdem sind die Jahresversammlungen regelmäßig in Posen abgehalten worden. Verbunden mit

Festgottesdienst und Volksmissionsabend verlaufen dieselben aufs anregendste. Missionspredigtreisen (2), Missionsbibliothek (ca. 250 Bände), Teilnahme am Missionslehrkursus in Berlin, „Jahrbüchlein“ für die Mitglieder u. a. m. sind auch hier die üblichen Förderungsmittel. Vorsitzender war bis 1898 Konsistorialrat D. Borgius, seit dessen Weggang nach Königsberg Pastor Büchner in Jersitz b. Posen.

Ähnlich wie in Posen liegen die Verhältnisse bei der

11. Missionskonferenz in der Provinz Westpreußen. Am 17. August 1893 hatte der Vorsitzende des westpreußischen Pfarrervereins, Superintendent Kähler in Neuteich, auf die Tagesordnung der Generalversammlung des genannten Vereins auch die Begründung einer westpreußischen Missionskonferenz gesetzt. Die Versammlung beschloß in diesem Sinne und nahm die vorgelegten Statuten en bloc an. So ward die westpreußische Missionskonferenz konstituiert. Pfarrer Collin in Güttland bei Kriefkohl ward zum Vorsitzenden, Pfarrer Fuhst in Danzig zum Schriftführer gewählt. Generalsuperintendent D. Döblin in Danzig ließ sich alsbald bereit finden, in den Vorstand mit einzutreten. Bei der ersten Jahresversammlung am 5. September 1894 in Graudenz hielt Missions-Superintendent Merensky den Vortrag über „Die Belebung des Missionsinteresses in der heimischen Kirche.“ Obwohl die neugegründete Missionskonferenz als ein neuer Verein anfangs mit gewissem Mißtrauen zu kämpfen gehabt hat, so ist doch die Teilnahme für dieselbe merklich gestiegen, so daß am Schlusse des Jahres bereits 329 Mitglieder gezählt wurden. Gegenwärtig gehören ihr fast sämtliche evangelische Geistliche der Provinz an. Statistische Erhebungen über den Stand der Missionssache in der Provinz, Begründung einer Missionsbibliothek mit Verbreitung des Katalogs derselben (ca. 300 Bände), Missionspredigtreisen, Teilnahme an den Missionslehrkursen für Geistliche und Lehrer, Anregung zur Veranstaltung von Missionsfesten und Missionsstunden, „Jahrbüchlein“ u. a. m. sind in gleicher Weise, wie anderwärts, neben der Veranstaltung der an wechselnden Orten abgehaltenen Jahresversammlung, die Hauptbetriebsmittel der Missionskonferenz, deren Bestrebungen immer mehr und mehr Anklang und Anerkennung finden.

12. Missionskonferenz in der Provinz Starkenburg (Großherzogtum Hessen). Von den drei „Provinzen“, in die das Großherzogtum Hessen zerfällt, Provinz Starkenburg (mit Darmstadt), Oberhessen (mit Gießen) und Reinhessen, besteht zunächst nur in der ersteren eine besondere Missionskonferenz in unserem Sinne. Die An-

regung zur Gründung derselben wurde von Vorstandsmitgliedern des Starkenburger Missionsvereins gegeben (also ähnlich, wie in Ostpreußen), die zu diesem Zweck mit dem Vorstand des lutherischen Missionsvereins sich ins Einvernehmen setzten. So kam es am 7. August 1895 zum Zusammentritt der Starkenburger Missionskonferenz, die, weil die Einladungen hierzu zunächst nur an die Geistlichen dieser Provinz ergangen waren, bis jetzt — mit verschwindenden Ausnahmen — auch nur auf diesen Teil des Großherzogtums beschränkt geblieben ist. Die Konferenz hat trotz dieser Schranken, die sie sich gezogen, doch immerhin schon einige Thätigkeit entfalten können. Mehrere Anträge an das Oberkonsistorium waren von Erfolg, eine Bibliothek ward begründet, „Jahrbüchlein" herausgegeben, Kommissionslager von populären Missionsschriften errichtet u. a. m. Auf den Jahresversammlungen haben, wie anderwärts, namentlich auch auswärtige Missionsfachleute gesprochen. Auch die theologische Fakultät Gießen scheint sich nicht völlig fern zu halten. Vorsitzender ist seit Begründung Dr. Rieger in Darmstadt. Für Fernerstehende ist es nicht recht verständlich, warum der von verschiedenen Seiten, u. a. auch vom Oberkonsistorialrat D. Walz auf der 3. Jahresversammlung ins Auge gefaßte Plan, alle drei Provinzen des Großherzogtums zu einer größeren Missionskonferenz zusammenzuschließen, so schwer ausführbar sein sollte, auch wenn man die verschiedenartigen Verhältnisse der beiden anderen Provinzen und das stark ausgeprägte Selbständigkeitsgefühl der Rheinhessen in Rechnung zieht. Es besteht in Rheinhessen bereits seit dem Jahre 1850 ein „Konferenzausschuß des rheinhessischen Missionsvereins", von positiven Geistlichen ins Leben gerufen, der gewöhnlich im Monat März in Nierstein zusammentritt. Die von demselben veranstalteten Versammlungen sind aber nicht eigentlich beratender Art, sondern mehr allgemeine Volksmissionsversammlungen. Vorsitzender dieses Konferenz-Ausschusses ist Oberkonsistorialrat D. Walz, Schriftführer Pfarrer Aguntius in Dolgesheim. Eine Missionskonferenz in unserem Sinne ist dieser rheinhessische „Konferenz-Ausschuß" nicht.

13. Missionskonferenz im Konsistorialbezirk Wiesbaden. Nach vorausgegangenem Abendgottesdienst, bei welchem Missionsdirektor Buchner aus Herrnhut predigte, und zu dem wegen des strömenden Regens nur ein kleines Häuflein Getreuer aus der Stadt, dagegen viele Amtsbrüder von auswärts sich eingefunden hatten, fand am 26. August 1896 in Diez a. L. die konstituierende Versammlung der Missionskonferenz statt. Buchner referierte über „die Notwendigkeit und den Wert der Missions-

arbeit für das Christenleben des Einzelnen, wie für die gesamte deutsche evangelische Christenheit"; Pfarrer Kriele vom Missionshaus in Barmen über „Mission und Kolonieen". Die bündigen Satzungen der Halleschen Missionskonferenz werden angenommen. Die Missionskonferenz arbeitet in ihrem kleinen Kreise still weiter. Da ein besonderes Vereinsorgan nicht besteht, so werden zu den nötigen Veröffentlichungen die im Kreis verbreiteten Sonntagsblätter benützt, z. B. „Der barmherzige Samariter". Mit der theologischen Fakultät der nahen Universität Bonn werden gute Beziehungen gepflegt. Die Jahresversammlungen finden an wechselnden Orten statt. Vorsitzender ist Dekan Naumann in Hachenbach.

14. Missionskonferenz in der Provinz Schleswig-Holstein. Auf Anregung besonders des Missionsinspektors Bahnsen in Breclum, der kurz vorher von seiner Indienreise zurückgekehrt war, und unter Förderung anderen Pastoren, speziell des Propstes Wallroth-Altona ist die Konferenz am 20. Oktober 1897 zu Neumünster zusammengetreten, mit einleitendem Vortrag des Propst Wallroth: „Was wir wollen?" Die Konferenz scheint sich rasch in Schleswig-Holstein einzuleben. Aus den 70 Mitgliedern, die sich bei der konstituierenden Versammlung anmeldeten, sind inzwischen 310 geworden, fast ausschließlich Geistliche. Da die Konferenz namentlich die Sache der lutherischen Mission in Brecklum, also der einen provinzialen Missionsanstalt fördern will, so liegen die Verhältnisse hier ähnlich wie bei der Missionskonferenz im Königreich Sachsen. Inwieweit die theologische Fakultät von Kiel sich beteiligt, ist nicht ersichtlich. Vorsitzender ist Propst Wallroth in Altona.

15. Missionskonferenz in der Provinz Hessen. Gerade eine Woche nach der schleswig-holsteinischen Missionskonferenz trat die Missionskonferenz in der Provinz Hessen ins Leben. Es ist ein erfreulicher Umstand, daß, nachdem die bisherigen Missionskonferenzen ausschließlich aus Kreisen praktischer Geistlichen hervorgegangen sind und dann hin und wieder mit der theologischen Fakultät je der betreffenden Provinz Anknüpfung gefunden haben, die Begründung der hessischen Missionskonferenz unmittelbar aus den Kreisen der theologischen Fakultät (Marburg) hervorgegangen ist. Auf Veranlassung des Professor Dr. Mirbt-Marburg, welcher je einen Pfarrer aus jeder der drei hessischen Kirchengemeinschaften für diese Sache gewonnen hatte, trat am 27. Oktober 1897 in Marburg die hessische Missionskonferenz zum erstenmal zusammen. Das in Hessen ehedem so rege Missionsleben findet durch sie neue Impulse. Auch diese junge Missionskonferenz scheint sich rasch zu entwickeln. Aus den

ca. 100 Mitgliedern, die sich bei der ersten, über Erwarten reich besuchten Versammlung eingetragen hatten, sind gegenwärtig 371 geworden, dabei etwa der vierte Teil Nichtgeistliche. Der Vorstand besteht neben Professor Dr. Mirbt als Vorsitzenden aus je einem Mitglied der lutherischen, reformierten und unierten Kirche des Konsistorialbezirks. Es dürfte von besonderem Werte sein, daß die Versammlungen in der Universitätsstadt Marburg abgehalten werden. Studenten scheinen regen Anteil zu nehmen (vergl. „Berichte über den Stand der Missionssache in Hessen-Kassel, erstattet auf der Missionskonferenz in Marburg" 1897).

16. Für das westliche Thüringen hat man im Eisenacher Kreis das Bedürfnis empfunden, eine besondere kleine Missionskonferenz mit fest zu werbenden Mitgliedern und, wie es scheint, ausgesprochen konfessionell-lutherischen Charakter zu begründen. Bereits hat sich seit Februar 1897 ein kleiner Kreis von solchen zusammen gefunden. Da die Missionskonferenz noch nicht an die Öffentlichkeit hervorgetreten ist, so läßt sich noch nichts Spezielles über sie berichten. Vorsitzender ist Pastor Brauer am Diakonissenhaus in Eisenach.

Das übrige Deutschland, sowie Schweiz und Kurland.

Im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin ist zwar die Bildung einer Missionskonferenz nach dem Muster der übrigen bestehenden von einigen Geistlichen wiederholt in Erwägung gezogen resp. angeregt worden, aber die Sache scheint in diesem Sinne nicht recht in Fluß gekommen und z. T. an den Bedenken des „Zentral-Komitee für die evangelische Mission unter den Heiden" gescheitert zu sein, das mit dem „Vorstand der mecklenburgischen Pastoralkonferenz" identisch ist und in der Hauptsache seine Aufgabe in der Sammlung und Weiterbeförderung von Missionsgaben, sowie in der Vertretung der mecklenburgischen Landeskirche bei der Leipziger Mission sucht. Doch ist die Sache seit 1894 so weit, daß das erwähnte Komitee für die Missionsangelegenheiten durch sieben nicht in Schwerin wohnende Geistliche erweitert worden ist. Vorsitzender derselben ist Oberkirchenrat D. Bard, Schriftführer Kirchenrat D. Köhler. Die bereits seit 1843 bestehende mecklenburgische Pastoralkonferenz hatte sich zwar auch „Missionskonferenz" mitgenannt, doch war das Missionsmotiv nach und nach in den Hintergrund getreten. Öffentliche Missionsversammlungen mit Vorträgen missionswissenschaftlichen und -technischen Inhalts u. a. scheinen von dem genannten Komitee nicht veranstaltet worden zu sein. Sicherlich würde die Schwerfälligkeit der lutherischen Gemeinden Mecklenburgs durch eine über das ganze Land hin organisierte Missionskonferenz nur einen heilsamen Anstoß erhalten, der auch von der Landesuniversität Rostock weitere Triebkraft empfangen könnte.

Aus Mecklenburg-Strelitz verlautet nichts.

In Hannover hat sich der Zusammentritt einer für die ganze Provinz gemeinsamen Missionskonferenz trotz darauf abzielender Wünsche ebenfalls nicht

erreichen lassen, vermutlich weil eine Reihe kleinerer Konferenzen (in Göttingen, Wunstorf, Lehrte, Ülzen, Verden, Hannover, Ostfriesland) das Bedürfnis befriedigte. Doch scheinen diese Konferenzen mehr nur den Geschäften der betreffenden Missionsvereine (für Hermannsburg oder Leipzig) zu dienen. Ein Teil dieser Missionsvereine (resp. deren Vorstände) hat sich zu einer sogenannten allgemeinen Missionskonferenz zusammengeschlossen, die bisher jährlich an wechselnden Orten abgehalten worden ist, jetzt aber nur noch alle 3 Jahre stattfinden soll. Vorsitzender derselben ist Superintendent Freybe in Wunstorf.

Auch aus dem Großherzogthum Oldenburg verlautet zur Zeit noch nichts von der Organisation einer Missionskonferenz. Sollten die besonderen Verhältnisse Oldenburgs eine solche nicht erwünscht und möglich erscheinen lassen?

Wenn in Rheinland und Westphalen eine größere Missionskonferenz in unserem Sinne nicht besteht, so scheint in den dortigen Bezirken mit ihrem bereits so erfreulich regen Missionsleben ein dringendes Bedürfnis hierzu vielleicht am wenigsten vorzuliegen. Doch finden hier und da gelegentlich kleinere Konferenzen statt, z. B. in Minden, Bielefeld, Halle i. W. Auch haben viele der für die Barmer Mission wirkenden Zweigvereine jährlich öffentliche Generalversammlungen, auf denen von einem geladenen Vertreter von Barmen über den Stand der rheinischen Mission oder über irgend eine praktische oder theoretische Missionsfrage Bericht gegeben wird.

Die Rheinpfalz, die bekanntlich ihre eigene Kirchenverfassung hat, unabhängig von der bayerischen Landeskirche, hat ebenfalls keine Missionskonferenz in unserem Sinne. Doch hält der bereits seit 50 Jahren bestehende „protestantische Missionsverein", der für Basel wirkt, jährlich an Fastnacht eine sogenannte „Missionskonferenz" ab, an der Geistliche und Gemeindeglieder teilnehmen.

Ganz besonders eigenartig liegen die Verhältnisse im übrigen Süddeutschland und der deutschen Schweiz. Aber gerade diese bieten Anlaß zu lehrreicher Vergleichung. Denn was die organisierten Missionskonferenzen gegenwärtig in erster Linie anstreben, nämlich vor allem die Geistlichen für eine verständnisvolle Mitarbeit am heimatlichen Missionsbetrieb zu gewinnen, das hat die Leitung der Basler Mission, wie es scheint aus eigenem Antrieb, in wohlverstandenem Interesse schon seit langen Jahren in Süddeutschland in die Hand genommen, so zwar, daß der Missionsinspektor oder sonst ein Mitglied des Basler Missionskomitees in verschiedenen größeren Städten mit den „Freunden" der Sache Konferenzen abhält, so in Stuttgart Dienstag und Mittwoch nach Pfingsten, in Ulm im Herbst, in Karlsruhe Mittwoch nach Ostern, in Lahr i. B. am 1. November, in Straßburg am Ostermontag, in Bern in Verbindung mit dem Missionsfest im Frühjahr, in Zürich ebenso im Herbst, in Winterthur für die östliche Schweiz im Spätherbst. Diese „Konferenzen" — ein wie es scheint in Süddeutschland vielseitig gebrauchtes Wort — sind unter sich sehr verschieden. Die einen, so die erste Stuttgarter, die zu Lahr und Bern, werden vorwiegend von Laien besucht, was natürlich auf die zu behandelnden Gegenstände und den Verlauf der Besprechung Einfluß hat. (Vgl. A. M.-Z. 1878, 121 ff.) Andere, wie die zweite Stuttgarter, die zu Ulm und Zürich, dienen fast ausschließlich oder doch vorwiegend für Geistliche. Diese Konferenzen werden in der Regel von dem Vorsitzenden des betr. Lokal- oder Provinzialmissionsvereins eröffnet, und nach

erstattetem Vortrag wird das Wort schließlich noch zu Fragen aller Art frei gegeben, wobei Ansichten, Wünsche, Ermunterungen mannigfacher Art laut werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieser Umstand dazu dienen kann, die Teilnehmer in lebendiges Interesse an der Sache hereinzuziehen; und es kann von diesem demokratischen Zug, der nach Befinden auch Interna des Missionsbetriebs vor dem lebendigen Interesse der Missionsgemeinde nicht verschließt, auch in Norddeutschland manches gelernt werden. Es werden von den referierenden Vertretern von Basel nicht blos Missionsberichte gegeben, sondern gelegentlich auch missionstheoretische Gegenstände oder brennende Fragen aus der Missionspraxis behandelt. Die Einladungen geschehen in der Regel nur durch die Presse. Eine besondere Organisation, etwa mit fester Mitgliedschaft, hat aber keine dieser „Missionskonferenzen". Über den Verlauf derselben wird in den regelmäßigen Sitzungen des Basler Missionskomitees Bericht erstattet. Wie sehr diese Konferenzen sich eingelebt haben und zu einem wesentlichen Faktor zur Pflege des Missionsinteresses geworden sind, zeigt ihr verhältnismäßig hohes Alter. Die Anfänge der Stuttgarter Missionskonferenz gehen z. B. auf das Jahr 1847 zurück. Die Karlsruher ist aus einer sogenannten Badischen Missionskonferenz hervorgegangen, die vom Jahre 1848 ab an verschiedenen Orten Badens gehalten wurde. Die erste Berner Konferenz fand im Jahre 1864, die erste Straßburger 1874 statt. Die Konferenzen von Zürich und Winterthur lassen sich auf das Jahr 1867 zurückzuführen, während diejenigen von Ulm und Lahr neueren Datums sind, aus dem Jahre 1892, resp. 1893. — Wissenschaftliche Missionslehrkurse, nach Art der von norddeutschen Missionskonferenzen angeregten in Berlin und Barmen, sind in Freudenstadt 1896 und in Heinrichsbad 1897 abgehalten worden.

Endlich sei noch der Missionskonferenz in den russischen Ostseeprovinzen, und zwar in Kurland, gedacht. Dieselbe entstand im September 1897 zur Zeit der kurländischen Provinzialsynode, unter thätiger Mithilfe des Missionsdirektors von Schwartz aus Leipzig. Wie die evangelische Kirche Rußlands überhaupt ein Quellhinterland für die Leipziger Mission ist, so will auch diese Missionskonferenz derselben Mission dienen. Der Ausschuß der Missionskonferenz setzt sich zusammen aus den Missionsreferenten der 9 Diözesen im kurländischen Konsistorialbezirk. Geistliche und gebildete Laien sind Teilnehmer. Die Thätigkeit der kleinen Missionskonferenz beschränkt sich z. Zt. auf zwei jährlich im engeren Kreis abzuhaltende Versammlungen an wechselndem Ort, wobei zur persönlichen Anregung der Teilnehmer und zur Berathung über zweckmäßige Maßnahmen des heimatlichen Missionsbetriebs Vorträge gehalten werden. Die Protokolle der Konferenz werden durch die 9 Diözesanreferenten zur Kenntnis der mehreremal jährlich stattfindenden Diözesansynoden gebracht. Der Generalreferent erstattet auf jeder Provinzialsynode Bericht. Die jährlichen Mitgliedsbeiträge werden zur Erweiterung der in Mitau errichteten Missionsbibliothek verwandt. Leiter der Konferenz ist Pastor Seesemann in Grünhof b. Mitau.

(Schluß folgt.)

Die Church Missionary Society und ihre Stellung innerhalb der anglikanischen Kirche.

Hundert Jahre heimischer Missionsgeschichte.

Von Paul Richter-Werleshausen.

Aus Anlaß der Centenarfeier der Church Missionary Society im April d. J. (A. M.-Z. 241) hat der tüchtige Editorial Secretary der Gesellschaft Eug. Stock ein großes, 3 starke Bände umfassendes Werk veröffentlicht: History of the Church Missionary Society, its environment, its men and its work (London, Ch. Miss. House 1899). Das Werk bildet eine der bedeutendsten Erscheinungen der Missionslitteratur unserer Tage und liefert, nachdem bisher nur einzelne Partieen aus der Geschichte dieser größten evangelischen Missionsgesellschaft litterarisch dargestellt waren, eine zusammenhängende, treffliche, groß angelegte Geschichte derselben. Da ich nun bereits vor 2 Jahren in der A. M.-Z. einen Abriß über die Geschichte und Arbeitsfelder der C. M. S. gegeben habe, beabsichtige ich in folgendem Aufsatz nicht, eine Inhaltsangabe des ganzen Stockschen Buches zu geben, wobei sich fortwährende Wiederholungen mit meinem ersten Aufsatz nicht vermeiden ließen; sondern es sollen in diesem Aufsatz nur einige Partien aus der inneren Geschichte den C. M. S. zur Darstellung kommen, die für uns von besonderem Interesse sind. Was nämlich die Arbeit Stocks besonders wertvoll und interessant macht, ist dies, daß der Verfasser sich nicht begnügt, die Geschichte der Missionsarbeit, die die Gesellschaft in den Heidenländern getrieben hat, zu erzählen, sondern daß er in eingehender Weise auch die Entwickelung des heimatlichen Missionswesens berücksichtigt. Und zwar giebt er diese Entwickelung des heimischen Missionswesens nicht in enger Beschränkung auf die C. M. S., sondern das ganze kirchliche und religiöse Leben innerhalb der anglikanischen Kirche, wie es sich im letzten Jahrhundert vollzogen hat, bildet die breite Basis, auf der Stock seine Darstellung aufbaut, wie er dies schon in dem Titel seines Werkes durch die Hinzufügung des Wortes „its environment“ andeutet. Diese Kapitel, die die jedesmaligen „Umgebungen“ der C. M. S., ihr Verhältnis zu denselben, ihre mannigfachen Beziehungen und ihre Stellungnahme zu den kirchlichen Ereignissen und Zeitfragen[1]) sowie ihre Beeinflussung durch dieselben behandeln,

[1]) Auch die gegenseitigen Beziehungen zwischen den politischen bezw. kolonialpolitischen Ereignissen und der Mission, speziell der Kirchenmission sind von der größten Bedeutung, doch liegen diese außerhalb des Rahmens des vorstehenden Aufsatzes. D. H.

bilden unstreitig mit die interessantesten Abschnitte der Stockschen Geschichte. Das Wichtigste daraus wiederzugeben, ist also meine Absicht, und zwar soll es unter folgenden drei Gesichtspunkten geschehen: 1. Wenn wir das heimatliche Missionswesen der C. M. S. in seiner ersten Entwickelungsperiode ins Auge fassen, so finden wir, daß die brennende Frage dieser Zeit sich wesentlich um die Lösung der Aufgabe dreht, der C. M. S. ihre Position innerhalb den Church of England zu erringen und vornehmlich sich mit dem Episkopalismus auseinanderzusetzen. 2. Für die nächste Entwickelungsperiode wird es für uns der wichtigste Gesichtspunkt sein, die Stellungnahme des Evangelikalismus und der C. M. S. zu der anglokatholischen Bewegung des Ritualismus, der in der Staatskirche immer mehr eine dominierende Rolle zu spielen droht, zu verfolgen. 3. Die letzten Jahrzehnte endlich haben in dem kirchlichen Leben Englands neue, mächtige Bewegungungen verschiedener Art in Gang gebracht und dasselbe auf eine ungeahnte Höhe gehoben; es wird nachzuweisen sein, wie die C. M. S. passiv und aktiv, indirekt und direkt daran beteiligt ist und beeinflußt wird, wie ihr neuester, großartiger Aufschwung damit im innigen Zusammenhang steht.

1. Die C. M. S. erringt sich ihre Position innerhalb der anglikanischen Kirche und setzt sich mit dem Episkopalismus auseinander.

In England hat die Missionssache von Anfang an einen konfessionellen Charakter getragen. Es ist dies ein charakteristischer Unterschied zwischen dem englischen und deutschen Missionswesen. In Deutschland hat bei der Gründung der ersten Missionsgesellschaften das konfessionelle Element keine Rolle gespielt, erst später, hauptsächlich seit den 40er Jahren, als im kirchlichen Leben eine konfessionelle Strömung entstand, hat sich dieselbe auch in der Gründung neuer konfessioneller Missionsgesellschaften geltend gemacht. Anders in England, wo die Missionssache von Anfang an kirchliche Parteiangelenheit war. Allerdings konstituierte sich die Londoner M. S. zunächst als eine interkonfessionelle Missionsgesellschaft, bald aber wurde sie ausschließlich Organ der Indepenbenten. Als Angelegenheiten bestimmter kirchlicher Parteien, sind nun, wie sich das von selbst ergab, die verschiedenen englischen Missionsgesellschaften in ihrer Entwickelung und Geschichte mehr oder weniger von der Geschichte der sie unterhaltenden Partei abhängig gewesen. Das gilt in besonderem Maße von der C. M. S. Sie ist das Missionswerk, getragen von der evangelikalen Partei der Church of

England; ja, abgesehen von Zeiten, wo theologische Kontroversen das Hauptinteresse der Evangelikalen absorbierten, ist sie immer die wichtigste Angelegenheit der Partei gewesen. In ihr hat sich die beste Kraft des Evangelikalismus konzentriert, ihr gehörte das Herz des evangelisch gesinnten Volkes, sie bildete in schwierigen Zeiten das Rückgrat der Partei, und, wenn theologische Differenzen auch einmal die evangelikalen Führer einander gegenübertreten ließen, gab sie das verbindende Liebesband zwischen ihnen ab. So spielt die C. M. S. in der Geschichte der Evangelikalen eine so bedeutende Rolle, daß man wohl — wenn auch nicht ganz zutreffend — C. M. S. und evangelikale Partei identifiziert hat. Jedenfalls ist die innere Entwickelung der C. M. S. innig und unlöslich verwachsen mit der Geschichte des Evangelikalismus, und die verschiedenen Episoden des letzteren spiegeln sich wider in der ersteren. Wir müssen darum zunächst einen Blick auf die Geschichte des Evangelikalismus und seine Stellung zur Staatskirche wie zu den kirchlichen Parteien werfen.

In meinem schon erwähnten Aufsatz „Geschichte und Arbeitsfelder der C. M. S." habe ich ausgeführt, wie der Evangelikalismus seinen Ursprung jener frischen, evangelischen Bewegung verdankt, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die englische Kirche ergriff und zu neuem, regen Leben erweckte. Den Anstoß zu jener Bewegung gaben bekanntlich Wesley und Whitefield. Weiter ist auch bekannt, wie aus dieser Bewegung der Methodismus hervorgegangen ist. Neben dem Gewinn, den der Methodismus der anglikanischen Kirche brachte, hat er ihr aber auch schweren Schaden zugefügt, indem er, eine neue Denomination bildend, der Staatskirche viele und nicht die schlechtesten Glieder entführte. Nicht so der Evangelikalismus, der andere wichtige Zweig jener evangelischen Bewegung. Es ist das Verdienst von Männern wie Romaine, Henry Venn sen., Truro, Toplady, den Vätern des Evangelikalismus, daß sie den Strom der evangelischen Bewegung in die Kanäle der Staatskirche geleitet und ein Durchbrechen derselben vermieden haben. Auch daß die Staatskirche in ihren offiziellen Organen sie auf alle Weise bekämpfte, hat sie zu diesem Schritte nicht verleiten können. Sie waren treue Söhne ihrer Kirche und wollten es bleiben. Es ist darum eine schiefe Auffassung, wenn man von einem „unkirchlichen Zuge" des Evangelikalismus redet. Vielmehr sehen wir bei den evangelikalen Führen ein bisweilen fast ängstlich erscheinendes Bestreben, nur ja alles zu vermeiden, was irgend wie einen irregulären und unkirchlichen Eindruck machen könnte. Dahingegen sie nicht müde werden ihre Kirchlichkeit zu betonen.

Die Evangelikalen rekrutierten sich nun wesentlich aus den Kreisen der sogenannten low church, der niederen Geistlichkeit. Unter der höheren Geistlichkeit und vollends unter den Bischöfen zählten sie in den ersten Jahrzehnten kaum einen Anhänger. Diese standen vielmehr als high church der evangelischen Bewegung feindselig gegenüber, indem sie deren Vertreter, so lange die Bewegung noch einflußlos war, verachteten und hernach, als sie immer mehr Einfluß gewann, haßten und bekämpften. Und zwar nahmen sie nicht sowohl an der evangelischen Lehre der neuen Partei Anstoß als vielmehr daran, daß die Evangelikalen sich eifrig bemüht zeigten, ihre evangelische Lehre auch ins praktische Leben zu übersetzen. Diese letzteren entwickelten nämlich eine außerordentliche Rührigkeit in der Ausübung ihres Pfarramtes; sie gründeten neue Schulen, nahmen sich der heranwachsenden Jugend an, bereiteten ihre Parochianen sorgfältig auf die Konfirmation vor, vermehrten die Zahl der Gottesdienste durch Veranstaltung von Abendgottesdiensten, bereicherten die Ausgestaltung der Gottesdienste durch Einführung kirchlicher Hymnen an Stelle der monotonen Psalmodien und dergleichen mehr. Dadurch breiteten sie einerseits ihren Einfluß mächtig aus, erregten aber andererseits den Unwillen der high church-Männer, die bei den bestehenden Verhältnissen ganz und gar zufrieden waren, und deren Lieblingsredensart war: „our happy establishment“ (unsere glückliche Staatskirche). In dem rührigen Treiben der Evangelikalen sahen sie verwerflichen Enthusiasmus, und die Evangelikalen selbst bezeichnete man spottweise als „serious clergy“ (ernsthafte Geistliche), Methodisten und dergleichen. Ein Bischof hielt es für seine Lebensaufgabe, diesen „kirchlichen Methodismus“, der sich in seine Diözese eingeschlichen habe, gründlich wieder auszurotten.

Dies war noch wesentlich die Situation, in welcher sich die Evangelikalen befanden, als sie 1799 daran gingen, eine Missionsgesellschaft zu gründen. Bei der von ihnen auf allen Gebieten kirchlichen Lebens entfalteten regen Thätigkeit war es ja nur begreiflich, daß sie, als Ende des Jahrhunderts die Sache der Heidenmission immer mehr in den Gesichtskreis der englischen Christenheit trat, derselben ein warmes Interesse zuwandten. Ebenso war es nicht verwunderlich, daß sie wie bei allen ihren Neuerungen so auch mit dieser Neugründung alsbald auf den Widerstand des Episkopates und der high church-Partei stießen. In der anglikanischen Kirche ist ja das Staatskirchentum noch viel mehr ausgeprägt als bei uns in Deutschland, und alle Bestrebungen, die nicht von den vorgesetzten kirchlichen Behörden ausgehen oder wenigstens von ihr be-

vormundet werden, haben schon dadurch etwas Anrüchiges. Besonders war das in jenen Zeiten der Fall. Daß die Sache von den Evangelikalen ausging, mußte sie in den Augen der high church-Männer von vornherein doppelt verdächtig machen. Und nun schlossen sich hier gar Geistliche und Laien zu einem freien, selbständigen Verein zusammen, der kirchliche Arbeit treiben wollte, ohne daß die Bischöfe die Leitung des Vereins in Händen hatten! Man witterte darin Verrat an der Staatskirche, Häresie und Sektiererei und sah im Geiste dadurch das Wohl des Staates und der Staatskirche ernstlich gefährdet. Die Missionssache vollends wurde damals noch allgemein als etwas Ungesundes, Methodistisches angesehen.

Dementsprechend war die Aufnahme, die die C. M. S. bei den herrschenden kirchlichen Kreisen fand. Der Erzbischof von Canterbury, der dem Komitee nach jahrelangem Warten wenigstens seine Nichtmißbilligung zur Gründung der Gesellschaft ausdrückte, nahm noch keineswegs die unfreundlichste Stellung zu ihr ein. Andere Bischöfe gingen weiter, sie warnten ausdrücklich ihre Diözesangeistlichkeit vor den Sendlingen der C. M. S., diesen im Lande herumreisenden Predigern, die ihre eigenen Gemeinden vernachlässigten, und sie verbaten sich innerhalb ihrer Diözesen die Veranstaltung von Missionsgottesdiensten. Nun wissen wir ja freilich, daß sich auch bei uns die Missionsgesellschaften in den ersten Zeiten nicht der Gunst der Kirchenbehörden erfreut haben, aber für die C. M. S. hatte bei dem viel ausgeprägteren hierarchischen Charakter der anglikanischen Kirche diese offen ausgesprochene Ungunst der Bischöfe ungleich mehr zu bedeuten. Die C. M. S. wollte eine kirchliche Missionsgesellschaft sein, sie erkannte darum alle in der anglikanischen Kirche bestehenden Ordnungen an und war zu ihrer Befolgung verpflichtet. Nun kann in der anglikanischen Kirche nur ein Bischof die Ordination erteilen, andererseits darf niemand predigen und lehren, der nicht ordiniert ist. Da sah sich nun die C. M. S. in einer sehr schwierigen Lage. Einerseits durfte sie keine unordinierten Missionare aussenden, ohne sich in Widerspruch mit den Ordnungen der anglikanischen Kirche zu setzen; andererseits war kein Bischof dazu bereit, ihre Missionskandidaten zu ordinieren. So wurde schon durch diesen einzigen Umstand die ganze Arbeit der C. M. S. in Frage gestellt. Wie hat sich die Gesellschaft geholfen? Sie hat bekanntlich ihre ersten Missionare aus Berlin und Basel erhalten, sie sandte sie darum nach Deutschland zurück, wo sie ordiniert wurden. Nun konnte ihr nicht mehr der Vorwurf gemacht werden, mit unordinierten Missionaren zu arbeiten. Freilich wird heutzutage die lutherische Ordination nicht mehr anerkannt. Doch da da-

mals auch die bischöfliche S. P. C. K. lutherisch ordinierte Missionare in Tandschaur hatte, so war die C. M. S. dadurch gedeckt. Als sich dann die ersten englischen Missionskandidaten der Gesellschaft zur Verfügung stellten, griff man zu folgendem merkwürdigen Mittel, um ihnen die Ordination zu verschaffen. Evangelikale Geistliche nahmen diese Kandidaten zunächst als Privatvikare in ihren Dienst und präsentierten sie als solche ihrem Diözesanbischof zur Ordination. Dann nachdem sie eine Zeitlang Vikarsdienste gethan hatten, konnten sie nun als ordinierte Geistliche ausgesandt werden. Im Jahre 1815 wurden zum erstenmale 2 Evangelikale zu Bischöfen ernannt, Bischof Ryder und Bathurst. Diese haben in den folgenden Jahren die Ordination der Missionskandidaten vollzogen. Als dann 1819 durch den Colonial Service act dem Bischof von London die Befugnis zur Ordination von Geistlichen in den auswärtigen Besitzungen übertragen wurde, hat fortan in der Regel dieser diese Angelegenheit auch für die C. M. S. übernommen.

Daß die Bischöfe sich von der C. M. S. fern hielten, hatte weiter zur Folge, daß auch die Geistlichen großenteils sich ablehnend verhielten. Charakteristisch dafür ist die Antwort, die das Komitee auf seine Bitte zum Beitritt von einem Geistlichen erhielt:

„Eine Gesellschaft, welche sich die Verbreitung wahrer Religion zur Aufgabe gemacht hat, scheint mir mit einem wesentlichen Makel behaftet, wenn sie des Patronates und der Unterstützung derer ermangelt, denen ich als Trägern des apostolischen Amtes und seiner Funktionen Ehrerbietung schuldig bin."

Wieder andere machten der Gesellschaft den Vorwurf, daß sie sich anmaße, was doch allein den Bischöfen zustände, oder gaben ihr den guten Rat, sie solle sich begnügen, eine geldsammelnde Gesellschaft zu sein und, was sie gesammelt habe, zu den Füßen der Bischöfe niederzulegen. Dabei ward ihr das Verfahren der S. P. G., die es im wesentlichen so macht, zum Vorbild hingestellt oder ihr auch vorgeworfen, daß sie die S. P. G. und S. P. C. K. schädige. Sie wurde gedrängt, sich mit der S. P. G. zu vereinigen.

Alle dem gegenüber hatte die C. M. S. es gewiß nicht leicht, galt es doch beständig, ihr Schifflein zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern. Es galt einerseits alles zu vermeiden, wodurch sie den Bischöfen gerechte Ursache zur Beschwerde geben und sich den Vorwurf zuziehen konnte, keine kirchliche Gesellschaft zu sein. Andererseits durfte sie doch, um die Gunst der Bischöfe zu gewinnen, nicht ihre evangelischen Prinzipien preisgeben oder ihre Selbständigkeit zum Opfer bringen. Es ist ein gutes Zeugnis für die große Geduld der Leiter der C. M. S., daß

sie sich durch die Mißgunst der kirchlichen Würdenträger nicht haben beirren und ermüden lassen. Jenem Geistlichen, der an der C. M. S. das Fehlen des bischöflichen Patronats bemängelte, antwortete der damalige Sekretär Pratt:

„Ihr Grundsatz würde die Reformation im Keim erstickt haben. Danach würden die untergeordneten Glieder der Kirche nichts unternehmen dürfen, zu dem die Bischöfe nicht vorher ihre Zustimmung gegeben haben. Wir haben in dieser Hinsicht ein anderes Ziel, nämlich uns diese Zustimmung der Bischöfe allmählich zu erringen; und wir sind überzeugt, daß wir sie zur rechten Zeit errungen haben werden."

Demgemäß sind die evangelikalen Freunde der C. M. S. unentwegt in stiller, treuer Arbeit ihren Weg gegangen. Sie haben keineswegs über der Missionsarbeit ihre eigenen Gemeinden vernachlässigt, wie man ihnen vorwarf; vielmehr mußte man ihnen wohl oder übel das Zeugnis geben, daß in ihren Gemeinden das Niveau des religiösen Lebens höher war als in anderen Gemeinden. Auch gingen sie nicht einseitig in der Missionssache auf, sondern hatten offene Augen und willige Hände gegenüber den Schäden der heimatlichen Kirche. So waren sie hervorragend beteiligt bei der Stiftung der Bibelgesellschaft (1804) und der Londoner Juden-Missionsgesellschaft (1809). Um die Zahl der geistlichen Arbeitskräfte in der Heimat zu vermehren, wurde 1836 im Komiteeraum der C. M. S. von Evangelikalen die Church Pastoral Aid Society gegründet, und zwei Jahre später zu demselben Zwecke für die Kolonieen die Colonial Church Society. Und auch sonst hatten die Evangelikalen an der Hebung des kirchlichen Lebens, das sich in England allmählich anbahnte, einen nicht geringen Anteil.

Was speziell die Missionssache anlangt, so pflegten sie dieselbe fleißig in ihren Gemeinden. Das Deputation work — ähnlich unseren Missionspredigtreisen — wurde schon sehr frühzeitig in den Kreisen der Evangelikalen organisiert. Besonders hat sich aber die C. M. S. ihre Position im Volke dadurch erworben, daß sie in einer Reihe von wichtigen Fragen der Kolonialpolitik, welche nach einander die englische Nation bis in ihre Tiefen bewegten, thatkräftig eingriff und hierbei den christlichen Prinzipien Geltung zu verschaffen suchte. Es sind dies besonders der Kampf für die Aufhebung des Sklavenhandels und der Sklaverei überhaupt, dann der Kampf um die religiöse Freiheit in Indien, später die Opiumfrage, die Stellung der Regierung zum indischen Erziehungswesen und ähnliches. Die C. M. S. konnte in allen diesen Fragen eine hervorragende Rolle spielen, weil sie oft die tüchtigsten Parlamentarier zu ihren Freunden zählte, wie Will. Wilberforce, Ch. Grant, Lord Teignmouth und

ſpäter Graf Shaftesbury, Lord John Lawrence und viele andere. Während die deutſchen Miſſionsgeſellſchaften ihr Leben bis ganz vor kurzem in aller Verborgenheit und Zurückgezogenheit geführt haben, wurde die C. M. S. durch dieſe wirkſame Teilnahme an den großen öffentlichen Tagesfragen ſchon bald zu einer Macht, die man nicht mehr einfach ignorieren konnte, ſondern mit der man wohl oder übel rechnen mußte. Und ſo kam dann auch, wie Pratt es vorausgeſagt hatte, die Zeit, wo die Biſchöfe ſelbſt ein Intereſſe daran haben mußten, ihre Stellung zur C. M. S. zu revidieren. Davon hernach.

Jenes geſpannte Verhältnis, das in den ganzen erſten Dezennien des Jahrhunderts zwiſchen dem Epiſkopat und der C. M. S. obwaltete, iſt begreiflicherweiſe auf die letztere nicht ohne Nachwirkung geblieben. Man kann es dem Komitee der Geſellſchaft ja nicht verargen, daß es ſich von dem Epiſkopat wenig Gutes verſah, ſondern eher geneigt war, demſelben zu mißtrauen. Vornehmlich ſehen wir darum die Laienmitglieder des Komitees, ſo z. B. den thatkräftigen Sekretär Dandeſon Coates und ſpäter den General Hutchiſon, mit großem — oft zu großem — Nachdruck die Unabhängigkeit der Geſellſchaft von jeder offiziellen kirchlichen Kontrolle verfechten. Die klerikalen Mitglieder vertraten dagegen oft den verſöhnlicheren, aber darum doch eben ſo feſten evangeliſchen Standpunkt. Weiter erklärt ſich die Stellung der C. M. S. zu verſchiedenen wichtigen Fragen der ſpäteren Zeit als eine Nachwirkung aus dieſer Zeit, ſo beſonders ihre Stellungnahme zu dem Inſtitut der Kolonial- und Miſſionsbiſchöfe, zu den church congresses, der Lambeth-Konferenz und anderen neueren Einrichtungen der anglikaniſchen Kirche; hierauf müſſen wir ſpäter zurückkommen. Endlich iſt noch ein anderer charakteriſtiſcher Zug der C. M. S. auf dieſe Urſache mit zurückzuführen. In auffallender Weiſe tritt in der C. M. S. das Laienelement hervor. Das hat ſeinen natürlichen Erklärungsgrund. Des biſchöflichen Patronates ermangelnd, ſahen ſich die Freunde der C. M. S. nach anderen um, die das Patronat für die junge Geſellſchaft übernehmen möchten. Vor 100 Jahren gab es ja noch nicht wie heutzutage ſolche Freiheit für Privatperſonen oder Geſellſchaften, Unternehmungen aller Art und über die ganze Welt hin ins Leben zu rufen; man bedurfte dazu einflußreicher Patronage. Dieſe fanden die Gründer der C. M. S. zunächſt bei der bekannten Claphamſekte, Will. Wilberforce und ſeinen Freunden. Später treten andere einflußreiche Männer, Parlamentarier, Generäle, heimgekehrte Kolonialbeamte, beſonders Anglo-Indier an ihre Stelle. Und ſo hat ſich hier allmählich eine feſte Tradition herausgebildet, der zur Folge ſich um die C. M. S. zu allen Zeiten eine Schar der angeſehenſten Männer geſchart hat, die zur Vertretung ihrer Intereſſen bereit iſt.

Faſt unerklärlich dagegen erſcheint auf den erſten Anblick angeſichts der Ungunſt des Epiſkopates und der high church-Partei gegen die C. M. S., die offene Verfaſſung, welche ſie ſich 1812 gab. Es wurde nämlich damals ſtatutenmäßig beſtimmt, daß jeder anglikaniſche Geiſtliche, welcher einen Jahresbeitrag von $^1/_2$ £ leiſtete, Mitglied des

Komitees sein solle. Mußte die C. M. S. nicht fürchten, daß sie bei der überwältigenden Majorität der high church men durch dieses Mittel leicht majorisiert und ihres evangelikalen Charakters entkleidet werden könnte? Thatsächlich hat in den 30er Jahren Newman in Oxford den Versuch gemacht, mit Hilfe seiner Freunde den dortigen Zweigverein der C. M. S. in die Hand der high church zu bringen. Jedenfalls ist aber diese statutarische Bestimmung der C. M. S. ein Zeugnis für ihre rückhaltlose Loyalität gegen die Church of England. Obwohl ihr oft Engherzigkeit vorgeworfen wird, zeigt sie sich hierin viel weitherziger als die S. P. G., welche den Evangelikalen nie Einfluß auf ihre Maßnahmen zugestanden hat.

Überhaupt ist die Stellung, die die C. M. S. von Anfang an zu der S. P. G. einahm, recht bezeichnend. Während letztere die C. M. S. zum erstenmale im Jahre 1841 überhaupt nur erwähnte, hat sich diese seit ihrer Gründung in selbloser Weise auch um die Förderung der S. P. G. bemüht. Sie berichtete eingehend über die Arbeit derselben, sie freute sich neidlos über ihr Wachstum, Freunde der C. M. S. halfen selbst dazu, nicht nur indem sie auch ihr Beiträge leisteten, sondern auch durch Gründung von Hülfsvereinen. Der Sekretär der C. M. S. Pratt bat einst einen Geistlichen in Norwich um Überlassung seiner Kanzel zu einer Missionspredigt, derselbe willigte unter der Bedingung ein, daß die Kollekte der S. P. G. zufiele, worauf Pratt großherzig antwortete: „Wir suchen nicht uns selbst, sondern Christum. Sein Reich, sein Ruhm, sein Geist ist es, was wir in allen Dingen zu fördern suchen.“ — Freilich den oben erwähnten Vorschlägen, die C. M. S. mit der S. P. G. oder mit anderen kirchlichen Gesellschaften zu verschmelzen, Vorschlägen, die zuerst mit von Bischof Heber gemacht sind und später immer wieder auftauchten, konnten die Leiter der C. M. S. nicht zustimmen. Eine solche Union sei gegen das wohlverstandene Interesse der einzelnen Gesellschaften, durch die Abstreifung ihres Sondercharakters und die Uniformierung würden sie nur beeinträchtigt werden.

Zu der schließlichen Auseinandersetzung zwischen der C. M. S. und dem Episkopat haben dann in den 30er und 40er Jahren wichtige Ereignisse auf dem Missionsfelde draußen mitgewirkt, auf die wir jetzt kommen müssen. War schon in der Heimat die Stellung der Gesellschaft zu den Bischöfen schwierig, so vermehrte sich die Zahl der Schwierigkeiten vollends draußen. Wie sollte das Verhältnis zwischen den Kolonialbischöfen und den Missionaren der Gesellschaft geregelt werden? Wieweit sollten die Missionare von dem dortigen Bischof als ihrem kirchlichen Oberen abhängig sein und wieweit von den Anweisungen ihrer Gesellschaft? Sollte der Bischof z. B. so über die Missionare verfügen können, daß er sie nach Gutdünken anstellte, versetzte oder auch absetzte? Dadurch wurde eventuell die Kontinuität der ganzen Missionsarbeit in Frage gestellt. In den ersten Jahrzehnten ihrer Missionsthätigkeit spürte allerdings die Gesellschaft von solchen Schwierigkeiten noch nichts.

Denn es gab in den Kolonien, in denen die C. M. S. arbeitete, noch keine Bischöfe. Das erste Kolonialbistum, das für sie in Betracht kam, das von Kalkutta, war mit eine Errungenschaft des großen Kampfes um den ostindischen Charter 1813 und die C. M. S. hatte einen wesentlichen Anteil daran. Aber sie sollte gleich mit dem ersten Bischof Middleton schlechte Erfahrungen machen. Derselbe war ein high church-Mann und Gegner der Mission. Er lehnte es daher ab, den Missionaren die erforderlichen Licenzen zur Ausübung ihres Berufes zu erteilen, vollends war er abgeneigt, eingeborene Gehilfen zu ordinieren. Sein Nachfolger, der bekannte Bischof Heber, war ein warmer Freund der C. M. S., hatte aber leider nur eine kurze Wirksamkeit. Im Jahre 1836 wurde ein anderer warmer Freund der C. M. S., Daniel Wilson, Bischof von Kalkutta. Doch trotz seiner Sympathie mit der Gesellschaft geriet er bald in Konflikt mit ihr. Er wollte nämlich ihre Missionare zwar mit Licenzen versehen, diese aber auch wieder entziehen dürfen, auch wollte er das Recht haben, die Missionare nach seinem Ermessen zu stationieren. Die Gesellschaft hat sich lange gegen das Zugeständnis solcher Befugnisse gesträubt, aber sie hat schließlich in den Hauptsachen nachgegeben. Zugleich bildete dieser Streit mit Wilson für die C. M. S. die Veranlassung, ihrerseits ihr Verhältnis zu den kirchlichen Organen klar zu stellen. Dies geschah in einem Dokumente, welches seit 1839 dem Jahresbericht regelmäßig als Appendix 2 beigefügt wurde, der Hauptinhalt desselben ist dieser:

Die C. M. S. soll als eine Institution angesehen werden, die die zeitlichen und weltlichen Pflichten, welche die Predigt des Evangeliums mit sich bringt, übernimmt. Sie ist genau genommen eine Laieninstitution (a lay body) und übt als Gesellschaft geistliche Funktionen irgend welcher Art nicht aus. Ihre vier wichtigsten Obliegenheiten sind 1. die Sammlung von Geld in der Heimat und die Verausgabung desselben draußen, 2. die Auswahl und Erziehung der Missionskandidaten, 3. die Aussendung und der Unterhalt der Missionare, 4. die Aufsicht über deren Arbeit. Hinsichtlich der zweiten Obliegenheit könne sich die Frage erheben, ob nicht die Ausbildung der Missionare eine geistliche Thätigkeit sei; indessen thue die Gesellschaft nichts anderes, als was auch andere Laienkörperschaften z. B. die Universitäten thun. Bei dem dritten Punkte habe man zu unterscheiden zwischen Aussenden im vulgären und im speziell kirchlichen Sinn. Letzteres, bestehend in Ordination und Erteilung der Licenz, sei bischöfliche Funktion. Das Aussenden der Gesellschaft sei analog dem Präsentationsverfahren in der Heimat, das auch durch Laien geübt werde. Die vierte Obliegenheit sei allerdings mehr geistlicher Art, aber die Gesellschaft könne ihrerseits auf die Beaufsichtigung ihrer Missionare nicht verzichten. Man müsse im Auge behalten, daß die Verhältnisse auf dem Missionsfelde noch anormale Zustände seien, daß sie eine Übergangszeit darstellen, wo sich naturgemäß manche Schwierigkeiten erheben müßten, rücksichtlich deren sowohl von seiten der kirchlichen

Autoritäten wie der Leiter freiwilliger Gesellschaften gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen zu üben seien. Neben der Beaufsichtigung durch die Gesellschaft wurden der bischöflichen Aufsicht jene im Sinne der Wilsonschen Abmachungen gehaltenen, weitgehenden Konzessionen zugestanden. Später sah sich die Gesellschaft veranlaßt, dieselben bedeutend zu beschränken, wie wir gelegentlich des Streites mit Copleston sehen werden.

Die ausschlaggebenden Schritte zur Verständigung mit dem Episkopat fanden dann 1841 statt. Bischof Blomfield von London, der damalige Stimmführer des anglikanischen Episkopates, beabsichtigte, um die weitere Gründung von Kolonialbistümern zu ermöglichen, einen Colonial-Bishopric-fond zu stiften, wozu er auch die Mithilfe der C. M. S. wünschte. Er schloß darum mit ihren damaligen Leitern ein Konkordat, auf Grund dessen eine engere Verbindung der Gesellschaft mit den Bischöfen angebahnt wurde. Zu diesem Zwecke solle sich die Gesellschaft unter eine gewisse Kontrolle der Bischöfe stellen, eine Kontrolle, die sich nicht in eifersüchtiger oder streitsüchtiger Einmischung äußern, sondern der Gesellschaft vollkommen Freiheit lassen solle, ihr heiliges Werk ungehindert und ununterbrochen fortzusetzen, andrerseits dem Episkopat die Gewähr biete, daß die Missionsarbeit nach den Prinzipien und in den Bahnen der anglikanischen Kirche betrieben werde. Dazu konnte sich die C. M. S., ohne sich etwas zu vergeben, bereit erklären. Das Abkommen wurde also geschlossen, und die Statuten der Gesellschaft wurden um die Bestimmung vermehrt, daß alle Fragen in Angelegenheiten von Kirchenordnung und -zucht, über die sich zwischen der Gesellschaft und einem Kolonialbischof Differenzen ergeben sollten, vor das Tribunal des englischen Episkopats gebracht und dort endgiltig entschieden werden sollten. Infolge dieser Vereinbarung trat alsbald eine ganze Reihe von Bischöfen der C. M. S. bei. Gegenwärtig werden wohl ziemlich alle Bischöfe in ihr das Amt von Vize-Präsidenten bekleiden. Allerdings haben nur sehr wenige bisher aktiven Anteil an ihren Geschäften genommen. Den meisten dürfte doch die Art der S. P. G. lieber sein.

Auch hat weder das Wilsonsche Abkommen noch das Blomfieldsche Konkordat verhindern können, daß die C. M. S. mit diesem und jenem Kolonialbischof in verdrießliche Konflikte geriet. Einen solchen hatte sie z. B. gleich in den 40er Jahren mit dem ersten Bischof von Neuseeland Selwyn, einem zwar sehr energischen, aber auch befehlshaberischen Manne, auszufechten. Abgesehen davon, daß auch er mit der Erteilung der Ordination an die Missionare und vollends an eingeborene Gehilfen sehr zurückhaltend war, glaubte er die Missionare der C. M. S. wie ein General seine Soldaten hierhin und dorthin kommandieren zu können, worauf sich natürlich die Gesellschaft nicht einlassen konnte. Und auch sonst ist das Auftreten Selwyns

gegen die Missionare, besonders gegen den verdienten Henry Williams oft ein recht voreingenommenes, ja ungerechtes gewesen. In späteren Zeiten hat er sich allerdings freundlicher zu ihnen gestellt. — Noch ärgerlicher und tiefgreifender war der Ceylonesische Streit mit Bischof Copleston in den 70er Jahren. Dieser verlangte unter andern, daß sich die Missionare als Kuratgeistliche den mit der kirchlichen Versorgung der Engländer auf Ceylon betrauten Kapplänen unterordnen und diesen von ihrer Arbeit Rechenschaft ablegen sollten. Und nun gehörten diese Kapläne noch dazu meist der high church an, waren vielleicht nicht einmal Missionsmänner und waren endlich auch meist ganz junge Leute, während unter den Missionaren doch schon viele bejahrte und erfahrene Männer waren. Eine weitere Ursache des Streites gab die Tamil-Kuli-Mission ab, die von der C. M. S. unter den Theeplantagenarbeitern betriebene Reisemission. Den Unterhalt derselben besorgte ein interdenominationelles Komitee. Das war dem hochkirchlichen Bischof ein Dorn im Auge. Er verlangte, daß die Missionare ihre Verbindung mit diesem Komitee lösen sollten, obwohl die Arbeit strikte nach anglikanischem Ritus gehandhabt wurde. Im Verlauf dieses Streites sah sich Copleston sogar veranlaßt, sämtlichen beteiligten Missionaren ihre Licenzen zu entziehen. Der Streit zog sich durch mehrere Jahre hin, bis er schließlich durch den Schiedsspruch der beiden englischen Erzbischöfe und dreier Bischöfe wesentlich zu Gunsten der C. M. S. entschieden wurde. Doch sah sich die Gesellschaft veranlaßt, um eine Wiederholung solches ärgerlichen Vorfalles zu vermeiden das Wilsonsche Abkommen, in welchem den Bischöfen allerdings das Recht zugesprochen wurde, nach ihrem Ermessen auch ohne Angabe von Gründen einem Missionar die Licenz zu entziehen, zu modifizieren. Sie gab dem hierauf bezüglichen Passus ihrer Statuten fortan die Fassung: Die Bischöfe der Church of England ordinieren und senden die Missionare der Gesellschaft aus (im kirchlichen Sprachgebrauch). Falls ihr Arbeitsfeld innerhalb der Jurisdiktionssphäre eines Kolonialbischofs liegt, wird es Brauch des Komitees sein, den betreffenden Bischof um die Licenz anzugehen, in welcher das Arbeitsfeld des Missionars anzugeben ist. Die Gesellschaft thut dies in der Erwartung, daß die Licenzen nicht verweigert oder, nachdem sie bewilligt waren, nicht wieder entzogen werden, es sei denn aus einigen gesetzlich bestimmten Gründen.[1])

Die Kontroverse mit Bischof Blyth hatte wesentlich theologische Differenzen zur Grundlage und wird erst im nächsten Abschnitt zur Sprache kommen.

Nach allen diesen Erfahrungen wird man sich nicht wundern dürfen, daß die Evangelikalen für die Ausdehnung des anglikanischen Episkopats und die Neugründung von Kolonial- und Missionsbistümern zunächst nur geringe Begeisterung haben konnten. Die natürliche Entwickelung des englischen Kolonialreiches in unserm Jahrhundert brachte freilich diese Ausdehnung des Episkopats in ihrem Gefolge mit sich und die C. M. S. konnte sich dieser natürlichen Entwickelung auf die Dauer nicht widersetzen, sondern hat ihr Schritt für Schritt nachgeben müssen.

[1]) Hiernach sind die nicht ganz genauen Angaben meines früheren Aufsatzes (A. M.-Z. 1897, 514) zu berichtigen.

Sie hat sich, so gut es eben anging, mit der nicht abzuändernden Thatsache abzufinden gesucht. Vor allem drang sie darauf, daß die Machtbefugnisse der Kolonialbischöfe genau festgelegt würden. Weiter hat sie, um ihrerseits einen Einfluß auf die Besetzung der Bistümer zu gewinnen, teils große Summen für die Dotierung derselben bewilligt, teils zahlt sie für die speziell auf ihren Arbeitsfeldern stehenden Missionsbischöfe das laufende Gehalt, und diese Bischöfe werden dann in der Regel aus der Zahl ihrer Missionare genommen. Endlich erstrebt sie als Ziel, daß auf den Missionsfeldern womöglich aus den Eingeborenen Bischöfe gewonnen werden. Bisher ist ihr das allerdings erst in 3 Fällen (Bischof Crowther und die Suffraganbischöfe Phillips und Oluwole, alle 3 in Westafrika) geglückt.

Je mehr das gespannte Verhältnis mit dem Episkopate nachgelassen hat, desto vorurteilsloser hat sich dann die Gesellschaft auch diesem Institut gegenüber verhalten und die Vorzüge anerkannt, die das episkopale System mit sich bringt, indem es auch auf dem Missionsfelde eine feste kirchliche Organisation schafft und der zu bildenden jungen Nationalkirche an dem anglikanischen Episkopat, dem sie damit angegliedert wird, ein solides Rückgrat giebt. Und so ist die Stellung der Evangelikalen zu der episkopalen Frage jetzt eine weit andere als ehedem. Man findet jetzt auch unter ihnen enthusiastische Freunde des Episkopalismus.

2. Im Kampf mit dem Ritualismus.

Die Auseinandersetzung der C. M. S. mit dem Episkopalismus hatte sich noch nicht vollzogen, als sich bereits ein neuer Widersacher erhob, der dem Evangelikalismus und damit auch der C. M. S. sehr gefährlich zu werden drohte: der Ritualismus. Die anglikanische Kirche hat bekanntlich nie gründlich mit dem katholischen Sauerteig aufgeräumt, und was nun von diesem Sauerteig in ihrer Mitte zurückgeblieben war, drohte in der ritualistischen Bewegung aufs neue die ganze anglikanische Kirche zu durchsäuern.

Es sind verschiedene Umstände, die zur Entstehung dieser katholisierenden Bewegung zusammengewirkt haben.

Einmal haben wir hier die Reaktion des high church-Geistes gegen den an Einfluß immer mehr gewinnenden Evangelikalismus. Im Laufe der Jahre hatte sich nämlich die Situation des letzteren wesentlich verändert. Durch seine Rührigkeit hatte er gewaltig an Terrain gewonnen, er war allmählich populär geworden. Mit seinem Bekennen war kein Martyrium mehr verbunden wie in den Anfangszeiten. Nach und nach war er wohl gar etwas zu komfortabel und weltförmig geworden.

Auf die Höhe seiner Machtstellung gelangte er vollends in der Mitte der 50er Jahre unter dem Ministerium Palmerston. Dieser war in kirchlichen Angelegenheiten ganz von seinem Neffen, dem bekannten Philanthropen Graf Shaftesbury, abhängig, und dessen Einfluß brachte eine ganze Zahl der evangelikalen Führer auf Bischofsstühle oder in andere höhere kirchliche Würden, so die Bischöfe Bickersteth, Baring, Pelham, Waldegrave, Erzbischof Longley und manche andere. Man nannte diese Bischöfe die Palmerston-Bischöfe, wir werden später noch von ihnen hören. Die high church-Partei war nun offenbar nicht gewillt, sich so ohne weiteres die Herrschaft aus den Händen reißen zu lassen, der Ritualismus ist das Mittel geworden, den alten Einfluß voll und ganz zurückzuerobern. — Eine andere Ursache, die das Emporkommen dieser Richtung sehr befördert hat, war der Umstand, daß sich um jene Zeit ernstliche Gefahren für die bestehende Staatskirche erhoben. Im Parlament machte sich eine drohende, kirchenfeindliche Strömung geltend, die in der Church reform bill zum erstenmale zum Ausdruck kam und später (1869) zum disestablishment der irischen Staatskirche (Trennung der Kirche vom Staat und Aufhebung der Unterhaltungspflicht der Kirche durch den Staat) führte. Ein gleiches fürchtete man für die englische Staatskirche. Und so wurde es die Losung der jungen Partei: Die altenglische Kirche mit ihrer apostolischen Succession ist in Gefahr. Laßt uns leben oder sterben zur Verteidigung der Kirche. — Endlich ein dritter wichtiger Faktor liegt in den romantischen Tendenzen, welche in den 30er Jahren allenthalben großen Einfluß hatten. Wir begegnen ihnen in Deutschland so gut wie in England, auf dem Gebiet der Litteratur und Ästhetik so gut wie auf dem der Religion. Überall hatte die Romantik mit ihrem unklaren Schwärmen für vergangene mittelalterliche Zustände den Übertritt zur katholischen Kirche zur Folge; in der anglikanischen Kirche führte sie zur Bildung des Ritualismus.

Newman, ein junger, feuriger Geistlicher in Oxford, vertiefte sich mit Begeisterung in das Studium der Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte. Die Zustände der damaligen Christenheit schienen ihm die wahrhaft apostolischen, als das Ideal, zu dem man darum zurückkehren müßte. Ein Kreis gleichgesinnter Freunde, unter denen besonders Pusey und Manning hervorragten, schloß sich um ihn. In die Öffentlichkeit trat die neue Partei zuerst durch eine Reihe von tracts oder Abhandlungen, die sie in der Times veröffentlichten und woher sie damals den Namen „Tractarier" erhielten.[1]) Schritt für Schritt enthüllten sie in diesen tracts ihre auf Verherrlichung des Priestertums und der Sakramente herauslaufenden Prinzipien. Indessen wurde die Gefahr von den Evangelikalen in der ersten Zeit noch wenig erkannt, und die Bewegung konnte sich ziemlich ungestört weiter entwickeln und ausdehnen. Sie trat immer kühner und unverhüllter hervor; 1859 schlossen sich ihre Anhänger zur English church union zusammen, „um die Lehre, Ordnungen und Ritual der Church of

[1]) Nach ihrem Entstehungsort nennt man die Bewegung auch „the Oxford movement" oder nach ihrem späteren, gemäßigteren Führer „Puseyismus."

England ohne jede Einbuße zu verteidigen und aufrecht zu erhalten gegen Erastianismus, Rationalismus und Puritanismus." Daß sie selbst die 39 Artikel, die Grundlage der anglikanischen Kirche, als „40 Streiche weniger einen auf den Rücken der englischen Geistlichen" bezeichnen konnten, schien ihnen damit nicht in Widerspruch zu stehen. Aus der überspannten Bedeutung, die sie der Stellung des Geistlichen, „des Priesters", und den Sakramenten beilegten, erklärt sich ihre Vorliebe für alles rituelle Wesen.[1]) Dasselbe wurde allmählich nach katholischen Mustern immer reicher ausgestattet. Die Meßgewänder des Priesters fingen an eine wichtige Rolle zu spielen. Brennende Lichter auf dem Altar und Weihrauch wurden in den Gottesdiensten wieder eingeführt. Auf die östliche Stellung am Altar (eastwards position) wurde großes Gewicht gelegt. Die Abendmahlsfeier bekam immer mehr Ähnlichkeit mit der römischen Messe. Den Gemeindegliedern wurden katholisierende Andachtsbücher in die Hand gegeben. In den Kirchen wurden Heiligenbilder aufgestellt. Die Praxis der Ohrenbeichte kam mehr und mehr in Aufnahme, man erstrebte sogar die Anstellung besonderer Beichtväter u. s. w. Kurzum es ging immer weiter auf der abschüssigen Bahn nach Rom hin. Nicht wenige und besonders die meisten der Führer (Newman, Manning, Shipley, Rivington) zogen denn auch die letzten Konsequenzen und traten zum Katholizismus über. Der Papst glaubte die Zeit gekommen, wo die abtrünnige Tochter England in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren würde, und errichtete eine ganze Anzahl von englischen Erzbistümern und Bistümern.

Es wurde mehr und mehr offenbar, welche Gefahr der anglikanischen Kirche und am meisten natürlich dem Evangelikalismus von dieser Seite her erwuchs. Man mußte ja immer deutlicher sehen, daß der Ritualismus ein Todfeind des Evangelikalismus war, mit dem es galt, um die Existenz zu ringen. So erhob sich denn auch eine machtvolle Bewegung gegen den Ritualismus. No popery! lautete der Kampfesruf. Man protestierte ernstlich gegen die päpstliche Anmaßung. Die Bischöfe gingen selbst gegen Ritualisten vor. Einer derselben, Rev Bennet, wurde von dem streng hochkirchlichen Bischof Blomfield abgesetzt. In einem Pastoralbriefe warnten die Bischöfe gemeinsam vor dem Ritualismus. Zu seiner Bekämpfung bildete sich ein Gegenbund, die Church association; die Evangelikalen standen bei dem Kampf natürlich in erster Linie. Leider war das Vorgehen dieser association ein verfehltes; denn die Mittel, die sie in ihrem

[1]) Demgemäß werden die Trattarier später dann auch meist Ritualisten genannt.

Kampfe anwandte, waren nicht alle geistlich. Man beschloß nämlich, dazu sich nicht nur öffentlicher aufklärender Versammlungen, Vorlesungen und des Gebrauchs der Presse zu bedienen, sondern eventuell auch zu den Gerichten und zum Parlament seine Zuflucht zu nehmen. Dies war zwar nichts Außergewöhnliches, denn das privy council, der höchste englische Gerichtshof, hatte von alters her auch kirchliche Fragen zu entscheiden. Aber es war doch nicht mehr zeitgemäß, religiöse Angelegenheiten vor ein weltliches Forum zu bringen, und die Evangelikalen haben ihrer Sache dadurch nur geschadet. Allerdings setzten sie fast in allen Fällen die Verurteilung der ritualistischen Praxis durch, mehrere renitente ritualistische Geistliche mußten sogar ins Gefängnis wandern. Aber dies bildete durchaus keinen Damm gegen das Vordringen des Ritualismus; im Gegenteil gewann er, indem ihm damit das Stigma des Martyriums aufgedrückt wurde, nur an Einfluß und breitete sich immer mehr aus. Die Evangelikalen sind darum auch davon zurückgekommen, auf gerichtlichem Wege den Streit zum Austrag zu bringen, sie gründeten mehrere neue Vereine, die mit geistlicheren Waffen den Kampf führen sollten. Aber schon dies, daß immer ein neuer Verein an die Stelle des alten trat, ist ein Zeichen, daß ihr Kampf nicht von Erfolg gekrönt war. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Evangelikalen aus ihm nicht als Sieger hervorgegangen sind, sie haben es nicht hindern können, daß der Ritualismus sich immer mehr ausgebreitet hat, ja geradezu die herrschende Partei in der church of England geworden ist. Worin hat dies seine Ursache? Einmal darin, daß er in der anglikanischen Kirche schon so manche Anknüpfungspunkte vorfand. Sodann darin, daß er unter der Leitung des gemäßigteren Pusey seine Richtung leise änderte. Aus einer zum römischen Katholizismus führenden Bewegung wurde nämlich eine anglo-katholische Bewegung. Die englische Kirche, so verkündigte er, ist ja die uralte, katholische Kirche, durch die ununterbrochene Succession ihrer Bischöfe steht sie ebenso gut wie Rom in Konnex mit der apostolischen Zeit, und vor Rom hat sie noch den Vorzug voraus, daß sich in ihre Mitte nicht die römischen Irrlehren eingeschlichen haben. Es begreift sich, daß dieser Ideengang dem englischen Nationalbewußtsein sehr schmeicheln mußte und so dem gemäßigteren Ritualismus unter dem Kleide des Anglokatholizismus vielfach auch da Eingang verschaffte, wo er früher mißtrauisch angesehen war, so fast bei dem gesamten Episkopat. Eine letzte Ursache, die nicht wenig zu seiner Ausbreitung geholfen hat, war die große Rührigkeit, die die Ritualisten — wie einst die Evangelikalen — entfalteten. Die parochiale Arbeit, der

sie sich in der Regel mit großer Treue hingaben, verdankt ihnen manche Verbesserung, ebenso das gottesdienstliche Wesen. Auch die Evangelikalen haben manches, was die Ritualisten auf diesen Gebieten geschaffen haben, als praktisch anerkannt und darum in ihre Thätigkeit übernommen. Vor allem ließen sich aber die Ritualisten die Heranziehung eines jungen theologischen Nachwuchses angelegen sein. Sie haben zu diesem Zwecke nicht wenige theologische colleges gestiftet. So haben sie es bewirkt, daß ein sehr großer Teil der jüngeren anglikanischen Geistlichkeit ihnen zugefallen ist.

Darin besteht denn auch zur Zeit die größte Gefahr, die der Ritualismus für den Evangelikalismus bildet. Je mehr junge Geistliche in das Lager des Ritualismus übergehen, desto mehr gehen ihm verloren. Darum haben die Evangelikalen auch ihrerseits Anstrengungen gemacht, dies zu verhindern. Ihr altes Institut, die Church pastoral aid society erfuhr eine kräftige Neubelebung. In Highbury (London) gründeten sie ein college zur Ausbildung junger evangelikaler Geistlicher. Und noch wichtiger wurden die beiden colleges, die sie an den beiden Landesuniversitäten Cambridge und Oxford ins Leben riefen, Ridley Hall und Wycliffe Hall. Diese beiden Institute haben sich eine höchst angesehene Position errungen und schon viel Segen gestiftet. Es ist überhaupt unverkennbar, daß der Kampf zwischen Evangelikalismus und Ritualismus nicht auf litterarischem Felde, sondern auf dem des praktischen kirchlichen Lebens ausgefochten werden wird. Beide Parteien strengen sich auf das äußerste an, hier ihre volle Kraft zu entfalten, um dem Gegner den Rang abzulaufen.

Wiewohl nun der Evangelikalismus dem Ritualismus im allgemeinen als Feind gegenübertreten mußte, so läßt sich doch wahrnehmen, daß er dies und jenes von ihm angenommen hat. Daß die Evangelikalen manche parochialen und kultischen Verbesserungen der Ritualen nachgeahmt haben, wurde schon erwähnt. Haben doch schroffer stehende Evangelikale die C. M. S. sogar schon beschuldigt, den ritualistischen Tendenzen allzusehr nachzugeben, und gedroht, eine neue, unverfälscht evangelische Missionsgesellschaft zu stiften. Am charakteristischsten ist es zu beobachten, wie sich die Evangelikalen die Lieblingsidee des Ritualismus von der apostolischen Succession ihres bischöflichen Amtes angeeignet haben. Auch in evangelikalen Blättern wird heutzutage in unseren Augen ein übertriebener Wert auf dieses „Kleinod" der anglikanischen Kirche gelegt. Ebenso sieht man in neueren Einrichtungen der C. M. S., wie z. B. in der der bands of associate evangelists, nicht mit Unrecht Einflüsse des Ritualismus.

Daß wir diesen Kampf zwischen den beiden Parteien so eingehend schildern mußten, hat seinen Grund darin, weil der Ritualismus indirekt zunächst und dann auch direkt von großer Bedeutung für die Entwickelung des englischen Missionswesens überhaupt und der C. M. S. im besonderen ist.

Die Wirkung jenes Kampfes, den die Evangelikalen in den 60er und 70er Jahren in der Heimat zu kämpfen hatten, machte sich sehr bald in der Missionsarbeit unliebsam fühlbar. Wir sehen nämlich, wie das erfreuliche Fortschreiten der C. M. S. allmählich ins Stocken gerät, zum Stillstand kommt, sogar Rückschritte macht. Es stellt sich ein Mangel an Missionskandidaten und an Mitteln ein. Das Missionsinteresse scheint, anstatt zu wachsen, abzunehmen. Der litterarische Streit stand im Vordergrund des Interesses und absorbierte viel Kraft, die sonst der Mission zu gute gekommen wäre. Doch das ist das Geringste. Denn diese Periode des sinkenden Interesses ist von der C. M. S. längst überwunden.

Aber eine beständige Gefahr für die Evangelikalen und damit auch für die C. M. S. ist die fortgehende Ausbreitung des Ritualismus an sich, denn er bedeutet ja gleichzeitig eine Zurückdrängung des Evangelikalismus, und eine Schwächung des letzteren muß zur notwendigen Folge eine Schädigung der C. M. S. haben. Das ist die indirekte Bedeutung, die der Ritualismus für die C. M. S. hat. Aber auch direkt hat sie seinen Einfluß mehr als einmal zu spüren bekommen. Der Ritualismus wandte sich auch der Missionssache zu und suchte seinen Prinzipien hier Geltung zu verschaffen. Es ist begreiflich, daß er, als ein natürlicher Feind aller freien Vereinigungen für kirchliche Zwecke, wodurch die Autorität des Episkopats und des Amtes überhaupt geschädigt würde, auch für die Missionsgesellschaften keine Sympathie haben konnte. Enragierten Ritualisten war daher nicht einmal die S. P. G. recht. Vielmehr war ihnen die freiheitliche C. M. S. ein Dorn im Auge. Alle Gesellschaften seien ein Anachronismus; die Kirche müsse als solche (in its corporate capacity) den Betrieb der gesamten Heidenmission in die Hand nehmen. Da aber die Ritualisten die bestehenden Gesellschaften doch nicht so kurzer Hand aus der Welt schaffen konnten, so suchten sie wenigstens die S. P. G. in ihre Hand zu bringen und nach ihren Ideen zu leiten. Nachdem sie dann in der S. P. G. ausschlaggebend geworden waren, haben sie die Eifersucht zwischen dieser Gesellschaft und der C. M. S. noch verschärft, ja diese Eifersucht artete bisweilen in Bitterkeit und in Ungerechtigkeit gegen einander aus. Ihr Einfluß ist es offenbar auch, der die S. P. G. und verwandte Gesellschaften so äußerst exklusiv gemacht hat, daß sie sich nicht einmal an gemeinschaftschaftlichen Missionskonferenzen verschiedener Gesellschaften beteiligen. Was aber die Anwendung der ritualistischen Prinzipien auf den Missionsbetrieb angeht, so wirft darauf der Aufsatz eines der hervorragendsten Ritualisten Dr. Littledale, „the missionary aspect of Ritualism“ genügendes Licht. Ausgehend von der „mitleiderweckenden Geschichte der respektablen Heidenmission der Church of England“ stellt er ein recht schmuckreich ausgestattetes

Ritual als das geeignetste Mittel zur Evangelisation unwissender Heidenvölker hin. Denn ein solcher reich ausgestatteter Gottesdienst sei für sie eine verständlichere Lektion als eine Predigt. Das Thor des Auges sei ja das Mittel zum Herzen zu kommen. — Andere ritualistische Einflüsse haben wir in dem Aufkommen von missionary brotherhoods mit fast mönchischem Charakter, wie z. B. den Cowley Fathers in Indien. Auch die Cambridge-Delhi-Mission, die Oxford-Calcutta-Mission und die Universitäten-Mission in Ostafrika sind stark mit ritualistischen Ideen verquickt. Daß die episkopale Frage bei den Missionsanschauungen der Ritualisten wesentlich anders angesehen wird als bei den Evangelikalen, bedarf kaum der Erwähnung. In ihren Augen ist eine Mission unvollkommen, wenn nicht ein Bischof an ihrer Spitze steht, und zwar muß die Bestellung eines Bischofs allen weiteren Schritten vorangehen.

In drastischer Weise veranschaulicht die Geschichte des Bistums Jerusalem die Anschauungsweise der Ritualisten, sie tritt hier so handgreiflich wie nirgends sonst in Gegensatz zu der der Evangelikalen. Darum mögen die einzelnen Phasen dieser Geschichte kurz skizziert werden. Das Bistum wurde bekanntlich 1841 durch gemeinsame Aktion der preußischen und englischen Regierung geschaffen. Auf englischer Seite wurde der Plan von den Evangelikalen freudig begrüßt und hauptsächlich von Graf Shaftesbury betrieben. Die Ritualisten dagegen waren geradezu wütend darüber. Dr. Pusey führte laute Klage, daß die Kirche von England zum erstenmale mit denen „außerhalb der Kirche" Gemeinschaft halte. Um die Gunst des bilderdienerischen Rom zu buhlen, scheuten sie sich nicht; dagegen die Gemeinschaft mit dem protestantischen Preußen war ihnen ein Stein des Anstoßes! Manning erklärte sogar, daß diese gemeinschaftliche Aktion bei ihm den Krug zum Überlaufen gebracht und für seinen Austritt aus einer so entarteten Kirche den Ausschlag gegeben habe. Der zweite Akt in dieser Angelegenheit spielte sich dann bei der Ernennung des zweiten Bischofs Gobat, und als diesen die C. M. S. zur Missionsarbeit nach Palästina rief, ab. Darin sahen die Ritualisten einen verwerflichen Angriff auf die ehrwürdigen Kirchen des Morgenlandes, und sie beschuldigten den Bischof und die Gesellschaft der Proselytenmacherei. Beide konnten solche Beschuldigungen als ungerechtfertigt zurückweisen. Sie waren durchaus nicht darauf ausgegangen, Proselyten zu machen, sie hatten nur schlicht das Evangelium verkündet. Wenn dadurch Glieder der orientalischen Kirchen die Verderbtheit ihrer Mutterkirche erkannt hatten und nach einer Gemeinschaft begehrten, wo ihnen das lautere Wort Gottes gespendet wurde, so konnten das der Bischof und die C. M. S. nicht hindern und solchen den Beitritt zur anglikanischen Kirche nicht wehren. Der Erzbischof von Canterbury pflichtete darum den Maßnahmen Gobats und der C. M. S. durchaus bei. Dadurch fühlten sich 1000 ritualistische Geistliche veranlaßt an die orientalischen Patriarchen und Synoden eine Denkschrift zu richten, in der sie das Thun Gobats und der C. M. S. desavouierten. Die 4 Erzbischöfe von England und Irland erließen als Entgegnung ihrerseits eine Erklärung, in der sie Bischof Gobat ihre Billigung aussprachen. 1881 hat das englisch-

preußische Bistum zu Jerusalem sein Ende gefunden. Sechs Jahre später wurde es jedoch als anglikanisches Bistum durch Erzbischof Benson — wieder unter dem Protest der Ritualisten — erneuert. Das Gehalt wurde zur Hälfte von der C. M. S. und zur Hälfte von der Londoner Juden-Mission garantiert. Aber nun trat etwas Unerwartetes ein, wodurch die bisherigen Verhältnisse geradezu auf den Kopf gestellt wurden. Der Erzbischof scheint sich in der Person des von ihm ernannten Bischofs völlig getäuscht zu haben. Denn es stellte sich heraus, daß der neue Bischof Blyth ein ausgesprochener Ritualist war. Es dauerte nicht lange, so überschüttete er die Missionare der C. M. S. mit neuen Anklagen wegen angeblichen Proselytenmachens. Dieselben erregten in England viel Aufsehen. Die Ritualisten schlugen natürlich gleich Kapital daraus auf Kosten der ihnen mißliebigen Gesellschaft. Hingegen verlangten die schrofferen Evangelikalen, daß die C. M. S. ihren Beitrag zum Gehalt des Bischof Blyth zurückziehen solle, denn mit dem Gelde, das zu evangelikalen Zwecken gesammelt sei, dürfe man den Ritualismus nicht befördern. Die Angelegenheit kam auch in der convocation (Generalsynode) zur Sprache und wurde schließlich durch einen Schiedsspruch des Erzbischofs Benson wieder durchaus zu Gunsten der C. M. S. entschieden. Eine wesentliche Verbesserung des Verhältnisses zwischen Bischof Blyth und den Missionaren ist aber dadurch nicht herbeigeführt worden. Der Riß ist eher weiter geworden, als der Bischof bei seinem nächsten Hirtenbrief seinen fortgeschrittenen ritualistischen Anschauungen in scharfer Weise Ausdruck verlieh und großen Nachdruck auf allerlei Riten wie den gemischten Kelch, die eastwards position, brennende Lichter, Waschungen und dergl. legte. Hierin sieht er die rechten Mittel zur Annäherung an die orientalischen Kirchen!

So findet also der Evangelikalismus und die C. M. S. in dem Ritualismus sowohl daheim wie draußen einen gefährlichen Feind, der ihnen viel Ärgernis bereitet, und vor dem sie unabläßig wohl auf der Hut sein müssen.

Die „olon Maanjan" und die Missionsarbeit unter denselben.

Von Missionar Sundermann II.

(Schluß.)

Erst im Jahre 1882 konnte Feige den Erstling aus den Maanjan in Tameanglajang taufen. Es war dies ein fast tauber Mann namens Tindong, der aber das Evangelium wirklich mit dem Herzen erfaßte und ein treuer Christ wurde. Es folgten dann auch noch einzelne andere aus Tameanglajang. Doch bald that sich in der Ferne eine ganz neue Thüre auf.

Einige von den oben erwähnten oloh Ngadju-Christen waren 6 Stunden weiter von Tameanglajang aus in den Wald gezogen, um besseres Land für Reisbau zu suchen. Sie fanden das am Ampari, einem

Nebenflusse des Paku, in Balai-Dato und ließen sich dort nieder. Dort wohnten in den Wäldern zerstreut auch schon viele Maanjan. Zu letzteren wurde auf diese Weise die Kunde des Evangeliums gebracht und Feige begann bei seinen Besuchen, die er den dorthin verzogenen Christen machte, die Arbeit unter ihnen. Und wunderbar, was in nächster Nähe nicht gelingen wollte, hier in der Ferne gelang es. Der Herr that einem nach den andern das Herz auf und es konnten in den nächsten Jahren in und um Balai-Dato etwa 50—60 aus den Maanjan unterrichtet und getauft werden. Zwar war es eine mühevolle Arbeit. Wege gab es nicht, durch Urwald und Sumpf mußte der Missionar die 6 Stunden Wegs zu Fuße zurücklegen und auch an Ort und Stelle die einzelnen Familien auf ungebahnten Wegen aufsuchen, denn alle wohnten hin und her im Walde zerstreut. Doch er that es gern und mit Eifer, freute er sich doch, daß der Herr ihn endlich Frucht seiner Arbeit sehen ließ.

Tromp war in Telang geblieben und hatte dort die Arbeit weiter fortgesetzt. Da sich aber keine Wendung zum Bessern zeigte, sondern die Leute mit Suta-Ono an der Spitze in ihrer Gleichgiltigkeit beharrten, so beschäftigte er sich in den nächsten Jahren hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten. Es entstand ein ABC-Buch, eine Biblische Geschichte und unter Feiges Mithilfe ein kleines Gesangbüchlein mit Katechismus, welches alles in Bandjermasin gedruckt wurde. Auch sammelte Tromp ein Wörterbuch und schrieb eine Grammatik, welche beide im Manuskript noch vorhanden sind und mir später bei Erlernung der Maanjansprache wesentliche Dienste geleistet haben.

Im Jahre 1884 machte Tromp auch einen Versuch mit der Arbeit in der Ferne, da er in der Nähe keinen Eingang bei den Leuten fand. Er machte nämlich einen Besuch bei dem oben erwähnten, von ihren Volksgenossen getrennt wohnenden, kleinen Teil der Maanjan auf der anderen Seite des Tabalong-Flusses in Waruken, Tandjong gegenüber und blieb dort etwa 8 Tage. Doch auch dort fand er keine willigen Ohren und Herzen für die Predigt des Evangeliums. Auf der langen schwierigen und mühevollen Reise aber hat sich der Missionar eine Krankheit geholt, die sich zur Dysenterie ausbildete und ihn nicht mehr verlassen wollte. Auch Feige kränkelte und beide mußten an eine baldige Erholungsreise nach Europa denken und baten in Barmen um Ersatz oder wenigstens Hilfe.

So standen die Sachen, als Schreiber dieses im Februar 1887 mit in die Arbeit unter den Maanjan eintrat. Von Feige wurde ich damals

in Bandjermasin abgeholt und kam also zunächst nach Tameanglajang. Von dort aus besuchte ich bald auch Tromp. Ich traf ihn, schon über ein Jahr an Dysenterie leidend, sehr elend. Am liebsten hätte er natürlich gesehen, wenn ich gleich für ihn in Telang hätte eintreten können. Das ging natürlich schon der mangelnden Sprachkenntnis wegen nicht. Dann aber war auch nach reiflicher Überlegung beschlossen worden, Telang überhaupt als Missionsstation ganz aufzugeben, d. h. es vorläufig mit einem inländischen Gehilfen zu besetzen und dann das Weitere abzuwarten. Anfangs April reiste Tromp mit Familie nach Europa ab. Wider Erwarten erholte er sich dort schnell von seinen Leiden, ist dann 1889 im Juni nach Borneo zurückgekehrt, aber vorläufig nicht zu den Maanjan, sondern hat seine Arbeit wieder unter den oloh Ngadju gefunden.

Mein Standplatz wurde also Tameanglajang und nun galt es zunächst Sprache zu lernen. Die Aufgabe war um so schwieriger, da es notwendig erschien, nicht nur die Maanjan-Sprache, sondern auch die der oloh Ngadju zu erlernen, einmal, weil in der letzteren Sprache eine gute und vollständige Bibelübersetzung vorlag und dann auch besonders, weil es mir später obliegen mußte, auch unter den mehrfach erwähnten, nach Siong-Patai übergesiedelten oloh Ngadju zu arbeiten. Fünf Monate lang beschäftigte ich mich zunächst ausschließlich mit der Ngadju-Sprache, dann wurde auch die Maanjan-Sprache mit in Angriff genommen. In Jahresfrist brachte ich es mit Mühe soweit, daß ich beide Sprachen notdürftig sprechen konnte. Im April 1888 reiste Feige ebenfalls zur Erholung nach Europa und ich blieb als einziger Maanjan-Missionar auf Tameanglajang zurück. Um mich nicht ganz allein in dem entfernten Gebiete zu lassen, wurde mir der junge Missionar Alt zur Seite gestellt, der aber nur die Ngadju-Sprache lernte und später unter diesem Volke seine Arbeit fand.

Inzwischen war die Missionsarbeit ihren Gang weiter gegangen. Auch im Jahre 1887 konnten in Balai-Dato eine Anzahl Leute getauft werden und da der Boden in dortiger Gegend für Reisbau gut ist, siedelten sich, aus schon oben erwähnten Gründen, dort immer mehr Leute aus den alten Dörfern in Patai an. Daher faßte Feige den Plan, bei der Regierung um die Erlaubnis zur Anlage eines Christendorfes dort einzukommen. Da aber Balai-Dato selbst nicht als der geeignete Platz erschien, wurde dafür ein anderer, etwa eine halbe Stunde entfernt liegender namens Beto am Paku-Flusse ins Auge gefaßt, und noch bevor Feige seine Heimreise antrat, siedelten einzelne Christen-Familien, sowie auch der inzwischen angestellte inländische Gehilfe dorthin über.

Auch noch an einem andern etwa 4 Stunden von Tameanglajang, an der Grenze von Tandjong gelegenen Platze eröffnete sich im Jahre 1887 eine Aussicht auf Erfolg für unsere Arbeit, nämlich in Jsin-Tewah, dem Wohnplatze des oben erwähnten Getauften Karl Tindong. Feige konnte vor seiner Abreise noch die 3 Erstlinge von dort taufen und veranlassen, daß ein älterer Christ aus den oloh Ngadju, welcher bis dahin in Telang gewohnt hatte, dort als Gehilfe angestellt wurde.

Nachdem dann Feige abgereist war und in Tameanglajang nach wie vor alles tot blieb, war meine Zeit und Arbeitskraft hauptsächlich geteilt zwischen genannten zwei Außenposten. In Balai-Dato, oder wie es jetzt hieß, Beto, trat ein vorläufiger Stillstand ein, auch nicht alle Getauften bewährten sich und ich konnte im nächsten Jahre nur einen einzigen angesehenen Mann aus dem angrenzenden Stamme der olon Lowangan taufen. Nicht so aber in Jsin-Tewah, dort konnten eine ganze Anzahl Leute getauft werden. Für den Gehilfen, der bisher in einem elenden Feldhüttchen gewohnt hatte, wurde ein ordentliches Haus gebaut, mit einem größeren Raum für Schule und Gottesdienst, eine Schule wurde in Gang gebracht und die Arbeit schritt dort fröhlich fort. Auch aus Tameanglajang selbst meldeten sich 2 junge Leute zur Taufe, welche ich noch eine Zeitlang unterrichten konnte und die dann später von Feige getauft wurden, der eine ist der jetzt in Tameanglajang angestellte Lehrer.

Als Feige im Anfang des Jahres 1890 nach Tameanglajang in seine Arbeit zurückkehrte und nun auch endlich Beto von der Regierung als Dorf anerkannt wurde und einen eigenen christlichen Häuptling bekam, bestand der Plan, dort eine neue Missionsstation anzulegen. Es hatte sich nämlich immer deutlicher gezeigt, daß die Arbeit dort von Tameanglajang aus nicht genügend betrieben werden konnte, da der Weg sehr schlecht und die Entfernung zu groß war. Bevor ich aber dorthin übersiedeln konnte, starb in Bandjermasin der alte Missionar von Hoefen und ich mußte zur Vertretung des in der Heimat weilenden, sonst in Bandjermasin stationierten Missionars Braches vorläufig dorthin ziehen. Ich benutzte diese unfreiwillige Verzögerung, um mir auch die malaiische Sprache einigermaßen anzueignen, was mir später oft sehr zu statten gekommen ist. Im Juni 1891 kehrte Braches zurück und ich wurde also wieder frei für die Arbeit unter den Maanjan. Zunächst gings wieder nach Tameanglajang, doch blieb ich dort nicht lange, sondern ging bald nach Beto, zunächst allein, um die Vorbereitungen zur Übersiedelung zu

treffen und am 24. September konnte ich mit meiner Familie dort Einzug halten.

Anfangs gab es natürlich, wie bei jeder Anlage einer neuen Station, viel äußere Arbeit. Als nun aber die eigentliche Missionsarbeit mit Ernst in Angriff genommen werden sollte, da stellten sich viele Schwierigkeiten ein, und ich mußte reichlich erfahren, daß aller Anfang schwer ist. Schon das war eine Schwierigkeit, daß das kleine Gemeindlein zum Teil aus oloh Ngadju, zum Teil aus olon Maanjan bestand, die nur mit viel Geduld und Weisheit unter einen Hut gebracht werden konnten. Dann gingen viele von den Getauften, weil es ihnen an der nötigen Pflege gefehlt hatte, in der Irre und es mußte ihnen auf alle mögliche Weise nachgegangen werden, auch für Neugewinnungen schienen die Thüren anfangs überall verschlossen. Erst ganz allmählich klärten sich die Verhältnisse. Einige Familien der oloh Ugadju zogen wieder ins Unterland und nur wenige blieben zurück, die Leute in der Umgegend begannen Vertrauen zu uns zu fassen und mit jedem Jahre mehrten sich die, welche zu Unterricht und Taufe kamen, um einige. Auf dem Hügel neben dem Missionshause wurde ein nettes Kirchlein und daneben eine Schule erbaut und das Gemeindlein zählte im Anfang des vorigen Jahres 150 Seelen. Das Dörflein Beto ist noch klein, hat nur erst 10—12 Häuser, in denen aber nur Christen wohnen. Zur politischen Gemeinde Beto gehören dagegen auch viele Heiden, welche aber nicht im Dorfe selbst, sondern im Umkreise zerstreut wohnen und sich von Jahr zu Jahr durch Zuzug aus der Gegend von Tameanglajang mehren. Vor 2 Jahren konnte auch in dem etwa eine Stunde von Beto entfernten Örtchen Haiaping eine Filiale angelegt werden. Dort wurden mehrere Familien getauft, ein kleines Gottesdienstlokal wurde gebaut, in welchem Sonntags von einem inländischen Gehilfen Gottesdienst und an den Wochentagen Schule gehalten wird.

Die Zuneigung und das Vertrauen der Leute zu den Missionaren zeigte sich auch besonders, als wir genötigt waren, im Juni vorigen Jahres eine Erholungsreise in die Heimat anzutreten. Die Tage vor unserer Abreise wurde das Haus von Besuchern nicht leer. Auch viele Heiden brachten noch etwas Reis oder Früchte zum Abschied und alle baten: „Bleibt nur nicht lange, kommt nur ja bald wieder." Für die Zeit unserer Abwesenheit ist Missionar Tromp, als der Maanjan-Sprache kundig zur Vertretung in Beto stationiert. Es besteht der Plan, bei der Missionsleitung nach meiner Rückkehr nach Beto dort eine Schule zur Ausbildung inländischer Gehilfen für die ganze bornesische Mission zu errichten.

Von Tameanglajang aus hat der alternde Feige die Arbeit auch rüstig fortgesetzt. Leider mußte Telang, welches, wie oben bemerkt, seit dem Weggange des Missionars Tromp von dort, Filiale von Tameanglajang mit einem inländischen Gehilfen war, ganz aufgegeben werden. Auch ein neues Filial, welches Feige in dem Dorfe Bagok angelegt hatte, konnte sich nicht halten, aber in Isin-Tewah ist die Arbeit ziemlich gut vorausgegangen. Es konnte ein neues geräumiges Schulhaus gebaut und noch eine ganze Schar Leute getauft werden. Vor einigen Jahren konnte Feige auch in dem eine Stunde von Tameanglajang liegenden Dorfe Djaar eine Schule beginnen und einen Lehrer stationieren, auch wurden dort schon einige Personen getauft. Die Bewohner von Tameanglajang haben im großen und ganzen ihre Indifferenz bewahrt, doch sind auch von ihnen in den letzten Jahren einzelne getauft worden.

Im ganzen beträgt die Zahl der jetzt lebenden getauften Maanjan etwa 200. Das ist wenig, wenn man an die lange Arbeitszeit denkt, doch darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß der Anfang eines wirklichen Erfolges der Arbeit erst in die 80er Jahre fällt und dann weiter, daß diese Mission stets nur mit sehr geringen Mitteln und Arbeitskräften betrieben worden ist. Es standen nie mehr als 2, zu Zeiten nur ein einziger Missionar in der Arbeit. Wir Maanjan-Missionare verzagen darum auch keineswegs an unserer Arbeit, sondern thun sie mit Freudigkeit umsomehr, da wir unser Völkchen lieb haben.

Ein besonderes Hindernis für die Missionsarbeit ist die geringe Seßhaftigkeit des Volkes, welche namentlich durch die schon oben näher erörterte Art des Reisbaues bedingt wird. Unser Bestreben geht deshalb dahin, die Leute an eine andere, rationellere Art der Reiskultur zu bringen. Zwar wird das viele Schwierigkeiten haben, doch gelingt es, so ist auch für die Missionsarbeit viel gewonnen. Im Grunde aber ist religiöse Gleichgiltigkeit das größte Hindernis. Der Sinn des Maanjan ist ganz auf das Diesseits gerichtet, da er vom Jenseits wenig erwartet. Auch mancher Getaufte kann diesen Fehler nur schwer überwinden und er bildet neben Hang zum Spiele und zur Teilnahme an heidnischen Festlichkeiten eine Quelle mancher Schwierigkeiten für uns Missionare.

Missionsrundschau.

Vorderasien.

Von Julius Richter.

Kleinasien und Armenien sind in den Jahren 1894—96 der Schauplatz der furchtbaren Metzeleien unter den Armeniern gewesen. Wir stehen jetzt diesen entsetzlichen Blutbädern fern genug, um ein objektives Urteil über dieselben zu gewinnen. Es kann als sicher gelten, daß dieselben unter Vorwissen und mit Beförderung der centralen türkischen Behörden in Scene gesetzt sind; denn es ist einfach unglaublich, daß von einer über das ganze Reich hindurch mit planmäßiger Gründlichkeit fortgesetzten und durchgeführten Serie von Massakres, die ausnahmslos gegen ein bestimmtes Volk, die Armenier, gerichtet, oft sorgfältig vorbereitet waren und mit ebenso überraschender Plötzlichkeit endeten, wie sie angefangen hatten, die türkischen Centralbehörden nichts gewußt haben sollten. Diese Planmäßigkeit tritt noch mehr hervor, wenn man hört, daß Abdul Hamid vom ersten Jahre seines Regiments an mit rücksichtsloser Konsequenz die Tausende von Armeniern im Staatsdienst, bei der Steuer, in Konsulatsämtern, in den Staatswerkstätten verdrängt, resp. ihnen die Wahl zwischen Entlassung oder Übertritt zum Islam gegeben hat. Abdul Hamid verfolgte eine „panislamische" Politik, er wollte alle Christen in seinem Reiche mit List oder Gewalt zum Islam „bekehren".[1]) Und dieser mörderische Krieg gegen ein im wesentlichen waffenloses Volk im tiefsten Frieden war der letzte Akt dieser wilden Politik, um ein unwiderstehlich aufstrebendes christliches Volk mit brutaler Gewalt niederzuhalten, um die unruhigen Mahner an die im Berliner Vertrage der Pforte abgerungenen Versprechungen ein- für allemal mundtot zu machen, vielleicht auch um eine befürchtete, von dem Geheimbunde der Hunyachisten allerdings betriebene Erhebung der Armenier rechtzeitig in Blut zu ersticken oder um zu verhindern, daß durch europäische Intervention sich ein autonomes Armenien unter russischer Protektion bilde. Überall wurde den Armeniern die Wahl gelassen, zum Islam überzutreten und verschont zu bleiben oder für ihren Christenglauben zu sterben. Gottlob, fast überall zogen die Armenier das letztere vor. Im erschrecklichsten Umfang ist der religiöse Fanatismus der Mohammedaner gegen die Armenier als Christen aufgerufen, und gerade diese Verquickung des überall vorhandenen Rassenhasses mit dem spezifisch mohammedanischen Fanatismus machten die Metzeleien so furchtbar und erbarmungslos. Wo die Anrufung des Fanatismus allein nicht zog, wie bei den kaum dem Namen nach mohammedanischen Kurden, appellierte man an die niedrigsten und wildesten Leidenschaften dieses eingefleischten Raubvolkes und gab die friedliche, betriebsame armenische Bauernbevölkerung schutzlos ihren blutdürstigen, beutegierigen und lüsternen Peinigern preis. Man ging dabei planmäßig auf die Vernichtung der Nation aus, deshalb wurden in erster Linie alle Männer ermordet und in ganzen Gegenden alle armenischen Frauen und Mädchen geschändet. So schließt das Urteil über die armenischen Massakres mit einer vernichtenden Kritik der trostlosen Türkenwirtschaft, die eines der wertvollsten und lebenskräftigsten ihrer Völker lieber vernichtet, um nur keine Reformen einführen zu brauchen.

[1]) Miss. Rev. 98, 734. How Abdul Hamid became the great Assassin.

Angesichts dieser Thatsache kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß die Türkei nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch rapide im Niedergang begriffen ist, und zwar viel schneller, als man gewöhnlich glaubt. Seitdem der jetzige Sultan Abdul Hamid den Thron bestieg (1876) ist die Türkei gerade auf die Hälfte ihres Areals und ihrer Bevölkerung zusammengeschrumpft. Sie hat in Europa allein folgende Landschaften und Länder verloren: Bosnien, Serbien, Herzegovina, Bulgarien, Rumänien, Montenegro, Thessalien und letzthin Kreta. Dazu kommen in Asien noch Kars, Batum, Ardahan und die Insel Cypern, in Afrika Ägypten. Die Bevölkerung unter dem Szepter des Sultans ist von 42 Mill. im Jahre 1876 auf 21 Mill. (1898) zurückgegangen. Nur die Uneinigkeit der europäischen Mächte hält den Rest der Türkei zusammen. Das Dasein der Türkei im civilisierten Europa ist eine unerträgliche Anomalie.

Islamisches Regiment ist eben nicht verbesserungsfähig. Nehmen wir zum Beweis nur den Sklavenhandel. Mag der Sultan immerhin die Brüsseler Akte unterschreiben, mag er mit England einen noch so fein klingenden Vertrag zur Unterdrückung der Sklaverei abschließen, es bleibt doch dabei, daß Sklaverei und Sklavenhandel vom Koran nicht nur geduldet, sondern geradezu geboten sind.[1]) Die Sklaverei ist eine durch die höchsten Autoritäten des Islam, durch das Gesetz und das Beispiel Mohammeds geheiligte Institution. Unter diesen Umständen sehen die Mosleme die Bekämpfung derselben als einen Eingriff in ihre heiligsten Privilegien an; wollte ihr der Sultan energisch zu Leibe gehen, so würde er die wichtigste Grundlage seiner Autorität, seine Stellung als Schutzherr des Islam, untergraben. So geht unter stillschweigender Duldung und Förderung der Behörden, deren Aufgabe darin besteht, die Bekämpfer der Sklaverei möglichst hinters Licht zu führen, der Sklavenhandel offen und ungehindert weiter, und fast alle Häfen der arabischen Küste, vor allem die Städte Dschidda und Mekka sind die Hauptsklavenmärkte der Türkei. (Miss. Rev. 1899, 923.)

Nach den Berichten von englischen, amerikanischen, auch deutschen Augenzeugen sind die Zustände in Armenien, zumal in den von den Kurden verwüsteten und ausgeplünderten Strichen Großarmeniens auch heute noch trostlos. „Was für die Gestaltung der Lage in Armenien noch verhängnisvoller gewirkt hat, als die Tötung und Flucht von 160000 Armeniern," schreibt Dr. Paul Rohrbach,[2]) „das ist die radikale Ausplünderung der armenischen Gebiete durch die Kurden. Diese raubten nicht nur die bewegliche Habe aus den Häusern, sondern auch die Arbeitstiere, Herden und Ackergeräte, sowie alle aufgespeicherten Vorräte an Korn und dergleichen, so daß in dem auf die Hauptmassakres folgenden Winter 1895—96 eine schwere Hungersnot über die heimgesuchten Gegenden hereinbrach. Da die Felder im nächsten Frühjahr entweder garnicht oder nur sehr unvollkommen bestellt werden konnten, weil sowohl Saatgut als auch Arbeitstiere und Werkzeuge fehlten, so setzte sich dieser Zustand weiter fort, und gegenwärtig herrscht bei der ganzen Bevölkerung der östlichen Vilajets mit seltenen Ausnahmen derselbe, nur zum Teil durch europäische und amerikanische Unterstützungen gemilderte Zustand des totalen wirtschaftlichen Ruins immer noch fort. — Der Menschenverlust, der in Folge der nach den

[1]) Sure 4, 3. 28. 40; 16, 77; 24, 33; 30, 27; 33, 49.

[2]) Aprilheft der Preußischen Jahrbücher. 1899. 308 ff.

Massakres hereinbrechenden Hungersnot und weil gerade unter den arbeitskräftigsten Elementen am furchtbarsten aufgeräumt war, sich ergiebt, ist natürlich nur ganz im allgemeinen zu schätzen, aber er ist sehr hoch und dauert noch immer fort. Besonders die Kindersterblichkeit ist ganz furchtbar. Ich glaube, daß es viel zu wenig ist, wenn man annimmt, daß die Zahl der armenischen Bevölkerung, abgesehen von den Massakres und der Massenflucht über die Grenzen in den letzten vier Jahren um 100000 abgenommen hat; aber selbst wenn diese Ziffer ausreichte, so würde für die Gesamteinbuße des Reiches an Menschen eine Viertelmillion nur eine knappe Minimalannahme sein," — das ist ein Sechstel der armenischen Bevölkerung der Türkei!

Die evangelische Mission des Am. Board ist bei diesen Massakres in empfindlichster Weise in Mitleidenschaft gezogen. In Charput und Marasch allein sind Baulichkeiten im Werte von fast einer halben Million Mark zerstört und niedergebrannt, und die türkische Regierung sträubt sich noch immer, den geforderten Schadenersatz zu leisten. Wie im einzelnen unter den evangelischen Armeniern gehaust ist, dafür nur ein Beispiel. Im Bezirk der Station Siwas ist in Siwas selbst der fromme Pastor Kaludschian ermordet; auf der Außenstation Gurun sind nur drei Armenierhäuser ungeplündert geblieben; in Diwrik sind Kapelle und Pfarre verbrannt; Mandschaluk verlor Kapelle und Schulhaus; in Aschudi und Derende sind die protestantischen Gemeinden fast vernichtet; auch in Enderes ist der Verlust an Leben und Eigentum groß, wenn auch die Kapelle erhalten ist.[1]) In ähnlichem Umfang sind die Gebiete aller östlichen Stationen Trebisond, Wan, Bitlis, Charput, Aintab und Marasch heimgesucht. Infolge der unablässigen Gefahr, welche den Armeniern von ihren türkischen Tyrannen droht, hat alle Kreise, welche nicht an die Scholle gebunden sind, eine bisher unbekannte Auswanderungslust ergriffen. Nicht nur nach Persien, nach russisch Armenien, nach Bulgarien richtet sich der Strom dieser Auswanderung, — nach diesen Gebieten suchten meist die Tausende vor der unmittelbaren Todesgefahr ihr Leben zu retten, es war eine Massenflucht, der sicher eine Rückflutung folgt, sobald in Armenien erträgliche Zustände eintreten. Verhängnisvoller ist die Auswanderung der Gebildeten, der Kaufleute, Lehrer und Pastoren, nach England und Nordamerika. Sie sind großenteils Schüler der Mission, und sie können gerade jetzt um so weniger entbehrt werden, da so viele ihrer Kollegen den Märtyrertod gestorben sind. Die Folge ist, daß die Mission in bitterer Not um ihren eingeborenen Arbeiterstab ist; zahlreiche Kirchen und Schulen sind ohne Prediger und Lehrer, und die Gemeinden entwöhnen sich von der geistlichen Pflege. Unglücklicherweise ist gerade in diesen Jahren, wo die Mission mit Aufbietung aller Kraft arbeiten müßte, der Board (AB) in einer chronischen Geldverlegenheit, die schon zu einer Einschränkung des Missionsbudgets um 300000 Mk. geführt hat und auch in der Türkei allen Stationen die größte Sparsamkeit und Zurückhaltung auferlegt. Schulen, Außenstationen, Predigtplätze werden aufgegeben, neue Arbeiten nur mit doppelter Vorsicht in Angriff genommen.

Trotz dieser Nachteile und Beschränkungen ist nie die Mission für die Armenier ein größerer Segen gewesen als in dieser Notzeit. Sie ist in edelstem Sinne der barmherzige Samariter, der dem unter die Mörder gefallenen Volke wieder aufhilft.

---

[1]) Z. B. Rep. 97, 48.

Es ist bekannt, wie in allen Ländern Europas und Nordamerikas ein großartiges Unterstützungswerk für die Armenier angefangen ist, in Deutschland hauptsächlich durch den Feuereifer und die aufopfernde Selbstverleugnung des edlen Dr. Joh. Lepsius. Die über das ganze Notstandsgebiet hin verteilten Missionsstationen des A. B. waren die naturgemäßen Stützpunkte und Kanäle, um den Strom der Barmherzigkeit in die am schwersten heimgesuchten Gebiete zu leiten. Dort kannte man Land und Leute am besten und konnte deshalb die sichersten Nachrichten einziehen; es standen auch in den amerikanischen Missionaren und ihren zahlreichen armenischen Helfern die geeignetsten Personen zur Austeilung der Gaben zur Verfügung.[1]) Das Hilfswerk ist im wesentlichen ein dreifaches gewesen, dessen Grenzen aber vielfach in einander übergehen: 1) Zuerst galt es, in dem ersten furchtbaren Winter nach den Blutbädern 1895/96 und zum Teil auch noch in dem folgenden, rauhen Winter 1896/97 möglichst viele vor dem Hungertode zu retten. In diesen Zeiten sind zehntausende notdürftig gespeist und gekleidet worden. 2) Sodann machte man sich an die größere uud schwierigere Aufgabe, den aller Existenzmittel Beraubten wirtschaftlich wieder empor zu helfen; in den Ackerbaudistrikten des Ostens, mit besonderem Nachdruck im Bezirk von Wan, reichte man tausenden das Saatkorn dar und lieh ihnen nach Möglichkeit Ochsen zu einer erstmaligen Bestellung ihrer verwahrlosten Äcker. In den städtischen Bezirken und für die Witwen richtete man allerlei Industrieen, besonders Webereien, Stickereien, Bäckereien u. dergl. ein, um keine Almosen, sondern lieber gut bezahlte Arbeit zu geben Nur aus einem Bezirk, aus Merstwan und Umgegend, wird berichtet, daß sich die armenische Bevölkerung schon so weit wirtschaftlich erholt habe, daß man diese Missionsindustrieen habe einstellen können. 3) Mit besonderer Vorliebe und mit erfreulichem Nachdruck hat man sich der Waisen angenommen und sie teils in armenisch-protestantischen Familien in Privatpflege gegeben teils in Waisenhäusern gesammelt. Da sich diesem Zweige des armenischen Hilfswerkes gerade auch in Deutschland viel Liebe und Opferwilligkeit zugewandt hat, wird es von allgemeinem Interesse sein, zusammenzustellen, was von evangelischer Seite zur Zeit an geordneter Waisenpflege für die Armenier geschieht. Wir folgen dabei, da sich diese Arbeit vorwiegend an das Stationennetz des A. B. anlehnt, dessen Einteilung:

In der Westtürkei bestehen Waisenhäuser in Konstantinopel-Bebek vom Frankfurter Komitee mit 95 Waisen; in Bardezag auf der gegenüberliegenden bithynischen Küste vom Schweizer Komitee mit 56 Knaben unter dem amerikanischen Miss. D. Chambers; in Brussa von demselben Komitee mit 50 Mädchen unter deutscher Pflege; in Merssiwan 2 Waisenhäuser mit 106 Knaben und 60 Mädchen; in Atta Bey bei Amasia 2 kleine Häuser unter dem Frankfurter Komitee, dabei eine Kolonie von 4000 Morgen Land zur Ansiedelung der erwachsenen Waisen; in Sivas mit 290 Waisen in Waisenhäusern und 200 Waisen in Privatpflege, teils in der Stadt Siwas selbst, teils auf der Außenstation Gurun;

[1]) Durch die Hände des Generalkassierers des A. B. in Konstantinopel gingen 1895/96 nicht weniger als 4746825 Mk. armenische Hilfsgelder. Dr. Paul Rohrbach berechnet, daß im ganzen aus Deutschland, England und Amerika seit 1895 etwa 10 Millionen Mark Hilfsgelder geflossen seien, darunter 2 Millionen aus Deutschland.

in Kaisarieh mit 28 Mädchen und 40 Knaben, die zuerst von Dr. Lepsius gesammelt, dann aber den Missionaren des A. B. in Pflege gegeben sind; endlich in Smyrna in den dortigen Kaiserswerther Erziehungshäusern 100 Mädchen. In summa in diesem Gebiete etwa 700 Waisenkinder.

In der Central-Türkei bestehen Waisenhäuser vor allem in dem besonders schwer heimgesuchten Urfa;[1]) hier unterhält der Berliner Hilfsbund 6 Waisenhäuser mit 300 Waisen unter der Pflege des Lehrers Eckart und seiner Mitarbeiter; daneben hat der A. B. unter der Leitung der heldenmütigen Miß Shattuck ein Waisenhaus mit 125 Waisen. Außerdem bestehen Waisenhäuser in Aintab (mit 75 Waisen), in Marasch in sechs Häusern (darunter drei mit 178 Kindern unter dem Frankfurter Komitee) und in Hadjin (mit 100 Kindern unter derselben Leitung).

Am ausgedehntesten ist das Hilfswerk in der Ost-Türkei. Hier sind auf jeder Missionsstation und in vielen der größeren Städte Waisenhäuser mit im ganzen reichlich 3000 Waisen eröffnet. Hier hat das Frankfurter Komitee seine meisten Pfleglinge: in Charput-Mesere 4 Waisenhäuser mit 276 Kindern, dazu ein Kranken- und ein Waisenhaus; in Hülsenik 3 Waisenhäuser mit 41 Kindern; in Perdschens 2 Häuser mit 52 Kindern; in Palu 4 Häuser mit 150 Kindern; in Wan 2 Häuser mit 170 Kindern. Der Berliner Hilfsbund hat auf diesem Gebiete ein Waisenheim in Diarbekir mit 120 Kindern, welches besonders vielen Anfeindungen ausgesetzt ist. Eine Schweizer Dame hat in derselben Stadt mit 2 Lehrerinnen ein kleines Mädchenwaisenhaus eingerichtet. Außerdem pflegt der A. B.[2]) eine noch stetig im Wachsen begriffene Anzahl von Waisen; in Erserum 121, in Bitlis über 100, in Diarbekir 120, in Tschunkusch 2 Häuser, in Wan über 300 u. s. w.[3])

---

[1]) Es wurden in Urfa an zwei Tagen 8—10 000 Armenier abgeschlachtet, davon etwa 3000 in der Kathedrale mit Petroleum verbrannt. Unter den Märtyrern war der treffliche Pastor Hagop Abubajatian. Die protestantische Gemeinde hat sonst verhältnißmäßig wenig gelitten. Der Berliner Hilfsbund hat übrigens außer seinen Waisenhäusern in Urfa noch eine Klinik, eine Apotheke und eine große Teppichweberei.

[2]) Mit englischem und amerikanischem Gelde; Missionsgelder werden grundsätzlich zu dieser Waisenpflege nicht verwandt.

[3]) Seit Anfang dieses Jahres hat der Vali des Vilajets Diarbekir den Versuch gemacht, das Hilfswerk zu stören. Er hat die deutschen und amerikanischen Waisenhäuser in Diarbekir, Palu und Tschunkusch geschlossen und die Kinder der beiden deutschen Waisenhäuser in Diarbekir und Palu zerstreut. Man hatte zuerst den armenischen Patriarchen Malachia in Konstantinopel im Verdachte, daß er die türkische Regierung gegen die evangelischen Waisenhäuser aufgehetzt habe, um nicht so viele Angehörige seines Volkes unter evangelischen Einflüssen aufwachsen zu lassen. Allein dieser verwahrt sich in einem Cirkular an die Botschafter der evangelischen Mächte in Konstantinopel auf das nachdrücklichste gegen eine solche nichtswürdige Anschuldigung; „das Patriarchat sei jederzeit mit einem Gefühle voller Dankbarkeit der Fürsorge und den Opfern gefolgt, welche fromme Seelen in Europa und Amerika gegen die armenischen Witwen und Waisen gezeigt haben, um so mehr, als in den meisten dieser Anstalten den Pflegebefohlenen

Die Waisenpflege hat sich auch auf die angrenzenden Gebiete ausgedehnt, wo unter den Flüchtlingen vielfach die bitterste Not herrscht. Der Berliner Hilfsbund hat 2 Waisenhäuser in Persien, in Urmia und Choi mit 216 Waisen, außerdem in Rustschuk in Bulgarien ein kleines Waisenhaus mit 32 Kindern. Ferner haben die Kaiserswerther Anstalten in Beirut 48, in Jerusalem 14 Mädchen, das syrische Waisenhaus in Jerusalem etwa 40 Knaben und der Jerusalems-Verein in Bethlehem 20 Knaben aufgenommen. Im ganzen befinden sich über 4000 armenische Kinder in evangelischer Waisenpflege. Die Erfahrungen, die man mit den Kindern gemacht hat, sind fast durchgehends sehr günstig; nachdem sie sich von den furchtbaren Strapazen der vorausgegangenen Notzeit erholt haben, sind sie meist leicht zu leiten, lernbegierig und religiös zu beeinflussen. Man läßt ihnen fast überall die Freiheit, ihren gregorianischen Gottesdienst zu besuchen;[1]) aber da sie regelmäßig in der Bibel unterrichtet werden und an den Andachten und der ganzen evangelischen Hausordnung teilnehmen, so hofft man, daß viele tiefe evangelische Eindrücke fürs Leben mitnehmen werden. Die Waisenpflege wird sich voraussichtlich noch über 5—7 Jahre erstrecken; dann wird die Mehrzahl der jetzt in Pflege befindlichen Kinder der Schule entwachsen und durch sie in einen selbständigen Beruf eingeführt sein, worauf überall besonderer Wert gelegt wird. Es ist dringend zu wünschen, daß sich die opferfreudige Liebe der deutsch-evangelischen Christen diese kurze Reihe von Jahren hindurch unverkürzt erhalte, damit das so dringend nötige Hilfswerk nicht vor der Zeit abgebrochen und dadurch seines besten Segens beraubt werde.[2])

Gelegenheit geboten werde, an den Gottesdiensten ihrer gregorianischen Kirche teilzunehmen." Leider scheint der armenische Katholikos Asarian nicht gleich hochherzig zu sein; er hat die protestantischen Missionare beim Sultan angeschwärzt, sie nähmen revolutionäre Agenten unter ihren Schutz und verbreiteten einen Geist des Aufruhrs. Offenbar will er mit solchen böswilligen Verleumdungen der evangelischen Mission Schwierigkeiten bereiten, daß sie unter den Gregorianern nicht zu großen Einfluß gewinnt. Die amerikanischen Konsuln und die englische Gesandtschaft in Konstantinopel haben sich der Sache alsbald ernstlich angenommen und haben bei der Pforte die Zusicherung durchgesetzt, daß die Waisenhäuser bald wieder eröffnet werden sollen. Auch der deutsche Botschafter hat, trotzdem das Auswärtige Amt zunächst nicht mit der Angelegenheit behelligt werden wollte, seinen Einfluß in Konstantinopel geltend gemacht und hat erreicht, daß die deutschen Waisenhäuser in derselben Weise behandelt werden sollen wie die englischen und amerikanischen. Geordnet ist der mißliche Fall zur Zeit (1. Oktober) leider noch nicht. Besonders der Pastor Bähnisch des Berliner Hilfsbundes in Diarbekir ist vielen Anfeindungen ausgesetzt, wobei allerlei politische Intriguen mitzuspielen scheinen. (Reich Christi 99, 164 ff. Nachrichten aus dem Morgenland 99, 149 ff. Aus der Arbeit 757.)

[1]) Die katholische Kirche benutzt auch hier ihre Hilfsleistung nur, um Proselyten für ihre Kirche zu machen; sie knüpft, besonders im Gebiete von Wan, ihre freigebig dargebotenen Geldunterstützungen an die Bedingung des Uebertritts zu Rom.

[2]) Der Berliner Hilfsverein hat im ganzen 656, das Frankfurter Komitee 1080 Waisen in Pflege.

Leider muß man ohnehin trotz dieser ausgedehnten Liebesarbeit noch sagen: was ist das unter so viele! Nach Dr. Rohrbachs Berechnung sind mindestens 20000 Waisen im äußersten Elend und weitere 20000 in einer Notlage. Die in den Waisenhäusern geborgenen sind also kaum der zehnte Teil der hilfsbedürftigen Waisen.

Die gemeinsam getragenen schweren Leiden und die in großartigem Maßstabe erwiesene Hilfe haben die Gregorianer in der ersten Zeit nach den Blutbädern in einem bisher noch nicht erlebten Umfange für die Missionsarbeit des A. B. und für die Predigt des Evangeliums empfänglich gemacht. Der Jahresbericht 1897 des A. B. bringt fast von allen Stationen erfreuliche, zum Teil glänzende Zeugnisse für diese Annäherung. „Die unaussprechlichen Nöte des Volkes, die Leerheit ihres alten Glaubens, der natürliche Hunger nach Trost und Hoffnung haben sie in ungewöhnlichem Maße für christlichen Unterricht und Sympathie empfänglich gemacht; und wohin auch die Missionare, Männer, Frauen oder ihre eingeborenen Gehilfen, mit ihrer Botschaft der Liebe und des himmlischen Trostes gekommen sind, haben sie offene Thüren, wartende Seelen und williges Verständnis gefunden. Das Evangelium scheint besonders geeignet für die Bedürfnisse eines Volkes in solcher Lage. So findet die Bibel ein ungewohnt freudiges Willkommen, und wir stehen vor einer noch nicht erlebten Fülle von Gelegenheiten, Christum und sein Heil einer Menge von Seelen zu bringen.“ Rep. 97, 44 ib. 51 f., 55 ꝛc. An manchen Orten hielten Gregorianer und Protestanten gemeinsam Gottesdienst, oder die gregorianischen Priester stellten den protestantischen Predigern ihre Kanzel zur Verfügung. In Urfa gewährten die Gregorianer den Protestanten aus Dankbarkeit unentgeltlichen Anteil an ihrer Wasserleitung. In Aintab fand ein ganzes Jahr lang in der gregorianischen Kirche evangelischer Gottesdienst statt ꝛc. (Rep. 97, 55. 52.) Allein diese dem Evangelium günstige Strömung hielt nicht an. Schon der Bericht für 1898 muß feststellen, daß die „größte Erntezeit vorbei ist“. Die altgläubigen Priester fingen bald an zu fürchten, daß die Armenier aus Dankbarkeit in Masse zur Kirche ihrer Wohlthäter übertreten möchten, und legten sich dagegen mit ihrem ganzen Einfluß ein. Ist mithin auch auf diese Strömung zum Übertritt in die protestantische Kirche nicht weiter zu rechnen, so hat sich doch gerade infolge der schweren Heimsuchungen der armenischen Jugend ein starker Hunger nach Unterricht und Erziehung bemächtigt. Die Unterrichtsinstitute der Amerikaner sind fast durchgehends bis zum äußersten Grade ihrer Leistungsfähigkeit überfüllt, und die Schulgelder werden mit einer früher nicht gekannten Bereitwilligkeit gezahlt. Es erregte auch die gerechte Bewunderung des amerikanischen Gesandten, daß die Armenier eher daran gingen ihre Schulen als ihre Wohnhäuser herzustellen.[1])

Im Bereiche ihrer Gemeinden war es die wichtigste, freilich überaus schwierige Aufgabe der amerikanischen Missionare, zu organisieren und wieder aufzubauen, was die Blutbäder zerstört und verwirrt hatten. Es ging dabei, zumal bei den äußerst beschränkten Mitteln, dürftig genug her. „Es giebt Plätze genug, wo Pfarrhaus, Schulen und Kapellen verbrannt sind und doch die Leute versuchen, ihre Schulen und Versammlungen fortzusetzen, freilich in so ungeeigneten, unangemessenen und überfüllten Räumen, daß die Kinder in der schlechten Luft ohnmächtig werden. Es

[1]) Das Reich Christi 1899, 28.

giebt andere Städte, wo der dürftige Rest der Brüder auch ein Jahr nach den Ereignissen von 1895 noch nicht wagte, sich in den Resten ihrer Kapellen zu versammeln, und wohin bis heute noch kein Prediger Trost gebracht hat.[1])

[1]) Es ist wahrhaft ergreifend zu lesen, mit welchem Mute die schwer heimgesuchten Gemeinden in ihren Leiden ausharren und ihr christliches Leben fördern. Wir teilen nur kurze Abschnitte aus einem Visitationsberichte des Missionars D. Browne in dem Sprengel der Station Charput-Mesere mit: „In Palu ist der frühere Pastor in dem „Ereignis" — so hat man sich dort gewöhnt die Blutbäder von 1895|96 zu bezeichnen — beinahe erschlagen. Von der früheren Stärke der Gemeinde ist wenig übrig geblieben. Drei Jahre lang haben sie keinen Prediger gehabt; aber die Brüder halten alle ihre Versammlungen, und zwar mit solchem Erfolg, daß ich bei meinen beiden Besuchen neue Gemeindeglieder aufnehmen konnte. Jetzt hatten sie gerade wieder einen Pastor gewonnen, waren einig und glücklich. Der Pastor und seine Frau sind tüchtig in der Arbeit; noch besser ist, daß die Brüder zu zwei und zwei angefangen haben, die Nachbarhäuser zu besuchen. Sie lesen und beten mit allen, welche sie besuchen, und lassen sich sogar in ernste Unterredungen über das Evangelium auf dem Markte ein, was den gregorianischen Vartabet veranlaßt hat, gegen ihren „maßlosen Eifer" zu protestieren. — In Ichme haben die Blutbäder unsere Kirche fast vernichtet; der Pastor und fast alle hervorragenden Brüder sind tot; die wenigen Überlebenden sind gänzlich verarmt und wirtschaftlich völlig ruiniert. Die Leute sind wenig zahlreich, in ihrer materiellen Lage hoffnungslos und fast zermalmt durch die mit rücksichtsloser Strenge eingetriebenen rückständigen Steuern. Trotzdem freuen sie sich, daß ihre Kapelle erhalten ist und halten darin den ganzen Winter hindurch des Morgens und Abends Gottesdienst und den Tag über Schule. Sie sind sehr erfreut, daß sie sich bis Ostern einen Prediger gesichert haben. Sie bezahlen für ihn und die Schule doppelt soviel als sie von uns erhalten. Nie seit dem „Ereignis" habe ich diese Kirche so bereit zu jedem Opfer gesehen, und die Feinde glaubten sie ganz vernichtet zu haben. — In Habusi übertraf das Werk in jeder Hinsicht unsere Erwartungen. Dies Dorf ist immer eins unserer ärmsten gewesen, und die Kurden haben es in zehntägiger Plünderung gründlich ausgeraubt, auch kein lebendes Wesen, ja kein Stück Holz haben sie übrig gelassen. Alle hervorragenden Brüder sind erschlagen, Kapelle, Schule und Pfarrhaus zerstört. Und doch sammelt sich der Rest wieder und bietet eine tapfere, wenn auch schwache Front. Der Lehrer wohnt in der Stube eines Bruders, der nicht mehr ist; als Schule dient das Wohnzimmer eines andern, von dessen Familie kein Glied übrig geblieben ist. Dies Schulzimmer ist freilich für 78 Knaben und Mädchen ganz unzureichend, aber es muß trotzdem als unser einziges Versammlungshaus dienen; wir halten täglich zwei Versammlungen darin und außerdem eine Abendversammlung in der größten Scheune. Kein Wunder, daß wir gezwungen waren, für Männer und Frauen die Versammlungen zu verschiedenen Zeiten zu halten; und selbst dann konnten spät kommende Gregorianer nicht mehr herein, nachdem 200 sich in dem engen, niedrigen, finstern, stickigen Raum zusammengedrängt hatten; wenn ich eintrat, dachte ich manchmal, ich müsse ersticken. Alle schienen durch unsern Besuch erquickt, sie drängten darauf, sobald als möglich ihre Kapelle wieder zu erbauen und hoffen für diesen Zweck 50 Pfund

Die 25 Gemeinden um Charput herum verloren allein 700 Gemeindeglieder, sie sanken von 2025 auf 1325, also um ein Drittel. Doch ist durch reichlichen Zugang an andern Orten der Ausfall der am schwersten heimgesuchten Distrikte leidlich ausgeglichen. Wir stellen zum Vergleich die Zahlen des Jahresberichts 1893/94 und 1897/98 gegenüber und beschränken die Zahlen nur auf die drei großen Arbeitsgebiete des A. B. in der asiatischen Türkei:

	1894	1898
Kirchen	112	113
Gemeindeglieder	11 481	11 550
Anhänger	46 864	45 004
Schüler der Hochschulen . .	2 493	2 087
Schüler der Volksschulen .	15 833	19 887

Wir haben die vorstehenden Bemerkungen auf den Teil des Werkes des A. B. beschränkt, der die armenische Kirche zum Ziele hat, weil dieser zur Zeit im Vordergrund des Interesses steht. Wir erwähnen zum Schluß, daß der A. B. außerdem noch unter drei andern altchristlichen Völkern der Türkei arbeitet, unter den Griechen hauptsächlich von Konstantinopel, Smyrna und Cesarea aus in griechischer Sprache, unter den Jakobiten von Mardin aus — der einzigen Station des A. B., wo in arabischer Sprache gearbeitet wird — und unter den Bulgaren der europäischen Türkei und Bulgariens in bulgarischer Sprache. Ein Absenker dieser letzteren Mission ist das kleine Werk in Koryza in Albanien, wo absichtlich — gegen den Willen der griechischen Priester und der türkischen Behörden — die albanische Sprache gepflegt wird. Nimmt man hinzu, daß das Armenische in drei wesentlich von einander abweichenden Dialekten gesprochen und bearbeitet werden muß und das Türkische überall unentbehrlich ist, so ergiebt sich, daß der A. B. auf seinem türkischen Missionsgebiete seine Arbeit in acht verschiedenen Sprachen und Dialekten betreiben muß. Auf die bedeutende und großangelegte Evangelisationsarbeit des A. B., die bei uns wenig bekannt ist, hoffen wir später einmal in einem besonderen Artikel einzugehen.

---

türkisch (900 Mk.) sparen zu können, ein wirklich bemerkenswertes Opfer. Während unseres Aufenthalts in Habusi war es uns möglich, mehrere benachbarte Dörfer zu besuchen, wo keine Protestanten wohnen. Einer der erfreulichsten Züge bei diesen Besuchen war, daß uns viele Brüder und Schwestern aus Habusi zu Fuß durch den kalten Nebel, den tiefen Schnee, den fußtiefen Schmutz meilenweit begleiteten, auch wenn sie einen eiskalten Strom durchwaten mußten; ihre warmen Herzen schützten sie vor allem Schaden. Wie glänzten ihre Gesichter, wie fröhlich schallten ihre Stimmen über den Schnee dahin, wenn sie „mit Freuden heimkehrten". Hier war etwas erwacht von dem „Geiste des alten Zeugen". (Her. 99, 243 ff.) Wieder und wieder, wenn ich diese Berichte las, sind mir die Worte unserer Agende durch den Sinn gegangen: „Stärke alle, die mit uns denselben teuren Glauben empfangen haben und Deinen Namen unter Gefahr, Not und Verfolgung bekennen."

Litteratur-Bericht.

1. **Stock:** The History of the Church Miss. Soc., its environment, its men and its work. London 1899. 3 vol. Im Verlage der Gesellschaft: Salisbury Square. E. C. 18 Schilling. Mit vielen Porträts und Karten. — Eine der hervorragendsten Leistungen in der missionsgeschichtlichen Litteratur überhaupt und unter allen missionsgesellschaftlichen Monographieen ohne Zweifel die weit bedeutendste, das großangelegte Werk eines Historikers, der die Missionsgeschichte im Zusammenhange mit den religiösen, kulturellen und politischen bezw. kolonialpolitischen Bewegungen der Gegenwart quellenmäßig, nüchtern und anschaulich vorstellte. Nur ein Mann, der wie der langjährige editorial secretary der C. M. S. mit der Geschichte dieser Gesellschaft aufs intimste vertraut und im Besitz des gesamten urkundlichen Materials war, konnte eine so detaillierte, erschöpfende und zuverlässige Arbeit liefern, die von nun an eine Hauptquelle für missionsgeschichtliche Studien bilden wird, auch über die Geschichte der C. M. S. hinaus, da sie eine Fülle von Mitteilungen bringt, wie über das heimatliche Missionsleben Englands überhaupt so auch über die Arbeiten vieler anderer Missionsgesellschaften, die sich irgendwie mit denen der C. M. S. daheim oder draußen berühren. Daß bei dem Reichtum dieser, andere Gesellschaften betreffenden Mitteilungen mancher kleine Irrtum unterläuft, ist zu entschuldigen. Z. B., daß die S. P. C. K. „beinahe ein Jahrhundert lang" die dänisch-hallesche Mission „nicht nur unterstützt, sondern wirklich geleitet habe;" daß bezüglich des Beginnes dieser Mission die alten Legenden wieder erzählt werden: König Friedrich IV. sei durch die Petition einer Witwe auf seine Missionsgedanken gebracht worden und Lütkens habe direkt an Francke um Missionare geschrieben; daß am Ende des 18. Jahrhunderts wenigstens 50000 getaufte Tumulen vorhanden gewesen; daß Ringeltaube, „gleich den übrigen Missionaren in Südindien ein Däne gewesen;" daß statt das unverständige Eingreifen des anglikanischen Bischofs Wilson verantwortlich zu machen, die Arbeit von Schwartz und seiner Kameraden als unsolid getadelt wird; daß die Brüdergemeinde 70000 Seelen zählen soll; daß von dem Missions-Register behauptet wird, es sei nicht nur die älteste, sondern die einzige allgemeine Missions-Zeitschrift gewesen und seitdem es eingegangen, existiere keine seines gleichen u. dergl. Von den „anderen Missionen", deren so häufig in dem Buche Erwähnung geschieht, kommen die deutschen am dürftigsten weg und selbst die ca. 120 deutschen Missionare, welche die C. M. S. von Berlin und Basel bezog und unter denen doch eine stattliche Anzahl bedeutender Männer waren, werden den englischen gegenüber nicht immer gebührend gewürdigt, selbst Rhenius nicht, so anerkennend auch von ihm geredet wird. Angesichts des Reichtums des inhaltvollen Buchs wollen wir uns auf Kritik nicht einlassen, sonst gäbe z. B. die Timevally-Mission manche Veranlassung dazu.

Die Disposition des Werkes ist wesentlich eine chronologische, in der Weise, daß die Hauptabschnitte je einen Zeitraum von rund 10 Jahren umfassen und stets alle in diesen Zeitraum fallenden Vorgänge daheim wie draußen behandeln. Der Verfasser knüpft ja in jeder Periode an den abgerissenen Faden sowohl der heimatlichen Entwickelung wie der Geschichte der einzelnen Missionsgebiete geschickt an; aber diese Disponierungsmethode zerreißt doch den historischen

Zusammenhang sehr, abgesehen davon, daß sie eine gewisse Breite mit sich führt und Wiederholungen unausbleiblich macht. Nach meinem Urteil wäre es praktischer, übersichtlicher, behaltlicher und imponierender, weil der Kontinuität angemessener gewesen, zuerst im Zusammenhange die Geschichte der heimatlichen Entwickelung und dann ebenso im Zusammenhange die Geschichte der vielen einzelnen Missionsgebiete zur Darstellung zu bringen. So sehr Stocks Geschichte allen künftigen Arbeiten ähnlicher Art zum Vorbild hinzustellen ist, so ist doch bezüglich der Methode eine Nachahmung der rein chronologischen Anlage nicht zu empfehlen.

Wie wert uns die Gabe des Verfassers ist, dokumentieren wir dadurch, daß die A. M.-Z. unter verschiedenen Gesichtspunkten einige selbständige Artikel aus ihrem reichen Inhalte bringen wird, obgleich sie schon früher eine zusammenhängende Übersicht über das Werk der C. M. S. gegeben hat. Wir hoffen dadurch am besten deutsche, des Englischen kundige Missionsfreunde zum Studium des ganz hervorragenden Buches zu veranlassen.

2. **Haccius**: „Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene General-Visitation der Hermannsburger Mission in Südafrika. Dritte durch einen Anhang wesentlich vermehrte Auflage. Hermannsburg 1899. 2,40, geb. 3 Mk. Wenn ein Visitationsbericht 10 Jahre nach seiner ersten Ausgabe in dritter Auflage erscheint, so ist das eine beredte, seinem dauernden Werte ausgestellte Kritik, der wir eine weitere Empfehlung nicht hinzuzufügen brauchen. Dieser Bericht bleibt eine der wichtigsten Quellenschriften für die Entwickelungsgeschichte der Hermannsburger Mission in Südafrika. Mit besonderer Freude begrüßen wir es aber, daß dem Wiederabdruck ein 120 Seiten starker „Rückblick auf das letzte Jahrzehnt in Afrika" beigegeben ist, der mit Recht als ein Ebenezer zur 50jährigen Jubelfeier der Hermannsburger Mission bezeichnet wird. Der Segen, der gerade in diesem letzten Jahrzehnt auf der südafrikanischen Arbeit dieser Mission gelegen hat, ist ein ganz überraschender. In Zahlen dargestellt ist die Gemeinde der dortigen zur Hermannsburger Mission gehörigen getauften Christen von 13977 auf 44650 (in der Sulu-Mission von 1618 auf 4572, in der Betschuanen-Mission von 12359 auf 40078) gestiegen, ein Wachstum, welches das in der rheinischen Mission unter den Batakken noch übertrifft. Der Anhang zerfällt in 6 Abschnitte: eine ernste Krisis; die äußere Lage; das schnelle Wachstum; die innere Erbauung der Gemeinden; die deutschen Gemeinden; Ebenezer und in eine Anzahl tabellarischer Übersichten. Das Ganze ist als Jubiläumsgabe sehr willkommen und nicht bloß für die speziellen Hermannsburger Freunde nützlich und gut zu lesen.

3. „**Wangemann**, Missionsdirektor. Ein Lebensbild." Von seinem ältesten Sohne. Berlin 1899. Wiegandt & Grieben. 5, geb. 6 Mk. Das Buch bezeichnet sich zwar nicht als eine Jubiläumsgabe, aber man darf es wohl als eine solche zur 75jährigen Feier der Berliner Missions-Gesellschaft I ansehen; war doch Wangemann 29 Jahre lang Direktor derselben und zwar ein Direktor, der in ihre Entwickelung bedeutungsvoll eingegriffen hat. Uns interessiert natürlich das letzte (7.) von diesem Direktorate handelnde Kapitel am meisten. Für den Missionsfachmann liefert es allerdings nicht die Ausbeute, wie z. B. der Anhang zu der eben besprochenen Haccius'schen Schrift sie für die Hermannsburger Mission liefert; aber für die Missionskunde und gar für die wissenschaftliche

Missionskunde hat der Verfasser auch nicht beabsichtigt zu schreiben. Er wollte ein Lebensbild seines Vaters geben; so treten die Person Wangemanns, seine persönliche umfangreiche Arbeit, seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen vor der Sache in den Mittelpunkt. Wangemann selber sollen wir kennen lernen, wie er ist, wie und was er arbeitet, redet, schreibt, reist u. s. w. Und das ist dem Sohne auch ganz trefflich gelungen. Abgesehen von manchen Superlativen, z. B. S. 127, und mancher auf Rechnung der kindlichen Pietät kommenden Goldgrundmalerei haben wir ein zutreffendes Lebensbild des mit ganzer Hingabe an seinen Beruf erfüllten, rastlos thätigen und in der Arbeit seine höchste Befriedigung findenden Wangemann, dessen wohlgetroffenes Porträt den „Alten" in der Gestalt uns vorführt, in der er in der Erinnerung seiner Freunde und Mitarbeiter fortlebt. Man kann dem Artillerie-Offizier gratulieren, daß er aus der Fülle des ihm zu Gebote stehenden, auch handschriftlichen Materials ein so frisches, anschauliches und von Verständnis für die väterliche Arbeit zeugendes Lebensbild gezeichnet hat, dessen Lektüre von Anfang bis zu Ende den Leser fesselt. Außer dem 7. Kapitel sind von besonderem Interesse auch das 4. bis 6., die von den Kandidatenjahren und der Wirksamkeit in Wollin und namentlich der in Kammin handeln.

4. Von kleineren Schriften ist zu verzeichnen

A. Aus dem Verlage der Goßnerschen Mission:

a) **Müller:** „Schiffbrüchig auf der Reise nach Ostindien." 25 Pfg. und

b) „Anschauungen und Bekenntnisse eines Eingeborenen." Aus dem Hindi übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 15 Pfg.

c) **Marie Nottrott:** „Punbiji und Belong." Eine Geschichte aus Indien. 25 Pfg.

B. Aus dem Baseler Verlage:

a) **Römer:** „Kamerun, Land, Leute und Mission." 8. ergänzte Auflage. 25 Pfg.

b) **Gfell:** „Im Urwald von Akem." Auf der Predigtreise unter Christen und Heiden. 10 Pfg.

Warneck.

Notiz.

Um den für das Hauptblatt pro 1899 bestimmten Stoff zu bewältigen, haben die beiden letzten Nummern des Beiblattes zurückgestellt werden müssen.

D. H.

Soeben erscheint:

Samoa,

das Land, die Leute und die Mission.

Von D. G. Kurze.

Mark 2.—, eleg. geb. Mark 3,—.

Berlin W. 9. **Martin Warneck.**

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Die deutschen Missionskonferenzen.

Von Pastor Döhler, Großstorkwitz bei Pegau.

II. (Schluß.)

Thätigkeit der Missionskonferenzen.

a) Jahresversammlung.

Wie es in dem Namen „Missions-Konferenzen“ zum Ausdruck kommt, liegt der erste und nächste Zweck derselben darin, durch persönliche Anregung ihrer Theilnehmer den Missionssinn zu wecken und zu pflegen. Und in der That! Welche anregende Fülle von missionswissenschaftlichen und -technischen Fragen auf all diesen Konferenzversammlungen bisher erörtert worden ist, zeigt ein vergleichender Blick auf die Themata der dabei gehaltenen Vorträge und Referate. Und gerade der Umstand, daß häufig dasselbe Thema auf verschiedenen Konferenzen in verschiedenen Landesteilen, sei es von demselben oder einem anderen Berichterstatter, behandelt und zur Diskussion gestellt worden ist, läßt erkennen, wie die gleichen Missionsfragen in weiteren Kreisen anregend und interesseweckend gewirkt haben. Verfasser hat das Material hierüber zwar noch nicht lückenlos zur Hand; aber schon das vorhandene reicht zu einer interessanten Vergleichung hin. Viele von diesen Vorträgen sind im Druck erschienen, namentlich in der A. M. Z., sowie in den verschiedenen Jahrbüchlein der einzelnen Missionskonferenzen oder als besondere Broschüren. So sind dergl. Missionsanregungen Tausenden von Hörern und Lesern nahegebracht worden, und zwar auch in Kreisen, in denen man vor zwanzig Jahren noch nicht an ähnliches gedacht hat. Und wenn, wie es z. B. im Jahrbüchlein der Starkenburger Missionskonfenrenz mit Recht hervorgehoben ist, jetzt in weiterem Maße, als sonst, auch in den kleineren Kreisen der Pastoralkonferenzen Themata aus der Missionskunde behandelt werden, so dürfte das ebenfalls zum nicht geringen Teile, wenn auch unbewußt, auf die Bestrebungen der Missionskonferenzen zurückzuführen sein, von wo aus der Wellenschlag dieses erwachten Interesses nun in jene kleineren Kreise einzudringen beginnt.

Es muß nun neidlos von allen Schwesterkonferenzen anerkannt werden, daß die Jahresversammlung der sächs. Provinzial-Missionskonferenz in Halle, kurzweg Halle'sche M.-K. genannt, unstreitig die vielseitigste und besuchteste ist. Trägt hierzu schon die größere Mitgliederzahl der Missionskonferenz bei, so wirken zweifellos auch Umstände anderer Art mit, die z. B. im

akademiſchen Leben Halles liegen, in ſeinen Beziehungen zu den Franckeſchen Stiftungen, nicht am wenigſten aber in der Perſon des Begründers der Konferenz, Warneck. Was die Jahresverſammlungen beſonders anregend macht, iſt die ſeit Anfang beſtehende Praxis, hierbei möglichſt Vertreter von verſchiedenen Miſſionsgeſellſchaften oder ſonſt bekannte Miſſionsfachmänner zu Worte kommen zu laſſen, wodurch Konferenzmitglieder dieſen Männern auch perſönlich näher treten lernen, was wiederum mit mancher Anregung verbunden iſt. Dieſelbe Praxis wird darum auch ſo weit als möglich von anderen Miſſionskonferenzen geübt. Die Überſichten über die auf den Jahresverſammlungen der einzelnen Miſſionskonferenzen gehaltenen Vorträge weiſen daher eine ſtattliche Reihe von Namen tüchtiger Fachmänner auf, die ſich in den Dienſt dieſer Sache geſtellt haben. So findet ein Austauſch der Kräfte ſtatt, der für die Mitglieder und Zuhörer nur fruchtbringend und heilſam ſein kann. Merkwürdigerweiſe hat die ſächſiſche (königl.) Miſſionskonferenz die Gewinnung auswärtiger Berichterſtatter bisher faſt völlig vermieden, was zweifellos den Wünſchen nur einer kleinen Minderheit ihrer Mitglieder entſpricht. — Die berufenen Miſſionsfachmänner ſind dem von den Konferenzleitungen an ſie ergangenen Ruf auch gern gefolgt. Doch ſcheint die Miſſionsleitung von Leipzig noch unter dem Druck engherziger Freunde zu ſtehen, die in der Erfüllung ſolcher Wünſche, wenn ſie nicht aus ſtreng lutheriſchen Kreiſen an ſie ergehen, eine Verleugnung des ſpeziellen Bekenntnisſtandes zu erblicken ſcheinen.

Es iſt mit Recht Wert darauf zu legen, daß die Vertreter der betr. Landes- oder Provinzialuniverſität von den Jahresverſammlungen der Miſſionskonferenzen nicht fern bleiben. So mancher Konferenzbeſucher würde ſich freuen, auf dieſem gemeinſamen Arbeitsgebiet am Bau der Kirche in ihnen einen früheren Lehrer begrüßen zu können. Theologiſche Wiſſenſchaft und kirchliches Amt dienen ja auch hier einem Zwecke.

Die Jahresverſammlungen ſind übrigens ſämtlich öffentlich, mit Ausnahme, wie es ſcheint, der bayriſchen Miſſionskonferenz. Daß ſie allerwärts mit einer bibliſchen Anſprache eröffnet werden, iſt wohl ſelbſtverſtändlich, und es verdient ganz beſonders hervorgehoben zu werden, daß Vertreter von kirchlichen Oberbehörden ſich gern bereit finden laſſen, mit ſolcher bibliſchen Anſprache die Verſammlung zu ſtärken und zu ermuntern.

Neben dieſer perſönlichen Anregung die von der Miſſionskonferenz ausgeht, ſei zunächſt noch ihre

b) litterarische Thätigkeit im allgemeinen

erwähnt. Man sucht Einfluß auf die Tagespresse zu gewinnen. Wo es angeht, versorgen ständige Berichterstatter die Presse mit Missionsstoff. Besondere Druckschriften zur Orientierung sind herausgegeben worden. Missionsbibliotheken, die zu bequemer Benutzung stehen, wurden gegründet. Zur Veranstaltung von Missionsfesten, wo solche noch wenig bekannt waren (bes. Westpreußen, Posen), wurde Anregung und Handreichung geboten. Statistische Erhebungen über den Stand der Missionssache in den betr. Landesteilen wurden veranstaltet, wobei die kirchlichen Behörden bereitwillig ihre Mitwirkung gaben. Wanderlager von Missionsschriften wurden eingerichtet, und was dergl. Unternehmungen mehr sind, durch die ihrerseits wieder die Leitungen der Missionsgesellschaften zu gesteigerter litterarischer Thätigkeit angeregt wurden. Die kgl. sächsische Missionskonferenz hat in Verbindung mit der niedererzgebirgischen Predigerkonferenz im J. 1897 ein Preisausschreiben (1000 Mark) erlassen für eine „wissenschaftliche Darstellung der religiösen und philosophischen Grundanschauung der Inder und Beurteilung derselben vom christlichen Standpunkt aus" (vgl. Ztschr. der deutschen morgenländ. Gesellschaft). Neuerdings hat dieselbe Missionskonferenz eine Serie von künstlerisch ausgestatteten typischen Bildern in großem Format (60:80 cm), drei typische Darstellungen aus dem Missionsleben in Ostafrika betr., herausgegeben, die nach dem Muster der Leutemann'schen Anschauungsbilder beim Unterricht in der Schule oder zur Erläuterung von Missionsvorträgen Verwendung finden sollen.

c) Jahrbuch.

Mit der Herausgabe eines besonderen „Jahrbüchleins," für die Mitglieder bestimmt und speziell die Verhältnisse der betr. Provinz berücksichtigend, ist zuerst die brandenburgische Missionskonferenz vorgegangen (1885). Wie sehr dieser Gedanke Anklang gefunden hat, geht daraus hervor, daß nach und nach die meisten der Missionskonferenzen in ähnlicher Weise ihre Jahrbüchlein herausgegeben haben. Die kgl. sächsische Missionskonferenz ist gleich nach ihrer Konstituierung mit einem umfangreicherem „Jahrbuch" auf den Plan getreten, das an Reichhaltigkeit unstreitig die anderen überragt. Es ist seit seinem ersten Erscheinen (1887 mit 110 Seiten) inzwischen auf den doppelten Umfang angewachsen (1899 mit 223 Seiten). So giebt seit 1899 auch die bayrische Missionskonferenz ein größeres Jahrbuch heraus. In jüngster Zeit haben

die norddeutschen Missionskonferenzen (Brandenburg, Schlesien, Pommern, Posen, Westpreußen, Ostpreußen) Verabredung getroffen, gemeinsam ein größeres Jahrbuch herauszugeben, doch so, daß möglichst jede der beteiligten Konferenzen für ihre Mitglieder eine Separatausgabe davon habe, je mit dem betr. provinziellen Teil. Die Jahrbüchlein enthalten manche beherzigenswerte Winke für die Praxis des heimatlichen Missionsbetriebs. So haben z. B. mehrere diesbezügliche Artikel Grundemanns Aufnahme in die Jahrbüchlein verschiedener Missionskonferenzen gefunden, die auch in anderen Kreisen Stoff zu fruchtbringender Diskussion bieten und Beherzigung verdienen. Aufsätze z. B. wie „Cave— eine Warnungstafel zur Vermeidung landläufiger Unwahrheiten in Missionsberichten" (Brandenburgisches und Pommersches Jahrbuch 1886) oder „Proben grundlegender Missionsberichte" (Brandenburg, 95, 96, 98) oder „Beitrag zu den Grundlinien einer Missionshomiletik" (Pommersche Jahrbücher 97 u. 99) u. a. können zur missionstechnischen Schulung der Geistlichen viel beitragen.

d) Missionspredigtreisen.

Dieselben wurden zuerst im Jahre 1886 von der Hallesch en Missionskouferenz angeregt und zur Ausführung gebracht, nachdem ähnliches schon vorher vom Berliner Missionshaus aus unternommen worden war. Die Aufgabe der Missionspredigtreisen ist die, abgeschlossene Kreise von Kirchspielen, wenn möglich eine ganze Ephorie, durch hierzu geeignete Missionsprediger besuchen zu lassen und in all diesen Parochieen Gottesdienste, Versammlungen, Besuch der Schulen und dergleichen zu veranstalten, um so möglichst gleichzeitig einen ganzen Kreis von Gemeinden binnen wenigen Tagen in das Interesse für die Mission hereinzuziehen. In der Provinz Sachsen bildet stets eine Konferenz mit den sämtlichen Geistlichen und Lehrern der betr. Ephorie den Schluß der Reise. Ein Mitglied des Vorstandes wohnt ihr bei. Zustimmuug resp. Mitwirkung der Ephoren und Ortsgeistlichen ist dabei selbstverständliche Voraussetzung. Das wohlwollende Entgegenkommen, das die Veranstaltung solcher Predigtreisen fast allenthalben bei den kirchlichen Behörden fand, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Gelegentlich noch auftauchende Bedenken können durch den segensreichen Erfolg als überwunden gelten. Bei weitem die meisten der Missionskonferenzen haben sich die Veranstaltung solcher Missionspredigtreisen angelegen sein lassen. („Grundzüge u. Bestimmungen" hierüber siehe „Mitteil. der Schles. M.-K. 1898 p. 32 und „Hülfsbüchlein" der M.-K. in der Prov. Sachs. 1890 p. 23.)

e) Missionslehrkurse.

Um Geistlichen die Mannigfaltigkeit des Missionswerkes zu weiterer Anregung und Verwertung vor Augen zu führen, haben auf Anregung verschiedener Missionskonferenzen (zuerst 1886 der Pommerschen und Brandenb.) am Berliner Missionshaus, nach Analogie der Lehrkurse für innere Mission, fast regelmäßig jährlich wiederkehrend, besondere Missionslehrkurse stattgefunden, an denen etwa jedesmal 20 bis 30 Geistliche aus verschiedenen Landesteilen teilnahmen, bis jetzt im ganzen schon 383. Nach einem genau festgestellten Lehrplan werden den Kursisten Vorträge über verschiedene Missionszweige gehalten, praktische Fragen erörtert, die Missionshäuser (Berl. I u. II) und der Unterricht der Zöglinge kennen gelehrt, Völkermuseum besucht und dergl., alles unter Leitung fachkundiger Männer. Missionshodegetische und -methodische Vorträge, sowie ein missionshomiletisches Seminar dürften besonders zu erwähnen sein. Der Kursus ist in der Regel auf eine Woche berechnet. Einen Teil der Kosten (bes. zur gemeinsamen Unterkunft) tragen die beteiligten Missionskonferenzen.

Auch am Barmer Missionshaus haben derartige Missionslehrkurse stattgefunden, von Teilnehmern aus verschiedenen Provinzial-Missionskonferenzen besucht. Die Missionslehrkurse in Süddeutschland sind schon vorher (S. 511) erwähnt.

Von besonderer Bedeutung scheinen die analogen Missionslehrkurse für Volksschullehrer zu sein, wie ein solcher (seit dem ersten Versuch im Jahre 1889) auf Anregung der Schlesischen Missionskonferenz in den Herbstferien 1898 in Berlin stattgefunden hat. Auch benachbarte Missionskonferenzen sandten Kursisten hierzu und ermöglichten die Teilnahme durch teilweise Tragung der Kosten. Das Unternehmen verdient ganz besondere Pflege. Ein begeisterter Bericht hierüber aus der Feder eines der beteiligten Lehrer ist z. B. in den Schles. „Mitteilungen" 1898 S. 34 ff. zu lesen. Vgl. auch A. M.-Z. 1899 S. 16 ff. „Die Bedeutung der Missionslehrkurse für Volksschullehrer."

f) Einfluß auf das landeskirchliche Leben.

Schon die regelmäßig stattfindenden Jahresversammlungen der Missionskonferenzen bleiben nicht ohne solchen Einfluß. Bilden sie doch, namentlich wo andere Missionsveranstaltungen mit ihnen verbunden sind, Sammelpunkte des kirchlichen Lebens, wobei schon im allgemeinen das evangelische Glaubens- und Liebesleben mannigfache Nahrung empfängt.

Aber auch im besonderen ist manches einzelne, was gegenwärtig im landeskirchlichen Leben als bestehende Ordnung bekannt ist, auf die Anregung einer Missionskonferenz zurückzuführen. So ist z. B. im Jahre 1879 zufolge Antrags der Halleschen Missionskonferenz an die preußische Generalsynode in allen Provinzen Preußens ein kirchlicher Missionsfesttag mit Kollekte für die Mission eingerichtet worden. Ebenso wurde auf Antrag derselben Missionskonferenz von der sächsischen Provinzialsynode einstimmig beschlossen, daß bei ihrem jedesmaligen Zusammentritt ein eingehender Bericht über den Stand der Heidenmission innerhalb der Provinz erstattet werde. Der gleiche Antrag ist dann auch auf der Generalsynode angenommen worden (A. M.-Z. 1892, 135). In gleicher Weise wird die Berichterstattung auf den Kreissynoden durch die Missionskonferenzen gefordert und gefördert.[1]) In manchen Konferenzkreisen, wie z. B. in der sächsischen, bayrischen, mecklenburgischen Landeskirche scheint dieser Zweig der Konferenzthätigkeit noch sehr des Ausbaues bedürftig und fähig zu sein.

Die verschiedenen Arbeitszweige, in denen die Missionskonferenzen bisher thätig gewesen sind, veranschaulicht nachfolgende summarische Übersicht, die natürlich auf gänzliche Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann:

1. Jahresversammlung mit missionswissenschaftlichen Vorträgen: bei sämtlichen Missionskonferenzen.
2. Jahrbuch: Provinz Sachsen, Brandenburg, Pommern, Königreich Sachsen, Posen, Westpreußen, Starkenburg, Bayern, Hessen, von 1900 ab auch Schlesien.
3. Periodische „Mitteilungen" an die Mitglieder: Schlesien, Königreich Sachsen, Brandenburg u. u.
4. Besondere Broschüren: Provinz Sachsen, Brandenburg, Pommern, Hessen u. a.
5. Missionsbibliotheken[2]): Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Westpreußen, Starkenburg, Kurland.
6. Kindermissionsblätter: Brandenburg, Schlesien.
7. Konfirmandenmissionsblätter: Königreich Sachsen, resp. Braunschweig
8. Typische Bilder: Königreich Sachsen.
9. Wanderlager von Missionsschriften: Starkenburg, Bayern.
10. Missionspredigtreisen: Provinz Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Westpreußen, Posen, Ostpreußen, Königreich Sachsen, Bayern.

---

[1]) Über die Beschaffenheit dieses Berichts A. M.-Z. 1899, 365.

[2]) Die große Missionsbibliothek der Franckeschen Stiftungen macht für die sächsische Missionskonferenz die Begründung einer eignen Missionsbibliothek überflüssig. Der gleiche Fall liegt wegen der bestehenden Missionsbibliothek in Leipzig für die Missionskonferenz im Königreich Sachsen vor, die zu deren Katalogisierung einen namhaften Beitrag gewährt hat.

11. Missionslehrkurse a. für Geistliche: Provinz Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Posen, Westpreußen, Ostpreußen, Holstein. b. für Lehrer: Schlesien, Brandenburg, Pommern, Westpreußen, Posen.

12. Gedruckte Missionskorrespondenz für die Presse: Brandenburg, Schlesien.

13. Vorträge in Lehrerseminaren: Schlesien.

14. Preisausschreiben für missionswissenschaftliche Arbeit: Königreich Sachsen.

15. Preisaufgaben für Kinder: Schlesien.

16. Reisestipendien zum auswärt. Missionsstudium: } Brandenburg.

17. Pflege der Missionskartographie: } Brandenburg.

18. Missionshomiletische Zirkel: } Brandenburg.

19. Anträge an Kirchenbehörden und Synoden: Provinz Sachsen, Brandenburg, Starkenburg u. a.

20. Statistische Erhebungen in fast allen Missionskonferenzen. 2c.

Organisation, Mitgliedschaft, Helfer.

Zu einer Organisation gehören Statuten. Eines komplizierten Apparates von solchen bedurfte es aber begreiflicherweise in diesem Falle nicht. Dieselben beschränken sich vielmehr durchgehends nur auf wenige, meist 5 — 6, höchstens 10 kurze Leitsätze, die bei der übereinstimmenden Tendenz sämtlicher Missionskonferenzen nicht nur im Sinne, sondern auch oft im Wortlaut sich vielfach gegenseitig entsprechen. Maßgebend war auch hier im wesentlichen bei allen Missionskonferenzen das kurze Statut der Halleschen Missionskonferenz.

Auch im übrigen ist die Organisation fast bei allen Missionskonferenzen die gleiche. Wo ein bestimmter Mitgliederbeitrag, der durchgehends den Minimalsatz von 1 Mark jährlich festhält, entrichtet wird, fehlt neben dem Vorsitzenden und dem Schriftführer auch ein Schatzmeister (Kassierer) nicht; mit ihnen bilden noch andere den weiteren Vorstand. Feste Mitgliederbeiträge bestehen natürlich überall da, wo die betr. Konferenz eine feste Mitgliederzahl hat. Daß im allgemeinen ein Bedürfnis nach bestimmter Organisation besteht, zeigt sich schon in dem Umstand, daß mehrere Missionskonferenzen im Laufe der Zeit aus sogen. freien Konferenzen zu solchen mit bestimmter Mitgliederzahl sich ausgestaltet haben, z. B. die braunschweigische und bayrische.

Hatte man auch zunächst die Absicht, zur Teilnahme an den Konferenzen in erster Linie die Geistlichen als die amtlich geordneten Arbeiter auf diesem Gebiete zu gewinnen, so beschränken doch die Statuten keiner der Konferenzen ihre Mitgliedschaft ausschließlich

auf die Geistlichen. In mehreren Fällen sind als Teilnehmer die Laien ausdrücklich mit genannt, und die neuen bayrischen Statuten besagen: „Laien sind als Mitglieder willkommen.“ Es dürfte an der Zeit sein, hiermit größeren Ernst zu machen. Die Sache der Missionskonferenzen hat sich im Laufe der mehr als 20 Jahre hierzu hinreichend entwickelt und ausgereift. Gleichwohl weisen die Mitgliederverzeichnisse im allgemeinen noch eine auffallend geringe Beteiligung von Laien auf. Eine Ausnahme hiervon macht die westpreußische Missions-Konferenz mit 380 Nichtgeistlichen unter 651 Mitgliedern; ähnlich die Posensche, wo unter 396 Mitgliedern 175 Laien sich finden. Den geringsten Prozentsatz von Laien scheint die brandenburgische Missionskonferenz aufzuweisen: 1017 : 39. — Sehr schwach vertreten ist auch die Lehrerwelt, insbesondere die der Volksschullehrer. Und doch sollten u. E. gerade die Lehrer als Mitglieder der Missionskonferenzen gewonnen werden. Im Jahrbüchlein der Starkenburger Missionskonferenz 1899 heißt es, nachdem von den Bemühungen der Konferenz berichtet ist, Warnecks Buch „Die Mission in der Schule“ den Lehrern und Schulbibliotheken zugänglich zu machen, u. die betr. Empfehlungen des Ministeriums und Oberkonsistoriums hervorgehoben waren, mit Recht: „Wenn es gelingt in weitere Kreise unserer Volksschullehrer allmählich das Feuer einer heiligen Liebe zur Heidenmissionssache zu tragen, so ist dies ohne Zweifel eine zukunftsreiche Arbeit.“ Die persönliche Mitgliedschaft der Lehrer an einer Missionskonferenz erscheint als ein wichtiger Schritt und ein willkommenes Mittel hierzu.

Inwieweit Frauen die Mitgliedschaft erwerben können, resp. deren Teilnahme erwünscht ist, darüber scheinen die Ansichten auseinander zu gehen. Der Wortlaut der Statuten scheint bei keiner der Missionskonferenzen die Mitgliedschaft von Frauen grundsätzlich auszuschließen. Thatsächlich sind solche auch, obgleich ganz vereinzelt, bei der einen oder anderen Missionskonferenz als Mitglieder aufgeführt. Nachdem die erste grundlegende Arbeit der Missionskonferenzen gethan, könnte es vielleicht an der Zeit scheinen, auch die Frauen in größerer Zahl zur Mitgliedschaft zuzulassen. Es wird unter Umständen sogar nicht ausgeschlossen sein, daß in der Jahresversammlung gelegentlich auch einmal eine Frau das Wort erhält, sei es zu einem speziellen kurzen Referat, sei es in der Diskussion. Die Arbeit der Frau in der Senanamission oder als Lehrerin oder Krankenpflegerin auf dem Missionsfelde

kann dies allenfalls gerechtfertigt erscheinen lassen, wie es z. B. auf der Jahresversammlung der brandenburgischen Missionskonferenz im Jahre 1892 und 1895 der Fall war.[1])

Der Verkehr zwischen dem ausführenden Vorstand und den einzelnen Mitgliedern der Missionskonferenz wird durch sogenannte Helfer oder Agenten gepflegt, deren jede Diözese (Ephorie, Dekanat) einen hat, (Diözesanhelfer oder Dekanatshelfer). Mit den Jahresversammlungen verbunden oder gelegentlich auch außerdem pflegen mit den Mitgliedern des Vorstands vereint sogen. Helferkonferenzen abgehalten zu werden, zu denen natürlich auch andere Mitglieder der Missionskonferenz Zutritt haben. Hier werden im engeren Kreise Erfahrungen ausgetauscht, Anträge vorberaten, kürzere Referate über zweckmäßige Missionsmittel und -Veranstaltungen erstattet und dergleichen. Diese Helferkonferenzen pflegen in der Regel durch die im engeren Kreis leichter mögliche freie Aussprache recht instruktiv zu sein.[2])

Gesegnete Erfolge.

Hervorgegangen aus dem im Eingang gekennzeichneten Bedürfnis haben sich die Missionskonferenzen thatsächlich als ein Segen für die heimatliche Missionssache erwiesen. Doch darf auch hier kein unevangelisches Rühmen stattfinden, um so weniger, als die Entwickelung der deutschen Missionskonferenzen zum guten Teil in die Ära der Kolonialbewegung fällt, aus der zweifellos das allgemeine Missionsinteresse ebenfalls manchen fruchtbaren Antrieb gezogen hat. Aber wie viel Anregung zum Studium der Missionssache ist doch durch die Missionskonferenzen gegeben worden! Wie viele, auch unter den Pastoren, ja gerade unter ihnen, sind so erst in das Interesse für die Sache hineingezogen worden! Wie sind unter Geistlichen und Laien durch persönliche Anreguug oder auf litterarischem Wege Kenntnis und Verständnis der Mission mehr als bisher verallgemeinert, Vorurteile überwunden, Freunde gewonnen, neue Entschlüsse zu treuer Mitarbeit an der Sache gezeitigt worden u. a.! Gleich im Vorwort des ersten „Berichts“ der neubegründeten hessischen Missionskonferenz (1897) finden sich die freimütigen Worte: „Wenn Apathie und Indifferenz der Pfarrer nach den Worten des großen

[1]) Als Zuhörer sind Frauen selbstverständlich überall willkommen. D. H.

[2]) In der sächsischen Konferenz werden die Agenten jetzt von den Kreissynoden (auf Beschluß der Konferenz) denominiert. Sie sind zugleich die Berichterstatter auf den Kreissynoden. D. H.

schottischen Missionars Dr. Duff ein Haupthindernis des Missionserfolges sind, so wollen diese Blätter auch ihr Teil dazu beitragen, daß solche Hindernisse immer mehr beseitigt werden." In dieser Richtung liegt unverkennbar ein gut Stück nicht blos der Tendenz, sondern auch des thatsächlich erzielten Erfolges aller Missionskonferenzen. Verfasser hat aus den zahlreichen Mitteilungen, die ihm in dankenswerter Weise zugegangen sind, den klaren Eindruck empfangen, daß das Institut der Missionskonferenzen sich thatsächlich als eine Förderung des heimatlichen Missionswesens erwiesen hat, und es ist solches in steigendem Maße noch fernerhin zu hoffen. Spricht sich dies schon in dem inneren Wachstum der Missionskonferenzen selbst aus, so tritt der Erfolg derselben ebenso auch äußerlich in der Zunahme der Missionsleistungen zu Tage. Der Statistiker muß sich zwar den nüchternen Sinn bewahren, der nicht willkürlich einen ursächlichen Zusammenhang konstruiert, wo solcher leicht bezweifelt werden kann. Aber er hat auch die Pflicht, auf die sichtbaren Segnungen Gottes hinzuweisen, die nach treuer Menschenarbeit zu Tage treten. So sind, um nur einige Beispiele zu erwähnen, die Missionsleistungen in der Prov. Sachsen von 58500 Mk. im Jahre 1877 auf 127000 Mk. im Jahre 1898, in der sächs. Landeskirche die Einnahmen des sächsischen Hauptmissionsvereins von 66890 Mk. im Jahre 1886/87 auf ca. 118000 Mk. im Jahre 1897/98, in der Provinz Pommern die Missionsgaben von 51817 Mk. im Jahre 1887 auf über 100000 Mk. im Jahre 1897, in Westpreußen von 10781 Mk. im Jahre 1893 auf 22792 Mk. im Jahre 1897 gestiegen. Es ist hierbei möglichst auf das Gründungsjahr der betreffenden Missionskonferenz zurückgegangen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß freilich auch gelegentlich einmal im Bereich einer Missionskonferenz diese Steigerung hinter billigen Erwartungen zurückgeblieben ist.

Übereinstimmend ist zu beobachten, daß die Zahl der Geistlichen, die in irgend welcher Form Missionsberichte in ihren Gemeinden erstatten, sowie die Zahl der gefeierten Missionsfeste merklich zugenommen hat. In Westpreußen mit seiner ausgedehnten Diaspora haben sich z. B. die Missionsfeste von 50 im Jahre 1895 auf 104 im Jahre 1897 vermehrt. Bemerkenswert ist ferner, daß die Zahl der Parochieen, in denen außer der amtlich angeordneten Kirchenkollekte keine weiteren Missionsgaben gesammelt werden, erheblich im Rückgang begriffen ist, ein Zeichen dafür, in welchem Maße die Geistlichen für die Sache gewonnen sind.

Ein Gewinn auf geistlichem Gebiete ist unstreitig auch der Umstand, daß die Missionskonferenzen thatsächlich ein Einheitsband der Missionsfreunde unter einander bilden, wozu in den bestehenden Missionsvereinen bei weitem nicht in diesem erwünschten Maße die Füglichkeit sich bietet. Denn die letzteren sind im Grunde genommen doch mehr oder weniger nur Sammelvereine, meist ausschließlich nur im Dienst der einen oder andern Missionsgesellschaft engagiert. Eine eigentliche Interessengemeinschaft liegt da streng genommen nicht vor, sofern hier vielmehr die Interessen meist partikularistisch auseinandergehen. Anders steht das mit den Bestrebungen der über den Parteien stehenden Missionskonferenzen Hier sind die Interessen im wesentlichen die gleichen. Aufgaben und Ziele konzentrieren sich in derselben Richtung, und da die zu diesem Zweck in Bewegung zu setzenden Mittel auch allenthalben die gleichen sind, so muß solche Gemeinsamkeit der Interessen ein Bewußtsein solidarischen Zusammenhangs der Missionskonferenzen und ihrer Glieder nähren, das dieser großen Reichsgottessache nur dienlich sein kann und dabei vielleicht ein beachtliches Symptom in der Entwickelung der evangelischen Kirche sein wird. Denn die Missionskonferenzen werden auch mit dazu beigetragen haben, ein wenig das lähmende Vorurteil zu zerstreuen, als dürfe ein evangelisch-lutherischer Christ um seines konfessionellen Standpunktes willen nur auf das Interesse für eine bestimmte Missionsanstalt eingeschworen sein, und als müsse sich die Mission zum Schibboleth eines einseitigen Konfessionalismus machen lassen. So sind die deutschen Missionskonferenzen durch ihre im edelsten Sinne des Wortes agitatorische Thätigkeit auf dem Gebiete des heimatlichen Missionswesens für das allgemeine kirchliche Leben bereits zu einem beachtenswerten Faktor geworden. Sollten sie nun nicht auch im Bewußtsein des gemeinsamen Zieles und der gemeinsamen Arbeit dazu beitragen, die konfessionellen Schärfen im theologischen Leben zu mildern und überhaupt versöhnend zu wirken? —

Kirchliche Stellung und Stellung zu den Missionsgesellschaften.

„In Bezug auf das kirchenpolitische Parteiwesen muß eine Missionskonferenz natürlich völlig neutral sich verhalten. Die Arbeit, welche wir hier zu treiben gedenken, hat mit diesem Parteiwesen absolut nichts zu thun, und wo dieses unglückliche Zersetzungselement nicht hingehört, da wollen wir es doch ja nicht einmengen. Es mischt sich ohnedies schon in

viele Dinge, die in keinem Zusammenhang mit ihm stehen, und mit einer der kirchlichen Parteikonferenzen können wir uns selbstverständlich nicht verschmelzen, schon darum nicht, weil dadurch die auf anderen Parteien stehenden, vielleicht sehr thätigen Missionsfreunde sich für ausgeschlossen halten würden" — so hat Warneck im Jahre 1879 auf der konstituierenden Versammlung in Halle gesprochen (A. M.-Z. 1879 196 und 203). Das sind Worte, die in der Entwickelung der Missionskonferenzen zum Segen der Sache viel Beherzigung gefunden haben, und die, wo etwa einmal gegenteilige Gefahr droht, fort und fort zum Korrektiv dienen sollten. Der bedeutsame § 2 der Statuten der Halle'schen Missionskonferenz „die Konferenz steht außerhalb alles kirchlichen Parteiwesens" ist daher vorbildlich für alle anderen geworden. Denn daß die Statuten fast sämmtlicher anderen Missionskonferenzen über diesem Punkt *schweigen*, ist zweifellos als bewußte und still beabsichtigte Zustimmung hierzu anzusehen. Auch da, wo ein gewisser *konfessioneller Charakter* betont ist, — die bayrische und kgl. sächsische Missionskonferenz z. B. stehen „auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses der Landeskirche," die Starkenburger Missionskonferenz „auf dem Boden der Augsburgischen Konfession" — kann und darf damit doch nicht dem kirchlichen *Parteiwesen* innerhalb der betreffenden Missionskonferenz Raum gegeben sein. Wie sehr dies im Interesse der Missionssache für nötig erachtet wird, geht z B. aus der Entwickelung der *Braunschweigischen* Missionskonferenz hervor, die bis zu ihrer Neukonstituierung im Jahre 1895 mehr oder weniger mit der „evangelisch-lutherischen Vereinigung" zusammenfiel, sich aber im genannten Jahr selbständig mit besonderem Vorstand organisierte, um die Mitglieder anders gerichteter Vereinigungen nicht von vorn herein abzuschrecken. Die Missionskonferenz in der Provinz *Hessen* hat gleich bei ihrer Konstituierung im Jahre 1897 eine Verbindung mit bestehenden Pastoralkonferenzen grundsätzlich und ausgesprochenermaßen abgelehnt. Mit diesen gesunden Grundsätzen steht es nicht im Widerspruch, wenn in einzelnen Landeskirchen oder Landesteilen, die eine *eigene Missionsanstalt* in ihrer Mitte haben, die dort bestehende Missionskonferenz eben hauptsächlich zur Förderung dieser besonderen Missionsanstalt sich zusammengeschlossen hat. So dient die kgl. sächsische Missionskonferenz statutengemäß der Leipziger Mission, die schleswig-holsteinische „will besonders die Sache der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breclum" fördern. Wo aber im Bereich einer Missionskonferenz *gar keine* oder *mehrere* Missionsanstalten bestehen, da wird es prinzipiell das richtige sein, wenn

es gehalten wird, wie es § 1 der brandenburger Statuten besagt: „Die Missiorskonferenz will die Sache der evangelischen Heidenmission im Allgemeinen fördern. Sie dient nicht direkt einer der bestehenden Gesellschaften, hofft aber für eine jede, von den Gimeinden der Provinz unterstützte Mission sich förderlich zu erweisen.“ Aber auch im ersteren Falle wird die betreffende Missionsanstalt nicht scheel dazu sehen, wenn gelegentlich einmal eine Frucht der betreffenden Missionskonferenz auch einer anderen Missionsgesellschaft in den Schoß fällt. Von solchem Standpunkt aus ist es doch wohl zu verstehen, wenn die Missionskonferenz in Braunschweig, wo sich keine eigne Missionsanstalt findet, wohl aber für verschiedene derselben Interesse vorhanden ist, ihr Ziel vorsichtig dahin ausdrückt (§ 2): „Die Missionskonferenz will in erster Linie dem evangelisch-lutherischen Missionsverein unseres Landes (d. i. der luth. Miss. in Leipzig) dienen.“ Man ziehe aus solcher latent ausgesprochenen Weitherzigkeit nur auch brüderlich die Konsequenzen. Gerade die Wahrung solcher Neutralität gegenüber den bestehenden verschiedenen Missionsgesellschaften wird für die einzelnen Missionskonferenzen die Gewähr ihrer ungestörten und ersprießlichen Weiterentwickelung sein. Die schlesische Missionskonferenz z. B. wird dies aus eigener Erfahrung zu bestätigen haben.[1])

Stellung der Kirchenbehörden.

In richtiger Würdignng der freien Kräfteentfaltung, die die Missionskonferenzen nötig haben, üben die Kirchenbehörden als solche wohl in keinem einzigen Falle amtlichen Einfluß auf die betreffenden Missionskonferenzen. Solcher ist aus gleichem Grunde auch nirgends begehrt worden, damit auch der leiseste Schein vermieden werde, als sei die Sache irgendwie von oben her gemacht. Vertreter der Kirchenbehörden nehmen aber nicht blos persönlich an den Bestrebungen ihrer Missionskonferenzen Anteil, sondern sie sind auch in einzelnen Fällen selbst die Leiter derselben (z. B. Pommern, Ostpreußen), oder doch dem weiteren Vorstande angehörig (z. B. Bayern), oder sie sind sonst Teilnehmer an

[1]) Da die Missionskonferenzen überhaupt keine Zweigvereine von Missionsgesellschaften sind, so verstehe ich die wiederholt aufgetauchte Debatte über die Präzisierung der Stellung zu einer bestimmten Missionsgesellschaft gar nicht. Sie hätte nur Sinn, wenn die Missionskonferenzen Sammelvereine wären, was sie aber grundsätzlich gerade nicht sein sollen. Und soweit geht doch keine der Konferenzen, die sich als einer bestimmten Gesellschaft zugehörig bezeichnen, daß sie nur über Geschichte oder Theorie dieser einen Gesellschaft verhandelt. D. H.

denselben (Oberhofprediger und Vicepräsident D. Ackermann in Dresden ist Ehrenmitglied der sächs. Missions-Konferenz) und beehren die Jahresversammlungen mit ermutigenden Ansprachen. So nehmen die Kirchenregierungen allenthalben eine wohlwollende Stellung zu der Sache ein, die gelegentlich auch in sachlicher Förderung zu Tage tritt, z. B. durch Unterstützung der Predigtreisen, oder bei statistischen Ermittlungen und dergleichen. In Pommern sind gelegentliche Mitteilungen des Konferenz-Vorstandes an die Geistlichen (z. B. den Missionslehrkursus betreffend) von der Kirchenbehörde unter ihrem Namen im kirchlichen Amtsblatt veröffentlicht worden. Mitglieder der Thüringer Kirchenbehörden (S.-Altenburg, Weimar, Rudolstadt, Meiningen) besuchen sehr häufig die Thüringer Konferenz. Seit Jahren nimmt regelmäßig der Staatsminister, zugleich Kultusminister, von S.-Altenburg an den Verhandlungen derselben Teil.

An anerkennenden Kundgebungen der Kirchenbehörden für die Bestrebungen der Missionskonferenzen fehlt es nicht. So heißt es in der Denkschrift des preußischen Oberkirchenrats an die Generalsynode 1897, „daß in allen amtlichen Berichten bezeugt wird, daß, wo ein Missionsfortschritt vorhanden, er wesentlich dem Einfluß der Missionskonferenzen zu danken ist". Ganz entsprechend heißt es auch im Generalbericht des sächsischen Landeskonsistoriums (auf 1891—95): „Von besonders förderndem Einfluß auf die Verbreitung und Vertiefung des Missionsinteresses ist die seit 1887 bestehende Missionskonferenz im Königreich Sachsen gewesen". Die Neukonstituierung der bayrischen Missionskonferenz im Jahre 1897 wurde dem Oberkonsistorium angezeigt und von diesem freudig begrüßt mit der Eröffnung, daß die Wiederherstellung der Missionskonferenz, einer Einrichtung, die früher schon ersprießlich gewirkt hat, das Oberkonsistorium freue, und daß es wünsche, es möge von der Konferenz ausgehend kräftige Anregung des Missionssinnes und richtige Kenntnis vom Wesen und Fortgang des Missionswerkes in die Kreise der Missionsfreunde geistlichen und weltlichen Standes eindringen". Eine Verfügung des Danziger Konsistoriums an die westpreußische Missionskonferenz (v. J. 1898) sagt, „daß die Förderung des Missionsinteresses in Westpreußen auch dem Einfluß der Provinzial-Missionskonferenz zu danken sei, welche ihre Aufgabe, das Missionsinteresse zu heben, das Missionsverständnis zu fördern und zur Missionsthätigkeit anzuregen, in sehr geschickter und energischer Weise zu lösen fortfährt." Hierneben ist in verschiedenen Fällen, z. B. nach erfolgreich unternommenen

Predigtreisen oder dergleichen, den Leitungen der betreffenden Missionskonferenzen von ihren zuständigen Kirchenbehörden Anerkennung ausgesprochen worden. Solche wird selbstverständlich niemals gesucht, aber sie ist eine dankenswerte Ermutigung, auf der betretenen Bahn fortzufahren, und aus diesem Grunde geschieht ihrer hier Erwähnung.

Schließlich sei hier noch darauf hingewiesen, wie sich unvermerkt auch eine wissenschaftliche Nobilitierung der Mission vollzogen hat. Die eifrigen Bestrebungen der Missionskonferenzen haben nicht wenig dazu beigetragen, die Mission auch an den Universitäten „hoffähig" zu machen. In der erstmaligen Begründung einer Professur für Missionswissenschaft an der Universität Halle, sowie in der Verleihung der theologischen Doktorwürde an die Vorsitzenden von drei Missionskonferenzen (Warneck, Grundemann, Kurze; Landpastoren!) kommt diese ersprießliche Wechselbeziehung zum Ausdruck.

Neue Aufgaben und Ziele.

Ganz abgesehen davon, daß die in den jüngsten Jahren neu entstandenen Missionskonferenzen noch im Anfangsstadium ihrer Thätigkeit stehen und demgemäß ein gut Teil der Aufgaben, die sie sich gesetzt, noch vor sich sehen, wird man auch beim Blick auf das Ganze der Missionskonferenz-Sache nicht sagen können, daß man bereits zu einem Abschluß dieser ganzen Bewegung gekommen sei. Das mag vielleicht in Bezug auf Neubildung von Konferenzen einigermaßen der Fall sein, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß hier oder da in deutschen Landen der Zusammentritt einer neuen Missionskonferenz nur förderlich sein würde (vgl. Mecklenburg, Oldenburg u. a.). Der innere Ausbau des Ganzen läßt aber noch manchen weiteren Fortschritt zu. Denn man glaube nicht, daß mit der bisherigen Organisation das gesteckte Ziel erreicht oder auch nur gesichert sei. Was vielmehr als besonderes Bedürfnis sich aufdrängt, ist dies, daß die großen Anregungen, die von den ad hoc gegründeten Missionskonferenzen ausgegangen sind, noch weit mehr als es bisher geschehen in die kleineren Kreise der Geistlichen ꝛc. hineingetragen werden. Auf Spezialkonferenzen und Pfarrkränzchen sollten nun in verstärktem Maße missionswissenschaftliche Themata behandelt und zur Aussprache gebracht werden und sie würden eine wärmere Aufnahme finden, als mancher rein akademische Vortrag, der für das kirchliche Amt und kirchliche Leben oft wenig Gewinn abwirft. Man versuche es weiter auch, kirchlich gerichtete Laien in einem kleinen Kreise zum Anhören und zur

Tabellarische Uebersicht über die deutschen Missionskonferenzen nach dem Stand vom November 1899.

1. Nummer	2. Missionskonferenz	3. Gründungsjahr, resp. Tag der konstituierenden Versammlung	4. Mitgliederzahl	5. Zeit und Ort der Jahresversammlung	6. Vorsitzender	7. Schriftführer	8. Bemerkungen
1	in der Provinz **Sachsen** m. **Anhalt**	12. März 1879	1620	Dienstag nach Sexagesimä in Halle.	Prof. D. Warneck, Halle, Gütchenstraße 20.	Pastor Dietrich, Breitungen bei Roßla a. Harz	„Hilfsbüchlein."
2	in der Provinz **Brandenburg**	30. Januar 1883	1017	Dienstag nach Quasimodogeniti in Berlin	Pastor D. Grundemann, in Mörz b. Belzig	Pastor Gareis, Buch, Bezirk Potsdam	Gemeinsames Jahrbuch mit anderen Miss.-Konferenzen, nebst provinziellem Teil.
3	im Herzogtum **Braunschweig**	5. April 1883 resp. 26. Febr. 1895	172	gewöhnlich in der Epiphanienzeit in Braunschweig	Pastor Kellner in Gr.-Winningstädt	Pastor Kühne in Groß-Dahlum b. Schöppenstädt	Die Missionskonferenz will in erster Linie dem evang.-luth. Missionsverein des Herzogtums Braunschweig dienen.
4	in der Provinz **Schlesien**	auf der Pfingstkonferenz in Liegnitz 1884	698	im Oktober während der Breslauer Festwoche in Breslau	Sup. a. D. Past. prim. Siegmund-Schultze, Breslau, St. Elisabeth	Pastor Spieß, Breslau, Karlstraße 18	Gemeinsames Jahrbuch mit anderen Miss.-Konferenzen, nebst provinziellem Teil.
5	im Königreich **Bayern**	23. Sept. 1884 neu konstit. 1898	550	Montag Nachm. vor dem Nürnb. Miss.-Fest (Trin.-F.) Nürnberg	Pfarrer Köberle, Berneck b. Baireuth (Oberfranken)	Pfarrer Seiler, Feucht b. Nürnberg	Jahrbuch.
6	in der Provinz **Pommern**	10. September 1885	930	in der ersten vollen Woche im Oktober verbunden mit den kirchlichen Festen in Stettin	Konsist.-Präs. Dr. Richter, Stettin	Sup. Petrich, Garz a. O.	Gemeinsames Jahrbuch mit anderen Miss.-Konferenzen, nebst provinziellem Teil.
7	im östlichen **Thüringen**	28. September 1886	freie Konferenz ca. 200—300 Teilnehmer	letzte Mittwoch im Juni in Roda (S.-A.)	Pastor D. Kurze in Bornshain bei Gößnitz (S.-A.)	Pastor D. Kurze in Bornshain bei Gößnitz (S.-A.)	Charakter der Konferenz durch die verschiedenartigen lokalen und landeskirchlichen Verhältnisse Thüringens bedingt.

8	im Königreich **Sachsen**	8. Juni resp. 6. September 1887	1470	Dienstag der ersten vollen Woche im September, verbunden mit den kirchlichen Festen in Dresden. Je nach 2 bis 4 Jahren auch in einer anderen Stadt.	Pastor Dr. Kleinpaul, Brockwitz bei Coswig	Pastor Paul, Lorenzkirch bei Strehla a. E.	Jahrbuch.
9	in der Provinz **Ostpreußen**	9. Juni 1892	freie Konferenz	im Herbst am Schluß der Königsberger Festwoche	General-Sup. D. Braun in Königsberg	Pastor Baumann am Löbenicht in Königsberg	Gemeinsames Jahrbuch mit anderen Missionskonferenzen, jedoch ohne provinz. Teil, dafür dient Königsb. Miss.-Bl.
10	in der Provinz **Posen**	Pfingsten 1893	396	gewöhnlich in der Pfingstwoche in Posen	Pastor Büchner, Jersitz bei Posen	Pastor Kühn am Diakonissenhaus in Posen	Gemeinsames Jahrbuch mit anderen Miss.-Konferenzen, nebst provinziellem Teil.
11	in der Provinz **Westpreußen**	16. August 1893	651	Anfang September an wechselndem Ort	Pastor Collin in Güttland (Post Kriefkohl bei Danzig)	Pastor Gräntz in Stüblau, (Post Kriefkohl bei Danzig)	Jahrbüchlein. Auch gemeinsames Jahrbuch mit anderen Missionskonferenzen, jedoch ohne provinziellen Teil.
12	im Großherzogtum **Hessen-Darmstadt**, Prov. Starkenburg	7. August 1895	151	September oder Oktober in Darmstadt	Privatier Dr. Rieger in Darmstadt	Pfarrer Römheld in Groß-Bieberau bei Darmstadt	Jahrbuch.
13	im Konsistorialbez. **Wiesbaden**	22. April resp. 12. August 1896	ca. 150	im August oder September an wechselndem Ort	Dekan Naumann in Hachenbach	Pf. Kaldenbach in Ackerbach bei Katzenellnbogen	
14	in der Provinz **Schleswig-Holstein**	20. Oktober 1897	310	im Oktober in Neumünster oder Schleswig	Probst Wallroth in Altona, gr. Prinzenstr. 26	Pastor Dittmer in Rellingen (Holst.), Bezirk Kiel	Die Missionskonferenz dient namentlich der evang.-luth. Missionsanstalt in Breklum.
15	in der Provinz **Hessen**	27. Oktober 1897	416	im Herbst in Marburg	Prof. Dr. Mirbt, Marburg	Sup. Hebel, Felsberg, Kreis Melsungen	Jahrbuch pro 1900.
16	im westlichen **Thüringen**	1897	Die westthüringische Missionskonferenz ist noch nicht an die Öffentlichkeit getreten		Pastor Brauer am Diakonissenhaus in Eisenach	Pastor Palmer, Neuenhof	

Erörterung eines dergleichen Missionsvortrages zusammen zu bringen. Das scheint das Lehrreiche an dem von Basel aus gepflegten Missionsleben in Süddeutschland und der Schweiz zu sein (ähnlich wie auch in den Barmer Kreisen), daß man die Laienwelt mehr in das Getriebe, auch in die speziellen Sorgen und Leiden der Mission einblicken läßt. Ein solcher Tropfen missionsdemokratischen Öls kann auch anderwärts Geist und Leben sein. Die Angehörigen von Missionskonferenzen werden die Nächsten sein, die sich damit salben lassen und auch anderen zu solcher Salbung verhelfen.

Die Berichte der Missionskonferenzen haben nicht erkennen lassen, ob man dem Flugblattwesen besondere Fürsorge zuwendet. Es scheint fast nicht so; und doch thut sich gerade auf diesem Gebiet noch ein weites Feld der Thätigkeit auf. Man gehe dabei nicht von der meist irrtümlichen Voraussetzung aus, als seien die Gemeindeglieder bereits mit einem bestimmten Missionsgebiet vertraut und müßten nun durch die Flugblätter des Weiteren auf dem Laufenden erhalten werden. Das wird nur in den wenigsten Gemeinden der Stand der Sache sein. Sondern man lasse die Flugblätter allgemein-orientierenden Inhalts sein, dabei biblisch begründend, den Blick erweiternd, das Herz erwärmend und über dem allen nicht zu handgreiflich an den Geldbeutel appellierend. Vor allem aber lege man Wert auf gute, ja künstlerische Ausstattung solcher Flugblätter. Denn was in schönem Gewande vor das Auge tritt, das wird auch am ehesten des Beachtens wert gehalten.

Die Vertretung der Mission in der Lokalpresse erfordert noch ganz besonders gesteigerte Thätigkeit der Missionskonferenzen und ihrer Glieder: Ständige Berichterstatter, die möglichst das Neueste melden.

Die auf Seite 564 f. gegebene Übersicht einzelner Arbeitszweige läßt zugleich erkennen, inwieweit die eine Missionskonferenz an der anderen ihre Lehrmeisterin haben kann.

Bei der Mannigfaltigkeit dieser Arbeitszweige und nach der erfreulichen Entwickelung, die die Sache der Missionskonferenzen in dem nun mehr als 20jährigen Zeitraum genommen hat, drängt sich endlich auch die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, selbstverständlich unter völliger Wahrung der Einzelbestände, in irgend einer Weise einen verbandartigen Zusammenschluß zu suchen. Vielleicht ist auch in dieser Richtung noch eine weitere Förderung zum Segen für Mission und Kirche zu erwarten. —

Die Church Missionary Society und ihre Stellung innerhalb der anglikanischen Kirche.

Hundert Jahre heimischer Missionsgeschichte.

Von Paul Richter-Werleshausen.

3. Die neuere Bewegung in dem kirchlichen und religiösen Leben Englands und der große Aufschwung der C. M. S.

Die letzten Jahrzehnte haben der C. M. S. einen erstaunlichen Aufschwung gegeben, wie ihn auch die enthusiastischsten Freunde nimmermehr erwartet hätten. Dieser Aufschwung des Werkes der C. M. S. ist ein Teil jenes allgemeinen, großartigen Aufschwunges, den überhaupt das kirchliche und religiöse Leben in England in den letzten Zeiten gewonnen hat. Wir haben darum auf diese bedeutsamen Bewegungen in dem kirchlich-religiösen Leben Englands näher einzugehen.

Wie das vorige Jahrhundert seine neubelebende, methodistische Bewegung hatte, so hat auch dieses Jahrhundert eine große, evangelische Bewegung gezeitigt. Die ersten Spuren davon machen sich schon in der Mitte der 50er Jahre bemerkbar. Und zwar setzt sie mit der Ernennung der Palmerston-Bischöfe (s. o.) ein, nicht nur daß sie chronologisch damit zusammenfällt, sondern die neuen evangelikalen Bischöfe haben das Verdienst, sie in die Wege geleitet zu haben. Sie fanden ihre Diözesen bei ihrem Dienstantritt als unfruchtbare Wüsten vor und verließen sie dann als fruchtbare Felder. Besonders ist die Wirksamkeit Tait's, seit 1856 Bischof von London und seit 1868 Erzbischof von Canterbury, zu nennen. Man kann allerdings Tait nicht gerade zu den Evangelikalen rechnen, sondern er gehörte der freieren broad church an; doch trägt seine ganze Wirksamkeit einen evangelischen Charakter.

Gleich in seinem Primary charge, mit dem er sich bei der ihm unterstellten Geistlichkeit einführte, richtete er einen ernsten Appell an dieselbe und rief sie zur Evangelisationsarbeit an den verwahrlosten Massen der ungeheuren Weltstadt auf. Er ging auch selbst mit gutem Beispiel voran, führte den Vorsitz in öffentlichen Volks-meetings, predigte in den sog. ragged schools (Armenschulen), in den Omnibus-Yards, in den Schiffsdocks, auf Covent Garden Markt, auch in den Straßen, so daß manche seiner Geistlichen von der high church an ihm Anstoß nahmen und sein Auftreten unwürdig und methodistisch nannten. Von großem Einfluß wurden die durch ihn eingebürgerten Abendgottesdienste zuerst in Exeter Hall und dann in St. Paul und Westminster Abtei. Man ging noch weiter, auch in Theatern wurden Gottesdienste veranstaltet, wo man die Leute in ihren Arbeitskitteln und die Frauen mit ihren Kindern auf dem Arm vor sich hatte. Diese Abendgottesdienste wurden damals als eine gefährliche Neuerung, die die Ordnung

der Kirche bedrohe, bekämpft und riefen sogar eine Debatte im Oberhause hervor. Weiter rief Tait mehrere für die Pastorierung Londons wichtige Institutionen ins Leben. In Islington (den Missionsfreunden durch das dort befindliche college der C. M. S. bekannt) hatten kurz vorher einige kirchliche Männer zur Bekämpfung der kirchlichen Notstände eine Church home mission und einen Kirchbauverein gegründet.[1]) Nach diesem Vorbilde stiftete Tait in größerem Maßstabe, um der Kirchennot zu steuern, den Bishop of London's fund und die London diocesan home mission. Beide Institutionen haben seitdem nicht nur in London segensreich gewirkt, sondern auch den Anstoß dazu gegeben, daß hin und her im Lande ähnliche Vereine gestiftet wurden. Um die Laien zur Mithilfe an der kirchlichen Arbeit heranzuziehen, organisierte er die association of lay helpers, auch sie ist in unzähligen Parochien nachgeahmt worden.

Unterstützt wurde er in vielen seiner Bemühungen von dem Grafen Shaftesbury, der ebenfalls in jener Zeit seine große humanitäre Wirksamkeit entfaltete. Weiter entwickelten sich damals die mannigfachen Zweige der inneren Mission: Sonntagsschulwesen, Diakonissensache, Temperenzbewegung, das Institut der Bibelfrauen, Seemannsmission u. s. w. Hierbei treten zum erstenmale auch die Frauen aus ihrer Verborgenheit hervor, und die großartige Entwickelung der Frauenarbeit zunächst auf dem Gebiete der inneren, dann aber auch auf dem der äußeren Mission, nahm hiermit ihren Anfang.

Daneben traten seit Anfang der 60er Jahre freiere Bewegungen, die nicht sowohl Abstellung einzelner Notstände, als Hebung des religiösen Lebens überhaupt zum Ziel hatten. Zuerst das große Revival, das seinen Ausgangspunkt 1858 in Nordamerika nahm, sich von dort 1859 nach Irland fortpflanzte und 1860 auch nach England herüber kam. Es hat natürlich seine Auswüchse gehabt, es ist viel Strohfeuer und krankhafte, momentane Gefühlserregung dabei gewesen, aber doch urteilt Stock, daß es in der Hauptsache ein Gotteswerk war, und wer nur etwas von der inneren religiösen Geschichte Englands kenne, finde auch jetzt nach 40 Jahren noch seine bleibenden und großen Spuren, die zum Preise Gottes aufforderten. In England wurde die Bewegung besonders durch die Thätigkeit zweier Männer, Regin. Radcliffe und Stevens. Blackwood, getragen. Die offiziellen Kirchenorgane hielten sich von diesen wie späteren ähnlichen Bewegungen kühl fern. Auch die Evangelikalen standen ihr meist skeptisch gegenüber, sie haben nach Stocks Ansicht die religiösen Bewegungen ihrer Zeit zu wenig erkannt, sonst würden sie sie mehr ausgenutzt haben. Hätten sie das gethan, so würde sich die evangelikale Sache heute in einer günstigeren Position befinden.

[1]) Vertreter der äußern Mission wie H. Venn und Childe hatten daran einen wesentlichen Anteil, — wieder ein Zeichen dafür, daß die Männer der äußern Mission auch für die innere Mission etwas übrig haben.

Zur Pflege der durch das Revival ausgestreuten Keime kamen dann seit 1869 unter dem Namen von Parochial missions in England mehr und mehr jene Evangelisationsbestrebungen auf, die ja neuerdings auch bei uns in Deutschland mehr gepflegt werden. Diese parochials missions gingen zuerst von high church men aus, welche dabei die in der römisch-katholischen Kirche schon länger üblichen Missionen zum Vorbild nahmen. Die erste derartige Veranstaltung in London 1869 wurde daher noch sehr argwöhnisch angesehen. Aber schon nach 2 Jahren wurden ähnliche Missionen von Vertretern der verschiedensten Parteischattierungen im ganzen Lande gehalten. Als sie 1874 in London wiederholt wurden, geschah es unter den Auspizien des Bischofs und unter großer Beteiligung. Die bekanntesten „missioners" waren Rev. Robert Aitken und sein Sohn Hay Aitken. Auch einige evangelikale Führer nahmen regen aktiven Anteil, so Marsden, Sholto Douglas, Chapman, Haslam, Webb-Peploe und Hoare, während allerdings das Gros der evangelikalen Geistlichen wieder abseits stand.

Mitten in diese Bewegung der parochial missions kam 1873 eine andere ähnliche, der die Kirche von England mehr Dank schuldet, als sie im allgemeinen annimmt. In diesem Jahre kamen nämlich die bekannten amerikanischen Evangelisten Moody und Sankey nach England hinüber und hielten ihren dreijährigen Triumphzug durch das ganze Land. Erst kühl aufgenommen, fanden dann ihre Versammlungen einen solchen Zudrang, daß auch die größten Säle sich als zu klein erwiesen. In London z. B. genügte noch nicht einmal die riesige Agricultural Hall mit 14000 Sitzplätzen. Mit ähnlichem Erfolge hat Moody 1883—84 seinen Besuch in England wiederholt. Wie viele durch diese Evangelisationsversammlungen einen Anstoß zum neuen Leben empfangen haben, das läßt sich natürlich statistisch nicht nachweisen. Allenthalben haben sie aber zur Weckung und Mehrung des religiösen Lebens gedient. Weiter hat man handgreifliche Früchte dieser Bewegung in der Aufnahme neuer Thätigkeiten der homemission vor Augen. Eine Neubelebung erfuhren vor allem die Young men und women christian associations (Jünglings- und Jungfrauenvereine), die seitdem eine so wichtige Rolle gespielt haben. Ebenso datieren sich von jener Bewegung her die Children's special service missions und die Scripture unions. Von dem Einfluß der Evangelisationsbewegung auf die akademische Jugend wird hernach noch die Rede sein.

Doch was hat mit alle dem die Heidenmission und speziell die C. M. S. zu thun? Allerdings waren die Bewegungen in erster Linie auf Erweckung des religiösen Lebens in der Heimat gerichtet. Die meisten Evangelisten haben bei ihrer Thätigkeit der Heidenmission, die außerhalb ihres Gesichtskreises lag, gar nicht gedacht. Jedoch gab es auch hier Ausnahmen, z. B. sind Regin. Radcliffe, James Mathieson und

Dr. Grattan Guinneß die eifrigsten Anwälte der Heidenmission gewesen. Und die erste interdenominationelle Missionskonferenz zu Liverpool 1860 wurde von Männern, die mehr oder weniger in der Evangelisationsarbeit standen, inszeniert. Doch muß zugestanden werden, daß diese Bewegungen in erster Linie den Werken der inneren Mission zu gute gekommen sind, die davon einen mächtigen Aufschwung genommen haben. Ja, die nächste Folge war, daß, während die innere Mission in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat, die Heidenmission sogar etwas in den Hintergrund gedrängt wurde, wie man dann in den 70er Jahren verschiedentlich die Beobachtung machen konnte, daß das Interesse für die Heidenmission eher zurück als vorwärts ging. So z. B. mußte die C. M. S. sowohl über Mangel an Missionskandidaten wie über häufige Defizits klagen.[1]) Und 1872 wurde zu Gunsten der Mission ein day of intercession abgehalten, der seitdem jährlich wiederholt wird, um den Gemeinden die Missionssache ans Herz zu legen. Es war ja natürlich, daß diese den Arbeiten der innern Mission zugewandte Bewegung der äußern Mission manche Kräfte entzog, die sich ihr sonst würden zugewandt haben. Aber dennoch ist der Segen, den auch die äußere Mission von der evangelistischen Bewegung empfing, ganz unverkennbar und viel größer als die momentanen, kleinen Schädigungen. Erstlich haben in jenen Evangelisationsversammlungen viele den Impuls empfangen, sich ganz dem Dienst des Herrn zu widmen, sei es daheim, sei es draußen. Nach einer vorübergehenden Zeit der Ebbe trat auch in der äußern Mission eine Flut ein. Die Missionskandidaten mehrten sich, und das Komitee der C. M. S. erhielt auf die Frage, wo der betr. Missionskandidat zuerst den Antrieb, sich der Mission zu weihen, empfangen habe, sehr oft die Antwort: unter dem Eindruck einer Evangelisationsversammlung. Die später zu erwähnende Missionsbewegung in Cambridge steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Evangelisation. Vor allem ist der Segen, den die Heidenmission empfing, ein indirekter. Wurde durch das Revival das ganze kirchliche und religiöse Leben Englands auf ein höheres Niveau gehoben, so konnte es ja nicht ausbleiben, daß sich dies zu seiner Zeit auch in der Mission spürbar machen mußte. Stock sagt, es wird von den Evangelikalen noch gar nicht zur Genüge anerkannt, wieviel von dem Leben und der Kraft, die die evangelikale Partei zur Zeit besitzt, sie der revivalistischen und evangelistischen Bewegung verdankt, und ebenso verhält es sich mit dem Leben und der Kraft des Missionslebens im speziellen.

[1]) Ein anderer Grund dafür war unter Nr. 2 schon angegeben.

Während die zuletzt geschilderten Evangelisationsbestrebungen einen interkonfessionellen Charakter trugen, bahnten sich zu derselben Zeit und in Fühlung mit ihnen auch innerhalb der Kreise der evangelikalen Partei neue, höchst bedeutsame Bewegungen an, und während erstere mehr auf Weckung des religiösen Lebens abzielten, erstrebten diese eine Vertiefung desselben. Im Jahre 1856 fing ein bis dahin ziemlich unbekannter evangelikaler Geistlicher Pennfather in Barnet an eine jährliche Versammlung von Gesinnungsgenossen zwecks gegenseitiger Erbauung und Vertiefung des geistlichen Lebens zu veranstalten. Auch die Evangelisation der Welt wurde von Anfang an nicht vergessen. Pennfather kam 1864 als Pastor von St. Jude's nach Mildmay Park, einer Parochie im Norden von London. Hier entfaltete er sogleich eine große Thätigkeit, vergrößerte die Kirche, baute 2 Missionshallen, richtete Schulen ein, gründete ein großes Diakonissenhaus und schuf die große Konferenzhalle. Zu allen seinen Werken brauchte er jährlich $^1/_2$ Million Mark, die er auch von seinen Freunden erhielt. Vor allen Dingen wurde er aber hier ein Mittelpunkt religiöser Anregung und übte allmählich einen ungeheuren Einfluß auf die evangelikalen Kreise aus. Männer und Frauen von allen Altersstufen und aus allen Klassen wurden zu Christus gebracht und christliche Arbeiter, die erfahrensten wie die jüngsten, fanden in Mildmay neue Begeisterung, die sie mit einem vertieften Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeit, aber auch mit einem gestärkten Glauben an die Kraft des Herrn zu ihrer Arbeit in der Nähe oder Ferne zurückkehren ließ. Von besonderem Einfluß waren die alljährlichen, eines wachsenden Besuches sich erfreuenden, berühmten Mildmay-Konferenzen. Auf ihnen wurde auch die Missionssache ausgiebig gepflegt, indem ihr wie anderen praktischen Fragen die Nachmittagsmeetings gewidmet waren. Nach Pennfathers Tode 1873 führte seine Witwe alle seine Institutionen in seinem Geiste fort; der Leiter der Konferenzen wurde dann der bekannte Evangelist Blackwood. Im Jahre 1878 wurde die 2. allgemeine Missionskonferenz in Mildmay abgehalten.

Neben Mildmay begann allmählich in evangelikalen Kreisen auch Keswick eine immer größere Rolle zu spielen. Darin kommt eine Weiterentwickelung jener auf Vertiefung des religiösen Lebens abzielenden Bestrebungen zum Ausdruck. Auf einer ganzen Reihe von Konferenzen und Kongressen wurde dies Thema behandelt; „higher christian life“ lautete die von Amerika her gegebene und in England aufgenommene Parole. Diese Strömung artete auf der einen Seite in die ungesunde Lehre des

Perfektionismus aus. Auf der andern Seite hielten sich besonnene und theologisch geschultere Männer in den Grenzen schriftgemäßer Lehre. Was sie wollten, war völlige, bedingungslose Hingabe an den Herrn, völliges Aufgehen in dem durch sein Einwohnen erzeugten, neuen Leben (nach Joh. 15). Die Hauptvertreter dieser Richtung waren Canon Harford Battersby von Keswick und Mr. Webb-Peploe, zwei hervorragende evangelikale Führer. Zunächst wurden sie freilich von den meisten ihrer Parteigenossen als verdächtig angesehen und mit ihrem Anhang als Neo-Evangelicals befehdet. Man hielt den Enthusiasmus ihres Glaubens für ungesunde Schwärmerei und unterschied sie nicht von den Perfektionisten. So teilten sich die Evangelikalen für mehrere Jahre in zwei Zweige. Im Juli 1875 lud nun Canon Harford Battersby zu einer kleinen, vertraulichen Zusammenkunft nach Keswick ein, dies ward der Anfang der bald so berühmt gewordenen Keswick-Konventions. Die hervorragendsten Teilnehmer waren außer dem Berufer und Leiter: Webb-Peploe, Hopkins, C. A. Fox und Mr. Bowker. Nach Battersbys Tode wurde letzterer Leiter der Konferenz. Einen Umschwung in der Stellung des dieser Richtung zunächst abgeneigten andern Flügels der evangelikalen Partei zu der Keswick-Schule führte dann 1884 die Sinnesänderung eines der ersten Stimmführer desselben Handley Moule, des Prinzipals von Ridley Hall, herbei. Er stand der Bewegung zuerst skeptisch gegenüber, bis er mit ihren Vertretern in nähere Fühlung trat und sich persönlich von der Lauterkeit ihrer Lehren überzeugte und nun selbst einer der Ihren wurde. Von dieser Zeit wuchs sowohl der Besuch als auch der Einfluß der Keswick-Conventions bedeutend. Insbesondere sollten sie auf die Entwickelung des Missionslebens großen Einfluß gewinnen. Und indem man die Missionssache aufnahm, wurde auch das dort zutage tretende Leben in praktische Kanäle geleitet. Der Evangelist Radcliffe bat 1886 den Leiter der Zusammenkünfte Bowker zum erstenmale, die Missionssache zur Sprache bringen zu dürfen. Bowker widerstrebte zunächst, weil er fürchtete, die Versammlungen möchten von den Missionsgesellschaften zum Kollektieren mißbraucht und so ihr spiritueller Charakter geschädigt werden. Schließlich bewilligte er ein — aber außerhalb des Rahmens der anderen Versammlungen stehendes — meeting. Im folgenden Jahre traten Hudson Taylor und Rev. Johnson, ein eingeborener Geistlicher der C. M. S. aus Westafrika, als Redner in Keswick auf. Bowker änderte allmählich seine Stellung zur Mission und sprach es nun als seinen Grundsatz aus, daß persönliche Hingabe an den Herrn (consecration) und Evangelisation der

Welt Hand in Hand gehen müßten. Von da an ist die Missionssache immer inniger mit Keswick verbunden. Seit 1888 finden auch regelmäßige Missionsversammlungen statt. Obwohl nun Keswick keinen exklusiv evangelikalen Charakter trägt, sondern einen weitherzigeren Zug hat, so sind es doch außer der China-Inland-Mission wesentlich die C. M. S. und die mit ihr zusammenarbeitenden Frauenmissionsgesellschaften (C. E. Z. M. S. und J. F. N. S.), die auf den Keswick missionary meetings vertreten sind. 1889 wurde beschlossen, aus Mitteln, die die dort versammelten Freunde aufgebracht hatten, einen missioner (Evangelisten) auf das Missionsfeld auszusenden, wozu Mr. Grubb bestimmt wurde. Er bereiste als Abgesandter von Keswick Ceylon, Tinnevelly, Australien und Neuseeland. Außerdem werden jetzt mehrere Missionare durch Beiträge der Keswick-Conventions unterhalten.

Bei der Juli-Zusammenkunft 1890 trafen sich unter den Besuchern von Keswick eine ganze Reihe engerer Freunde der C. M. S. und besprachen sich über die vorliegenden Bedürfnisse der Gesellschaft. Das Resultat war, daß sie ein Schreiben an das Komitee, den sogenannten Keswick-Brief, richteten, worin sie mit Hinblick auf die aktuelle Lage in Indien, China und Afrika zu einem Vorwärtsgehen in größerem Maßstabe aufforderten. Sie plaidierten dann dafür, daß in den nächsten Jahren 1000 neue Missionare hinausgehen müßten. Und da man in so kurzer Zeit allerdings so viele theologisch geschulte Missionare nicht würde haben können, so empfahlen sie mehr bands von associate evangelists, mehr Laienmissionare und mehr Männer und Frauen aus den arbeitenden Klassen zu verwenden, denen eine entsprechende, weniger wissenschaftliche Ausbildung zu geben sei. Nicht alles, was der Brief an die Hand gab, war praktisch, aber in mehreren Punkten kam man den Ratschlägen nach. So wurden für Männer der arbeitenden Klassen kürzere Unterrichtskurse veranstaltet, für Frauen derselben Stände das Institut zu Highbury eröffnet, das unentgeltliche Ausbildung gewährt, mehrere bands of associate evangelists wurden organisiert und kamen in Indien zur Verwendung. Und was die 1000 Missionare betrifft, so ist das Erstaunliche geschehen, daß seitdem, also in noch nicht 10 Jahren, 800 neue Namen auf die Liste der Gesellschaft gesetzt sind. Kurzum der Keswick-Brief hat fruchtbare Anregungen gegeben.

Endlich ist Keswick auch noch insofern für das Missionsleben der C. M. S. von Bedeutung geworden, als es immer mehr Sitte wird, daß die auf Urlaub befindlichen Missionare — und das ist ja bei dem großen

Stabe der C. M. S. immer eine ziemliche Zahl — die Festwoche in Keswick verleben, um sich dort geistige Erfrischung und neuen Segen zu holen.

Wir verlassen nun Keswick und suchen Cambridge auf. Die revivalistische und evangelistische Bewegung haben ihre Kreise auch auf die Universitäten, besonders Cambridge, ausgedehnt. Schon 1862 bildete sich dort unter den undergraduates ein dayly prayer meeting, das die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Universitäten zum Gegenstand seiner Gebete hatte. Die evangelistische Bewegung der 70er Jahre hatte dann zur Frucht die Stiftung der Cambridge intercollegiate christian union. Sie stellt den Zusammenschluß aller derer dar, die es mit ihrem Christentum ernst nehmen, und denen das geistliche Wohl ihrer Kommilitonen am Herzen liegt. Ihre Sonntagnachmittags-Versammlungen in Guildhall, auf welchen nach und nach alle bekannteren Evangelisten sprachen, sind für viele eine Quelle des Segens geworden. Bei seiner zweiten Anwesenheit in England besuchte Moody auch Cambridge. Man versuchte ihm zunächst Opposition zu machen, aber er ließ sich nicht beirren, denn er war der Meinung, daß die „wranglers und blues" von Cambridge dasselbe schlichte Evangelium nötig haben wie die Fabrikarbeiter Londons. Schließlich trug er auch hier einen durchschlagenden Erfolg davon. Um denselben zu vertiefen, besuchten bald darauf Webb-Peploe und andere tonangebende Keswick-Männer die Universität und hielten dort eine Versammlung nach ihren Keswick-Grundsätzen ab. In Nachwirkung dieser beiden Ereignisse, besonders des ersteren, geschah es 1884, daß 7 hoffnungsvolle Mitglieder der Universität, die bekannten „Cambridge-Sieben" sich in den Dienst der China-Inland-Mission begaben, unter ihnen Cassels, Polhill-Turner, Stanley, Smith und C. T. Studd. Die Abschiedsmeetings, die bei ihrer Abreise in verschiedenen Städten veranstaltet wurden, machten tiefen Eindruck; ein derartiges meeting wie das in Exeter Hall war damals etwas noch nie Dagewesenes.

Auch der C. M. S. sollte dies Ereignis zu gute kommen. Ende 1884 empfing der Sekretär der Gesellschaft, Mr. Wigram, eine Einladung von der Cambridge University C. M. Union des Inhalts, daß eine ganze Zahl von Graduierten und undergraduates sich dem Missionswerk zu widmen beabsichtigten. Wigram reiste selbst nach Cambridge. Es wurde eine von tiefem Ernst getragene Versammlung abgehalten, die den Ausgangspunkt einer Bewegung bildete, durch welche der C. M. S. nicht wenige ihrer besten Missionare in aller Welt zugeführt sind. Ein weiteres Schreiben erhielt das Komitee der C. M. S. ein Jahr später von

31 Cambridge men, die zwar zur Zeit mehr oder weniger durch heimische Verpflichtungen gebunden seien, sich aber für die Zukunft für den Missionsdienst anböten, falls der Herr ihnen den Weg dazu öffnen sollte. Zwölf von ihnen sind thatsächlich in die Mission hinausgegangen, während die anderen aus gesundheitlichen oder anderen Gründen behindert waren. Aber auch abgesehen von solchen Kollektivangeboten sehen wir die Erfolge der evangelistischen Bewegung auf den Universitäten in der mächtig anschwellenden Zahl der sich der C. M. S. anbietenden akademischen Kandidaten. Während seit Gründung der Gesellschaft bis 1880 insgesamt 156 Graduierte in ihre Dienste traten, sind seither nicht weniger als 240 hinzugekommen. Von diesen haben Cambridge 118, Oxford 48, Dublin 40 und die anderen Universitäten den Rest gestellt.

Vollends nahm die Missionsbewegung auf den Universitäten im letzten Jahrzehnt durch die Gründung der Student Volunteer Missionary Union einen neuen Aufschwung. Der Anstoß ging von Amerika aus und zwar in Gemeinschaft mit Arth. Pierson und Missionar Wilder von dem schon oft genannten Evangelisten Moody. Auf ihre Veranlassung unternahm der Sohn von Missionar Wilder eine Rundreise zu allen Universitäten Amerikas, um studentische Missionsvereine ins Leben zu rufen. Innerhalb weniger Monate hatten 2600 Studenten die bekannte Formel (it is my purpose if God permit to become a foreign missionary) unterzeichnet. Eine Studentenmissionskonferenz in Detroit 1894 wurde von 1200 Deputierten beschickt, und eine noch größere fand 1898 in Cleveland statt, zu welcher sich 1717 Studenten, 106 Professoren und Leiter von colleges sowie 83 Vertretervon Missionary boards einfanden. Die amerikanische Union zählt jetzt etwa 4000 Namen auf ihren Rollen, von denen fast $^1/_6$ als Missionare bisher hinausgegangen sind.

Mr. Wilder jun. kam dann 1891 auch nach England, besuchte das C. M.-Haus und Keswick und stiftete 1892 in Cambridge die British S. V. M. U., die auch in England so großen Anklang fand, daß ihr bis Mai d. J. 1621 Studenten beitraten, von denen 506 schon im aktiven Missionsdienst stehen. Die Union führt ihre Mitglieder nicht einer bestimmten Missionsgesellschaft zu, sondern überläßt es ihnen, sich selbst ihre Missionsgesellschaft zu wählen. Auch die C. M. S. hat durch sie schon viele Missionskandidaten bekommen. Mit Keswick hält die S. V. M. U. engere Fühlung, sie arrangiert in Verbindung mit den dortigen Juli-Versammlungen alljährlich ihre studentischen Missionskonferenzen. Eine große Konferenz hielt sie 1896 in Liverpool ab, wo die in Amerika

ausgegebene vielumstrittene Parole „Evangelisation der Welt in dieser Generation" angenommen wurde. Eine neue, umfassende Organisation wurde schließlich durch eine Weltreise von Mr. Mott geschaffen, der fast alle Länder Europas und Amerikas sowie die wichtigsten Missionsgebiete bereiste, 144 Universitäten, colleges und Schulen besuchte und 70 christliche Studentenverbindungen gründete. Alle diese bilden zusammen the World's Student Christian Federation. Wenn auch manches Ungesunde und Unreife in dieser Bewegung ist, womit wir nüchternen Deutschen keine Sympathie haben können, so ist andrerseits doch dieser frische, thatkräftige Missionsenthusiasmus in der gebildeten englischen Jugend etwas Schönes und Hoffnungsvolles. Es wäre allerdings zu wünschen, daß die erfahrenen und besonneren Missionsmänner mehr Einfluß auf die Bewegung ausübten; man gewinnt doch auch aus Stocks Werk den Eindruck, als ob auch das Komitee der C. M. S. den Studenten ein wenig zu sehr schmeichelte.

Aus Vorstehendem haben wir wenigstens in den Hauptzügen ein Bild von der großen religiösen Bewegung bekommen, die sich in den kirchlichen Kreisen Englands allenthalben geltend macht. Zur Ergänzung des Bildes möge es dienen, wenn wir auch noch das kirchliche Leben auf den zahlreichen kirchlichen Kongressen und Konferenzen betrachten. Auch in ihnen kommt ja die große Entwickelung zum Ausdruck. Dabei werden wir zugleich sehen, wie die Missionssache auf ihnen zum Teil eine wichtige Stellung einnimmt oder immer mehr gewinnt.

Das Bedürfnis, wichtigere kirchliche Angelegenheiten auch vor einem größeren geistlichen Forum zu erörtern, führte zunächst in den 50er Jahren zur Wiederbelebung der alten convocations, nachdem dieselben über ein Jahrhundert geschlafen hatten. Die convocations von Canterbury und York unterscheiden sich von unsern Generalsynoden hauptsächlich dadurch, daß die Laienschaft auf ihnen gar nicht vertreten ist. Eine Folge davon ist, daß dieselbe den Beschlüssen der convocations immer etwas mißtrauisch gegenüber steht. Erzbischof Benson hat neuerdings diesem Schaden abzuhelfen gesucht, indem er neben die beiden Abteilungen, die die convocation (analog dem Parlament mit seinem Ober- und Unterhause) bisher hatte, noch eine dritte, ein — allerdings nur freiwilliges — Laienhaus, eingeführt hat. Es lag wohl hauptsächlich an diesem Manko, daß die convocations keine große Rolle gespielt haben. Während eine convocation eine ganze erzbischöfliche Provinz repräsentiert, stellen die seit 1864 aufkommenden Diözesan-Konferenzen nur jedesmal die Vertretung eines bischöflichen Sprengels dar. Sie haben aber den Vorteil, daß in ihnen sowohl die Stimmen der Laien wie die der Geistlichen zu Wort kommen. Missionsangelegenheiten sind indessen weder auf den convocations noch auf den Diözesan-Konferenzen in größerem Maßstabe behandelt worden. Wichtiger für sie waren die Kirchen-Kongresse. Dies sind keine offiziellen,

repräsentativen Körperschaften, sondern freiere kirchliche Versammlungen. Die erste ihrer Art wurde 1861 von dem Archidiakonus Emery, der übrigens auch der Vater der Diözesan-Konferenzen ist, ins Leben gerufen. Sie haben sich seitdem fest eingebürgert und werden gut besucht. Die Evangelikalen haben sich aber leider von allen diesen Veranstaltungen großenteils fern gehalten, wobei offenbar noch das alte Mißtrauen nachwirkt, das ihnen noch von den Zeiten her anhaftet, wo sie eine verachtete Partei und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen waren. Die Folge davon ist, daß die Kirchenkongresse im allgemeinen von dem high church-Geist beherrscht werden. Außer brennenden Tagesfragen, Angelegenheiten der praktischen Thätigkeit und wissenschaftlichen Themen sind auf diesen Kongressen bald auch Missionsfragen auf die Tagesordnung gesetzt. Das Missionswesen hat hierbei durch eine ganze Reihe von Vorträgen, die meist von hervorragenderen Missionaren oder den Leitern der Missionsgesellschaften gehalten wurden, manche Förderung erfahren. Freilich hat es gelegentlich auch nicht an Angriffen auf die Missionsgesellschaften im allgemeinen, wie die C. M. S. im besonderen gefehlt. Auf den letztjährigen Kongressen wurde in erfreulicher Weise die Pflicht der Kirche zur Missionsarbeit betont, so lautete 1894 in Exeter ein Thema: „Wie ist am geeignetsten die Kirche zu ihrer Verantwortlichkeit in Sachen der Mission zu erwecken", und ähnlich 1896 in Shrewsbury: „Die Notwendigkeit, Herz und Gewissen der Kirche anzuregen zu größerem Ernst in der Missionsarbeit."

Ein besonderes Charakteristikum der Zeit bilden endlich die pananglikanischen oder Lambethkonferenzen. Sie sind die Zusammenkünfte des gesamten anglikanischen Episkopates aus England wie aus allen Weltteilen, sie bekunden auf eine handgreifliche Weise das mächtige Wachstum nicht nur des Episkopates, sondern des pananglikanischen Gedankens in der englischen Kirche. Die erste dieser Konferenzen wurde 1867 von Erzbischof Longley nach Lambeth, seinem erzbischöflichen Palais in London, eingeladen, sie wurde von 76 Bischöfen besucht. Viele Bischöfe waren damals der Idee noch abgeneigt. Den Anstoß zu dieser Konferenz hatte die ärgerliche Angelegenheit des Bischofs Colenso von Natal abgegeben, und die Beilegung derselben bildete das wichtigste Geschäft der Versammlung. Nach 10 Jahren (1878) veranstaltete Erzbischof Tait die zweite Lambethkonferenz, welche sich unter andern viel mit dem Streit zwischen Coppleston und der C. M. S. zu beschäftigen hatte. Auf der dritten Konferenz 1888 kamen missionarische Angelegenheiten nicht sonderlich zur Sprache. Anders dagegen bei der letzten, die erst 1897 stattfand und von 194 Bischöfen besucht wurde. Hier ward in eingehendster Weise der Mission gedacht. Der Bericht darüber nahm nicht weniger als den 4. Teil des Gesamtprotokolls der Konferenz ein. Vierzehn Resolutionen betrafen die Missionssache, die erste lautet:

„Während wir Gott herzlich für den in unserer Kirche angezündeten Missions-

eifer und für den auf dies Werk gelegten Segen danken, empfehlen wir, kräftige und fortgesetzte Anstrengungen zu machen, die Kirche zu erwecken, daß sie die Erfüllung des großen Auftrages, ihres Herrn, alle Völker zu bekehren, als ein notwendiges und unerlässiges Element in dem geistlichen Leben ihres Leibes anerkennen lerne." In dieser Resolution kommt besonders auch die Stellung zum Ausdruck, die der gegenwärtige Erzbischof von Canterbury Temple zur Mission einnimmt. Auch seine beiden Vorgänger, Tait und Benson, waren eifrige Freunde und Förderer der Missionssache; aber das ist jetzt das Neue und Große, daß mit allem Nachdruck die Mission als die allervornehmste Angelegenheit der Kirche bezeichnet und behandelt wird.

Außer diesen allgemeinen kirchlichen Konferenzen sind dann noch die Missionskonferenzen im besonderen aufzuführen. Die erste allgemeine Missionskonferenz in Liverpool 1860 und die zweite in Mildmay 1878 waren schon erwähnt. Sie wurden übertroffen von der großen allgemeinen Missionskonferenz in London 1888, die von 1579 Deputierten besucht wurde, welche 139 englische, amerikanische und kontinentale Gesellschaften repräsentierten. Der Fehler bei diesen Konferenzen war, wie Stock auch selbst zugesteht, daß man sich zu wenig konzentrierte. Es muß anscheinend immer der ganze Missionsbetrieb von Anfang bis zu Ende durchgesprochen werden, so ist die Zahl der Vorträge Legion, aber keiner ist gründlich. Die hochkirchlichen Missionsgesellschaften beteiligten sich an diesen allgemeinen Konferenzen nicht, sondern veranstalteten besondere anglikanische Konferenzen, so 1875 in London, 1877 in Oxford und 1894 wieder in London. Die C. M. S. war auf ihnen zwar nicht offiziell vertreten, doch nahmen verschiedene C. M. S.-men daran teil. Der Geist, der dort wehte, war natürlich der der high church.

Es erübrigt noch, zu sehen, welche Schritte die C. M. S. ihrerseits unternommen hat, um bei dieser Vorwärtsbewegung auf der ganzen Linie nicht zurückzubleiben, sondern Schritt mit ihr zu halten. Wir haben gelegentlich schon beobachtet, wie einzelne der geschilderten Bewegungen und Ereignisse eine Förderung des Werkes der C. M. S. in ihrem Gefolge gehabt haben oder Anstöße für die Gesellschaft zu einem entschiedenen Vorwärtsgehen gewesen sind. Es gilt aber, noch einige besondere Maßnahmen zu betrachten, durch welche sie den vermehrten Missionsgelegenheiten Rechnung getragen hat, und die wesentlich zu ihrem gegenwärtigen Aufschwung mitgeholfen haben. Ich teile sie in 3 Gruppen ein: 1. die C. M. S. schuf in schneller Aufeinanderfolge eine ganze Reihe neuer Organisationen; 2. sie arrangierte neue, zeitgemäße Veranstaltungen, meetings etc. in großem Stil; 3. sie schlug eine neue Missionspolitik, the policy of faith, ein. Was den ersten

Punkt betrifft, so sind hier zu nennen die lay workers' unions, die missionary bands, die younger clergy unions, die ladies' und young ladies' unions, die sowers' bands und besonders die gleaners' union. Hierüber findet sich mehr A. M.-Z. 1898, 299 ff. Weiter gehört hierher auch die Organisation zweier neuer Missionszweige. Mit Rücksicht auf das in ärztlichen Kreisen immer mehr erwachende Missionsinteresse entschloß sich das Komitee, ein Hilfskomitee für ärztliche Mission zu bilden, das sich seitdem so günstig entwickelt hat, daß es jetzt von interessierten Freunden jährlich 180000 Mark für ärztliche Zwecke vereinnahmt. Jüngst (1895) erfolgte endlich auch die Bildung einer Abteilung für Frauenarbeit. Bis dahin hatte sich die Gesellschaft damit begnügt, daß ihr die Frauenmissionsgesellschaften, besonders die C. E. Z. M. S., die erforderlichen Missionsarbeiterinnen gestellt hatten. Aber immer mehr machte sich das Bedürfnis geltend, ein eigenes Departement dafür einzurichten, sowohl um in der Frauenwelt daheim mehr Missionsinteresse zu erwecken und Missionseifer anzuzünden, als auch um die rapide anwachsende Arbeit der Missionsschwestern draußen besser leiten zu können. — Zu den neuen Organisationen gehört endlich auch die Bildung von Colonial C. M. Associations in Neu-Südwales, Viktoria, Neuseeland und Kanada, die dazu dienen, auch unter den Engländern in den Kolonien Missionsfreunde zusammenzuscharen.

Einen zweiten für den Aufschwung der Gesellschaft charakteristischen Zug bilden die großartigen Veranstaltungen und meetings, die die C. M. S. in den letzten Jahren arrangierte. Dies gilt zunächst von den Versammlungen bei Gelegenheit der Jahresfeste. Bis 1888 hatten außer einem Festgottesdienst und dem clerical breakfast die Jahresversammlung und ein Abendmeeting völlig für ausreichend gegolten. Seitdem sind nicht nur mehrere Spezialkonferenzen für die younger clergy union, ladies' union und gleaners' union hinzugekommen, sondern neben der Jahresversammlung und dem Abendmeeting im Exeter Hall finden gleichzeitig Parallelversammlungen in St. James' Hall statt. Und beide sind gedrängt voll. Einer besonderen Anziehungskraft erfreuen sich ferner die Abschiedsmeetings, die zu einer Gelegenheit geworden sind, nicht um den hinausgehenden Missionaren die letzten Instruktionen zu geben, sondern damit diese an die Zuhörerschaft ein kurzes Lebewohl richten. Da die große Exeter Hall in den letzten Jahren die Menschenmenge nicht mehr fassen konnte, so werden jetzt die Missionare geteilt und an zwei folgenden Tagen die Valedictory meetings gehalten. Außerordentliche Meetings

fanden bei besonderen Gelegenheiten statt, so als Bischof Tucker 1894 aus Uganda zurückkehrte und über die dortige Arbeit berichtete. Innerhalb 14 Tagen empfing die Gesellschaft darauf 25 Angebote von Missionskandidaten. Den tiefsten Eindruck machte aber das große Prayer meeting, das die Gesellschaft am 13. August 1895 zum Gedächtnis an die ermordeten Missionsgeschwister in Kutscheng veranstaltete. Kein bitteres Wort wurde geäußert, nur Sympathie mit den Verwaisten, Mitleid mit den verblendeten Mördern, Dank für das heilige Leben der Märtyrer, brünstiges Verlangen nach der Bekehrung Chinas.

Andere Veranstaltungen großen Stils bildeten die „gleichzeitigen Februarmeetings" (February simultaneous meetings), die die Gesellschaft zum erstenmale 1886 und 1887 durch ganz England und Irland inszenierte und in den Jahren 1891—93 zum zweitenmale wiederholte. Die Zahl der jedesmal abgehaltenen Versammlungen zählte nach Tausenden und der Zweck, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die große und heilige Missionssache zu lenken, wurde erreicht. Die größte praktische Frucht dieser F. S. M. bildet aber die Gründung der Gleaners' union.

Als ein hervorragendes Mittel, christliche Gemeinden im größeren Maß zu beeinflussen, haben sich seit Anfang der 80er Jahre die missionary missions eingebürgert. Die Idee ist den „parochial missions" der 70er Jahre (s. o.) entnommen, und demgemäß dauert eine solche missionary mission etwa 8 Tage mit je einem Morgen- und Abendmeeting täglich, ersteres mehr einen biblischen, letzteres einen missionarischen Charakter tragend. Gern wird eine solche missionary mission auch noch mit einer Missionsausstellung verbunden. Doch fanden solche auch für sich allein statt, auch sie haben sich als Mittel zur Anregung des Missionsinteresses wohl bewährt. — Als die jüngsten größeren Veranstaltungen wären endlich die mancherlei Arbeiten des Three years' enterprise zu erwähnen, hierüber ist jedoch schon Seite 241 ff. berichtet.

Die wichtigste Maßnahme, welche die C. M. S. in der letzten Zeit getroffen hat, bildet aber entschieden die Aufnahme der sogenannten Politik des Glaubens. Als jene religiösen Bewegungen anfingen auch für die Mission Frucht zu tragen und die Angebote von Missionskandidaten sich rapide vermehrten, sah sich das Komitee vor eine schwierige Frage gestellt. Im Hinblick auf die ungünstige Finanzlage warnte das Rechnungskomitee vor zu schnellem Vorgehen. Aber von der anderen Seite wurde geltend gemacht, daß die freiwillig sich anbietenden Männer offenbar von Gott gesandt seien. Sei es darum nicht einfach vernünftiger

Glaube, wenn man zu ihm die Zuversicht hege, daß er Wege finden werde, die Mittel für sie zu beschaffen? Schließlich wurde nach brünstigem Gebet der Beschluß gefaßt, bloß aus finanziellen Gründen keinen Kandidaten mehr zurückzuweisen. Diesem Grundsatz ist die Gesellschaft bisher treu geblieben und seine Durchführung ist ihr gelungen.[1]) Die große Bedeutung dieses Entschlusses besteht darin, daß hiermit im Komitee der C. M. S. der Keswick-Geist ausschlaggebend geworden ist. Denn unzweifelhaft ist es eben der Keswick-Geist der glaubensvollen, völligen Hingabe an den Herrn, der in diesem Schritte zum Ausdruck gekommen ist. Überhaupt läßt sich wahrnehmen, wie das Komitee allmählich aus seiner Zurückhaltung gegenüber den neueren religiösen Strömungen heraustrat und den neueren Tendenzen nachgab. Es wird sichtlich von den Wogen der Bewegung mit getragen. Bisweilen will es uns sogar scheinen, als ob es denselben zu viel nachgäbe. Während wir auf der einen Seite eine Gefahr für die C. M. S. darin sahen, daß sie, um die Gunst des Episkopates nicht zu verscherzen, dem Ritualismus und Anglokatholizismus Konzessionen macht, sehen wir hier auf der andern Seite wieder eine andere Gefahr, nämlich daß sie unnüchternem und unevangelischem Wesen Eingang gewährt. Möge sie ihren alten Traditionen treu bleiben und, wie es einst ihr Ruhm war, so auch in Zukunft ein Refugium gesunder und nüchterner evangelischer Lehre sowohl in ihrem Missionsleben daheim, wie in ihrem Missionsbetrieb draußen bleiben.

Missionsrundschau.

Vorderasien II.

Von Julius Richter.

1. In Syrien — d. h. dem Gebiete vom Meerbusen von Alexandrette bis nach Ägypten hinunter (jedoch mit Ausschluß von Palästina, dem wir einen besonderen Abschnitt widmen) — wird die ev. Missionsarbeit von Jahr zu Jahr schwieriger durch die rücksichtslose Konkurrenz Frankreichs und Rußlands. Diese beiden Mächte gebrauchen die ihrem Einfluß oder ihrer Leitung unterstehenden Missionswerke in der nach-

[1]) Dabei kam ihr das Aufkommen des Instituts der our own missionaries sehr zu statten. Solcher Missionare, für welche einzelne Freunde oder Vereine das Gehalt oder doch einen Teil desselben zahlen, hat die Gesellschaft jetzt 371! Hiernach bitte ich einen Fehler in meinem Aufsatz S. 242 zu berichtigen, wo ich, einer irreführenden Notiz folgend, ihre Zahl nur auf 200 angab.

drücklichsten Weise zur Beförderung ihrer politischen Interessen und zur Zurückdrängung der protestantischen Mission. Brauchen die Maroniten eine Kirche und können sie aus eigenen Mitteln nicht bauen, so fließt französisches Geld in Strömen in das Land. An den in die Augen fallendsten Stellen des Libanon und sonst in Syrien liegen maronitische oder französisch-katholische Institute. Elementar- und Kolleg-Erziehung mit freier Schule, sogar mit umsonst gelieferten Schulbüchern und freiem Mittagbrot wird von Russen und Franzosen angeboten, um die Kinder aus den protestantischen Instituten wegzulocken, die grundsätzlich auf Schulgeld bestehen. Eine prunkvolle Presse der Jesuiten mit den neuesten Maschinen zum Drucken und Binden sucht durch ausgesucht schönen Druck die amerikanisch-presbyterianische Missionspresse in Schatten zu stellen, und eine Serie arabischer klassischer Litteratur, welche die Amerikaner wegen ihres unchristlichen Charakters sich zu drucken geweigert hatten, wird von der Jesuitenpresse zu billigen Preisen herausgegeben. Nun sind die Syrer vermöge ihres eingefleischten semitischen Charakters ohnehin nur zu empfänglich für Unterstützungen und Geschenke aller Art; es ist ihnen ungewohnter, unsympatischer als andern, selbstbewußteren Völkern, sich auf eigene Füße zu stellen, sie leben gern von der Gnade anderer, und die jahrtausendlange Bedrückung des Islam hat diese unmännliche Gesinnung nur verstärkt. Da werden die Bemühungen der Protestanten, sie zur Selbständigkeit und Selbsthilfe zu erziehen, durch diese französische und russische Konkurrenz mit ihren unerschöpflichen und stets zur Verfügung stehenden Mitteln ungemein erschwert. Rußland und Frankreich gehen offenbar darauf aus, ihren politischen Einfluß möglichst auszudehnen, um für den mit Bestimmtheit erwarteten Fall einer Aufteilung Syriens möglichst starke Interessen und günstige Chancen zu haben. Es ist eigentümlich, daß die evangelischen Mächte, selbst England, mit einer wesentlichen Pflege ihrer Interessen in diesem Gebiete nicht vertreten sind. Die evangelische Mission entbehrt hier offenkundig jedes politischen Hintergrundes, den man sonst der englisch-evangelischen Mission so gern andichtet. Die Hauptmacht der evang. Mission sind die amerik. Presbyterianer, in deren Händen sich fast 2 Drittel des ganzen Missionswerkes befindet. Die Engländer sind durch zahlreiche, aber unter sich unzusammenhängende und nach verschiedenen Grundsätzen geleitete, kleine Arbeiten vertreten, sie sind hier so zersplittert wie kaum auf einem anderen Missionsfelde. Wir Deutsche haben eine organisierte Arbeit nur in Beirut und sind als Bewerber um politischen Einfluß in diesem Gebiete überhaupt erst mit der Kaiserreise im vorigen Jahre aufgetreten. Es ist leicht ersichtlich, daß die evangelische Mission unter diesen Umständen eine schwierige Lage hat, da ihre französischen und russischen Konkurrenten einen starken politischen Rückhalt haben, sie aber keinen andern als religiösen Einfluß ausüben will und kann.

Dazu ist die Bevölkerung national, und religiös völlig zerrissen und zersplittert: orthodoxe Griechen, arabische Griechen, Lateiner, Maroniten, Armenier, Drusen, Türken, Mohammedaner und verschiedene mohammedanische, zum Teil halbheidnische Sekten wohnen bunt durch einander, beständig mit einander rivalisierend und an einander sich reibend. Das ganze soziale Leben, auch die Rechtspflege wird durch diese Zerrissenheit getrübt. Begeht ein Namenchrist einen Mord oder ein anderes grobes Verbrechen, so ist in der Regel an eine objektive Untersuchung des Falles vor Gericht nicht zu denken. Der Schuldige ist vor allem ein Glied seiner religiösen Gemeinschaft, und diese bietet sogleich ihren Einfluß auf, um ihn vor jeder Verfolgung

zu schützen. Je nachdrücklicher eine Gemeinschaft ihre Glieder zu schützen vermag, um so angesehener ist sie, um so umworbener ist der Anschluß an sie. Was hat da ein Protestant zu erwarten, der um Glaubens und Gewissens willen seine angestammte Religionsgemeinschaft verläßt? Mag er auch noch so sehr im Recht sein, es giebt für ihn keine Gerechtigkeit, weil er sie nicht erzwingen kann; er muß das Unrecht über sich ergehen lassen. Geld und politischer Einfluß sind in den Händen der Lateiner (mit ihrem Rückhalt an Frankreich), der Griechen (mit dem russischen Schutze) und der Maroniten, ist's ein Wunder, daß diese einen protestantischen Einfluß nicht aufkommen lassen, daß sie jede protestantische Regung durch ihren übermächtigen Einfluß zu ersticken suchen? (Miss. Rev. 98, 920 f. Friends. Rep. 98, 243.)

Die amerikanischen Presbyterianer, bei weitem die wichtigste Missionsgesellschaft in Syrien, sind in dem letzten Jahre schwer gehemmt durch die großen Defizits in ihrer Missionskasse. Sie haben ihre Arbeit auf allen Stationen, zum Teil sehr erheblich, einschränken müssen. Die Gemeinden und Presbyterien haben bei dieser Gelegenheit einen erfreulichen Geist der Opferwilligkeit an den Tag gelegt; die eingeborenen Prediger und Lehrer haben mit den Missionen gewetteifert, sich Opfer und Beschränkungen aufzuerlegen. Eine lange Reihe von Schulen wurde leider aufgehoben, andere von der britisch-syrischen Schulgesellschaft übernommen. Minder tüchtige Lehrer wurden entlassen und alle Gehälter heruntergesetzt. Allerdings hat sich dadurch die Zahl der Schüler und der Schulen nicht unbeträchtlich vermindert; aber die gebliebenen haben gelernt, für den Unterricht Opfer zu bringen. Am schmerzlichsten war die Einschränkung da, wo die Jesuiten oder die Russen bereit standen, um jeden Zoll breit, der von den Protestanten aufgegeben wurde, zu besetzen. Besonders in Tripoli, dem Hauptsitz der „russischen Gesellschaft zur Evangelisation des heiligen Landes", war die russische Gegenmission mit ihren großen Mitteln erfolgreich[1]). In Sahleh in Coelesyrien war die presbyterianische Mission schwer durch Krankheit heimgesucht. Während der eine Missionar, Hopkins, zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit in der Heimat weilte, sollte der andere, Rev. Jessup, die Station ausbauen, — ein dringendes Bedürfnis, nachdem sich die Mission 25 Jahre lang mit ungesunden, gemieteten Lehmhäusern beholfen hatte. Über der Arbeit erkrankte er am Typhus und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. Während der schlimmsten Tage starb plötzlich sein kleines Söhnlein, und seine ihn mit großer Aufopferung pflegende Frau mußte die geliebte kleine Leiche heimlich nach Beirut zum Begräbnis schicken, damit der Schwerkranke nichts von dem Verluste erfahre.

[1]) Übrigens gab gerade hier das Presbytery ein schönes Beispiel wachsender Opferwilligkeit. Sie hatten für das laufende Jahr nur halb so viel Missionsgeld zu ihrer Verfügung als sonst. Trotzdem beschlossen sie, daß keine der bestehenden Schulen geschlossen werden solle. Mehrere Pastoren übernahmen selbst als Lehrer die Schulen ihrer Dörfer zu leiten. Verschiedene Kirchenälteste kamen für die Kosten einzelner Schulen auf. Alle Kirchen erhöhten erheblich ihre Jahresbeiträge. Ass Her. 98, 384. Merkwürdig ist übrigens, daß die Russen sich in Syrien wie in Nord-Persien niederlassen dürfen, Schulen eröffnen, Häuser kaufen 2c., ohne nach einem Firman seitens des Sultan oder des Schah zu fragen. Protestantische Missionare wären bei gleichem Vergehen längst des Landes verwiesen. Ch. at home and abr. 98, II, 19. Pres. Rep. 98, 185.

Kaum war Jessup selbst wieder auf dem Wege der Besserung, da erkrankte seine Frau, an Leib und Seele erschöpft, am Typhus. Indessen haben sich beide unter der treuen Pflege der zur Aushilfe herbeigeeilten Missionsgeschwister erholt.

Ganz hervorragend ist das syrisch-protestantische Kollege in Beirut, eine kleine Missionsuniversität mit 302 Studenten, wie sie nur in Indien und Japan ihres gleichen hat. Mehrere der Professoren haben auch als Gelehrte einen großen Namen; der Leiter der medizinischen Fakulität Prof. Dr. Post, wurde von unserm Kaiser mit dem roten Adlerorden dekoriert. Seinem Vorgänger Dr. v. Dyck setzten die dankbaren orthodoxen Griechen ein Marmorstandbild in ihrem St. Georgs-Hospital. Auch die Missionsdruckerei der Presbyterianer leistet tüchtiges, sie läßt in jedem Jahr an 20 Mill. Seiten christlicher Litteratur, meist in arabischer Sprache, ausgehen. Die Seele der Presbyterianer Mission ist die Familie Jessup aus deren älteren Generation 2, aus der jüngeren Generation 5 oder 6 im Missionsdienste stehen, eine Familie fast wie die der Scudder in Arkot. (Miss Rev. 98, 904 f.) Interessant ist die Knabenakademie in Sidon wegen der damit verbundenen Werkstätten; die Idee ist, daß sich die unbegüterten Schüler, welche Pension und Schulgeld nicht bezahlen können, beides durch ehrliche Arbeit verdienen und sich dadurch zugleich für einen bürgerlichen Beruf tüchtig machen. Die Unterrichtsstunden sind für diese Lehrlinge auf den Abend gelegt; den Tag über werden sie in allerlei Handwerken oder in dem mit der Schule verbundenen großen Weinberge beschäftigt. Der Gedanke findet bei den Umwohnern solchen Anklang, daß sich die Schüler zu diesem Institut drängen. (Pres. Rep. 98, 253 f.)

Von den zahlreichen, kleinen englischen Missionsarbeiten in Syrien[1]) ist wenig neues zu berichten, der Schwerpunkt liegt bei allen in den Volksschulen, die Gemeinden sind ausnahmslos sehr klein, fast jede Gesellschaft arbeitet auch durch Missionsärzte und Hospitäler. Überall ist die Arbeit mehr Evangelisation als Mission. Die Edinburger ärztliche Missionsgesellschaft hat 1897 zur Feier des diamantenen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria in Damaskus ein schönes, praktisch gebautes Viktoria-Hospital eröffnet. In Aleppo sind neben den in Nordsyrien arbeitenden amerikanischen reformierten Presbyterianern die englischen Presbyterianer neu eingetreten.[1]) Vor den Thoren von Beirut hat der durch seine Agitationsreisen auch in Deutschland weiter bekannt gewordene Quäker Theophil Waldmeier, früher Missionar in Abessynien, seit 1898 begonnen, ein großes Irrenhaus zu bauen, um sich der furchtbar vernachlässigten, mit Ketten gebundenen, oft zu Tode gemarterten Geisteskranken anzunehmen. Auch aus Deutschland sind ihm Geldmittel zu diesem menschenfreundlichen Zweck zur Verfügung gestellt. Durch die Kaiserreise ist auf die deutschen Anstalten in Beirut die Aufmerksamkeit gelenkt. Freiherr von Mirbach ist entzückt über das große, auf halber Höhe über Beirut gelegene, von schattigem Park umgebene Johanniterhospital

[1]) Britisch-Syrische Schul-Ges. — Quäker in Brummana. — Schottische Staatskirche in Beirut. — Irische Presbyt., Edinburger Ärztliche Missions-Gesellschaft, Londoner Juden-Mission in Damaskus. — Am. Reform. Presbyt. in Lakidije — Miss. Taylors Waisenhäuser in und um Beirut usw.

[2]) Dagegen haben sich die Freischotten von diesem Arbeitsfelde zurückgezogen, sie haben ihre ganze Station Schweir mit allen Gebäuden und Schulen an die amerikanischen Presbyterianer abgetreten. Ass. Her. 99, 183.

mit seinen hohen prächtigen Sälen und der wundervollen Aussicht auf das Meer, und über das Kaiserswerther Waisen- und Erziehungshaus, „eine Musteranstalt in großartigem Stile mit herrlichen, hohen Sälen und großem Garten." (Frhr. von Mirbach, die Reise des Kaisers und der Kaiserin. S. 87—88.) Über den Erfolg der Kaiserreise für Syrien äußert sich ein so erfahrener und vorsichtiger Mann wie Dr. Jessup in Beirut, der sein Leben in Syrien zugebracht: „Es muß Gottes Plan und Absicht sein, daß er diesem protestantischen Kaiser ein so ungewöhnliches Maß von Vertrauen und Begeisterung seitens der ganzen mohammedanischen Bevölkerung der Türkei vom Sultan durch alle Grade der zivilen und Militärbeamten bis zu den gemeinen Bauern herunter gegeben hat. In einer Richtung nehmen wir schon jetzt die Wirkung davon wahr; er hat das Prestige und den Einfluß Frankreichs in Syrien und Palästina empfindlich vermindert." Ass. Herald. 99, 144.

Vom 9.—14. August 1898 hat in Brummana bei Beirut eine allgemeine syrische Missionskonferenz getagt, an welcher sich alle in Syrien und Palästina arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften mit Ausschluß der streng reformierten Amerikaner in Lakidije (Nordsyrien) beteiligten.

2. In Palästina hat bei weitem im Vordergrunde des Interesses die Kaiserreise des vorigen Jahres gestanden. Alle Augenzeugen sind einmütig in dem Berichte, daß die Kaisertage im heiligen Lande nicht nur äußerlich von wahrhaft fürstlicher, echt orientalischer Farbenpracht, sondern auch im tiefsten Sinne erhebend und erbaulich, für alle Festteilnehmer Höhepunkte ihres Lebens gewesen sind. Das klare, volle Bekenntnis, welches der Kaiser in der Erlöserkirche abgelegt hat, hat einen frohen Widerhall bei den Evangelischen aller Erdteile gefunden. Die Einweihung der Erlöserkirche als der Kirche der deutsch-evangelischen Gemeinde in Jerusalem und die damit verbundene Pilgerfahrt der kaiserlichen Herrschaften nach den heiligen Stätten hatten an sich keine Missionsbedeutung; sie sind aber doch nach verschiedenen Seiten hin, zumal für das deutsch-evangelische Missionswerk im heiligen Lande bedeutungsvoll geworden. Zunächst ist bei allen im Oriente wohnenden Deutschen das deutsch-evangelische Bewußtsein mächtig gestärkt und vor allen Einwohnern der berührten Länder, bei Türken und Arabern, Mohammedanern und orientalischen Christen der Protestantismus in einer Weise als glänzende, achtunggebietende Weltmacht aufgetreten wie nie zuvor.[1]) Sodann ist das evangelische Deutschland dadurch nachdrücklich auf die Thatsache hingewiesen, daß es vermöge der relativ großen deutschen Bevölkerung im heiligen Lande eine besondere Aufgabe an der entarteten, zerlumpten Bevölkerung dieses heruntergekommenen Landes hat. Nur Deutschland hat in Palästina evangelische Kolonistengemeinden, zumal in Jaffa, Jerusalem und Haifa,[2])

[1]) Bedeutung der Kaiserreise nach Jerusalem Nachr. a. d. Morgenl. 99. 3. ff. Bote aus Zion. 99, 13.

[2]) Der „Tempel" zählt in Jerusalem, Jaffa, Sarona und Haifa nicht ganz 1000 Seelen. Vergl. über ihn Nachr. a. d. Morgenl. 98, 158 ff. Unser Kaiser will sich dieser Templer besonders annehmen, indem er ihnen die Erfüllung ihrer drei wichtigsten Wünsche zugesichert hat, Wiedererlangung des bei der Auswanderung leichtsinnig aufgegebenen Bürgerrechts, Verleihung der Rechte einer juristischen Person und Errichtung einer deutschen Hochschule in Jerusalem. (Reichsbote 234 v. 4. 10. 99.)

und es ist eine wichtige Arbeit des Jerusalems-Vereins, dieselben zu pflegen, damit sie ein Licht für die eingeborene Bevölkerung werden. Außerdem sind durch die Kaiserreise erst einmal weitere Kreise unseres Vaterlandes auf die deutschen Liebeswerke im heiligen Lande aufmerksam gemacht worden; zumal das Syrische Waisenhaus, das Kaiserswerther Hospital und Talithakumi haben mit Recht die Bewunderung der Festteilnehmer erregt. Es ist sehr zu wünschen, daß das dadurch rege gewordene Interesse für die Mission im heiligen Lande erhalten bleibe und wachse. Der Jerusalems-Verein hat zur Pflege desselben einen Reiseprediger angestellt. (Nachr. a. d. Morgenl. 99, 52.)

Zugleich um in der Not der zahllosen armenischen Waisen zu helfen, hat derselbe Verein in Bethlehem, seiner Hauptstation, ein Waisenhaus errichtet, welches n Gegenwart der Kaiserin geweiht wurde. Auch das Syrische Waisenhaus hat etwa 40 armenische Waisen aufgenommen. Ein Verlust für die Mission in Jerusalem ist der Tod des Arztes Dr. Sandreczky, der lange Jahre im Kinderhospital Marienstift unentgeltlich die ärztliche Praxis ausgeübt hat, und der Tod des Bankiers Johannes Frutiger, eines der treuesten Freunde der deutsch-evangelischen Mission. († 20. Mai 1899.[1]) Auch der langjährige Prediger der arabisch-evangelischen Gemeinde in Betdjala bei Bethlehem, Bschara Kanaan ist gestorben. (7. Febr. 99.)

Es ist leider bei der Kaiserreise nicht zur Geltung gekommen und wohl vielen Festteilnehmern wenig bekannt geworden, daß bei weitem die wichtigste und bedeutungsvollste Missionsarbeit im heiligen Lande von der C. M. S. getrieben wird. Sie hat in Palästina 17 Stationen mit 12 Missionaren, 5 Missionsärzten und 28 Missionsschwestern, daneben 9 eingeborene Geistliche, 94 Helfer und Lehrer und 1980 Getaufte. Ihre Arbeit erstreckt sich von Dschebeibe bei Damaskus bis Ghaza und Kerak in Edom, überzieht also das ganze heilige Land mit ihrem Stationennetz. Den Mittelpunkt der Arbeit bilden die Bischof-Gobat-Schule und das Präparanden-Institut in Jerusalem, beide unter der Leitung unseres tüchtigen Landsmannes, Missionar J. Zeller. Neben ihm zählen noch 2 deutsche Veteranen, Fallscheer in Nablus und Wolters in Jaffa zu den tüchtigsten Missionaren der C. M. S. Uebrigens ist nach dem Urteil des erfahrenen Zeller die Missionsarbeit nach über 20jähriger Stagnation seit Anfang dieses Jahrzehnts in ein frischeres, lebensvolleres Stadium getreten. Die thatenfrohe Aggressivität der seit 1887 mit wachsendem Erfolge verwandten Missionarinnen hat daran nach Zellers Meinung das Hauptverdienst. Diese mutigen Damen, die mit einem oft die Männer beschämenden Eifer arabisch lernten, die sich dann allen orientalischen Vorurteilen zum Trotz nicht nur in den Verkehrsmittelpunkten, sondern mit Vorliebe in so abgelegenen Ortschaften wie Salt und Kerak niederließen, sind thatsächlich an weite Kreise des Volkes herangekommen und haben ein neues Interesse angefacht. Nächst ihnen ist das wirksamste Missionsmittel die seit 1891 eingeführte ärztliche Mission. Öffentliche Predigt des Evangeliums ist überall verboten. Mit der jeden Fortschritt der Missionsarbeit durch kleinliche Chikanen aufhaltenden Landesobrigkeit muß ein unablässiger, oft ermüdender Kampf geführt werden. Die extrem hochkirchliche Stellung des Bischofs Blyth von Jerusalem, dessen Herzen die orientalischen Kirchen trotz ihres geistlichen Todes viel näher stehen als die

[1]) Nachr. a. d. Morgenl. 99, 145 ff. Ev. Blätt. 1899, 27 ff.

vangelischen Kirchen, und der jeder Übertritt aus den ersteren zu den letzteren perhorresziert, ist ein schweres Hindernis für die Arbeit der C. M. S.[1])

Auffallend ist die Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Palästina, zumal ein Zusammenhang mit der zionistischen Bewegung; sie beträgt nach den zuverlässigsten Schätzungen innerhalb der Mauern Jerusalems 23 363, in den 30 jüdischen Kolonieen um die heilige Stadt her 24 419, außerdem in den über das Land (meist Rothschild gehörigen) zerstreuten Ackerbaukolonieen mit 100,000 Acker unter Kultur etwa 6000, also im ganzen heiligen Lande gegen 53 782 Seelen.[2]) Es wird unter ihnen von verschiedenen Seiten Mission getrieben, am ausgedehntesten von der Londoner Juden-Missionsges., deren schönes Hospital aber in letzter Zeit von den um ihren Einfluß fürchtenden Rabbinen boykottiert ist. Die Ben-Oliel-Mission ist in Nordamerika heftig angefeindet worden, sie scheint an Ort und Stelle in Jerusalem kaum hervorzutreten. (Miss. Rev. 97, 553; 98,620.)[3]) Gerade die Juden in Jerusalem sind am schwersten zugänglich, weil die meisten aus zäher Liebe zum Lande und zur Sitte der Väter dorthin gewandert sind und fast alle von der Haluka, dem von ihren Glaubensgenossen in allen Ländern beigesteuerten Almosen für die Juden in und um Jerusalem, abhängen, die ihnen sofort entzogen wird, sobald sie sich den Missionaren nähern.

Übrigens ziehen auch allerlei Schwärmer evangelischer Sekten nach Jerusalem weil sie dort bald die Wiederkunft des Herrn erwarten. So haben sich bei Jerusalem 92 nordamerikanische „Overcomer" in der „Spoffordite Kolonie" niedergelassen; ihnen haben sich 117 schwedische Amerikaner aus Chicago angeschlossen. Sie sind in weiteren Kreisen unter dem Namen Adventisten bekannt. Es waren zuerst ganz wenige, die in der Absicht hierherkamen, sich in stiller Zurückgezogenheit auf die Parusie vorzubereiten. Da sie aber ganz auf milde Gaben von auswärts angewiesen waren, gerieten sie bald in Not und Schulden. Seitdem haben sie Arbeit aller Art in ihr Programm aufgenommen. Sie suchen ein gottseliges Leben bei Gütergemeinschaft und Ehelosigkeit zu führen und stellen allen, die bei ihnen vorsprechen, ihre Zeit und Kraft mit gleicher Dienstbereitschaft unentgeltlich zur Verfügung. Das hat ihnen vieler Herzen, auch unter den Mohammedanern gewonnen, sie haben auch schon etliche, wahrscheinlich orientalische Christen, in ihre Gemeinschaft aufnehmen können. (Bote aus Zion. 98, 14 f.)

3. Über Arabien ist wenig zu berichten. Es ist anzunehmen, daß England in den nächsten Jahren seine Hand auf die Halbinsel legen wird, um sich, nachdem es durch Occupation Ägyptens und des Sudan fast die ganze Westküste des Roten Meeres in seiner Gewalt hat, auch die arabische Ostküste zu sichern. Es kann ihm dann keine Macht den Seeweg nach Indien streitig machen. Die evangelische Mission hat nur an der äußersten Südspitze und an der Ostküste Fuß gefaßt. Im

---

[1]) Bischof Blyth plant sogar eine hochkirchliche Mission im Gegensatz zur C. M. S. Er hat in Jerusalem ein Seminar zur Ausbildung von Missionaren und Geistlichen und in Verbindung damit eine Kollegiatkirche erbaut, die am 18. Okt. 98 mit allem hochkirchlichen Pomp eingeweiht ist. (Bote aus Zion. 99, 2 ff.)

[2]) Miss. Rev. 98, 906 ff. Es finden sich in den Zeitschriften oft übertriebene Angaben; die mitgeteilten beruhen auf sorgfältigen Berechnungen eines Sachkundigen.

[3]) Außerdem treiben Bischof Blyth mit einigen englischen Damen und einige dänische Missionare selbständig Judenmission in der heiligen Stadt.

Süden hat die schottische Freikirche eine kleine Arbeit bei Scheich Othman, die sog. Keith Falkoner Mission. In dieser Gegend herrschte in den letzten Jahren eine furchtbare Dürre und infolgedessen Hungersnot. Mit Hilfe reicher Gaben der Adener Kaufleute und Beamten konnten die Missionare wochenlang täglich an 1000 Hungernde speisen. Auch die englische Regierung griff thatkräftig helfend ein und lieferte für 220 000 Mk. Saatkorn. — An Arabiens heißer Ostküste arbeiten seit 1889, nun also gerade ein Jahrzehnt, die amerikanischen reformierten Presbyterianer (dutch reformed) und haben drei Hauptstationen Maskat, Bahrein-Insel und Basra. In gewisser Weise ist der Fanatismus hier nicht so groß als z. B. in der Türkei, der Bibelverbreitung wird kein Hindernis in den Weg gelegt; auch können die Missionare auf den Straßen und in den Dörfern predigen, was in der Türkei gesetzlich verboten ist. Aber die Veröffentlichung eines Streittraktates: „Christus oder Mohammed, wer?“ auf der Missionspresse in Maskat erweckte doch gleich einen solchen Sturm des Unwillens, daß der Sultan von Oman die Verbreitung desselben verbot. Bibelverbreitung, ärztliche Mission und Anfänge mit der Arbeit unter den Frauen, dazu eine kleine Schule mit befreiten Sklavenkindern — darauf beschränkt sich vorläufig die mühselige Arbeit. Einer der Pioniere, Missionar Peter Zwemer ist nach sechsjähriger Arbeit in dem überaus heißen Maskat am 18. Oktober 1898 in New-York gestorben. Doch ist Ersatz und Verstärkung hinausgesandt, so daß die drei Stationen ausreichend besetzt sind.

4. Mesopotamien ist als evangelisches Missionsfeld kaum zu rechnen. Die arabische Station Mardin des A. B. im Norden, die soeben erwähnte Station Basra der amerikanischen Reform. Presbyterianer am Schatt-el-Arab im Süden, und die Station Mosul der amerikanischen Presbyterianer in der Mitte, sind die einzigen Stützpunkte der evangelischen Mission in diesem weiten Gebiete. Und Mosul ist nun obendrein seit 1897 aufgegeben; teils die chronische Geldnot der Presbyterianer, teils der wenig erfreuliche Zustand der Missionsarbeit im Zweistromland hat zu diesem traurigen Entschlusse geführt. Mosul war von den Presbyterianern angelegt, um von da die Nestorianer in den Bergländern im Norden und Osten bis zur persischen Grenze zu erreichen; das hatte sich leider als unmöglich herausgestellt. Außerdem ist Mosul sehr ungesund und die arabische Bevölkerung stark fanatisch. Presb. Rep. 98, 196 f. Übrigens weiß die katholische Dominikaner-Mission im Mosul gerade jetzt von großen Erfolgen zu berichten. „Die Mission, welche zwei Söhne des heiligen Dominikus von Mosul aus seit drei Monaten (!) und unter großen Mühen bei der nestorianischen Bevölkerung ausüben, ist vom Himmel mit überaus tröstlichen Erfolgen gesegnet worden. 50 000 nestorianische Christen haben in die Hände der beiden wackeren Missionäre ihren Übertritt zur katholischen Kirche erklärt, und 30 000 gregorianische Armenier haben in der Umgebung dieser Stadt durch Vermittelung der Missionäre den wahren Glauben angenommen.“ Wir machen hinter die abenteuerliche Meldung ein großes Fragezeichen, zumal schon im vorigen Jahre eine ähnliche Meldung durch die Blätter ging, die sich nicht bestätigt hat. (Kath. Miss. 99, 280).

5. In Persien wird die innerpolitische Lage von Jahr zu Jahr trüber. Von 1870—1890 schien sich die Autorität des im ganzen liberalen und toleranten Schahs Nasreddin zu heben, die Christen wurden erträglicher behandelt, die Willkür der Mollahs und Provinzialbeamten in Schach gehalten. Seit 1890 befindet sich

Persien im Niedergang; die bürgerliche Obrigkeit verliert die Zügel des Regiments, die Beamten rauben auf eigene Faust, die Mollahs werden immer anmaßender. Als der neue Schah Muzafferidin den mächtigen Premierminster, den Sadr-azam absetzte, hielt man ihn zunächst für einen starken Herrscher. Allein diese Hoffnung ist völlig enttäuscht, es geht rapide bergab. Die offizielle Feindseligkeit gegen die Mission ist im Wachsen begriffen. Als 1897 in Hamadan (dem alten Ecbatana) ein neuer Gouverneur für die dortige nicht mohammedanische Bevölkerung ernannt wurde, bekam dieser ausdrücklich Auftrag, vor den „staatsgefährlichen Umtrieben" der Missionare zu warnen [1]). Wiederholt ist den englischen Missionaren in Dschulfa mitgeteilt, sie seien in Persien nur geduldet, wenn sie sich aller Proselytenmacherei unter den Mohammedanern enthielten [2]). Bei aller dieser offiziellen Feindschaft thut sich unter der Bevölkerung die Thür für die Missionsarbeit immer weiter auf. Zumal die Landbevölkerung ist des Islam herzlich überdrüssig und nimmt die Missionare und Kolporteure auf ihren Touren freundlich auf. Selbst die Mollahs in nicht wenigen Städten und Dörfern sind wohlgesinnt und empfehlen dem Volke, Bibeln zu kaufen und zu lesen. Wohin auch der Missionar kommt, findet er große Scharen von Persern bereit, ihn zu religiösen Gesprächen zu besuchen und so hören in jedem Jahre viele Mohammedaner wenigstens einen Teil des Evangeliums [3]). Am meisten Zulauf findet man unter den Babis oder Bahais. Gewiß ist an den Lehren dieser neuen Sekte viel verkehrtes; aber sie hat die Thür für das Evangelium geöffnet wie nichts zuvor. Die Verbreitung der Bibel hat sich von Jahr zu Jahr fast verdoppelt, die Babis verehren offenkundig die heilige Schrift und erklären sich bereit, jede Lehre zu verwerfen, die ihnen aus der Bibel widerlegt wird. Da nun die Babis noch immer im Aufsteigen begriffen sind und bereits 800 000 Anhänger (unter 9 Mill. Bewohnern Persiens) zählen, eröffnen sich für die Mission erfreuliche Aussichten. (Miss. Rev. 98, 745 f.; 55.) Die Presbyterianer haben es schon gewagt, einzelne Missionarinnen ganz isoliert in vorwiegend mohammedanischen Dörfern und Städten zu stationieren (in Kaswin und Mianduab) u. z. mit recht gutem Erfolge (Rep. 98, 176 und 192). Trotzdem würde eine direkte, öffentliche Predigt auch jetzt noch die sofortige Ausweisung der Missionare zur Folge haben, und die Gesetze, welche jeden Übertritt eines Mohammedaners mit dem Tode bedrohen, sind in voller Kraft. Der Fanatismus ist nicht überall gleich stark. Relativ am geringsten ist derselbe in der Hauptstadt Teheran; wiederholt sind dorthin übergetretene Mohammedaner vor der Wut der Mollahs in Sicherheit gebracht (C. M. S. Rep. 98, 159). Sehr arg ist es in Ispahan-Dschulfa, dem Sitz der C. M. S. Hier ist es seit 1895 wiederholt, fast jährlich zu heftigen Aufläufen gekommen, die jungen Christen wurden wochenlang ins Gefängnis geworfen, die Knabenschule ist seit 1½ Jahren geschlossen, auch die Missions-Apotheke im Judenviertel mußte wochenlang geschlossen bleiben, und selbst gegen das große Missionshospital in Dschulfa richtete sich zeitweilig die Volkswut. Nur selten können Frauen

[1]) Allerdings wurde in seltsamen Widerspruch mit dieser Maßregel der tüchtige presbyterianische Missionsarzt in Hamadan durch den höchsten persischen Orden „vom Löwen und der Sonne, erster Klasse" ausgezeichnet.

[2]) Miss. Rev. 98, 11 f. Pres. Rep. 98, 173.

[3]) Vgl. besonders Intellig. 99, 498 ff. Open doors in Southern Persia.

sich in demselben einer längeren Kur unterziehen, meist werden sie schon nach wenigen Tagen mit Gewalt weggeholt, mögen sie auch, der ärztlichen Hilfe beraubt, elend zu Grunde gehen — lieber tot, als in dem befleckenden Hause der Farangi, das ist die Losung. Von diesem Fanatismus der Städter sticht die wohlwollende Freundlichkeit und das bisweilen überraschend starke und tiefe Heilsverlangen, welches in Städten und Dörfern auf Predigtreisen angetroffen wurde, wohlthuend ab.

In Persien arbeiten besonders 2 evangelische Missionsgesellschaften, im Norden die amerikanischen Presbyterianer, im Süden die C. M. S.; der 34. Grad gilt als die Grenze ihrer Interessensphären. Beide Gesellschaften haben nur wenige, aber sehr stark besetzte Stationen, die Presbyterianer vier: Urmia, Tabris, Teheran und Hamadan; die C. M. S. die Zentralstation Dschulfa, daneben die beiden probeweise neuangelegten Stationen Jesd [1]) und Kirman. Alle Stationen haben Missionsärzte und Ärztinnen, Hospitäler und Polikliniken, auf allen bestehen auch höhere Unterrichtsinstitute. Leider sind die Presbyterianer durch Geldverlegenheiten in der heimischen Missionskasse seit 1897 zu starken Einschränkungen gezwungen; sie haben drei ihrer höchsten Erziehungsinstitute, das Kolleg und das Fidelia Fiske Seminar in Urmia und das Iran Bethel Töchterinstitut in Teheran geschlossen, — hoffentlich nur zeitweise, da nach den Ausführungen ihres trefflichen Missionssekretärs Speer gerade dieses höhere Missionsschulwesen für Persien von Bedeutung ist. (Miss. Rev. 1898, 909 ff. Presb. Rep. 98, 177, 191). Die Presbyterianer haben bei weitem das ausgedehntere Missionswerk, sie zählten 244 Gemeinden, darunter 41 organisierte, 2800 Kommunikanten, und in 162 Schulen 4833 Schüler. Bei weitem die Mehrzahl davon entstammt den Nestorianern in und um Urmia, auch den zahlreichen Armenierkolonien im nordwestlichen Persien. Die Zahl der Übertritte von Persern ist gering, und die sich meldenden sind obendrein zum Teil unlautere Elemente (Pres. Rep. 98, 175), doch fehlt es daneben nicht an erfreulichen Zeichen christlichen Glaubensmutes und großer Standhaftigkeit unter Verfolgungen. Neben diesen beiden Missionsgesellschaften, vielfach mit ihnen Hand in Hand gehend und von ihnen unterstützt, arbeiten die Londoner Judenmissionsgesellschaft unter den etwa 20 000 in Persien lebenden Juden und die britische und die amerikanische Bibelgesellschaft. Die erstere im Süden, die andere im Norden. Bibel- und Schriftenverbreitung ist neben der ärztlichen Mission das wirksamste Mittel der *vorbereitenden* Missionsarbeit, welche den jetzigen Stand des Werkes in Persien charakterisiert.

Eine überraschende Entwickelung hat das Missionsfeld um *Urmia* gehabt. Hier ist der Schwerpunkt der Presbyterianer Mission, hier befinden sich, zumal in der weiten, fruchtbaren Ebene um Urmia ihre größten Gemeinden (mit rund 5000 evangelischen Christen) und in Urmia selbst ihre ansehnlichsten Schulinstitute. Aber auch die Schwierigkeiten sind groß. Nicht genug, daß die persische Regierung die Christen von Jahr zu Jahr rücksichtsloser bedrückt und aussaugt und der Mission alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legt, daß ferner eine starke und geschäftige katholische Gegenmission den Presbyterianern ihren Einfluß

[1]) In Jesd hat ein Parse Grund und Gebäude für ein Missionshospital geschenkt. In Kirman ist leider die Mission durch den Tod des tüchtigen Pioniers Carleß eingeleitet, ein Kirchhof mit seinem Grabe ist das erste Besitztum des C. M. S. auf diesem vorgeschobenen Posten.

auf die nestorianische Kirche streitig zu machen sucht, der Erzbischof von Canterbury hat sich außerdem — in echt hochkirchlich verblendetem Ritualismus — veranlaßt gesehen, um die „ehrwürdige, alte Nestorianerkirche" vor den „sektiererischen" Presbyterianern zu schützen, eine „assyrische Mission" mit dem Sitz in Urmia zu gründen, — selbst der englisch-kirchliche Missionar Tisdall bezeichnet dieses Vorgehen als einen beklagenswerten Bruch der missionary comity (Miss. Rev. 98, 739)[1]) Zwischen diesen Feinden saßen die Presbyterianer schon seit Jahren eingeklemmt, aber es ging trotzdem voran; es kam ihnen zu statten, daß sie die ersten auf dem Plan gewesen und am solidesten gearbeitet hatten. Seit 2 Jahren hat sich aber das Bild wesentlich zu ihren Ungunsten verschoben. Die Russen sind auf den Plan getreten. Es ist ja offenes Geheimnis, daß die Russen ein Auge auf die nördliche Hälfte von Persien, zumal auf die fruchtbare und gut bevölkerte Provinz Aserbeidschan geworfen haben. Bei dem trostlosen, verrotteten Regiment Persiens müßte man solche Occupation sogar als ein Glück für die betreffenden Landschaften ansehen, wenn auch die Folgen derselben bei der bekannten russischen Intoleranz für die dortige evangelische Mission wahrscheinlich verhängnisvoll sein werden. Nun wünschen die Russen in der Stille ihren Einzug in Persien vorzubereiten, sie glauben das am besten durch Vermittelung der Nestorianer thun zu können. Sie fanden dort wohlbereiteten Boden; die Nestorianer haben seit Jahren nach fremder Hilfe ausgeschaut. In der Hoffnung auf französischen Schutz kokettierten sie mit den Katholiken; um von England Schutz zu erlangen, näherten sie sich der anglikanischen Mission. Schon lange hatten sie verlangend nach Norden geschaut, ob ihnen nicht der Zar seine starke Hand reichen werde. Die armenischen Massakres hatten bei den oft Bedrängten mehr als je das Gefühl der Unsicherheit für Leben und Eigentum wachgerufen. Einige energische Aktionen des russischen Konsuls in Tabris hatten ihnen gezeigt, welchen Einfluß die Russen geltend zu machen imstande waren. So machte sich im Frühling 1897 der nestorianische Bischof (Matran) Mar Yonan und Mirza Joseph Khan Arsenius mit einer ausführlichen Bittschrift nach Petersburg auf den Weg. In Beantwortung derselben kamen am 25. Mai 1897 in Urmia 2 russische Mönche und ein verheirateter Priester an, um das Feld gründlich zu rekognoszieren. Sie wurden von der nestorianischen Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen. Ihr Einzug wurde ein Triumphzug. Männer und Frauen sangen und tanzten vor ihnen her, sie wurden als die Befreier vom Joch der Mosleme begrüßt. Unverblümt rief man den erstaunten Moslemen zu, daß nun die Reihe an sie komme, bald würden die Christen ihren Fuß auf den Nacken ihrer alten Peiniger setzen und ihre Äcker und Häuser in Besitz nehmen. Bischof Mar Yonan selbst leitete die russische Invasion, u. z. mit

[1]) Sie hat übrigens nur eine Knaben- und eine Mädchenschule in Urmia. Es kommt ihr mehr auf den moralischen Schutz der Nestorianer an. Außerdem arbeiten unter den 25 000 Nestorianern noch eine lutherische schwedisch-amerikanische, eine lutherische norwegische, eine schwedische und die Hermannsburger Missionsgesellschaft (letztere in Wasirabad mit Pera Johannes); außerdem ein baptistisches Komitee aus London und verschiedene unabhängige, wild arbeitende Kaschas und Schamaschas. Diese Zersplitterung der Arbeit und die skrupellose Agitation unzuverlässiger Syrer in den Ländern Europas, waren seit Jahren ein Unglück. (Reich Christi 99, 299).

großem Erfolg. Die glänzendsten Vorspiegelungen russischen Schutzes verfehlten ihren Eindruck nicht, etwa 10—15 000 Nestorianer gaben ihre Namen in die Listen der russischen Mönche. Selbst die protestantischen Gemeinden wurden von der Bewegung ergriffen, hunderte von ihnen traten über, die Widerstrebenden oder Unschlüssigen wurden geschlagen, verschmäht und verspottet. Im Sommer kehrten die russischen Abgesandten nach Petersburg zurück, und für die Nestorianer folgten einige Monate fieberhafter Aufregung, ehe von Rußland her eine Entscheidnng getroffen wurde. Am 6. April 1898 trat in Petersburg eine außerordentliche Sitzung des heiligen Synod zusammen und beschloß die Aufnahme Bischof Mar Jonans und seiner Gefährten in die russisch-orthodoxe Kirche unter Belassung in ihren bisherigen Stellungen und Ämtern. Am folgenden Tage wurde in dem berühmten Alexander Newski-Kloster die Aufnahmefeier mit großem Pomp vollzogen. Nun wurde sogleich die Errichtung einer Mission in Urmia beschlossen. Schon auf dem Wege nahmen diese neuen „Missionare der russisch-orthodoxen Kirche" in Tiflis eine Kolonie von 800—1500 Nestorianern in ihre Kirche auf. In Tabris wurden sie von dem russischen Generalkonsul und auch von den furchtsamen persischen Behörden mit Pomp und Ehren empfangen. In Urmia begannen sie alsbald, die Übertritte der durch ihre frühere Einzeichnung gebundenen Nestorianer entgegenzunehmen. Vielen war die Sache inzwischen leid geworden. Aber nun war es zu spät. Versprechungen, Überredungen, Drohungen, alles mußte mithelfen, um Dorf für Dorf willig zu machen, „den Irrlehren des Nestorius" abzuschwören und ein langes, ziemlich eingehendes Inquisitorium betreffs ihrer Annahme des orthodoxen Glaubens zu unterzeichnen. Über 20 000 von den 25 000 Nestorianern sind zur russischen Kirche übergetreten Am 9. September 1898 hat die alte nestorianische Kirche aufgehört zu existieren. Ein wehmütiger Gedanke; eine Kirche, welche alle Stürme und Verfolgungen von 14 Jahrhunderten überstanden hat, deren Anhänger oft Gut und Blut für ihren Glauben und ihre Ordnungen eingesetzt haben, fällt schließlich wie ein Kartenhaus zusammen und begeht Massenabfall zu einer Kirche, deren Lehren und Ordnungen sie gar nicht kennt, welche nie Mission unter ihnen getrieben hat, — lediglich und ausschließlich um des politischen Schutzes willen, noch dazu in einer Zeit, wo unmittelbare Gefahr von keiner Seite drohen. Es läßt sich noch nicht ganz übersehen, welche Folgen diese Einverleibung der alten nestorianischen Kirche in die russische für die evangelische Mission haben wird. Die anglikanische Mission des Erzbischofs von Canterbury wird aufgehoben, sie hat wider Willen die Totengräberarbeit vollbracht und dem russischen Siege Vorspann geleistet. Die Anglikaner werden alle Veranlassung haben, über diesen trostlosen Erfolg ihrer Gegenmission nachzudenken. Die Kirchenglieder und Gemeinden der amerikanischen Presbyterianer haben bisher allen Versuchungen mit wenigen Ausnahmen widerstanden und Treue gehalten. Allerdings wird die ganze Front dieser Mission verschoben werden, seitdem sie einer russischen Kirche gegenübersteht. Sie wird sich wahrscheinlich noch mehr als bisher den Mohammedanern zuwenden. (Miss. Rev. 99, 745 ff. Reich Christi 99, 294 ff.)

Das Eingreifen der Russen in die Missionsarbeit zieht die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich. Bisher kannten wir eine russische Mission nur in Japan. Es scheint, daß die russische Kirche jetzt nachdrücklich in den Wettbewerb unter den orientalischen Kirchen eintreten will. Wir erwähnten ihr Auftreten in Syrien; das stete Wachsen ihres Einflusses in Palästina ist bekannt; auch nach Abessynien ist

eine Mönchsdeputation abgegangen, deren Ziele nur allzu durchsichtig sind. Es wäre überaus schmerzlich, wenn alle diese altehrwürdigen Kirchenreste, an deren Belebung die protestantischen Kirchen dreiviertel Jahrhundert lang unendlich viel Gebet und Arbeit verwandt haben, nun schließlich lediglich durch politische Schachzüge ohne alle religiösen Motive der russischen Kirche zufielen.

6. Zum Schlusse ein paar Worte über Pastor Wilhelm Fabers Missionsprojekte. Vor mir liegen 26 Flugblätter, welche sich über die Zeit vom August 1894 bis zum Juli 1899 erstrecken. Eine längere Reihe handelt von der bekannten unglücklichen Persermission und dem Tode Pastor Christian Közles; wir erwähnen aus dem Flugblatt vom 28. Februar 1895: Im Sommer 1895 wollte der morgenländische Frauenverein 2 Lehrerinnen nach Persien schicken, und in Berlin hatte sich eine „Vereinigung zur Föderung der Mission unter den Mohammedanern" unter dem Vorsitz eines Regierungspräsidenten, eines Grafen, eines Schulrats und Pastor Fabers gebildet; man hat davon nichts wieder gehört. In dem Flugblatt vom 16. August 1895 wird die Mission unter den Kapmohammedanern angeregt; wir übergehen sie; D. Grundemann hat dieselbe in den „Missionsstudien" Bd. II 219 ff. genügend beleuchtet. Auch aus diesem Projekt wurde nichts. Unglücklicherweise veröffentlichte Dr. Lepsius zu Ostern 1896 seinen Aufruf zur Begründung einer „Deutschen Orient-Mission vom Goldenen Kreuz"; Dr. Lepsius ist erfreulicherweise durch seine unmittelbar darauf angetretene Reise nach dem Orient in gesundere, gesegnetere Bahnen geführt, so daß die in jenem Aufrufe entworfenen, weitausschauenden Pläne ad acta gelegt sind. Pastor Dr. Zerweck trat aus der Persermission aus; für die Aussendung Pastor von Bergmanns, mit dessen Namen vorher in unvorsichtiger Weise Reklame gemacht war, fanden sich die Geldmittel nicht, die Persermission trat in den Hintergrund. In der Adventszeit 1896 teilte Faber mit, daß ein Pastor A. Keller nach Kairo gegangen sei „in einer gerade für ihn ausgezeichnet passenden Stellung". Damit schien ein Anknüpfungspunkt für Missionsarbeit in Nordafrika gefunden, er wurde nicht weiter verfolgt. Faber selbst stand damals im Dienste Rev. Wilkinsons aus London und arbeitete daneben in der Evangeliumshalle im Osten Berlins. Aber schon im April 1897 teilte er mit, daß er „schon in nächster Zeit" nach Persien, Turkestan und Afghanistan reisen werde, um unter den jüdischen Kolonieen in diesen Ländern Neue Testamente zu vertreiben. Nach einem weiteren Flugblatt sollte sich die Reise über Tiflis, Baku, Samarkand, Bokhara, Taschkend nach Kaschgar erstrecken, Johannes Avetaranian solle sein Begleiter sein. Aber die Reise ging nur bis zum Ararat, von dort kehrte Faber plötzlich und unerwartet nach Berlin zurück und sah sich in einem Flugblatt vom 17. September veranlaßt, sich deswegen bei seinen Freunden zu entschuldigen. Die Reiseroute über die Kaschmirpässe sei durch die Aufständigen Afridis gesperrt; die Reise sei nur aufgeschoben; — er ist nicht wieder abgereist. Anstatt dessen trat nun der erwähnte Joh. Avetaranian in den Mittelpunkt des Interesses; er übersetzte damals im Dienste der Britischen Bibelgesellschaft das Neue Testament ins Kaschgarisch-Türkische. Durch ihn schien sich die Möglichkeit einer Mission im chinesischen Turkestan zu eröffnen. Avetaranian sollte im Sommer 1898 dorthin zurückkehren, bis dahin sollten „zur Errichtung von christlichen Schulen, für den Unterhalt der Missionare und ihrer Hilfsarbeiter, sowie für eine dringend notwendige Waisenanstalt" in Kaschgar 6000 Mk. gesammelt

werden. Für Avetaranians Unterhalt wollten schwedische Freunde des Reiches Gottes aufkommen. Allein aus diesem Plane wurde wieder nichts; Avetaranian verlobte sich und trat dann in den Dienst des armenischen Zentralkomitees; auch Pastor von Bergmann und sogar Fabers jüdische Pflegetochter lösten die Verbindung mit Faber und gingen mit Dr. Lepsius nach Persien in den Dienst des armenischen Hilfswerks. Pastor W. Faber aber überraschte uns in einem neuen Flugblatt vom 15. Juli 1899 mit einem andern Plane; er will ein Seminar zur Ausbildung von Missionaren für die Mohammedaner-Mission gründen und bittet dazu um jährlich 15 000 Mk. Und kurz darauf trat er mit einem neuen Flugblatt an die Öffentlichkeit und bat um 10 000 Mk., um eine auf seine Veranlassung angefertigte Übersetzung des Neuen Testaments ins Kurdische drucken zu lassen. Das ist eine kurze Skizze der Projekte und Pläne, mit denen Pastor W Faber im Laufe eines halben Jahrzehnts aufgetreten ist. Wir finden darin weder Planmäßigkeit noch Konsequenz, immer wieder etwas neues, und je abenteuerlicher desto besser. Ohne Zweifel ist Pastor Faber ein begabter Mann und ein guter Redner, aber soweit wir diese Entwicklung übesehen, fehlt jede Bürgschaft, daß ein von ihm begründetes Missionswerk planmäßig geleitet und erfolgreich durchgeführt wird. Wir können deshalb die immer wieder von ihm erschallenden Rufe zu einer Mohammedaner Mission nach seinen Ideen nur als eine Beunruhigung des deutschen Missionslebens ansehen, von der wir uns keinen Erfolg versprechen. Offene Thüren zur Mission unter den Mohammedanern bieten das armenische Hilfswerk, die deutschen Anstalten im heiligen Lande, die ostafrikanische Mission, vor allem die rheinische Mission in Sumatra in so reichem Maße, daß alle Kräfte und Gaben auf diesen bewährten Feldern reichlich Verwendung finden.

Litteratur-Bericht.

1. **Warneck**: „Evangelische Missionslehre". Dritte Abteilung, zweite Hälfte: die Missionsmittel. Gotha. 1900. 4 Mk. — Es hat länger gedauert als ich bei dem Abschied von Rothenschirmbach in Aussicht stellte, bis wieder ein Abschnitt dieses Buches erscheint. Abgesehen von den vielen laufenden Arbeiten, die dem Emeritus vollauf zu thun geben, und abgesehen von den meine geistige Thätigkeit sehr hemmenden Kopfleiden, ist es wesentlich mein neues akademisches Amt gewesen, welches die Verzögerung verschuldet hat. Und was ich bringe, ist noch nicht der Schluß des Ganzen, sondern nur der die Missionsmittel behandelnde Teil. Der letzte Abschnitt der sich mit der Erreichung des Missionsziels (christliche und kirchliche Selbständigkeit) zu beschäftigen hat, steht noch aus. Wenn ich unterdes den vorliegenden Abschnitt gesondert herausgebe, so hat das seinen Grund sowohl in dem Drängen des Verlegers wie in der Bedeutung, welche die Lehre von den Missionsmitteln im ganzen der Missionslehre hat. Zumal für den Missionar ist dieser Abschnitt vielleicht der wichtigste des ganzen Buches, aber auch der heimatliche Missionsarbeiter wird nicht nur für das Verständnis des Missionsbetriebs sondern

auch für die kirchliche Arbeit manchen Gewinn von ihm haben. Statt jeder Charakterisierung begnüge ich mich mit der Inhaltsangabe.

Kap. 35: Nur das Wort. Unzulänglichkeit der eignen Kraft gegenüber der Größe der Missionsaufgabe. Jesu Zusage. Der Glaube an die mitwirkende Kraft des erhöheten Jesus. Das Gebet. Das den Missionaren gebotene Missionsmittel: das Wort, das gepredigte, das veranschaulichte, das geschriebene, das sakramentale Wort. Weltliche Mittel verschmäht. Warum das Wort das Missionsmittel κατ' ἐξοχήν. Welches Wort? Die Knechtsgestalt dieses Missionsmittels. Ausschluß jeder Gewaltanwendung. Kontrast gegen die mohammedanische Mission. Verirrungen der christlichen Mission. Stellung der evangelischen Mission zu den sogen. christlichen Weltmächten. Der indirekte Missionsdienst derselben. Die Mission und die heidnische Obrigkeit. Die civilsatorische Thätigkeit kein direktes Missionsmittel, obgleich sie der Christianisierung indirekte Dienste leisten kann. Das Wunder als Missionsmittel. Die Wunder der Apostel und ihr Einfluß. Das Wunder geschwunden und warum. Als Missionsmittel heute entbehrlich. Worin der große Vorzug der Apostel bestand. Die apostolische Predigt von Jesu das bleibende Missionsmittel.

Kap. 36: Das veranschaulichte Wort. Die mündliche Verkündigung nicht die einzige Form des missionarischen Worts. Repräsentation des Worts im Leben seiner Verkündiger. Die Macht des Lebens Jesu. Die missionierende Bedeutung des Lebens der Apostel und der ersten Christen. Das Wort verkörpert im Leben der Missionare, der eingeborenen Gehilfen, der Heidenchristen. Das Ärgernis des unchristlichen Wandels der Namenchristen. Werke christlicher Hilfe. Welchen missionarischen Pionierdienst sie thun. Gefahren, wenn sie zu direkten Proselytierungsmitteln gemacht werden. Vorsicht bei Unterstützungen. Römische Missionspraxis. Schutz der Unterdrückten aber keine Agitation. Ärztliche Mission.

Kap. 37: Die missionarische Sprache. Die fremde Sprache eine Erschwerung der Mission. Ein dreifacher Weg zur Überwindung dieser Schwierigkeit. Die Erlernung einer europäischen Sprache seitens der Missionsobjekte unmöglich, der Dolmetscherdienst unzureichend. Notwendigkeit der Erlernung der Eingebornen-Sprachen seitens der Missionare. Die Muttersprache die Unterrichtssprache. Die Pfingstgeschichte. Die Missionssprache der Apostel. Missionarisches Sprachstudium. Anleitung wie zu treiben.

Kap. 38: Das missionarische Gespräch. Notwendigkeit und Bedeutung des Gesprächs neben, vor und nach der Predigt. Die Gespräche Jesu und Pauli. Das Gespräch als Anknüpfung eines missionarischen Verkehrs. Gegebene und gesuchte Gesprächsgelegenheiten. Keine Wortfechtereien. Das Einzelgespräch nach der Predigt.

Kap. 39: Die missionarische Predigt. Begriff der missionarischen Predigt im Unterschiede von der Gemeindepredigt und vom Einzelgespräch. Die Predigtlokalitäten. Die Straßenpredigt. Die Reisepredigt. Die Missionsaufgabe geht nicht auf in der Wanderpredigt. Notwendigkeit der Stationierung und der Stationsarbeit. Keine eiligen Touristenreisen. Die Paulinischen Reisen. Die missionarische Untersuchungsreise. Die Reisepredigt innerhalb der Stationsgebiete. Ein typisches Vorbild; die Missionsstation: Ephesus. Große Missionsstationen. Außenstationen. Organisierte Reisepredigt von den Zentralstationen aus. Für die Reisepredigt keine Rekruten. Unter welchen Bedingungen Eingeborne. Die Ge-

staltung der Predigt. Ob Textepredigt. Anknüfung an das und Auseinandersetzung mit dem Heidentum. Konstatierung des religiösen Bedürfnisses. Das Christentum die Befriedigung desselben. Keine verletzende Polemik. Die Antithese. In der Paulinischen Areopagrede und in der Bergpredigt. Eine Akkommodation, für welche man sich weder auf Jesus noch auf Paulus berufen kann. Warnung vor Überschätzung des Intellekts. Exemplifizierung der Antithese. Vorbereitung. Einfachheit. und Anschaulichkeit der Rede. Das geschichtliche Element in ihr. Das Gleichnis und die Sentenz. Der Inhalt der Heidenpredigt. Durch die Schrift gegeben. Das Evangelium Jesu Christi. Spezialisierung desselben nach der apostolischen Predigt. Noch einmal die Areopagrede. Der Inhalt der apostolischen Missionspredigt nach dem Zeugnis der Briefe. Etwas Ganzes vom Evangelio. Das Evangelium nach seiner geschichtlichen, lehrhaften und ethischen Seite. Das Centrum: Geschichte Jesu. Ihre alttestamentliche Vorgeschichte. Die Heilsbedeutung der Geschichte Jesu. Für euch. Die Heilsbedingungen: Glaube und Buße. Beschränkung des Inhalts der Heidenpredigt auf die christlichen Elementaria.

Kap. 40: Die missionarische Schule. Allgemeine Rechtfertigung der missionarischen Schulthätigkeit. Einbeziehung auch heidnischer Kinder (mit Einschluß der Mädchen) in dieselbe. Der religiöse Unterricht. Weltliche Unterrichtsgegenstände. Warnung vor Verbildung. Lehrplan der missionarischen Volksschule. Unterricht in der Muttersprache. Lehrkräfte. Unterhaltungskosten. Verhältnis zur kolonialen Schulpolitik. Die Mittelschule. Höhere Lehranstalten. Die Kontroverse um dieselben in Indien. Geschichte dieser Anstalten. Beleuchtung der Einwände gegen dieselben vom missionarischen Standpunkte aus. Der Zweck der höheren Schulen: nicht direkte Bekehrung, sondern Vorbereitung der Bekehrungen. Warum gerade in Indien die Bekehrungen eine Vorbereitung notwendig machen. Einwände vom pädagogischen Standpunke aus: daß das Englische Unterrichtssprache, daß eine gesunde Vermittelung zwischen abendländischer Bildung und indischem Geistesleben fehlt, daß die zu ausschließliche Rücksichtnahme auf die Erlangung akademischer Grade die Solidität der Bildung bedroht. Ratschläge zur Abwehr der thatsächlichen Gefahren. Der christliche Charakter der höheren Schulen. Das Missionsschulwesen in China und Japan.

Kap. 41: Das geschriebene Wort. Erst Predigt dann Schrift. Die apostolische Schrift an Christen gerichtet. Missionarische Litteratur in der nachapostolischen Zeit. Die Bedeutung des geschriebenen Wortes in der Gegenwart. Adressaten der missionarischen Litteratur. Der Bildungsstand der Missionsobjekte. Verbreitung der Lesekunst. Das Lesebedürfnis. Litterarische Reife und Unreife bestimmend für die missionslitterarische Thätigkeit. Erziehung zu litterarischer Reife Verfasser der Missionslitteratur. Ihre Qualifikation. Beschaffenheit der Missionslitteratur nach Inhalt und Form. Die Bibelübersetzung. Warum geboten? Die schwierigste und verantwortungsvollste missionslitterarische Arbeit. Begründung der Warnung vor Übereilung. Sprachliche und theologische Vorarbeiten. Übersetzung nach dem Grundtexte. Genau und verständlich. Edler, volkstümlicher Stil. Schwierigkeiten, wo gesprochene und geschriebene Sprachen verschieden sind, wie in China und Japan. Zeichenschrift oder Lautschrift. Orthographie. Biblische Namen. Freie missionarische Litteratur. Für Christen, für Nichtchristen. Übersetzungen. Gesangbuch. Erbauungs- und Erzählungslitteratur. Volksblätter. Schul- und theologische

Litteratur. Spezifisch missionierende Litteratur: thetische, apologetische, polemische. Wahre und falsche Irenik. Warnung vor dialektischen Künsten und Kompromissen. Flugschriften. Wissenschaftliche Arbeiten. Gelegenheitsschriften. Weltliche Litteratur. Verbreitung der Litteratur. Missionslitterarische Hilfsgesellschaften.

Kap. 42: Die Taufe. Die Taufe nicht der Beginn der Christianisierung. Sie steht zwischen εὐαγγελίζεσθαι und διδάσκειν. Bedeutung der Taufe für die Mission. Ein integrierendes Stück in dem Prozesse des μαθητεύειν. Keine bloß symbolisierende Aufnahmezeremonie. Die Taufformel. Die biblischen Hauptaussagen über die Bedeutung der Taufe für das Individuum wie für die christliche Gemeinschaft. Ergebnis der biblischen Untersuchung. Protest gegen eine Wirkung des Sakraments ex opere operato. Verbindung der Taufe mit dem Worte und mit dem Glauben. Erschwertes Verständnis durch die Kindertaufe. Neben dem Handeln Gottes das Handeln des Menschen. Die Taufbedingungen. Vorbereitung auf die Taufe. Die apostolische Taufpraxis. Der altkirchliche Katechumenat: Gliederung, liturgische Akte, Lehrstoffe, Träger. Notwendigkeit eines Katechumenats auch in der heutigen Mission. Was von der altkirchlichen Katechumenatsinstitution nicht zu brauchen ist. Aufnahme in den Katechumenat. Initiationsakt. Bedingungen. Ausdehnung. Inhalt des Katechumenenunterrichts: Biblische Geschichte, christliche Sittenlehre, Symbolum, Vaterunser. Sakramente. Ein catechismus maior und minor bezw. Katechumenenbuch. Inhalt desselben. Der Katechet. Entscheidung über die Taufreife. Woran sie zu erkennen ist. Der Vollzug der Taufe. Untertauchung oder Begießung. Der Täufer. Gestaltung des Taufakts. Taufe vor versammelter Gemeinde. Das altkirchliche liturgische Taufzeremoniell. Entwurf einer evangelischen Taufliturgie. Ob ein neuer Name? Ob Paten? Ob Konfirmation der als Erwachsenen Getauften? Abendmahlsberechtigung.

2. **Noble: „The redemption of Afrika". A story of civilization with maps, statistical tables and select bibliography of the litterature of African missions.** 2 vol. New-York. 1899. geb. 16 Mk. Mit einem bewunderungswürdigen Sammelfleiße hat der Verfasser dieses zweibändigen Werkes eine riesige Fülle von Detailmaterial über die afrikanischen Missionen zusammengetragen und zwar nicht allein über die der neueren Zeit, sondern auch der des Altertums und des Mittelalters, und nicht allein über die evangelischen, sondern auch über die katholischen. Ja selbst den Islam und seine propagandistische Thätigkeit hat er in einem langen Kapitel besprochen. Mir ist kein Buch bekannt, welches die an der „Erlösung" Afrikas arbeitenden christlichen Organisationen in einem solchen Umfange aufzählte, wie das vorliegende. In dieser Beziehung hat es den Ruhm einer fast lückenlosen Vollzähligkeit. Selbst kleinste Vereine und sogar von den Freimissionaren sind eine stattliche Anzahl rubriziert. Besonders dankenswert ist das 14. Kapitel: Africa in America, missions to black Americans, welches — soweit meine Kenntnis reicht — zum erstenmale eine Übersicht über die missionarische Arbeit unter den Negern der Vereinigten Staaten und eine Statistik über den gegenwärtigen Bestand der dortigen farbigen Christenheit bringt.[1]) Und was bei

[1]) Störend wirkt es nur, daß die Zahlenfülle — wie überhaupt alle Zahlenangaben durch das ganze Buch — in Buchstaben statt in Zahlzeichen gegeben werden. Es erschwert die Übersicht, wenn man ein paar Seiten hintereinander

einem Amerikaner besondere Anerkennung verdient: auch die kontinentalen und speziell die deutschen Missionen sind zu ihrem Rechte gekommen. Alle Achtung vor dieser Sammelarbeit, deren Mühseligkeit unser einer voll zu würdigen versteht. Leider kommt man nur nicht zu einer rechten Freude über sie. Abgesehen davon, daß es oft nur recht dürre Aufzählungen sind, die man erhält und für deren Trockenheit man nicht entschädigt wird durch die vielen rhetorischen Partieen, die sich in mehr oder weniger geistreichen Reflexionen bewegen, ist die Grunddisposition verfehlt. Der Verfasser ordnet nämlich seinen Hauptstoff nicht geographisch sondern kirchlich, d. h. alphabetisch nach den Hauptgruppen der religiösen Kirchengemeinschaften, die in Afrika missionarisch thätig sind, also: Anglikaner, Baptisten, Kongregationalisten, Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer, Papisten, (Brüder)-Unität, Undenominationelle, (unter welche letzteren er beispielsweise Basel rubriziert, während er die Chrischona unter die Lutheraner und die Norddeutsche Mission unter die Presbyterianer setzt). Hätte er unter diesem Gesichtspunkte eine richtige Tabelle der afrikanischen Missionsorganisationen gegeben, so wäre das dankenswert gewesen; aber daß er den eigentlichen Hauptstoff seines Buches nach diesem Schema ordnet und kraus durcheinander beständig von einem Teile Afrikas zum andern springt, indem er angiebt, wo die betreffenden Abteilungen der kirchlichen Gruppe arbeiten, das verwirrt nicht nur über die Maßen und erschwert die behaltliche Übersicht, sondern es zerreißt auch die geschichtlichen Fäden und macht es nur bei einzelnen afrikanischen Missionsgebieten möglich, einen Einblick in ihre Entwickelung zu geben.

Daß bei einer Stofffülle, wie sie der Verfasser bringt, Irrungen unterlaufen, ist ebenso begreiflich wie verzeihlich. Der Raum gestattet nicht ein Verzeichnis derselben zusammen zu stellen, es würde sehr lang werden; und es sind nicht bloß kleine errata, z. B. daß die Londoner Mission Urambo an Berlin abgetreten, oder daß Krapf die Spittlersche Pilgermission eingerichtet und geleitet habe, sondern oft recht erhebliche Unrichtigkeiten z. B. in dem ganzen geschichtlichen Exkurs I 207—223, der mit der Behauptung beginnt, daß seit den Tagen Luthers bis zur Geburt Careys es kein Jahrzehnt gegeben habe, in welchem der Protestantismus keine Mission getrieben. Auch an rhetorischen Übertreibungen ist Überfluß, sowohl hinsichtlich des Lobes einzelner Missionare, z. B. van der Kemps, auch Moffats, wie der Idealisierung der Geschichte einzelner Missionen z. B. Madagaskars und der Missionsleitungen, z. B. des Am Board, und des statistischen Missionsergebnisses, z. B. daß die Congreg. Union in Südafrika unter den Kaffern über 70000 members habe. Neben mancher gesunden Kritik z. B. über den abenteuerlichen „Missionsbischof von Afrika" William Taylor (308 ff.), laufen auch bedenkliche Urteile unter, z. B. daß die Tung-Chu'-Association chinesischer Studenten den Unterhalt eines Studenten, der sich in einer Natalschule für die Mission unter den Sulu vorbereitete, übernommen und daß dies in einer brillanten oratorischen Hyperbel als ein glänzender Beweis lebendigen Missionssinns verherrlicht wird, statt einer Konzentration der eingebornen chinesischen Kräfte auf China das Wort zu reden.

Ungeheurer Fleiß ist auf die Beilagen verwendet. Die Karten sind gut, aber

---

lesen muß: two million, three hundert and three thousand, one hundert and fifty one comunicants etc. Warum denn nicht 2303151 ꝛc. Das ist viel kürzer und einprägsamer.

die statistischen u. s. w. Übersichten nur von relativem Werte. Zuerst kommt eine Schulstatistik in fünf, dann eine Bibelübersetzungs- und Litteraturstatistik in vier Tabellen, dann folgen Übersichten über missionsärztliche, philanthropische und kulturelle (?) Veranstaltungen und endlich eine Missionsstatistik, die in einem langen Verzeichnis der afrikanischen Missionsgesellschaften und einer sehr kurzen, die Anhänger und Kommunikanten registrierenden Zahlentabelle besteht. Besonders mit den beiden zuletzt genannten Übersichten läßt sich nicht viel anfangen. Das Gesellschaftsverzeichnis ist schon durch seine alphabetische Änderung verwirrend, aber was noch schlimmer ist, es bringt kraus durcheinander selbständige Sendungsgesellschaften mit einer ganz willkürlichen Anzahl von Hilfsvereinen dieser selben Gesellschaften und rubriziert unter verschiedenen Namen wiederholt dieselbe Gesellschaft oder denselben Verein mehr als einmal. Auch die Anhänger- und Kommunikantenstatistik ist nicht zuverlässig. Die erstere ist ganz lückenhaft und doch wird summiert, so daß die Summe der Anhänger sämmtlicher protestantischer und katholischer Missionen Afrikas mit Einschluß Madagaskars (517 845) kleiner als die der Kommunikanten (519 000) ist. Die Kommunikantenzahl der Kongregationalisten (inkl. Madagaskar) soll 66 000 betragen, während früher allein der südafrikanischen Congreg. Union mehr als 70 000 Kommunikanten zugeschrieben wurden. Nach Noblès Tabelle sollen die Lutheraner in Gesamtafrika (inkl. Madagaskar) 82 000 Anhänger besitzen, während sie — mit Ausnahme der unter die undenominationellen Gesellschaften gerechneten Baseler und der als presbyterianisch bezeichneten Norddeutschen Mission — ca. 150 000 Getaufte zählen. Die Brüdergemeinde hat nicht 10 000 Anhänger und 3 500 Kommunikanten, sondern 14 000 Getaufte und 4 700 Kommunikanten. Bei all der großen Mühe, die sich der Verfasser gegeben hat, ist also seine Statistik noch recht mangelhaft. Vergl. die meine in der eben erscheinenden 6. Aufl. meines Abrisses, die auch nicht auf absolute Richtigkeit Anspruch erhebt, aber doch annähernd zuverlässiger ist.

3. „Das deutsche Kaiserpaar im heiligen Lande im Herbst 1898." Mit Allerhöchster Ermächtigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet nach authentischen Berichten und Akten. Mit Zeichnungen im Text, 77 Bildtafeln und 3 Karten. Berlin. 1899. 7,50 Mk., geb. 9 Mk. Die vornehmste, authentischste und umfassendste unter den zahlreichen litterarischen Erscheinungen über die palästinensische Kaiserreise. Das 438 S. gr. 8 starke Buch, dessen verschiedene Abschnitte von verschiedenen Verfassern (Freiherr von Mirbach, Superintendent Tillich, Pastor Schlicht, Schulrat Mühlmann, der zugleich Gesamtredakteur gewesen, Pfarrer Lic. Weser, Graf Ziethen-Schwerin, General-Superintendent D. Nebe, Dr. Töche-Mittler, Graf Mülinen und von dem Knesebeck) bearbeitet sind, hat natürlich zu seinem Hauptinhalte die Kaiserreise mit allen ihren Environs. Über den Verlauf derselben mit Einschluß aller mit ihr verbundenen Feiern und Reden berichtet ausschließlich Freiherr von Mirbach. Neben dieser bedeutungsvollen Reise bringt nun aber das Buch eine Fülle von geschichtlichem, topographischem, ethnologischem, kirchlichem ꝛc. Material nicht nur über das heilige Land, speziell die heilige Stadt und die übrigen von den hohen Reisenden besuchten Orte, sondern auch über das ehemalige deutsch-englische Bistum, die evangelische Jerusalems-Stiftung, die deutschen Ansiedlungen und christlichen Liebeswerke in Palästina giebt es von berufener Hand die zuverlässigste Information. Auch über das türkische Reich und Volk, wie über den Islam ist

manches zu lesen, vieles sonniger als was man sonst von Kennern der mohammedanischen Welt zu wissen bekommt. Wie die Anlage des Ganzen vortrefflich disponiert, so ist auch die Beschreibung fast durchgehends dem Gegenstande gewachsen und der Bilderschmuck eine wahre Zierde des im Verhältnis zu seiner vornehmen Ausstattung billigen Buches.

4. **Schreiber:** „Eine Missionsreise in den fernen Osten 1898—1899." Gütersloh. 1899. 1,20, geb. 2 Mk. Nachdem Inspektor Schreiber im Jahre 1894 die südafrikanischen Gebiete der Rheinischen Mission visitiert, hat er 1898 auch die asiatischen besucht. Das Haupt-Arbeitsfeld der Rh. M. befindet sich hier im indischen Archipel auf den 3 Inseln: Sumatra, Nias und Borneo, ein kleineres in China und zwar im südöstlichen Teile der Provinz Kanton. Am längsten, 3 Monate, hat der Visitator im Batalande auf Sumatra verweilt, wo er von 1866—1873 selbst als Missionar thätig gewesen war und den Fortschritt, den hier die Mission im Laufe $^1/_4$ Jahrhunderts gemacht, am sichersten beurteilen konnte. Als er 1873 die damals noch junge Mission verließ: 10 Stationen, ebenso viel Filiale, ein Dutzend inländische Gehilfen und ca. 1500 eingeborene Christen. 1898: 22 Hauptstationen, zu denen jetzt noch 4 weitere hinzukommen sollen, 148 Filiale, 30 europäische Missionare, über 200 inländische Gehilfen, von denen 19 (jetzt 26) ordiniert sind, 40700 getaufte Christen und ca. 7000 Katechumenen. Da kann man begreifen, wie dem Visitator das Herz aufging. Sehr zu statten kam ihm, daß er zu dem Volke in seiner Muttersprache reden konnte und reichlich, fast überreichlich, an manchem Tage 3 mal, hat er gepredigt und Ansprachen gehalten, eine erstaunliche Leistung, zumal wenn man in Rechnung setzt, daß das oft recht strapaziöse Reisen ihm nicht geringe Anstrengungen zumutete. Auch auf Nias fand Schreiber eine hoffnungsvoll aufblühende Mission; leider war nur hier wie dann auch in dem noch immer nicht sehr fruchtbaren Borneo sein Aufenthalt sehr kurz bemessen. Und ähnlich war es in China, wo trotzdem alle rheinischen Stationen besucht wurden. Der Reisebericht macht den Leser nicht nur mit dem gesamten Bestande der Rh. M. auf den genannten Arbeitsgebieten bekannt, sondern giebt auch über Singapur und verschiedene holländische Missionen in Java manche willkommene Auskunft. Für den Missionsfachmann ist allerdings die Ausbeute weniger ergiebig; man hätte sich in den Missionsbetrieb selbst gern noch manchen Blick eröffnen lassen und über manche brennende Missionsfrage eingehendere Belehrung gewünscht. Allein einen wissenschaftlichen Beitrag zur Missionskunde zu geben, war nicht die Absicht des Verfassers; er wollte für das große Missionspublikum an dem Faden seiner persönlichen Reiseerlebnisse die Eindrücke von Land und Leuten schildern, die er empfangen und ganz speziell von der Missionsarbeit und ihren Erfolgen, soweit er sie mit eigenen Augen gesehen. Und das ist ihm sehr wohl gelungen. Möchte das flott geschriebene und gut illustrierte Buch auch über die Kreise der Rheinischen Missionsfreunde hinaus viele Leser finden.

5. **Smith:** „Henry Drummond." Autorisierte Übersetzung von H. Groschke. Mit Vorwort von Bettex. Berlin. 1900. Elegant geb. 6 Mk. Sowohl durch seine religiösen Flugschriften (Das Beste in der Welt 2c.) wie durch sein Naturgesetz in der Geisteswelt ist Drummond auch in Deutschland ein so bekannter Schriftsteller geworden, daß seine Biographie zweifellos auf viele Leser wird rechnen können. Haben wir schon aus seinen Büchern in ihm einen Mann kennen gelernt,

der mit seltener Originalität der Gedanken eine seltene religiöse Anziehungskraft verbindet, so lehrt uns diese Biographie in ihm eine christliche Persönlichkeit kennen, die noch mehr Einfluß übte durch das, was sie war als durch das, was sie sagte und schrieb, einen ganzen Christen, in dem Christus lebte und der für Christus lebte, auf dem der Geist der Herrlichkeit ruhte und den dieser Geist zu einer sonnigen Erscheinung gemacht, die überall die Herzen eroberte, wo sie mit anderen in Verbindung trat. In Sachen der Dogmatik geht diese leuchtende Menschengestalt allerdings manchmal Wege, auf denen ihr Fuß strauchelt; aber Drummond war kein Dogmatiker und wenn sein Bestreben, „etwas zu sagen, was sonst nicht oder doch nicht genügend gesagt wird," manches dogmatisch Wichtige ungesagt läßt, oder seine „Arbeit gegen falsche Betonung und unrichtige Accente" (S. 423) vergessene Wahrheiten einseitig betont, so darf man sich durch Bekrittelung solcher Mängel und Mißverständnisse die Freude nicht verderben lassen an dem Gotteskinde, das zugleich ein Mann in Christo war und ein an Tausenden gesegnetes Werkzeug des heiligen Geistes. Vielleicht hat auch der Biograph seinen Freund etwas idealisiert, aber selbst nach Abzug mancher Superlative bleibt eine Lichtgestalt übrig, die einem das Herz abgewinnt. Es sind auch Partieen in dem Buche, die man für das deutsche Publikum lieber gekürzt haben möchte, während man anderes gern ausgeführter hätte, aber als Ganzes bietet die zunächst für englische Leser berechnete Biographie auch uns Deutschen eine Glauben stärkende und zur hoffnungsfröhlichen Arbeit ermunternde Lektüre. Drummond war ein Evangelist im großen Stil, ein Seelsorger von Gottes Gnaden, frei von aller Künstelei, Pedanterie und methodistischen Treiberei, frisch und natürlich, geistvoll und packend; hier lag seine eminente Begabung und die heutige Evangelisation kann viel von ihm lernen. Aber auch der Missionsfreund findet manche Ausbeute in dem inhaltreichen Buche. Was der vielgereiste Mann uns aus Centralafrika und den Neuhebriden in seiner eigenartigen Weise von der Mission erzählt, ist erquicklich zu lesen; sein missionstheoretischer Essay (S. 410 ff.) ist zwar nicht ganz unanfechtbar, aber er enthält insonderheit bezüglich der Qualität der Missionare sehr beherzigungswerte Wahrheiten. Der vier Ansprachen enthaltende Anhang ist eine wertvolle Zugabe. Die Übersetzung ist wohlgelungen, nur je und je findet sich eine nicht ganz verständliche Wendung oder ein unzutreffender Ausdruck, z. B. Programm der Christenheit statt des Christentums. Im Verhältnis zu seinem Umfang wie zu seiner vornehmen Ausstattung ist das Buch sehr billig — ein empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk.

Warneck.

Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

Seite

Nach 25 Jahren. Vom Herausgeber 3
Was haben die Bibelgesellschaften für die Mission geleistet? Von Paul Richter 11, 59
Zur katholischen Missionsstatistik. Vom Herausgeber 40
Die Arbeit der evang. Mission an den Aussätzigen. Von Julius Richter 49, 119, 164
Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) und ihre Bedeutung für die Mission. Von Pastor Strümpfel 97, 179
Die Entchristlichung der christlichen Hochschule in Japan. Von Hermann Dalton 108, 189
Die Bedeutung des Pietismus für die Heidenmission. Von D. Carl Mirbt 145
Die Missionsthätigkeit der deutschen evang. Synode von Nordamerika. Von W. Behrendt 193
Ein deutscher Verein für ärztliche Mission. Vom Herausgeber 220
Das 100jährige Jubiläum der englischen Kirchenmissionsgesellschaft. Von Paul Richter 241
Samoa. Von D. G. Kurze 289, 343
Adrian Saravia und seine Gedanken über Mission. Von Prof. D. G. Kawerau 333
Die Heidenmission des General-Konzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika. Von Pastor R. Bielinski 360, 417, 479
Die „olon Maanjan" und die Missionsarbeit unter denselben. Von Missionar Sundermann II 464, 531
Die Church Missionary Society und ihre Stellung innerhalb der anglikanischen Kirche. Von Paul Richter 512, 567

II. Missionsrundschauen.

Britisch-Indien. Von D. Grundemann 87, 131, 222, 274
Japan. Von Julius Richter 318, 429
Nordafrika. Von Julius Richter 484
Vorderasien. Von Julius Richter 537, 581

III. Missionstheorie und Apologie.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt. Von Dr. W. Schott 31, 211, 399
Die Bedeutung der Missionslehrkurse für Volksschullehrer. Von M. Gensichen 76
Ein Besuch in Kamerun und Togo. Von Missionar Bohner 261
Missionarische Probleme auf einem alten Missionsfelde. Von Missionsdirektor D. Buchner 303

Seite
Die Mission auf der Kreissynode. Von D. Grundemann 365
Sven Hedin und die Mission. Vom Herausgeber 372
Im Kampf mit den Sprachen Afrikas. Von Pastor Meinhof . . . 381, 445
Die deutschen Missionskonferenzen. Von Pastor Döhler 493, 549

IV. Missionslitteratur.

Blanckmeister: Sächsische Kirchengeschichte 139
Blicke in indisches Witwenleben 444
Dalton, H.: Indische Reisebriefe 141
Das deutsche Kaiserpaar im heiligen Lande im Herbst 1898 599
Dewitz, von: In Dänisch-Westindien 378
Döring: Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika 378
Falke: Buddha, Mohammed, Christus 48
Flad: Zehn Jahre in China 48
Flugschriften. 238, 239, 444, 548
Fries: Geschichten und Bilder aus der Mission 332
Gehring: Südindien, Land und Volk der Tamulen 190
Grundemann: Missions-Studien und -Kritiken 46
Haccius: Pastor Joh. Gottfr. Öpke. 379
— Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene General-Visitation der Hermannsburger Mission in Südafrika 547
Hansen, H.: Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar besonders im letzten Jahrzehnt 282
Häntzschke: Tagebuchblätter aus dem Heiligen Lande 191
Heilmann: Erziehungs- und Unterrichtslehre 444
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1899. 191
Kähler: Dogmatische Zeitfragen 235
Keck: Histoire des origines du Christianisme à Madagascar 144
Knaut: Louis Harms 444
Kratzenstein, W.: Eduard Kratzenstein 379
Meyer, F. B., Prediger in London: Paulus, ein Knecht Jesu Christi . . 288
Moe, Oskar: Die Apostellehre und der Dekalog im Unterricht der alten Kirche 376
Müller, Johannes, Dr.: Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden nach seiner Entstehung untersucht. 441
Müller, Max: Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie 329
Munzinger: Die Japaner 95
Noble: The redemption of Afrika 597
Paul: Missionsstunden von Dietel 444
Ramsay, Professor of Humanity, Aberdeen: Paulus in der Apostelgeschichte 286
Russel: The Life of Charles Alan Smythies. 239
Schmidt, Wilh.: Die Lehre des Apostels Paulus 332
Schmiedel: Was lehrt und lernt der Missionar in Japan? 48
Schneider: Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1899 238

Seite
Schneider, H. G.: Moskito 379
Schneller: Die Kaiserfahrt durchs heilige Land 378
—, Ludwig: Vater Schneller. Ein Patriarch der evangelischen Mission im heiligen Lande 377
Schreiber: Eine Missionsreise in den fernen Osten 1898—1899 600
Smith: Henry Drummond 600
Stock: One hundred years, being the short history of the Church Missionary Society 192
— The History of the Church Miss. Soc., its enviroment, its men and its work 546
Uganda 414
Voskamp: Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes . 48
Wangemann, Missionsdirektor 547
Warneck: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart 48
— Die Mission in der Schule 288
— Evangelische Missionslehre 594
Werther: Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika . . . 380
Wörrlein: Die Hermannsburger Mission in Indien 379
Young: Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas 191, 378

V. Beiblatt.

Die Elemente der überzeugenden Kraft in der Paulinischen Areopagrede zu Athen, Von English 1
Der heilige Esel. Von Dr. Lepsius 14
Weltversöhnung und Weltmission. Von Prof. D. Kähler 17
Ein norwegischer Missionar unter den Räuberstämmen Südmadagaskars. Von D. G. Kurze 26, 33
Rama, der Held des Ramayan. Von A. Flex 49

☞ Mit dem Jahrgange 1900 wird das Beiblatt eine Serie von Biographieen hervorragender Missionare beginnen.

Warneck.

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Aana, Miss.-Stat. 355.
Abessynien 487.
Abdullahi, Kalif 484.
Achmed, Mohammed, Mahdi 484.
Adam, Miss 73.
Adams, Miß, Missions-Schwester 167. 169.
Aden 30.
Adriani, N., Dr. 16.
Adventisten 587.
Ägypten 490.
Äthiopien 488.
Afrikaner, Häuptling 400.
Agnew, Eliza, Missionarin 408.
Agra 222.
Ainu, Ureinwohner Japans 430.
Akita, Miss.-Stat. 432.
Albrecht, Miss. u. Prof. an der Doschischa 119.
Aleipata, Miss.-Station 355 f.
Aleppo 584
Alexander, engl. Kirchen-Miss. 421.
Alexandria, Miss.-Stat. u. miss.-ärztliche Stat. 491.
Algier, Miss.-Stat. 488.
Ali Bey, Bibelüberseßer 27.
—, Murid (Derwisch), Bbl. 14 ff.
Allan, Robert 438.
d'Almeida, J. F., kathol. Convertit 101.
Almora, Miss.-Stat. 228.
Alt, Miss. 533.
Altkairo, Miss.-Stat. 491.
Ambatofinandrahana, Miss.-Stat., Bbl. 26.
Amirchanjantz, Pastor 28.
Ammann, Miss. 63.
Amoamo, Häuptling 346.
Amrawati, Stadt 94.
Amritsa, Missions-Stat. 229.
Ananderayer, eingeborener Christ 63.
Anderson, Mr., Missions-Leiter 488.
Andriamise, Hovagouverneur, Bbl. 46.
Andrianaivoravelona, madagass. Hofpred. 25.
Antigua 305.
Aomori, Miss.-Stat. 432.
Apia, Hauptort Samoas, Miss.-Stat. 290. 348. 356.
Appleyard, Miss. 23.
Arabien 587.
Areopag, Bbl. 2.
Armenien 537.
Armour, A. 62.
Arps, R., Miss. 480.
Artmann, Miss. 423.
Asam 138.
Asamur, Miss.-Stat. 488.
Asau, Miss.-Stat. 355.
Ashe, Miss. 26.
Asmara, Miss.-Stat. 492.
Assansol, Außenstation 133.
Aussatz 49 ff.
Aussätzigen-Asyle 52 ff 165 ff.
—-Dörfer 55.
Avetarianz, Joh. 28. 593 f.

Babis (Bahais), Sekte 589.
Bähnisch, Paul, Miss. 480.
Bagdad 31.
Bahrein-Insel, Missions-Station 588.
Bailey, Benj., Miss. 63.
—, Wellesley, Miss 165 f. 172 f.
Baker, Sir Sam. 484.
Bakschar, Miss.-Stat. 222.
Baldissera, General 484.
Ballaph, Prof. 414.
Banister, Rev. 250
Baptisten, engl. 22.
Baratieri, General 484.
Baravolk, Bbl. 27. 38 f.
Barbados 305.
Barff, Miss. 341. 348.
Barnden, Miss. 348 f.
Barrows, Dr. J. H., Rev. 32. 233. 413.
Bascharatpur, Ort 226.
Basra, Miss. 588.
Bataillon, Bisch. 356.
Batala, Miss.-Stat. 229.
Batavia, Miss.-Stat. 130.
Batchelor, John, Miss. 71. 430.
Bateman, Rev. 250.
Bath, Bisch. 257.
Bathurst, Bisch. 517.
Battersby, Harford, Canon 572.
Bawa, J., eingeb. Geistlicher 170.
Becher, Miss. 422.
Beck, Miss. 74.
Befanosa, Tanosikönig, Bbl. 42.
Besitori, Tanosikönig, Bbl. 43.
Behrendt, W., Pfarrer 193 ff.
Beirut 584.
Bell, Häuptling 266.
Belleja, Miss.-Stat. 492.
Bengalen 131 ff.
Benha, miss.-ärztl. Stat. 491.
Benson, Erzbisch. 576.
Bentley, Miss. 22. 386.
Berg-Arrier 275.
Berge, Blaue 234.
v. Bergmann, Past. 593 f.
Berthoud, Gebr., Miss. 24.
Bethel, Miss.-Kolonie in Indien 232.
Beto, Dorf 534 f.
Bettelheim, Dr. 182. 440.
Beulenpest in Indien 89 f.
Beverley, Miss. 181.
Beza, Theodor 334. 339 ff.
Bhandarkar, Dr., Profanzler 403.

Bhils, indischer Volksstamm 231 f.
Bibelfrauen 66.
Bibelgesellschaft, amerik. 12. 14 f. 18. 20. 23 f. 590.
—, Basler 12. 23. 59. 69. 258. 590.
—, Britische 12 f. 15. 17 ff.
—, Niederländ. 12. 15 f. 20. 69.
—, Russische 28.
—, Schottische 12. 14 f. 18. 20.
—, Württemberger 12.
Bibelübersetzungen 15 f. 20 ff. 60 ff.
Bibelverbreitung 65 f.
Bickel, Baptist 438.
Bickersteth, Bisch. 246. 328. 434.
Bielinski, R., Past. 360. 417 ff. 479 ff.
Bikanir, ind. Ort 226.
Bingham, Miss. 74.
Bisrampur, Miss.-Stat. 207 f.
Bizerta, Miss.-Stat. 488.
Blacklead Island, Miss.-Stat. 75.
Blackwood, Stevens 568. 571.
Bleek, W. H. J., Dr. 452. 455.
Blomfield, Bisch. 522.
Blyth, Bisch. 586 f.
Bodinaikkenur, Missions-Stat. 280.
Böhme, A. W., Hofpred. 101. 156.
Bohner, Miss. 261 ff.
Bolze, Johannes Martin, Pastor 105.
Bombay 89 f. 232.
Bombe, Miss.-Stat. 272.
Bompas, Bisch. 75. 183.
Bonaberi, Miss.-Stat. 267.
Bonaku, Miss.-Stat. 267.
Booth, Dr. 185.
Bose, eingeb. Pastor 169.
Bothmann, Miss. 424.
Bowker, Mr. 572.
Bowley, Will., Miss. 61.
Braches, Miss. 534.
Bray, Dr., Geistlicher 98 ff.
Brett, Miss. 183.
Bridgeman, Miss. 69.
Brincker, Miss. 23 f.
Britisch-Indien 87 ff. 131 ff. 222 ff. 274 ff.
Brooke, Rev. 258.
Brooks, Philipp, Bbl. 3. 13.
Brotherton, Miss. 65.
Brown, Dr. 62. 70.
—, Kaplan 104.
Browne, W., Rev. 107.
Broyer, Bisch. 356. 359.
Bruce, Dr. 28 f. 249.
Brüdergemeinde 154.
Buchner, D., Miss.-Direkt. 303 ff.
—, Max 262 f.
Bucer, Martin 335.
Buckley, Dr. 61.
Budden, Miss. 165. 170.
Buddhismus 37. 214 f. 321 f.
Buea, Miss.-Stat. 267. 269.
v. Bülow, Reisender 357 f.
Büttner, Miss. 386.
Burdett-Coutts, Miß 106.
Burdwan, Miss.-Station 133.
Buzacott, Miss. 73.

Caldwell, Bisch. 63. 107.
Callaway, Bisch. 23.
Calwert, Miss. 70.
Cambridge 574.
Carey, Miss. 11. 60 f. 64, 165.
Carlson, Miss. 423 f.
Casablanca, Miss.-Stat. 488 f.
Casalis, Miss. 23.
Cassaday, E. R., Redakteur 483.
Catharina Sophia, Miss.-Stat. 130.
Cederquist, Miss. 492.
Centralprovinzen, indische 231,
Chambres, D., Miss. 540.
Chapman, anglikanischer Geistl. 122.
Charles, Thomas, Walliser Geistl. 13.
Chatelain, Héli, Miss. 22.
Chater, W. 62.
Cherchel, Miss.-Stat. 488.
China 32 f. 69.
Chot, Außenstation 230.
Christaller, Miss. 20. 180.
Christlieb, Prof. 4.
Clark, Prof. 430.
Clarke, A. T., Rev. 103. 250. 259.
Cleaver, Martin, Rechtsanwalt 491.
Clough, Benj., Miss. 62.
Coconada, Miss.-Station 363.
Coillard, F., Miss. 408.
Cole, Rev. 135.
Constantine, Miss.-Stat. 488.
Coolsma, Miss. 68.
Copleston, Bisch. 523.
Cousins, Miss. 25.
Cranborne, Lord 255.
Creagh, Miss. 73.
Crisp, Archidiakonus 180.
Cromer, Lord, Resident 492.
Crowther, Sam., Bisch. 20. 248. 401. 524.
Cudelur, Stadt 102.
Cuendat, Miss.-Arbeiterin 489.
Cushing, Dr. 67.

Dajacken 464.
Dale, Miss. 408.
Dalton, Hermann 108.
Damian, Pater 119 ff.
Darbhanga, Miss.-Stat. 222.
Dasarath, sagenhafter ind. König, Bbl. 49 ff.
Dauphin, Fort, Bbl. 47.
David, Christ., Tamulenchrist 104.
—, V. D., Tamil-Evangelist 134, 275.
Davis, Miss. u. Prof. an der Doschischa 119. 437.
Delhi 222.
Delitzsch, Prof. 29.
Denninger, Miss. 472 ff.
Desgranges, Miss. 63.
Dewood, Charles, Rev. 491.
Dharmsala, Sanatorium 230.
Diakonissen, Kaiserswerth. 491.
Djemaa Sahridj, Miss.-Stat. 488.
Dietrich, Miss. 424 ff.

Döhler, P. 493 ff., 549 ff.
Döhne, Miss. 23.
Doschischa 189 f.
—=Gesellschaft 110.
Douglin, Miss. 180.
Dowlaischwaram, Miss.=Stat. 425. 480.
Drew, Miss. 63.
Drews, Paul 333. 335. 343.
Dry, Rev. 187.
Dschatnismus 39.
Dschala, Miss.=Stat. 136.
Dschulfa, Miss.=Stat. 590.
Dualla 22.
Dudhi, Miss.=Stat. 227.
van Dück, Dr. 28.
Düpont, Westindier 180.
Duff, Dr., Miss. 558.
Duta, Henry Wright, eingeborener Lehrer 26.
v. Dyck, Dr. 584.

Ebbelt, Dr., Miss.=Arzt 177.
Eckolt, Seminardirekt. u. Schulrat 77. 79.
Edmann, Dr. med., Miss. 428. 440.
Egede, H., Miss. 74.
—, Sohn, Miss. 74.
Ehlers, Reisender 357.
Eißfeld, P. 499.
Eliot, Miss. 11.
Ellichpur, Miss.=Stat. 231.
Elloy, Bisch. 356.
Ellur, Miss.=Stat. 420.
El Matin, Miss.=Station 488.
Emery, Archidiakon 577.
Emigranten, Salzburger 105.
Emslie, Dr., Miss. 26.
Endemann, Miss. 450. 452 f.
Enfor, Georg, Rev. 249.
Erythräa 492.
Esser, Dr. 68 f.
Evans, Wesleyaner, 75.
Evington, Bisch. 328. 440.

Faber, Wilhelm, Pastor 593 f.
Fabricius, Miss. 62. 102.
Falealili, Miss.=Stat. 355.
Falealupo, kathol. Miss.=Stat. 356.
Falefa, kathol. Miss.=Stat. 356.
Fallscheer, Miss. 586.
Faschoda 486.
Fasitootai, Miss.=Station 349.
Fauna, Häuptling 344.
Feige, Miss. 477 f. 531.
Fez, Miss.=Stat. 488.
Fincke, Jonas, Drucker 101.
Flad, Miss. 182.
Flex, A., Bbl. 49 ff.
Föreid, Marie, Diakonissin 177.
Forbes, Miss. 120.
Fox, Rev. 255.
Francke, A. H. 98 ff. 150 f.
v. François, Gouverneur 409.
Frere, Sir Bartle 415.
Friedrich, Joseph, Ingenieur 463.
Fritsch, Miss.=Geschwister 125.
Fromann, Dr., Miss.=Arzt 168.
Frutiger, Joh., Bankier 586.
Fukuoka, Miss.=Stat. 440.
Fukuschima, Miss.=Stat. 432.
Fukuyama, Miss.=Station 437.
Fyson, Bischof 70. 328. 430.
Fyvie, Miss. 61.

Gangaemalae, Missions=Station 355.
Geddie, Miss. 74.
Gehilfen, eingeborene 251.
Geister, Miss. 102.
Geleb, Miss.=Stat. 492.
General=Konzil (ev.=luth. Kirche in N.=Am.) 360 ff. 467 ff. 479 ff.
Gensichen, M., Miss.=Dir. 76 ff.
Georg, König v. Tonga 354.
Gerhard, Joh. 339, 342 f.
Gericke, Christian Wilh. Miss. 103.
—, Dr. 68.
„Germania“ 40.
Gernecke, Miss. 84.
Gifu, Miss.=Stat. 436.
Glenny, E., Mr., Miss.=Leiter 488.
Gnadenthal, Miss.=Stat. (Brüdergem.) 125.
Godavery, Fluß 364.
—=Distrikt 363.
Gogerly, Sprachgelehrter 62.
Goldie, D, Miss. 28.
Goodell, Miss. 28.
Gorakhpur, Ackerbaukolonie 226.
Gordon, Miss. 63.
—, Miss. u. Prof. an der Doschischa 119.
—, Oberst 484.
Grahn, H., P., Dr, Miss.=Präsident 483.
Gravois Settlement 196.
Greene, Rev. 114.
Griffith, Miss. 25.
Grönning, C. W., Miss. 364. 420 f.
—, W. (Sohn), Miss. 425 f.
Grössel, W. 333. 335.
Gronau, Israel, Christ., P. 105.
Groot=Chatillon, Aussätzigen=Asyl 130 f.
Grubb, Evangelist 573.
Gründler, Miss. 102.
Grundemann, D. 87. 131 ff. 144. 191. 222 ff. 274 ff. 365 ff. 498.
Gützlaff, Miss. 69.
Guilford, Miss. 168.
Gumla, Miss.=Stat. 136.
Gundert, Dr. 63.
Gunn, Miss. 419.
Guntur, Miss.=Stat. 420.
Gurney, Miss. 62.

Hackelt, Dr., Bbl. 2.
Hahn, Miss. (Goßner) 163.
Haiderabad, Miss.=Stat. 230.
Hakodate, Vertragshafen u. Miss.=Station 328. 430 f.
Hamada, Miss.=Stat. 437. 588.
Hanaloa, eingeb. Pastor 120.

Handmann, Miss. 427.
Hands, Miss. 63.
Hangtschau, Missions-Hospital 251.
Hanukh, Past. 136.
Hara, T., Pred. 430 f.
Hardeland, Dr., ehemal. Miss. 68.
Hardir, Miss. 348. 351.
Hargur, Dr., Miss.-Arzt 492.
Hawaii-Inseln 120.
Hay, Miss. 63.
Headfield, Miss. 73.
Heath, Miss. 348 f.
Heber, Bisch. 104. 521.
Hedin, Sven, Weltreisender 372 f.
Hegburn, Dr., Miss. 70. 328.
Heise, A., Miss. 364. 420.
Hellmuth, Prof. u. Pred. 418 f.
Henrici, Ernst 262.
Hetherwick, Miss. 26.
Heurnius, Justus, cand. theol. 343.
Heyde, Miss. 64.
Heyer, Past., Miss. 418. 421 f.
Hidajat, Sultan 476.
Himalaua, Missions-Stat. 230.
Himedji, Miss.-Stat. 438.
Hinduismus 38. 216.
Hiob, junger Barachrist Bbl. 29.
Hire, Dr., Bisch. 185.
Hirosaki, Missions-Stat. 432.
Hiroschima, Miss.-Stat. 437 f.
Hoare, Bisch. 182.
Hochschule, christliche, in Japan (Doschischa) 108 f.
Höber, Missions-Inspekt. 426.
v. Höfen, Miss. 534.
Högborg, Miss, u. Frau 373 ff.
Hörnle, Miss. 60.
Hoffmann, Dr., Arzt 57.
Hokkaido (Yezo), nördl. Teil Japans 429 ff.
Holler, P., P., Miss. 481.
Hondo, Hauptinsel Japans, 319. 431 ff.
Hooper, Dr. 61.
Hopkins, Miss. 583.
Horden, Bisch. 75. 183.
Horneck, Anton, Dr. 97.
Hubli, Missions-Stat. 90.
Huckett, Miss., u. Frau 176.
Hughes, Jos., Rev. 13.
Hungersnot in Indien 87 ff
Hunt, Miss. 73.
Hunter, Miss. 75. 183.
Huonder, Pater 41 ff.
Hupperts, Miss. 472.
Hyde, Dr. 120.
Hylander, Nils, Miss. 492.

Jabohazo, madagassische (Bara-) Ortschaft, Bbl. 32 ff.
Jackson, Mr. 169.
Jacobi, C. A., Miss. 104.
Jänicke, Miss., ind. 103.
Jäschke, Miss. 64.
Jamaika 305.
Janß, Missions-Veteran 68.
Japan 32. 318 ff. 429 ff.
Japanismus 320 f.
Javandra, madagassischer Barakönig, Bbl. 35. 37.
Jerusalem, Aussätzigen-Arbeit daselbst 127 f.
—, Bistum 530.
Jesd, Miss-Stat. 590.
Jessup, Rev. 583 f.
Imadeddin, Dr. 401.
inäh Gobo, Häuptlingswitwe 474.
Indien 87.
Ingham, Bisch. 246.
—, —. Frau 185.
Inglis, Miss. 74.
Johannsen, Miss. 68.
Johnson, H., Archidiakonus 180.
—, James, afrikan. Geistl. 251.
Johnston, Sir H., Kommissar 407. 409. 411. 416.
Jones, Mary 179.
—, Miss. (Lond.) 25.
—, Miss. (Method.) 64.
Joramami, Dorf, Bbl. 46.
Joseph, T., eingeb. ind. Pastor 422. 424 f.
Isaacson, H. E., P., Miss. 480.
Isenberg, Miss. 182.
Islam 38 f. 216 f.
Ismael, David, Schulgehilfe 474.
—, Pascha, Khedive 484.
Ispahan, Missions-Stat. 589.
Ito, Graf 322.
Judson, Adon., Miss. 67.

Kaai, D., Hawaiischer Pred. 120.
Kabylen 489.
Kähler, Prof. D., Bbl. 17 ff.
Kafiristan 91.
Kahnpur, Ort 226.
Kairo, Missions-Stat. u. miss.-ärztl. Stat. 491.
Kairuan, Miss-Stat. 488.
Kaiserreise, palästinens. 585.
Kalatse, Außenstat. 230.
Kalikut, Miss.-Stat. 233.
Kaliub, Miss.-Stat. 491.
Kalkutta 90.
Kaludschian, Past. 539.
Kamahiki, Hawaiischer Pred. 120.
Kambam, Missions-Stat. 280.
Kamerun 22. 220.
Kanaan, Bschara, Pred. 586.
Kanara, Miss.-Stat. 234
Kanazawa, Stadt und Miss.-Stat. 426.
Karatschi, Miss.-Stat. 230.
Kasergod, Miss.-Stat. 234.
Katschhwa, Miss.-Stat. 227.
Kattack, Miss.-Stat. 138.
Katwa, Außenstation 134.
Kawerau, G., Prof., D. 333 ff.
Keasberry, Miss. 68.
Keith, Rev. 99.
Keller, Pastor, (Braunschweig) 499.
—, A., Pastor 593.
van der Kemp, Miss. 408.
v. Kerffenbrink-Aschendaden, Freiherr 127.

Keswick, Stadt 571.
Khama, Häuptling 400.
Khartum 492.
Khondadhora, ind. Volksstamm 281.
Kiernander, Miss. 102 f.
Kiliariwo, Stadt, Bbl. 43.
Kimberley, Stadt 25.
Kinnaird, Lord 248.
Kioto 328.
Kirk, Miss. 171.
Kirkby, Wesleyaner 75.
Kirman, Miss.-Stat. 590.
Kismayu, Miss.-Station 492.
Kitschener, Lord 486. 492.
Kiuschiu, Insel 328. 439 f.
Klammer, Miss. 475 f.
Kleinasien 537.
Kleinschmidt, Miss. 74.
Kletschke, H. 288.
Klinkert, Miss. 67 f.
Knappe, Miss.-Geschwister 127.
Knothe, Miss. 23.
Knowles, Miss. 62.
Knox, Miss. 328.
Kobe, Stadt u. Miss.-Stat. 437 f.
Közle, Christ., Past. 598.
Kohlhoff, Miss. 104.
Kohlmeister, Miss. 75.
Kolbe, Miss. 397.
Kolporteure, ägyptische 30.
—, afrikan. 24.
Konfucianismus 37 f. 215 f.
Kopten 492.
Kotapâd, Miss.-Stat. 281.
Kotschi, Miss.-Stat. 438 f.
Kozaki, Vorsitzender des Verwaltungsrates der Doschischa 111 f.
Krapf, Miss. 25. 27. 181. 408.
Krönlein, Miss. 23.
Kropf, Miss.-Superint. 23.
Kuder, C. F., Miss. 429. 481.
Küster, Miss. 126.
Kunnur, Miss.-Stat. 234.
Kurg, Miss.-Stat. 234.
Kurze, G. D., Bbl. 26 ff. 33 ff. 286. 289 ff. 343 ff.
Kuschiro, Stadt, 430.
Kyoto, Stadt u. Missions-Stat. 437 f.
Lacknau, ind. Stadt 226.
Lamaze, Bisch. 356.
Lambeykonferenzen 577.
Landis, Dr. 186. 189.
Lang, Dr., Marschall 257.
Last, Miss. 181 f.
Latuselu, Laienprediger 354.
Lavalle, Alonzo 69.
Lawes, Miss. 73.
Laws, Miss. 26.
Leach, Dr, Miss.-Arzt, u. Frau 490.
Lealatele, kathol. Miss.-Stat. 356.
Learned, D., Miss. 437.
Lees, J., Miss. 413.
Lehmann, Miss.-Geschw. 125 f.
Leitner, Peter, Miss. (u. Frau) 125.
Leon, kathol. Miss.-Stat. 356.
Lepsius, Joh., Dr., Bbl. 14 ff. 540. 593 f.
—, Prof. 449.
Leulumoenga, Miss.-Stat. 352. 356.
Lewis, Miss. 63 f.
—, Sir Samuel 400 f.
Leydekker, Miss. 67 f.
Lichtenstein, Naturforscher 455.
Liebendörfer, Dr., Miss.-Arzt 221.
Li Hung Tschang 415.
Lisko, Pred. 158.
Liukiu-Inseln (Lutschu-Inseln) 400.
Livingstone 9. 408.
Lloyd, Miss. 259.
Lobethal, Miss.-Station (Basler) 267. 272.
Löwenthal, Miss. 64.
Lohr, O., P., Miss. 206.
Lolodorf, Miss.-Stat. 266.
Long, Archidiakonus 248.
—, Miss. 420.
Longley, Erzbisch. 577.
Loomis, H., Rev. 322.
Loria, Lamberto, Dr., Naturforscher 409.
Lotosanga, Miss.-Station 356.
Ludolf, H. W., Staatsmann 101.
Lüneberg, Miss. 177.
Lufiluſi, Miss.-Stat. 355.
Lutherpet, Miss.-Kolonie 280.

Mabille, Miss. 23.
Macartney, Rev. 258.
Macbrair, Miss. 21.
Mac Cready, Miss. 426.
Macdonald, Miss. 75. 183. 348.
—, Rev. 258.
Mackey, Miss. 26. 183. 408.
—, Sembera, eingeb. Lehrer 26.
Mackenzie, Bisch. 257.
Mackintosh, Miss. 489.
Madagaskar 25.
Madan, Miss. 181.
Madras 102.
Maebaschi, Stadt und Miss.-Stat. 436.
Maigret, Bisch. 121.
Main, Duncan, Dr., Miss.-Arzt 251.
Makea, christl. Oberhäuptling 346 f.
Malabar 233.
Malietoa, Oberhäuptling 344. 347.
Malligaum, Miss.-Stat. 232.
Malua, Miss.-Seminar 351 f.
Manantsa, Stadt, Bbl. 43.
Manârgudi, Miss.-Stat. 279.
Mandalay, Aussätzigen-Asyl daselbst 122.
Mangalur, Miss.-Stat. 234.
Mangamba, Miss.-Stat. 272.
Mangari, Miss.-Stat. 227.
Mangascha v. Tigre, Ras 487.
Manikramam, Miss.-Stat. 279.
Manning, W. H., Kapitän 409.
Manono, Insel u. Miss.-Stat. 346. 353. 355 f.
Manua-Inseln 410 f.
Marat, Timotheus, Schullehrer 475.
Maratha-Land 232.

Maratowo, Dorf u. Miſſ.-Stat. 473. 475.
Marchand, Major, 485 f.
Mardin, Miſſ.-Stat. 588.
Marokko, Miſſ.-Stat. 488.
Marſchall-Inſeln 414.
Marſhall, eingeb. Geiſtl. 21.
Marſhman, Miſſ. 69.
Marſton, Miß Dr. Alice 186.
Marthasville, Städtchen 197.
Martin, Dr. 414.
—, Dr., Schulleiter 93. 168.
Martyn, H., Kaplan u. Miſſ. 28. 60.
Maskat, Miſſ.-Stat. 588.
Maſon, Miſſ. 67. 75.
Mataafa, Oberhäuptling 356.
Matautu, Miſſ.-Stat. 353.
Matetau, Oberhäuptling 345. 347 f.
Mather, Dr. 60.
Matſuje, Miſſ.-Stat. 437.
Matſuyama, Miſſ.-Stat. 438.
Matthes, Dr. 68.
Maunſell, Miſſ. 73.
Mauritius, Inſel 27.
Mayer, Leo, Miſſ. 64.
Mazagon, Miſſ.-Stat. 488.
Mc. Clure 188.
Mc. Farlane, Miſſ. 73.
Mc. Lean, Canon 107.
Medhurſt, Sinologe 68 ff.
Meiji Gakuin, presbyter. Hochſchule 326. 328.
Meinhof, C., P. 381 ff. 445 ff.
Melroſapuram, Paria-Kolonie 280.
Menelik von Schoa 484. 487 f.
Merensky, Miſſ.-Inſpekt. 77. 84.
Mertz, G. J., Miſſ. 420.
Meſopotamien 588.
Metta, Miſſ.-Stat. 422.
Middleton, Biſch. 104. 521.
Mijake, Dr., 440.
Mills, Miſſ., 348 f.
Milne, jun., Miſſ. 70.
Mina, Räubervolk 231.
Miradſch, Miſſ.-Stat. 234.
Mirbt, Karl, Prof. D. 145 ff.
Mirſapur, Miſſ.-Stat. 227.
Miſſion, ärztliche 185 f. 220 ff. 251.
—, Allianz-, ſkandinav. 435.
—, Anglikaner in den Vereinigten St. 207. 326. 328. 432.
—, Aſſameſiſche 62.
—, Aſſociation, evang. 434.
—, Ausſätzigen-, evang. 49. 58 f. 119 ff., 164 ff.
—, Ausſätzigen-, kathol. 122 ff.
—, Auswanderer- 184.
—, Baptiſten, amerikan. 67. 138. 266. 280. 363. 431 f. 434 f. 438.
—, Baptiſten, engl. 137 f. 222.
—, Baptiſten, kan. 363.
—, Ben-Oliel-, 587.
—, Brüdergemeine 64. 230. 305 ff.
—, chriſtl. 31 ff.
—, Cumberland-Presbyterianer 438.
—, Däniſch-Halleſche 62.
—, Dominikaner-, kathol. 588.
—, engliſch-halleſche 100 ff.
—, finniſche 24.
—, Frauen- 251.
—, Freimiſſionare 488.
—, Georgia-, der S. P. C. K. 105.
—, Gönd- 231 f.
—, Goßnerſche, 136 ff. 222.
—, japan. 249.
—, Keith Falkoner 588.
—, Kirche Chriſti 432.
—, —, chriſtliche Amerikas 432.
—, Kirchen-, engl. (C. M. S.) 131 f. 135. 226. 429.
—, Kols- 136.
—, Kunama- 492.
—, Kurku and Central India Hill 231.
—, Leipziger 62. 279.
—, Londoner 26. 73. 133. 227.
—, Lutheraner amerkan. 439 f.
—, Melaneſ. 74.
—, Methodiſten, biſchöfl., kanad. 431. 431. 438.
—, Methodiſt-Epiſkopale, 223 ff. 431 ff. 434. 439 f.
—, Mohammedaner- 249.
—, Mombas- 26.
—, Nord.-Afrikan. 488. 490 f.
—, öſterreich.-kathol. 492.
—, Oriſſa- 61.
—, Presbyterianer, amerikan. 67. 228. 233. 265 f. 325 f. 431 f. 437 ff. 490. 492. 583. 588. 590.
—, —, —, ſchottiſche, unierte 230 f. 435.
—, Proteſtanten, amerik., biſchöfl. 434. 437.
—, Quäker, amerikan. 425.
—, Reformierte, amerikan. 280. 432. 439.
—, —, —, (Deutſche) der Verein. Staaten 432 f.
—, rheiniſche 24. 266.
—, Romande 24.
—, Sambeſi-Induſtrial- 24.
—, Santal- der Wesleyaner 135.
—, Senana- 227. 276.
—, St. Andrews- (hochkirchl.) 434.
—, St. Hilda- (hochkirchl.) 434.
—, Südmarokko- 488.
—, Uganda- 249.
—, Unitarier 435.
—, Univerſaliſten 433. 435.
—, Univerſitäten- 26. 257.
—, Utrechter 69.
—, Welsh Calv. Method. 64.
—, Wesleyan. 258. 353 ff.
—, —, franzöſ. 488.
Miſſionsärzte 406.
Miſſionsanſtalt, Jänickeſche 157.
Miſſionsarbeit, litterar. 251.
Miſſionsbund, ſchwed. 22.

Missions-Frauen 407.
Missionsgesellschaft, Amer. 23 f. 74. 108. 278 f. 430 ff. 436 ff.
—, Ausbreitungsgesellschaft (S.P.G.) 100. 133. 434. 437.
—, „Aussätzigen-Miss." 166 f.
—, Basler 157. 221. 233 ff. 258. 267.
—, Brecklumer 363.
—, ev.-luth. v. N.-A. 365.
—, deutsche ev., in den Verein. Staaten (New-Yorker) 205.
—, Edinburger, ärztliche 584.
—, Forsterlandstiftelse, schwed. 231.
—, Freikirche, engl. 133. 135.
—, —, schott. 132 f. 232. 257. 280. 588.
—, General Council (am.-luth.-) 281.
—, Generalsynode (am.-luth.-) 281. 363.
—, Hermannsburger 281. 363.
—, Jerusalem-Verein 586.
—, Juden-, Londoner 587. 590.
—, Kirchen-, engl. (C.M.S) 241 ff. 274. 280. 364. 430. 434. 437 ff. 491 f. 512 ff. 567 ff. 586.
—, Londoner 258. 276. 350 ff. 362.
—, methodist. ev. Association 433.
—, Norddeutsche (Bremer) 364. 420.
—, Pariser evang. 257.
—, Schleswig-Holst. 281.
—, schottische 26. 257.
—, Student Volunteer Missionary Union 575.
—, Südamerikan. 76.
—, Vaterlandstiftung, schwed. 492.
—, Worlds Gospel-Union 488.
Missionskonferenz, Telugu-, allgemeine luth. 281.
Missionskonferenzen, deutsche 493 ff. 549 ff.
—, engl. 578.
Missionslehrkurse 76 ff.
Missionsschulen, ind. 93.
Missionsstatistik, kathol. 40 ff.
Missionsverein, allgem. protest. 158. 435.
Missionszeitschrift, allgem. 1 ff.
Mötupatti, Miss.-Station 279.
Moffat, Miss. 23. 24. 408.
Mogador, Miss.-Station 488.
Moldehake, Past. D. 361.
Molokai, Insel, Aussätzigen-Asyl daselbst 56 ff. 119 f.
Mondha, Miss.-Stat. 233.
Monkulle, Miss.-Station 492.
Monod, Theod. 207.
Moody, Evangelist 569. 574.
Morioka, Miss.-Stat. 432.
Morris, Mr. H. 258.
Morrison, China-Miss. 11. 69.
—, J., Dr., Miss. 165.
Moreton, Rev. 440.
Morton, Bisch. 337.
Mostagnan, Miss.-Stat. 488.
Mosul, Miss.-Stat. 588.
Mott, Mr. 576.
Moule, Handley 572.
Müller, E. H., Miss. 480 f.
—, Miss.-Geschw. (Brüdergem.) 127.
Mujan, christl. Dajakke 473.
Mundakayam, Miss.-Stat. 276.
Muramunda, Miss.-Stat. 422.
Murray, A. W., Miss. 348 f.
Musuwa, getaufter Aussätziger 170.
Mylius, Miss. 420.

Nadiya-Distrikt 134.
Nagasaki, Miss.-Stat. 328. 439 f.
Nagoya, Miss.-Stat. 436.
Naha, Miss.-Stat. 440.
Nakatoa, Miss.-Stat. 440.
Nakoda, Pred. 431.
Nara, Miss.-Stat. 438.
Narowal, Miss.-Stat. 229.
Nasr ed Din, Schah 31.
Nationalkongreß, ind. 94.
Naturreligionen 39 f.
Nauhaus, Miss. 26.
Nazareth, Missions-Stat. (Indien) 278.
Negasti Johannes II., Negus 487.
Neiafu, Miss.-Stat. 355.
Nemuro, Stadt u. Miss.-Stat. 430 f.
Nestorianer 591 f.
Neuschintoismus 320 f.
New-Brunswick 205.
Newman, Sekretär 105.
—, Geistlicher 525.
Newton, Miss. 61.
Nicolai, russ. Miss. bisch. 320. 329.
Nigata, Miss.-Stat. 432.
Nilsen-Sund, Miss., Bbl. 26 ff. 33 ff.
Nisbet, Miss. 350.
Nisima, Josef, „Apostel Japans" 108 ff. 401.
Nommensen, Miss. 68.
Nordafrika 484 ff.
Northbrook, Earl of 254.
Nott, Miss. 73.
Nottrott, Dr., Miss. 63 f.
—, Miss. 170.

Ofu, Insel 346.
Oita, Miss.-Stat. 440.
Okayama, Miss.-Stat. 437.
Okazaki, Miss.-Stat. 436.
Okuma, japan. Graf 118.
oloh Ngadju, dajack. Volksstamm 472.
olon Maanjan, dajack. Volksst. 464 ff. 531 ff.
Olosenga, Insel 346.
Olsson, Miss. 492.
Oluwole, Bisch. 107. 524.
Onesimus, bekehrter Galla 492.
Ongole, Miss.-Stat. 280. 363.
Onilahifluß, Bbl. 40.
Oran, Miss.-Stat. 488.
Orissa 138 f.

Osaka, Miss.-Stat. 328. 437 f.
Otaru, Hafen 430.
Otsu, Stadt 439.
Otto, Pastor 269.
Owen, Kaplan 104. 184.

Padmonji, Baba, mahratischer Pastor 62.
Palästina 585.
Palmaud, Miss.-Stat. 420.
Pandschâb 228.
Pango-Pango, Hafen u. Miss.-Stat. 290. 356.
Papauta, Ort 352.
Parker, Miss. 21.
Parsabhader, Miss.-Stat. 208.
Parsismus 39.
Patgara, Miss.-Stat. 231.
Pathalipam, Miss.-Stat. 138.
Paton, J. 401.
Paulus, Apostel, Bbl. 1 ff.
—, N., eingeb. ind. Pastor 422. 424 f. 481.
Peake, Miss. 176.
Peck, Miss. 75. 183.
Peel, Rev. 260.
Pellat, Dr., Edith, Miss.-Ärztin 188.
Pennfather, Geistl. 571.
Pereijur, Miss.-Stat. 279.
Persien 588 ff.
Petit, Sir Dinshaw 168.
Petrick, Miss. 138.
Phelps, Prof., Bbl. 6 f.
Phillips, Suffraganbisch 524.
Pierson, Arth. 575.
Pietismus 145 ff.
Pilkington, G., Miss. 26.
Pitzmann, Miss. 73.
Platt, Miss. 348.
Plützschau, Miss. 100 f. 150.
Pohl, E., Miss. 424. 428. 479 ff.
Pohle, Miss. 103 f.
Post, Prof. Dr. 584.
Poulsen, Miss., u. Frau 422 ff. 479.
Pratl, Miss. 73. 349. 520.
Presbyterianer, amerikan. 22.
Price, Miss. 181.
Pritchett, Miss. 63.
Pu, Miss.-Stat. 230.
Puna, Brahmanenstadt 90.
Punipuniolu, Oberhäuptling 348.
Puschkaram, ind. Fest 364.
Puttur, Miss.-Stat. 281.

Rabone, Miss. 73.
Radavid, Katechist 176.
Radcliffe, Regin. 568. 572.
Radschamandri, Missions-Stat. 363 f. 420. 481.
Radschputana 230.
Raifompotsa, madagass. Barakönig, Bbl. 35.
Raihandri, Barahäuptling, Bbl. 28.
Raipur, Stadt u. Miss.-Stat. 206.
Rama, sagenhafter, ind. König, Bbl. 49 ff.
Ramabai, Pandita 89.
Ramsay, Sir J. 165.
—, W M., Prof. 416 f.
Rangatschariar, Prof. 93.
Rankin, Miss. 181.
Rebmann, Miss. 25. 181.
v. d. Recke 105.
Redslob, Miss. 64.
Reed, Miß Marie 171.
Reeve, Bisch. 183.
Reichel, Bisch. 154.
Reinecke, Dr. 357 f.
Reischke, Max 331.
Rhenius, Miss. 364. 417.
Ribbentrop, Dr., Miss. 165.
Rice, Miss. 63.
Richter, Jul., P. 49 ff. 119 ff. 164 ff. 318 ff. 429 ff. 484 ff. 537 ff. 581 ff.
—, Paul, P. 11 ff. 59 ff. 241 ff. 512 ff. 567 ff.
Ridley, Bisch. 75. 183.
Riggs, Dr. 75.
Robb, Miss. 20.
Robben-Insel 125 f.
Robertson, Miss. (C. M.) 62.
—, Miss.-Witwe 75.
Robinson, Eduard, Dr., Bbl. 3.
Rochester, Bisch. 257.
Rohrbauch, Paul, Dr. 538.
Rosaas, Miss. 177.
Rosette, Miss.-Stat. 491.
Roß, Miss. 71.
Rott, Miss. 474.
Rouse, Dr. 61.
Royston, Bisch. 246.
Russele, Bisch. 182.
Ryder, Bisch. 517.

Sadtler, Kath., Frl., Miss.-Arbeiterin 479 f.
Safata, Miss.-Stat. 355 f.
Saifi, Miss.-Stat. 488.
Safotu, Miss.-Stat. 355 f.
Safotulafai, Miss. 356.
Saga, Miss.-Stat. 440.
Sagone, Miss.-Stat. 355.
Sakai, Vorstadt v. Osaka, Miss.-Stat. 438.
Saker, Alfred, Miss. 22.
Saleaula, Miss.-Stat. 355.
Salelolonga, Miss.-Stat. 355.
Salur, Miss.-Stat. 281. 363.
Samadsch 38.
Samoa 298 ff. 343 ff.
Samoaner 290 ff.
Samulcotta, Miss.-Stat. 420. 481.
Sandreczky, Dr. 586.
Sankey, Evangelist 569.
Sankt Peters, Stadt 335.
Santer, Miss. 133.
Santals 135.
Sandiradschpur, Missions-Stat., Miss.-Kompound 135.
Sapapalii, Missions-Stat. 347. 353.
Sapporo, Hauptstadt der Insel Hokkaido (Yezo) u. Miss.-Stat. 430 f.
Saravia, Adrian, Past. u. Prof. 335 ff.
Sartorius, Miss. 102.
Satnamis, ind. Sekte 209.
Satsuma, japan. Prinz 321.
Satthianadhan, W. T., Rev. 401.
Satupaitea, Miss.-Stat. 355.
Sauerwein, Dr., Oriental. 28.
Saunders, eingeb. Geistl. 75.

Sawaii, Insel 290. 344. 353.
Schade, Agnes, Frl., Miss.-Arbeiterin 479.
Schäffer, D., W. A., P., Miss.-Sekretär 483.
Schafter, Miss 278.
Schauffler, Miss. 278.
Schereschewsky, amerik. Bisch. 70.
Scheschadri, ind. Miss.-Kolonist 232.
Schibatsu, Missions-Stat. 431.
Schikoku, japan. Insel 438 f.
Schimonoseki, Miss.-Stat. 438.
Schindoismus 320 f.
Schirnding, Oberforstmstr. 157.
Schlegel, Miss. 21.
Schmidt, H. C., Dr., Miss. 421 ff. 480.
Schön, D. 21. 180.
Schott, W. Dr. 31 ff. 211 ff. 399 ff.
Schubert, Miss.-Geschw. 127.
Schulinstitute in Japan 434 f.
Schultze, Benj., Miss. 102. 362 f.
Schumann, Miss. 387 ff.
Schwartz, Christ., Friedr. 102 f.
v. Schwartz, Miss.-Direkt. 499.
Scott, Bisch. 186. 189.
—, Gebr., eingeb. Geistl. 169.
Selwyn, Bisch. 522 f.
—, Pastor 229. 260.
Sendai, Missions-Stat. 432 f.
„Seventh Day Adventists", Sekte 355.
Seyder, Miss. 425.
Sfax, Miss.-Stat. 490.
Shaw, Miss. 23.
Shinsekte 321.
Shintoismus 39.
Shizuoka, Stadt u. Miss.-Stat. 436.
Sibole, D., E. E., P. 483.
—, J. L., P., Miss.-Sekr. 483.
Sibree, J, Miss. 414.
Sibsagor, Hindugemeinde 138.
Sieberger, Miss. 76.
Sifru, Miss.-Stat. 488.
Silva, Felipe, Don 75.
Sinclair, indian. Pastor 75.
Singapur 69.
Singh, Nihal, Rev. 259.
Sinneiapuram, Missions-Station 279.
Siong-Patai, Wohnsitz der „olon Maanjan" 472.
Siut, Miss.-Stat. 491.
Skinner, Miss 61.
Skrefsrud, Miss. 63.
Slater, T. E., Miss. 413.
Sleigh, Miss. 73.
Slink, Miss. 131.
Smith, Dr., G. 257.
Smythe, Bisch. 181.
Soatanana, Miss.-Stat., Bbl. 27.
Society for Promoting Christian Knowledge 12.
Somerset, Lord 125.
Sonntag, Miss. 84.
Speer, Missions-Sekretär 590.
Spener 150.
van de Spiegel, Bibelübersetzer 69.
Sriperumbudur, Miss.-Stat. 279.
Staake, W. H., Rechtsanwalt, Miss.-Sekretär 483.
Staatskirche, schott. 491.
Stairs, Buchdrucker 349.
Stallbraß, Miss. 76.
Stangewald, Dr., Arzt 57.
St. Croix 305.
Steere, Bisch. 181. 257.
—, Miss. 25.
Steggall, Miss. 181.
Steinhauer, indian. Past. 75.
Sterling, Dr., Miss.-Arzt 492.
St. Jan 305.
St. Kitts 305.
St. Louis 197.
Stock, Eugen, Miss.-Sekr. 242. 512 f.
Stokes, engl. Beamter 419.
Stolze, Miss. 126.
Stronach, Miss. 70.
Strümpfel, Pastor 97 ff. 179 ff.
St. Thomas 305.
Suaheli 25.
Sudan 492.
Sudanfeldzug 485.
Sulurpetta, Miss.-Station 363.
Sundermann, Miss. 68.
— II., Miss. 464 ff. 531 ff.
Suri, Miss.-Stat. 137.
Susa, Miss.-Stat 488 f.
Suta-Ono, Häuptling, 465. 472 ff.
Sutton, Dr. 61.
—, Rev. 185.
Swan, Miss. 71.
Swenson, Charlotte, Frl., Senanaschwester 480.
Sykes, Miss. 23.
Synode, deutsche evang., v. Nordam. 193 ff.
Syrien 581 ff.

Tabris, Miss.-Stat. 590.
Tadepilligudiem, Miss.-Stat. 481.
Tadodsu, Miss-Stat. 438.
Takomodsu, Miss.-Station 438.
Tait, Erzbisch. 184. 567 f.
Takatsuki, Miss.-Stat. 438.
Talcott, Eliza, Miß 408.
Tallapudi, Miss.-Station 429.
Talleen, H., P., Miss.-Superint. 483.
Tamafainga, Samoapriester 292.
Tamalelangi, Samoaner 345.
Tameanlajang Missions-Station 475. 476.
Tanabe (Senabe), Miss.-Stat. 438.
Tangaloa, Häuptling 347.
Tanger, Miss.-Stat. 488 f.
Tanosi, madagass. Volksstamm, Bbl. 44.
Tanta, miss.-ärztl. Stat. 491.
Taoismus 39.
Tarn, Mr. 13.

Tau, Insel 346.
Taylor, John, Lehrer 126.
—, Miss. 181.
Teava, Lehrer 346 ff.
Teheran, Miss.-Stat. 588.
Telang, Miss.-Ort. 478.
Tellnan, J., P., Miss.-Superint. 480.
Telugu-Gebiet 280 ff. 362 f.
Temple, Sir Richard 415.
Templer 585.
Terrel, Miss. 167.
Testevuide, Pater 123.
Tetuan, Miss.-Stat. 488.
Thoburn, Bisch. 224 f.
Thompson, Rev. 258.
Thornton, Douglas, Miss. 492.
Tietze, Miss.-Geschw. 125.
Tinnevelli 277. 364.
Tirupangur, Miss.-Stat. 279.
Tiruwallur, Miss.-Stat. 279.
Tisdall, Miss. 590.
Tlemsen, Miss.-Stat. 488.
Tobago 305.
Todgarh, Miss.-Stat. 231.
Tohoku, der Nordosten Japans 432.
Tokunaga, japan. P. 440.
Tokuschima, Miss.-Stat. 438.
Tokyo, Hauptstadt von Japan u. Miss.-Stat. 328. 433.
Tomeoka, K., Pred. 431.
Tottori, Miss.-Stat. 437.
Toyohaschi, Miss.-Stat. 436.
Trabert, G. H., Rev. 483.
Travankor 274 ff.
Triebner, Pastor 105.
Trinidad 305.
Tripoli, Miss.-Stat. 488.
Tromp, Miss. 477. 532 f.
Tschamars, Bewohner v. Tschattisphar 209.
Tschandkuri, Miss.-Stat. 208.
Tschattisphar, Teil Indiens 209.
Tschini, Außenstation 230.
Tschittagong, Stadt 91.
Tschombala, Miss.-Stat. 233.
Tschosei, Miss.-Stat. 438.
Tschung Lin, christlicher Chinese 401.
Tsu, Miss.-Stat. 438.
Tsuraga, Stadt u. Miss.-Stat. 435.
Tuamasanga, Miss.-Stat. 355.
Tuasiva, Miss.-Stat. 353.
Tunis, Miss.-Stat. 488.
—, Regentschaft 488. 490.
Turner, Dr., Miss. 73. 350 f. 353.
Tutuila, Samoa-Insel 290. 346. 349.
van der Tuuk, Bibelübersetzer 16, 68.

Ueda, Stadt- u. Miss.-Stat. 436.
Uffmann, Miss. 171.
Uganda 26. 414.
Ukrul, Miss.-Stat. 138.
Ullah, Ihsan, Rev. 230.
Ullmann, Miss. 169.
Unangst, E., Miss. 421.
Upolu, Samoa-Insel 290. 347 ff. 353.
Urmia, Miss.-Stat. 590.
v. Usler, Landrat 264.
Utakamand, Miss.-Stat. 234.
Uwadjima, Miss.-Station 438.

Vaea, kathol. Miss.-Stat. 356.
Vakkam, Miss.-Stat. 277.
Valentijn, Franz, Miss. 67.
Valett, L. M., cand. theol., Miss. 364. 420.
Vangaindrano, madagass. Hafenstädtchen, Bbl. 48.
Verbeck, Guido, Dr. 70. 328. 408. 440.
Verbreitung christl. Erkenntnis, die Gesellsch. zur 97 ff. 179 ff.
Verein, deutscher, für ärztliche Miss. 220 ff.
Vieter, Präfekt 272 f.
Vigroux, Peter 123.
Vorderasien 537. 581.
Voskamp, Miss. 84.
Wade, Miss. 62.
Waggett, Rev., Miss 188.
Wagner, Herm., Geograph 164.
Wakayama, Miss.-Stat. 438.
Wakefield 181
Wakkenai, Miss.-Station 431.
Waldmeier, Theophil, Quäker 584.
Walter, Miss. 84.
Wang, chines. Evangelist 401.
Wardlaw, Miss. 63.
Warneck, D. G., Prof. 1 ff. 40 ff. 80 f. 96 190. 192. 222. 288. 333. 376. 444. 495 f. 560. 601.
Watson, Major 182.
Webb-Peplon, Mr 260. 572.
Wedemann, Miss. 126.
Wehinger, Peter 122.
Weigl, Miss. 63.
Weiskotten, F. W., P. 483.
Weitbrecht, Dr. 60 f.
—, Miss. 251.
Weiz, Miss. 75.
Wendland, Miss.-Insp. 77.
Wenger, Dr., Miss. 61 f.
Wesley 100.
Wesleyaner 24.
Westindien 305 ff.
Westlind, Miss. 22.
Whately, Frl. 491.
Whipple, Bisch. 246. 255. 257.
Whitefield 100.
Wigram, Miss.-Sekretär 574.
Wilder, jun. 575.
—, Miss. 23. 575.
William, H., eingeb. Katechist u. Prediger 425.
Williams, Bisch. 437.
—, John 73. 344 ff.
—, John, Pastor u. Arzt (eingeb.) 401.
—, Will., Miss. 73.
Williamson, Dr. 75.
Wilson, C. T., Rev. 249.
—, Daniel, Bisch. 521.
—, Miss. 348.

Wilson, M., Miss., (Wesleyaner) 353.
Winter, Frau 185.
Wisakhapatnam, Missions-Stat. 363.
Wischan, F., P. 483.
Wolters, Miss. 586.
Wood, Miss. 181.
Wordsworth, Kanonikus, Bbl. 2. 5.
Wray, Miss. 181.
Würtz, Miss. 27.
Würz, Miss.-Sekretär 257.
Yamaguschi, Miss.-Stat. 437 f.
Yates, Dr. 60 f.
Yokohama 433.
Yoloi, Tokiwo, japan. Gelehrter 112 ff. 409.
Yonau, Max, Bisch. 591 f.
Yonapo, Miss.-Stat. 437.
Yoshikawa, Pastor 325.
Younghusband, Kapitän 409.
Youngman, Miß 175.
Zahnpur, Miss.-Stat. 136.
Zazega, Miss.-Stat. 492.
Zeller, J., Miss. 586.
Zerweck, Dr., Pastor 593.
Ziegenbalg, Miss. 11. 62. 100 ff. 150.
Ziegenhagen, Hofprediger. 102.
Zimmermann, Miss. 20.
Zinzendorf, Graf 151 ff.
Zöller, Hugo 262.
Zwemer, Peter, Miss. 588.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1899.

Die Elemente der überzeugenden Kraft in der Pauliniſchen Areopagrede zu Athen.[1])

Um ein richtiges Urteil darüber zu gewinnen, worin die Überzeugungsmacht der Areopagrede Pauli liegt, müſſen wir zuerſt drei Punkte ins Auge faſſen: den Zweck, welchen Paulus bei ſeiner Rede verfolgte; den Charakter ſeiner Zuhörer; die Umgebung, in welcher er ſprach. Jede Meiſter-Rede muß dieſe drei Punkte berückſichtigen.

Pauli Zweck war, das Weſen und die Natur des Einen wahren Gottes und ſeine Beziehungen zu den Menſchen ſo darzulegen, daß ſeine Zuhörer zur Erkenntnis der Sünde des Götzendienſtes, zur Reue darüber und zum Glauben an Jeſum Chriſtum gebracht würden.

Die Zuhörer des Paulus waren dieſelben Leute, mit welchen er eben, ehe er auf den Areopag ging, auf dem Forum disputiert hatte. Sie waren Athener. Mehrere von ihnen waren Philoſophen. Teils waren ſie Epikuräer, teils Stoiker, alſo gehörten ſie zu den praktiſchen Philoſophen der damaligen Zeit. Ihre Lehren ſtanden in unheilbarem Konflikt mit den Lehren des Chriſtentums. Die Epikuräer widerſtanden den Forderungen des Evangeliums, da ſie ſich der Sinnlichkeit ergaben; die Stoiker waren ebenſo Gegner des Evangeliums, ihre Selbſtgenugſamkeit, ihr Stolz auf ihren Intellekt und auf ihre moraliſche Gerechtigkeit war der Grund ihrer feindſeligen Haltung. Viele Zuhörer, obgleich ſie keine Philoſophen waren, gehörten doch den gebildeten Klaſſen an; ſie waren ohne Zweifel ſtolz auf ihre Bildung, ihren feinen äſthetiſchen Geſchmack und auf die vielen Kunſtwerke, die geeignet waren, ihn zu befriedigen. Auch gewöhnliche Leute, wie ſie ſich in allen Volkscentren

[1]) Elements of persuasion in Pauls Adress on Mars' Hill at Athens Von Prof. English in The American Journal of Theologie. Jan. 1898.

Streng genommen gehörte dieſer Aufſatz in eine homiletiſche Zeitſchrift. Da es aber die klaſſiſche Miſſionspredigt iſt, die er beſpricht, ſo wollte ich ihm die Aufnahme in einem Miſſionsorgan nicht verſagen und gebe ihm wenigſtens im Beiblatt einen Platz. Ich hoffe, beſonders Paſtoren und Miſſionare werden ihn mit Freude und Nutzen leſen. D. H.

finden, waren unter den Hörern. Jedenfalls muß die Überzahl der Versammelten Götzendiener gewesen sein. Das Charakteristische aber aller Zuhörer war intellektuelle Neuigkeitssucht und sittliche Frivolität. Wenn wir uns in das Studium der Rede Pauli vertiefen, werden wir inne werden, wie bewundernswürdig sie für die bezeichneten Menschenklassen berechnet war.

Paulus sprach auf dem Areopag, von allen Orten in ganz Athen demjenigen, welcher am meisten geeignet war, die Zuhörer wenigstens zu einem zeitweiligen Ernste zu ernüchtern. Hier hielten die Athener ihre feierlichen Gerichtssitzungen ab; die politischen Versammlungen wurden auf dem daneben liegenden Hügel, der Pnyx, abgehalten. Die Spitze des Areopages erreichte man, wenn man die Agora verließ und die 16 Stufen, welche an der Südostseite des Hügels in den Felsen gehauen waren, hinaufstieg. Wahrscheinlich saßen die Philosophen auf der den Blick nach Süden gewährenden bei den Gerichtssitzungen für die Richter des Areopages reservierten Bank. Die übrige Zuhörerschaft nahm die steinernen Stufen und die Plattform darüber ein. Paulus stand, den Blick nach Osten gewendet. Zu seiner Rechten, am Rande des Areopages stand der Tempel des Ares, nach welchem der Hügel genannt wurde. Jenseits des Arestempels dehnte sich die Agora aus, ihr anderes Ende bildete die Pnyx. Zu seiner Linken, auch am Rande des Hügels, befand sich der Tempel der Eumeniden und hinter diesem nach Norden der Theseustempel. Vor Paulus lag die Akropolis mit ihrem herrlichen Eingangsthor, den Propyläen, rechts von diesen war der Tempel der Nike; dahinter, die Akropolis krönend, das Parthenon; links davon erhob sich die Kolossalstatue der Pallas Athene, mit Speer, Helm und Schild bewaffnet, der Schutzgöttin Athens. Ringsum waren zahlreiche kleinere Tempel und ein Wald von Götterbildern. Das war die Umgebung, in welcher Paulus seine unvergleichliche Rede hielt.

„Sie war", wie Kanonikus Wordsworth sagt, „in völliger Harmonie mit dem Orte, von wo aus er zu seinen Hörern sprach. Nichts konnte eine großartigere und wenn wir so sagen dürfen eine malerischere und dramatischere Illustration für seinen Gegenstand abgeben als die Objekte, von welchen er umgeben war. So malten Natur und Wirklichkeit zu der Zeit und an Ort und Stelle einen weitaus edleren Karton zu St. Pauli Predigt in Athen als es nachher der unsterbliche Raphael gekonnt hat." Dr. Hackett schildert den Eindruck, welchen diese Umgebung auf ihn gemacht hat, so: „Der Schreiber wird nie die erschütternde Bewegung

vergessen, welche sein Gemüt erfaßte, als er auf jenem ‚denkwürdigen' Felsen diese Rede las und rezitierte." Und Dr. Eduard Robinson schreibt unter dem Eindruck, den der Anblick dieser Scenerie ihm machte: „So meisterhaft die Rede ist, wenn wir sie unter gewöhnlichen Umständen lesen, so kann man doch die volle Kraft, Energie und Kühnheit der Sprache des Apostels erst dann recht fühlen, wenn man einmal an derselben Stelle gestanden hat." Darum werden wir, wenn wir mit wirklichem Nutzen die Elemente der überzeugenden Kraft in der Ansprache studieren wollen, fortwährend der Hilfe der Phantasie bedürfen, damit sie uns Zuhörer und Umgebung lebendig vor Augen stelle.

Paulus an sich selbst war auf dem Areshügel schon eine Überzeugungsmacht.

Der Hauptwert von Philipp Brooks vortrefflichen „Yale Lectures' besteht vielleicht darin, daß er für wirksames Predigen allen Nachdruck auf die Persönlichkeit des Predigers legt, eine Wahrheit, welche für seine eigene Predigt durchaus zutreffend und wohl das Geheimnis ihrer bezaubernden Macht und ihres seltenen Einflusses ist. „Wahrheit durch die Persönlichkeit," sagt er, „ist unsere Charakteristik der erfolgreichen Predigt. Die Wahrheit muß durch die ganze Person des Predigers an uns herantreten, nicht nur durch seinen Mund, nicht nur durch seinen Verstand, nicht nur durch seine Feder. Sie muß gleichsam über uns kommen durch seinen ganzen Charakter, durch sein Gemüt, durch sein ganzes intellektuelles und moralisches Sein und Wesen." Die Analyse der Quellen alles wirkungsvollen Redens zeigt uns stets das Vorherrschen des persönlichen Elementes bei dem Redner. Jedoch, wenn wir einen bestimmten Redner studieren, um zu ergründen, in welchen Eigenschaften die überzeugende Kraft seiner Predigt liegt, wie zart, wie verwirrend ist unsere Aufgabe! Der Grund davon liegt in dem Geheimnisvollen der menschlichen Persönlichkeit. Vergleichsweise leicht ist es, durch ein analytisches Verfahren die Hauptcharakterzüge großer Redner aufzufinden. Aber ungemein schwierig ist es, diese Charakterzüge, welche vielleicht eine Anzahl bedeutender Redner gemeinsam besitzen, durch das entgegengesetzte synthetische Verfahren wieder zu vereinen, und klar zu legen, warum sie bei dem einen so viel wirksamer sind als bei dem andern. Doppelt schwierig ist es aber bei einem Manne von so reicher Persönlichkeit wie Paulus, die Quellen der gewaltigen Wirkung seiner Beredtsamkeit aufzufinden; aber einige derselben können wir doch entdecken, wenn wir darauf acht haben, wie er auf dem Areshügel sprach.

In die Augen springend sind folgende: seine tief gegründete monotheistische Überzeugung, welche er der Thatsache verdankte, daß er ein Jude war; sein christlicher Glaube und seine Liebe, der eigentliche Kern seines innersten Wesens; die Gewißheit seines apostolischen Berufs; seine durch und durch erregte Sensibilität, die Folge der eben auf dem Markte gehaltenen Diskussionen; und mit ihr vereint seine völlige Selbstbeherrschung. Beide in ihrer Vereinigung gaben den Zuhörern den Eindruck einer in Schranken gehaltenen Übermacht und dies ist ein Haupterfordernis einer wirksamen Rede. Alle diese Eigenschaften wurden durch seine großartige Persönlichkeit noch erhöht und diese ganz und gar von dem die Ansprache beherrschenden Zweck getragen, der in sich so edel und für seine Zuhörer so wunderbar passend war. Wenn nun alle diese rednerischen Gaben und Kräfte harmonisch und potent zusammen wirkten: was für eine intensive Macht müssen sie den Worten des Paulus verliehen nnd mit welchem fast unwiderstehlichem Zauber muß er seine Hörer gefesselt haben, so weit überhaupt ihre Frivolität durch seine gewaltige Beredsamkeit zu überwinden war.

Wenden wir uns nun zu der Rede selbst, so finden wir ihre überzeugenden Eigenschaften besonders in drei Punkten: in der Materie selbst, in der Art, wie Paulus diese behandelt, und wie er seine Zuhörer behandelt.

Es ist zuweilen behauptet worden, daß dem Paulus bei seiner Rede in Athen seine gewöhnliche Weisheit gefehlt habe. Man hat dies aus seinem Bericht an die Korinther gefolgert: „Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten“ (1. Kor. 2, 2), als ob er der Meinung sei, in dem Charakter des Inhalts seiner Rede in Athen einen Fehler gemacht zu haben; als ob er einmal, aber nie wieder, den Versuch gemacht hätte, ein intellektuell und philosophisch gebildetes Auditorium durch Anwendung ihrer eignen Methode zu überzeugen, daß es ihm aber mißlungen sei und er sich nun zu dem einen Thema wende „Christum den Gekreuzten“ zu verkündigen und daß er nun für immer dabei bleiben wolle. Nichts konnte weiter vom Ziel treffen als diese Annahme. Hat der Apostel jemals hervorragende Weisheit bewiesen, den Inhalt seiner Predigt dem Charakter seiner Zuhörer gemäß zu gestalten, so ist das in Athen augenfälligst geschehen. Es ist einfach unerfindbar, mit welcher andern Materie er die Aufmerksamkeit seiner flatterhaften Zuhörer gewinnen, fesseln und

einen, wenn auch geringen, so doch bleibenden Eindruck auf ihre seichte Naturart hätte machen können. Wenn sein Ausspruch über sich selbst und seine apostolische Amtsführung irgend wo und irgend wann wahr war, so war er in Athen unbestreitbar wahr: „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jederman allerlei geworden, auf daß ich allenthalben je etliche selig mache.“ 1. Kor. 9, 20. 22.

Man hat auch auf Grund der Erfolglosigkeit seiner Rede auf dem Areshügel behauptet, daß Paulus sich sowohl in der Wahl seiner Materie als auch in der Methode ihrer Darstellung geirrt habe. War diese Ansprache wirklich erfolglos? „Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig; unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rat, und ein Weib mit Namen Damaris, und andere mit ihnen.“ Akt. 17, 34. Wenn man die athenischen Konvertiten des Paulus nicht nur zählt, sondern wägt, so wird man sehen, daß sein Erfolg nicht unbedeutend gewesen ist. Würde man es nicht einen außerordentlichen Erfolg nennen, wenn es einem christlichen Prediger der Jetztzeit gelänge, durch eine einzige Predigt an deren Beendigung er sogar durch seine Zuhörer behindert wurde, den Richter eines hohen Gerichtshofes und mehrere andere Leute zum Glauben an Christum zu bekehren? Zulange hat man ohne böse Absicht den Einfluß der Rede des Paulus auf dem Areopag verkleinert, ja sogar falsch dargestellt. Kanonikus Wordsworth sagt die Wahrheit, wenn er so urteilt: „Pauli Rede in Athen ist sowohl in dem, was er ausspricht, als in dem, was er verschweigt, vorbildlich für alle Predigten, welche die christlichen Missionare der heidnischen Welt zu halten haben.“ Dem Schreiber dieses Aufsatzes hat einer unserer geschicktesten und erfolgreichsten Missionare versichert, daß er seine eingebornen Gehilfen ermahne, bei ihren ersten Ansprachen an ihre heidnischen Hörer den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Rede zu machen; denn man habe es oft erprobt, daß sie außerordentlich geeignet sei, die Aufmerksamkeit zu erwecken und so dem Evangelium Eingang zu verschaffen.

Eine Analyse des Inhalts der Rede zeigt, daß sie sich fast gänzlich in dem Kreise bewegt, den wir natürliche Theologie nennen — die einzige Theologie, welche dem Geiste, Herzen und Gewissen der Zuhörer des Paulus nahe lag. Fast die ganze Rede bewegt sich zwischen Theologie und Anthropologie (v. 22—29). Der Schluß erst geht von dem Felde der natürlichen Theologie zu dem der Christologie über. Das Wesen des

Einen wahren Gottes und sein Verhältnis zu dem Menschengeschlecht wie man es aus dem materiellen Universum und der Menschennatur erkennen kann, ist der stete Refrain in dem, was Paulus sagt. Und wenn wir sehen, wie viele Wahrheiten in Bezug auf die Gottheit er offenbar oder verdeckt aus diesen beiden Quellen ableitet, so sind wir erstaunt über die Menge von überzeugendem Material, welches er seinen Hörern vorlegt. Die von ihm entwickelten Wahrheiten sind: Gottes Einzigheit, Persönlichkeit, Geistigkeit, Unabhängigkeit, Selbstgenugsamkeit, Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwart, Güte, Gerechtigkeit, Vorsehung, Immanenz und Transcendenz. Abgesehen von Pauli geschickter Handhabung dieser Materien besteht ja ein durchgreifender Kontrast zwischen ihnen und den äußeren Tempeln, den Götzenbildern, den Ansichten und dem Leben der Athener. Dieser Kontrast muß sich denen, welche ihm zuhörten, aufgedrängt haben, als er ihnen diese Wahrheiten mit der Kraft seiner tiefen Überzeugtheit, an ihre Wahrhaftigkeit appellierend, in seiner erregten und doch maßvollen Sensibilität darlegte.

Wenn nun auch den Materien an sich überzeugende Elemente inne wohnten, wie sehr wurden diese durch die meisterhafte **Behandlung** des Paulus vermehrt!

Der durchaus logische Bau der Rede war den gebildeten Hörern genau angepaßt und muß auf Gewinnen und Fesseln der Aufmerksamkeit wesentlichen Einfluß gehabt und Überzeugung gewirkt haben. In Bezug auf Methode ist sie die vollendetste von allen uns erhaltenen Reden Pauli und was die allgemeinen grundlegenden Prinzipien betrifft, so ist sie das vollendetste, was je aus seinem Munde kam. Sie hat die vier Hauptteile einer wohlgeordneten öffentlichen Rede: Die Introduktion (v. 20—23), das Thema (v. 23), die Entwickelung (v. 24—28), den Schluß (v. 29—31), welcher in die beiden Teile, die Folgerung (v. 29) und die Anwendung (v. 20—31) sich gliedert.

Im Stil zeigen sich uns einige charakteristische Züge und gerade in ihnen liegt die überredende Eigentümlichkeit der Ansprache. Nach dem Bericht des Lukas treten folgende Züge besonders hervor. Erstens: Die **Kohärenz** — die Teile der Rede, die einzelnen Sätze und die Worte werden mit dem festen Griff logischer Folgerichtigkeit zusammengehalten. Zweitens: Die **Gedrungenheit** — Paulus drückt seine Gedanken mit Knappheit und Gedrängtheit aus, aber dadurch werden sie nicht im gewöhnlichen rhetorischen Sinne schwer, sondern „gewichtig und packend". „Diese beiden Eigenschaften vereint sind," wie Professor Phelps sagt,

„immer Macht; sie sind der unwiderstehlichen Kraft einer Kanonenkugel gleich.“ Drittens: Die Angemessenheit — jedes Wort geht straks auf das Ziel los und ist geflügelt mit der nie irrenden Zuversicht und dem festen Vorsatz des Redners, dieses sein Ziel auch zu erreichen. Endlich — Klarheit, Energie, Eleganz, Einfachheit, Kühnheit kennzeichnen die Rede; alles Eigenschaften, welche für die Wirksamkeit wesentliche Erfordernisse sind.

Ein Charakteristikum der Beredtsamkeit des Paulus bei der Entwickelung seines Themas ist so hervorragend, so wesentlich, so eindrucksvoll und so überzeugend, daß wir es beim Studium seiner Rede besonders beachten und länger dabei verweilen müssen. Es ist das Prinzip der Antithese. Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß in dem Charakter der behandelten Materien sich wenigstens ein latenter Gegensatz findet, der kaum ohne Eindruck auf die Zuhörer geblieben sein kann. Aber wenn wir die Taktik beachten, mit welcher Paulus seine Materien ins Feld führt, wie er bei jeder Wendung die Wahrheit der Gottheit dem Irrtum des Götzendienstes gegenüber stellt, so bekommen wir einen tiefen Eindruck von seiner genialen rednerischen Vollkommenheit. Dies Element der Antithese ist, genau betrachtet, das herrschende in allen Reden, welche uns die Apostelgeschichte von Petrus und von Paulus berichtet. Ein deutliches Beispiel bietet uns die Rede des Petrus im Tempel, die wir Akt. 3 lesen, besonders v. 13—15. Dasselbe finden wir in jedem Teile der Rede Pauli auf den Areopag. Schon der Anfang kennzeichnet sich so, aber noch augenfälliger tritt es uns natürlich bei der Entfaltung seiner Argumente entgegen. Eine Paraphrase seiner Beweisführung wird uns die Antithese, welche seine Ansprache beherrscht, in das hellste Licht setzen. Dabei wird es uns eine Hilfe sein, wenn wir nicht vergessen, was die Hauptabsicht Pauli war, als er zu seinen athenischen Hörern sprach. Im Verlauf seiner Auseinandersetzung giebt er uns vier charakteristische Kennzeichen des Götzendienstes an und dies thut er stets, indem er den wahren Gott dem Götzendienst gegenüberstellt. Er zeigt uns die Überflüssigkeit des Götzendienstes (v. 24. 25), seine Falschheit (v. 26), seine Unvernunft (v. 29), seine Sündhaftigkeit (v. 30). So fordert er auf vierfache Weise die Götzenbilder, die Tempel und den Gottesdienst der Athener vor Gericht. Es ist zum Verwundern, daß sie den Apostel so lange anhörten und gewiß ein mächtiges Zeugnis für seine überwältigende Beredtsamkeit.

Der erste Teil der Entwickelung seines Themas beschäftigt sich mit

der Theologie im engern Sinne. Das antithetische Element richtet sich sowohl gegen die Götzenanbeter als auch gegen die beiden im Auditorium vertretenen philosophischen Schulen. Bei seinem Angriff gegen die Überflüssigkeit des Götzendienstes würden beide, die Epikuräer und die Stoiker, mit dem Apostel Hand in Hand gegangen sein, denn sie glaubten nicht wirklich an die Götter. Aber den unvermeidlich aus seinen Prämissen resultierenden Schlußfolgerungen, die direkt gegen ihre Ansichten gingen, konnten sie nicht beifallen.

Der Gott, der die Welt und alle Dinge, welche sind, schuf und der, weil er der Schöpfer ist, auch Himmel und Erde beherrscht, kann nicht umschlossen werden von den auf der Akropolis und in der Stadt liegenden Heiligtümern von Menschenhänden gemacht. Ein solches Wesen muß allgegenwärtig sein. Ein Götze kann für ihn nur ein Nichts sein. Außerdem schließen die Thätigkeiten des einen und wahren Gottes, der aus sich selbst „Leben und Odem und alle Dinge" Allen überall giebt und erhält, die Möglichkeit aus, daß ihm mit den Gaben und Opfern, welche zu den Altären der Götzen gebracht werden, gedient werden könnte, als ob er ihrer bedürfe, um seine Vollkommenheiten vollkommener zu machen. Ein solches Wesen ist sich selbst genügend und unabhängig von seinen Geschöpfen. Folglich ist der Dienst der Götzen überflüssig (v. 24, 25). Noch mehr, diese Lehre von Gott als einen allmächtigen und allwissenden Schöpfer fegt die Meinung der hier anwesenden Epikuräer weg, welche in ihren grundlosen Spekulationen behaupten, das materielle Universum sei das Erzeugnis des zufälligen Zusammenflusses blinder Atome. Ferner kann die Lehre von der Vorsehung, welche in der Lehre von der universellen Herrschaft des allmächtigen, allwissenden und allgenugsamen Gottes enthalten ist, sich weder mit der epikuräischen Lehre von der göttlichen Indifferenz noch mit der stoischen Lehre vom Fatum vertragen.

Der zweite Teil der Entwickelung des Themas ist anthropologisch (v. 26—28). Hier zielt Paulus mit seinen Antithesen hauptsächlich auf folgende Punkte. Die Falschheit des Götzendienstes (v. 26), der Nationalstolz der Athener (v. 26), Gottes ethische Ziele und sein providentielles Verhalten gegen die Völker (v. 27), ihr verfinstertes Dasein trotz der göttlichen Absichten, trotz seiner Immanenz und trotz der Gottähnlichkeit des Menschen (v. 27, 28).

Der Götzendienst ist falsch. Die Falschheit der Anbetung der Natur wie sie im Polytheismus erscheint, wird schon durch die Thatsache der Einheit des Menschengeschlechts offenbar, welche Thatsache sich auf die

Einzigkeit des wahren Gottes gründet, der der einige Schöpfer der verschiedenen Völker auf dem ganzen Erdboden ist. Noch mehr, der Nationalstolz der Athener, welche meinen, daß ihr Ursprung einzigartig sei und welche auf ihre Superiorität über die übrige Menschheit so stolz sind, wird niedergeworfen auf Grund ihrer wie aller Völker auf der ganzen Welt absoluten Abhängigkeit von Gott als dem allgemeinen Schöpfer und Erhalter der Menschen, der ihnen den Ort anweist, wo sie wohnen sollen, der ihnen auch die Zeit bestimmt, bis zu welcher sie als Volk bestehen sollen. Diese Abhängigkeit von Gott sollte sie dahin führen, von ihrem falschen Götterdienst abzulassen und in ihnen ehrfürchtige und gehorsame Beachtung für die Offenbarung seines heiligen Willens zu erwecken (v. 26). Bei seiner Schöpfung war es Gottes ethischer Zweck und sein weisheitsvolles Wohlwollen für alle Völker der Erde, daß sie ihn suchen und ihm dienen sollten. Alle Dinge sind geschaffen zur Verherrlichung seines Willens, daß er sei alles in allem. Gott ist der Schöpfer, der Regierer und das Ziel der Weltgeschichte; von Gott, durch Gott, zu Gott! Das war sein Plan. Aber die Menschen sind davon abgewichen. Und die Folge davon ist, daß die Heidenvölker in Finsternis wandeln; obgleich Gott ihnen nahe ist und seine Immanenz auch den Heiden noch bekannt wird, wie es einer ihrer Dichter in dem Worte bekundet: „Wir sind seines Geschlechtes". Diese Erkenntnis ihrer Abhängigkeit von Gott hätte sie dahin führen sollen, ihn seinem Wesen nach zu erkennen und sie vor der Falschheit und der Sünde des Götzendienstes zu bewahren (v. 27, 28).

Wenn wir nun vom Hauptinhalt der Rede zu ihrem Schluß übergehen, finden wir, daß Paulus in seinem ersten Teile, der Folgerung, seinen Angriff auf den Götzendienst mit derselben Waffe, der Antithese, fortsetzt, welche er bei seiner Hauptbeweisführung so geschickt gehandhabt hat.

Der Götzendienst ist nicht nur überflüssig, er ist nicht nur falsch, er ist auch *unvernünftig*. Seine Absurdität zeigt sich schon deutlich durch das Wort eines ihrer Dichter, daß die Menschen göttlichen Geschlechts seien. Wenn die Menschen sich so ihrer Verwandtschaft mit Gott bewußt sind, ist es doch die größte Unvernunft, die Gottheit in Materien, wie Gold, Silber und Stein, die dem Menschen doch völlig heterogen sind, nachbilden zu wollen. Wenn die Menschen lebendige, geistbegabte Wesen sind, so tragen sie doch das Zeugnis in sich, daß die Gottheit, aus welcher sie entsprungen, Geist sein oder doch besitzen muß. Und

dieſen können tote materielle Götterbilder nie beſitzen. Sie verneinen durch ihr Verſinken in den Götzendienſt das ausgeſprochene Bewußtſein ihres göttlichen Urſprunges. Es iſt eine auffällige und ſeltſame Entweihung ihrer Abhängigkeit von der Gottheit, daß ſie wähnen konnten, die Werke ihrer Hände und ihrer Kunſt aus Metall und Stein beſäßen göttliche Eigenſchaften. Kann man intelligenten Menſchen eine größere und demütigendere Unvernunft zum Vorwurf machen, als dieſe?

Im letzten Teil des Schluſſes (v. 30, 31), dem *chriſtologiſchen* Teil der ganzen Rede — welcher die Anwendung der Hauptargumente und der Folgerung im erſten Teile des Schluſſes enthält, — greift Paulus den Götzendienſt wiederum mit der Waffe der Antitheſe an.

Der Götzendienſt iſt nicht nur überflüſſig, nicht nur falſch, nicht nur unvernünftig, er iſt auch *ſündlich*. Gerade ſeine Unvernunft vermehrt ſeine Gottloſigkeit und legt den Menſchen die moraliſche Pflicht auf, dieſe Gottloſigkeit zu bereuen. Dieſe Pflicht iſt jetzt unendlich vertieft dadurch, daß Gott in ſeiner Langmut die vergangenen Zeiten der Unwiſſenheit überſah und nun allen Menſchen an allen Orten gebietet zu bereuen. Und dies thut er, weil ſie ſich einem zukünftigen gerechten Gericht nicht entziehen können, welches Gott beſtimmt hat und welches von einem von Gott dazu erwählten Stellvertreter gehalten werden wird, nachdem Gott jedermann den Glauben an ihn angeboten hat, indem er ihn, den Richter, von den Toten auferweckte. So iſt nun durch all dieſes die Sündlichkeit des Götzendienſtes klärlich bezeugt und die, welche ſich weigern, ihn aufzugeben, ſind vor Gott ſchuldig und werden von ihm ein gerechtes und ſtrenges Urteil empfangen.

Nachdem wir ſo die Elemente der überzeugenden Beredſamkeit in Pauli Behandlung ſeiner *Materien* betrachtet haben, richten wir unſere Aufmerkſamkeit auf die, welche ſich uns in der Behandlung ſeiner *Hörer* zeigen. Um ſeine Geſchicklichkeit dabei recht zu ſchätzen, wollen wir zweierlei beachten, was uns klar macht, wie ſehr er bei Beginn ſeiner Rede ſeinen Zuhörern gegenüber im Nachteil war. Erſtens: die innere Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, wenn wir das ihn beherrſchende Ziel ins Auge faſſen. Sein Ziel war, ſeinen Hörern die Thorheit und die Sünde des Götzendienſtes ſo zu zeichnen, daß er dieſelben nicht nur nicht beleidigte, ſondern ſie vielmehr und vor allem dahin brächte, den Götzendienſt als gottlos aufzugeben und zu ihrer Errettung an Jeſum Chriſtum zu glauben.

Zweitens: Die große Schwierigkeit, ſeinen Hörern eine ſolche Sache mit ſolcher Abſicht in ihrer augenblicklichen Erregung darzulegen. Ihr

Intellekt und ihre Erregbarkeit standen ihm feindlich entgegen. Er durfte nicht vergessen, daß seine Hörer eben von der Agora kamen, wo er ihren Antagonismus aufs höchste gereizt hatte, indem er ihren Stolz und ihre Vorurteile durchkreuzte, da er immer wieder von Jesus und seiner Auferstehung zeugte. So waren Paulus und seine Hörer sozusagen durch eine tiefe Kluft von einander getrennt, als er aufstand, um zu ihnen zu reden. Seine erste und Hauptaufgabe war jetzt, den Abgrund zu überbrücken. Sicherlich war es eine schwere Aufgabe, die er auf dem Areshügel lösen sollte. Sein vollkommener Takt bei ihrer Lösung zeigt ihn uns als einen Mann von seltenem homiletischen Instinkt.

Der erste Schritt des Paulus, um für sich und seine Hörer einen gemeinsamen festen Boden zu gewinnen, bestand in der Ordnung, wie er sich an die verschiedenen Seiten ihrer Natur wandte, und zwar zuerst an ihre Sensibilität, zweitens, an ihren Intellekt, drittens an ihr Gewissen. Schon hierin lag Überzeugungskraft.

Sein zweiter Schritt dazu war die Art und Weise, wie er sich an ihr religiöses Empfinden, ihre empfindlichste und am leichtesten zu erregende Seite, wandte. Er that dies, durch die überaus geschickte und versöhnliche Form seiner ersten Anrede. Als Paulus den Areshügel betrat, stand er seinen Hörern gegenüber unter der Anklage „ein Verkündiger fremder Götter zu sein". Ehe er Gehör für seine Beweisführung und irgend welchen Einfluß auf seine Zuhörerschaft erwarten konnte, mußte er erst die Kraft jener Anklage brechen, indem er bewies, daß er weder ein Neuerer noch ein Bilderstürmer sei. Er wußte ihr Vorurteil gegen ihn von Anfang an dadurch zu entkräften, daß er von ihrer Religiosität sprach, daß sie nicht damit zufrieden seien, die ihren bekannten Göttern errichteten Bildsäulen und Heiligtümer anzubeten, sondern daß sie noch einen Altar „einem unbekannten Gotte" geweiht hatten. Dieser Altar mit seiner Inschrift war ein augenfälliger Beweis ihrer Bereitwilligkeit, alle göttlichen Mächte des ganzen Universums anzuerkennen und zu ehren. Er, Paulus, war der Verkünder jenes „unbekannten Gottes", den er und sie verehrten. Aber er wußte mehr von ihm als sie. Mit einer geschickten Wendung seines Ausspruches ging er nach dieser versöhnlichen Einleitung zur Ankündigung seines Themas über. Was sie in teilweiser Unwissenheit verehrten, wollte er ihnen klar und deutlich verkündigen. Dies sollte sein einziges Bestreben in seiner ganzen Ansprache sein. So war schon in der bloßen Kundgebung seiner Absicht etwas Überredendes. Jetzt hatte er seine Hörer in seiner Gewalt.

Nachdem er so gleich bei Beginn seiner Rede mit seinen Zuhörern einen gemeinsamen Grund und Boden gewonnen hatte, erhielt er sich diesen durch drei meisterhafte, eindringliche Redewendungen. Die erste, daß er zur Bekräftigung einer wichtigen Angabe an einer kritischen Stelle seiner Beweisführung den Ausspruch eines heidnischen, ja eines griechischen Dichters anführte, gerade als er eine Folgerung daran knüpfen wollte, durch welche er ihr Gewissen zu treffen wünschte. Die zweite bestand darin, daß er sich mit seinen Zuhörern identifizierte, als er ihnen die Sündhaftigkeit ihres Götzendienstes vorwarf. „Wir sollen nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen, steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht.“ „Was für ein zarter und doch schlagender Angriff auf die heidnische Götterverehrung,“ sagt Meyer. Und Bengel bemerkt dazu: „Clemens locutio, praesertim in prima persona plurali.“ Die dritte besteht darin, daß er den Namen Christus zwar nicht ausspricht, aber die ganze Aufmerksamkeit zuletzt auf ihn konzentriert, wenn er vom Gericht und von der Auferstehung spricht. Wenn er schon jetzt den Namen genannt hätte, so wäre das oratorisch verhängnisvoll gewesen; da ja gerade dieser Name und die Auferweckung die Zuhörer aufs äußerste erregt hatte, als Paulus mit ihnen auf dem Markte disputierte, ehe er auf dem Areshügel seine Lehre weiter vor ihnen entfaltete. Wäre es dem Apostel gestattet worden, seine Rede zu Ende zu führen, so würde er selbstverständlich nun den Namen Christi bei der Aufforderung an ihn als den einzigen Heiland der Menschen zu glauben, genannt haben. [1])

Wenn wir diese Studie über die Elemente der überzeugenden Kraft in der meisterhaft veranlagten Rede des Paulus auf dem Areopag schließen, so ist es wohl angemessen noch darauf hinzuweisen, daß wir darin eine lebendige Verbindung von geschickter, wohldurchdachter und wohlgeordneter Rede mit dem Wirken des heiligen Geistes, der letzten realen Kraft aller wirksamen geistlichen Predigt sehen. Der heilige Geist und der Prediger arbeiten zusammen, um zur Ehre Gottes christliche Charaktere zu schaffen und auszugestalten. Die beste Arbeit des heiligen Geistes an der Menschenseele ist in seiner Sphäre sehr, wenn nicht völlig

[1]) Vielleicht hätte noch mit mehr Nachdruck betont werden können, daß Paulus verhindert worden ist, seine Rede zu Ende zu führen. Eigentlich ist er doch erst mit der Einleitung zu Ende; das Evangelium von Christo sollte natürlich sich anschließen und die Hauptsache werden. D. H.

abhängig von der besten Arbeit des Predigers in seiner Sphäre an der Menschenseele.

Der heilige Geist ist nicht dazu da, die Unwissenheit und die Fehler der Prediger zu heiligen. Es ist die Aufgabe des Predigers, so überzeugend wie irgend möglich und dem Fassungsvermögen der Menschenseele entsprechend, die christliche Wahrheit an das Gemüt, das Gewissen, das Herz und den Willen der Hörer heranzubringen. Es ist die Aufgabe des heiligen Geistes, die wohlbereitete christliche Wahrheit, welche ihm der Prediger gleichsam zur Disposition stellt, zu gebrauchen, um den Hörern göttliches Leben einzuflößen. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß der Prediger die mitwirkende Hilfe des heiligen Geistes nicht erwarten darf, wenn er nicht auf das gewissenhafteste alle psychologischen Hilfsmittel benutzt, um seine Predigt seinen Hörern eindringlich und ergreifend zu machen. Ja wir dürfen noch weiter gehen, indem wir sagen: der Prediger schmäht den heiligen Geist, wenn er nicht, soweit seine Kraft und Befähigung reicht, alle Mühe anwendet, seine Predigt packend und wirksam zu gestalten; durch solche Vernachlässigung hindert er die Arbeit des heiligen Geistes. Paulus brauchte seine ganze Weisheit und gab sich die äußerste Mühe, um Inhalt und Form seiner Rede dem Gemüt, Herzen und Willen seiner Hörer anzupassen. Jeder Prediger,[1]) welcher aufrichtig und ernst danach trachtet, in seiner Rede Erfolg zu haben, sollte es versuchen, dem Apostel hierin ähnlich zu werden. Die Worte, mit welchen Philips Brooks seine Abhandlung über „The making of a sermon“ schließt, sind wahr. Sie schließen auch ganz passend diese Studie: „Heute habe ich an Einen gedacht, den ich kannte, nein, den ich kenne, welcher schon vor Jahren zu predigen aufhörte, weil er zu Gott gegangen ist. Wie wird ihm alles dies jetzt erscheinen? Diese Regeln und Anweisungen über die Kunst des Predigens, welche er einst studierte, wie wir sie jetzt studieren? Laßt uns nicht zweifeln, daß während er eine Herrlichkeit und Kraft in der Wahrheit, welche wir predigen, gesehen hat, eine Herrlichkeit, wie wir sie nimmer begriffen haben, er auch gesehen hat, daß kein Mittel, durch welches diese Wahrheit, wenn wir sie der Welt darbieten, ein wenig wirkungsvoller gemacht werden kann, trivial ist oder unwürdig des geduldigen und sorgfältigen Studiums der Diener Christi.“

[1]) Ganz speziell für den Missionar ist diese meisterhafte Art der Anknüpfung und Anpassung vorbildlich. D. H.

Der heilige Esel.

Aus „Das Reich Christi", herausgegeben von Dr. Joh. Lepsius.

In der Nähe einer größeren Stadt Kleinasiens lebte ein Sheikh, der seit vielen Jahren Hüter eines heiligen Derwischgrabes gewesen, berühmt in weiter Runde infolge seiner Frömmigkeit, seiner seelischen Kraft und Macht, vielbesucht von den Bauern und Edelleuten. Ihm zur Seite stand ein junger Bursche, ein sogenannter Murid [1]) als Schüler und Jünger. Das Türbe war groß genug, um auf weithin daran zu erinnern, daß hier ein heiliger Mann begraben liege, und schon so mancher wandernde Derwisch hatte unter dem Dache der heiligen Ruhestätte ein gastliches Nachtlager gesucht und gefunden. Die Fenster des Mausoleums waren über und über bedeckt mit Kleiderfetzen und Lumpen. Sie erinnerten durch diese zahllosen Opferzeichen an ebenso viele dem Heiligen gebrachte „Nezr" oder Gelübde. So großer Ehrfurcht erfreuten sich die beiden Heiligen, der lebende und der tote, daß dem ersteren und seinem gehorsamen Schüler ein hinreichendes Einkommen erwuchs. Dazu war der Sheikh seit langer Zeit im Besitze eines artigen Eselein, das ihn über Land beförderte, wenn er Besuche zu machen hatte. Der Sheikh trug die Tracht seines Ordens und obendrein einen grünen Turban, um als „Emir" oder „Sherif", als ein Sproß der Familie des Propheten zu erscheinen und als solcher mehr als die ihm sonst schuldige Ehrfurcht zu genießen. Ob er im Besitze des nötigen „Seneb" oder Stammbaumes war, das durfte fraglich sein. Aber wer hätte daran zweifeln mögen, und wer hätte es gewagt, den heiligen Mann, der ohne Unterlaß über dem Grabe eines noch heiligeren Mannes betete, danach zu fragen?

Ali — so hieß der Murid — hatte zwar nie einen Beweis scharfen Verstandes geliefert, aber fromm war er und ein treuer, eifriger Diener seiner Derwisch- und Türbedarpflichten. Er befand sich auf dem besten Wege, einen ausgezeichneten Sheikh zu geben. Der Zeitpunkt nahte, wo er nach den Regeln des Ordens auf Wanderschaft gehen mußte, um von einem Grabe der Länder des Islam zu dem andern zu pilgern. Eines Abends nun, nachdem alle Gäste von dannen gezogen, hub der Meister, zu seinem Schüler gewendet, also an: „Ich habe mich redlich bemüht, dich in allem, was du wissen mußt, zu unterweisen. Jetzt ist die Zeit für dich gekommen, mein Sohn, hinauszuziehen in die Welt. Wie du weißt, bin ich arm an irdischen Gütern. Aber ich verspreche dir einen großen Teil von dem, was ich habe. Übermorgen sollst du dich, wohl ausgerüstet für deine lange und ermüdende Reise auf den Weg machen." Ali küßte zum Zeichen des Dankes die Hand seines Meisters.

Am frühen Morgen der Trennung verrichteten beide ihre Morgengebete, dann gab der Meister dem Schüler kostbaren Rat und dazu einen seiner kostbarsten Schätze: den Esel, der ihn durch so lange Jahre getragen hatte. Außerdem erhielt Ali den zum Esel gehörigen Packsattel, einen Khirka (Mantel) des Meisters, einen Sack mit Vorräten, die für den Derwisch unentbehrliche Keshkul (Almosenschale) und die nicht minder unentbehrliche Mu'in oder Armstütze, aus Eisen gefertigt. Die Armstütze verbarg einen Dolch, mit dem sich der Derwisch wilder Tiere oder anderer Gefahren erwehren sollte. Zu all diesen Dingen erhielt Ali ein Tigerfell, über die Schultern

[1]) In allen Klöstern unterscheidet man zwischen dem Sheikh, dem Khalifa (Stellvertreter des vorigen) und den Murids (gewöhnliche Derwische).

zu werfen, zum Schutze gegen Hitze im Sommer und Kälte im Winter, und das allervornehmste Geschenk war eine Nuſhka oder Hamile (Amulet), welches der Sheikh lange an seinem Halse in einem kleinen Metallcylinder getragen hatte. Der junge Derwisch schätzte das Amulet hoch und teuer, allein der Esel war ihm wohl noch lieber. Beide, der junge Ali und der alte Esel, hatten so lange Zeit dieselben Sorgen geteilt, besonders während der Winterszeit, wenn es an Futter mangelte.

Der Sheikh begleitete seinen Jünger für eine Meile Wegs, hielt dann an, recitierte das erste Kapitel des Koran und sagte dem Scheidenden Lebewohl. Viele Tage zog Ali neben seinem Esel her; nachts schliefen die treuen Gefährten nach echter Derwischart unter freiem Himmel. Der alte Esel konnte die mühevolle lange Wanderschaft nicht lange ertragen, blieb eines Tages stehen, atmete schwer, fing an zu zittern an allen Gliedern, stieß einen kläglichen Ton aus, verdrehte die Augen und stürzte tot zu Boden.

Ali war nun allein in der Welt. Der Schmerz, der erste Schmerz in seinem ganzen Leben, überwältigte den armen Derwisch, und bittere Zähren netzten das dürre Gras der trostlos öden Steppe. Da tauchte am fernen Horizonte ein Staubwölkchen auf. Ali überfiel eine schreckliche Angst, daß er von den Reitern, deren Annäherung sich durch das Wölkchen verriet, zur Verantwortung gezogen werden könne. Schnell schleppte er den Kadaver auf die Seite und verscharrte ihn so gut es in der Eile ging. Nach gethaner Arbeit setzte er sich neben das frische Grab und zerfloß in einen neuen Strom von Thränen. Näher und näher kamen die Reiter. Schreckliche Angst preßte das Herz des unerfahrenen Pilgers zusammen. Wenn man ihn für einen Mörder hielt! Wer sollte glauben, daß da unter der Erde ein Esel und kein Mensch begraben liege?

Kaum hatten die Reiter den vor Furcht zitternden Derwisch bemerkt, bogen sie vom Wege ab und ritten querfeldein auf den armen Ali zu, um das Schicksal des Vereinsamten zu erkunden. Der Führer des Zuges, ein reicher Bey aus der Nachbarschaft, der mit Dienern und sonstigem Gefolge soeben von einem Besuche bei dem fernab wohnenden Gouverneur zurückkehrte, sah das frische Grab und erkannte sofort, daß ein Derwisch an der einsamen Stelle seinen Tod gefunden habe und von dem trauernden Gefährten begraben worden sei. Welch furchtbares Schicksal, so dachte er, sterben zu müssen, wo nicht einmal das für die heilige Waschung der Leiche nötige Wasser vorhanden ist, und wo es an einem Imam fehlt! „Wann ist er gestorben?“ fragte der Best. „Heute erst,“ gab Ali mit thränenerstickter Stimme zur Antwort. „Wie lange seid ihr Kameraden gewesen?“ „Von den Tagen frühester Jugend an; wir waren unzertrennliche Freunde,“ erwiderte Ali, den der Schmerz bei dieser Erinnerung noch heftiger packte.

Der Bey war tief ergriffen, hielt weitere Fragen für überflüssig und versicherte Ali, daß er in allem, was sich zugetragen, das Walten einer weisen Vorsehung erkenne. Das ganze benachbarte Land hätte bisher den Segen eines Heiligengrabes nicht erfahren. „Bleib bei uns,“ so sagte er, „wir werden ein Türbe an dieser Stelle errichten, um die geheiligten Überreste deines verschiedenen Bruders zu schützen und zu ehren.“ Ali wagte nicht zu widersprechen. Die Reiter zogen von dannen. Ali wusch sich, weil kein Wasser in der Nähe zu finden war, mit Sand, wie es in solchen Fällen Brauch ist, verrichtete sein Abendgebet und enthob sich der Sorgen durch einen ruhigen, tiefen Schlaf. Am nächsten Tage kamen Arbeiter mit

Baumaterialien, das Türbe war bald fertig und Ali hatte nun durch eine wunderbare Fügung des Schicksals das Ziel erreicht, für das ihn der Himmel ausersehen. Er war Türbedar geworden. An dem einen Ende des Grabes fand jeder der zahlreichen Wallfahrer und Gäste die folgende Grabschrift eingemeißelt: „Ihm, dem Schöpfer, dem Ewigen. Dies ist das Grab des berühmten Kutb, des durch Frömmigkeit hervorragenden, allbekannten Abdul Kadir vom Tarik der Kadiri. Sprich ein Fatiha[1]) für seine Seele."

Das Grab war durch ein Gitter von der Außenwelt abgeschlossen, um es vor jeder entweihenden Berührung zu schützen. Über dem Ruheplatze hing eine Lampe, die der Türbedar allabendlich anzündete. Eine fromme Dame der Nachbarschaft hatte dem Türbe kurz vor ihrem Tode zur Unterhaltung der Grablampe eine Summe Geldes als Wakuf[2]) vermacht. Aber dieses Wakuf war nicht das einzige, und Ali erntete Einkünfte, reichlich genug, um seinen Pflichten fleißig zu leben. Zahlreiche Jungfrauen hatten Kleiderfetzen in die Fenstergitter geknüpft, um den schlummernden Heiligen zur Erfüllung ihrer Wünsche zu wecken; verheiratete Frauen hatten sich ähnlicher Opfer befleißigt, um die schwankende Zuneigung ihrer Ehemänner aufzurichten. Ali der Sheikh wurde mit frommen Gaben förmlich überschüttet. Umsonst war die Hoffnung aller Jungfrauen und Witwen der Nachbarschaft gewesen, daß er sein einsames Dasein aufgeben werde. Ali war entschlossen, treu dem Beispiele seines Meisters, im Cölibat zu leben. Als einzigen Gefährten hatte er einen Burschen von 12—14 Jahren, den er verwaist in einem der Nachbardörfer getroffen hatte.

Sheikh Alis Ruhm erklang je länger, je weiter über das Land. Und so drang der Ruf seiner Frömmigkeit und der Wunderkraft des Heiligen auch bis zu dem fernen Türbe, wo Ali einst Murid gewesen. Der alte Sheikh geriet darob in nicht geringes Erstaunen. Diesem war bisher weder von der Existenz noch von dem Tode eines so außerordentlichen Mitgliedes der Bruderschaft irgend etwas zu Ohren gekommen. Neugierde und Eifersucht ließen den Alten die Beschwerden der Reise für gering erachten. Eines Tages schloß er sein Türbe und machte sich auf den Weg. Wie staunte der Alte erst, als er, am Ziele seiner Wanderung angelangt, eine so große Menge von Wallfahrern fand, die auf Wagen, Pferden, Eseln und Maultieren herbeigezogen waren. Nachdenklich machte ihn der junge Sheikh, in dem er irgend einen alten Bekannten zu erblicken meinte. Ali war inzwischen ein großer Bart gewachsen; ein großer Turban deckte sein würdiges Haupt und verriet die Abstammung vom Propheten. Als sich dann bei Einbruch der Nacht die Menge verlaufen hatte, näherte sich der Alte dem Grabhüter und erkannte mit nicht geringer Befriedigung seinen früheren Schüler. Ali freute sich über den unerwarteten Besuch, wurde aber um so schweigsamer und verlegener, je eindringlicher der Alte zu wissen verlangte, wer unter dem Türbe begraben liege. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als die Geschichte seiner Pilgerfahrt und seiner Karriere unter dem Siegel des Geheimnisses kund zu geben, wobei er nicht versäumte, auf das Walten der Vorsehung und besonders darauf hinzuweisen, daß der Körper des Esels die Wohnstätte der Seele irgend eines Heiligen gewesen sein könne. Nachdem Ali geendet hatte, verfiel der Alte in immer tieferes Schweigen und Nachdenken. Ersterer wurde deshalb von der Furcht gepeinigt, es könnte nunmehr zu Ende sein mit Ruhm und Glück.

Nach langer Pause brach Ali, der inzwischen wieder etwas Mut geschöpft hatte, also das Schweigen: „Ich habe dir, o Herr, mein Geheimnis verraten. Nun laß mich zum Lohne wissen, was ich nie in meinem Leben zu wissen begehrte. Sag, welch heiliger Mann unter deinem Türbe begraben liegt, damit ich als Mann erkenne, für wen ich in meiner Jugend gedient und gebetet habe." „Der Heilige, für den du mein Sohn in deiner alten Heimat gedient und mit mir gebetet hast," so antwortete der alte Sheikh nach langem Zögern und Besinnen, „dieser Heilige ist kein anderer als — der Vater des Esels, den ich dir einst unter warmen Segenswünschen zum Erben gegeben. Möge der Segen Allahs noch länger auf unseren Türbes ruhen!"

[1]) Fatiha, Anfangskapitel des Koran.
[2]) Wakuf, fromme Stiftung.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1899.

Weltversöhnung und Weltmission.[1]

Von Prof. D. Kähler.

„Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget. Und ob jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für der ganzen Welt." 1. Joh. 2, 1 u. 2.

Was uns hier zusammenführt, das ist letzlich das Königswort: „gehet in alle Welt". Dieses gewaltige „in alle Welt" klingt das nicht wie ein Widerhall des eben vernommenen „für der ganzen Welt"? Dieser evangelische Fingerzeig hinein in den verborgenen Gotteshimmel lockt nicht in eine abgeschlossene Klosterzelle; er lenkt den Blick in den weiten Umfang der Welt. Ja, der getroste Mut für den Versuch an aller Welt fließt aus dem Eingang in das jenseitige Heiligtum. Die Priesterleistung trägt das Königswort.

Wir haben einen Fürsprecher bei dem Vater, der die Versöhnung ist für der ganzen Welt Sünden; damit schenkt er uns die Freiheit eines Christenmenschen; damit bingt er uns aber auch in seinen Missionsdienst.

1. Also aus Einer Wurzel sprießt Christenfreiheit und Missionspflicht; die Wurzel heißt Versöhnung der ganzen Welt mit Gott. Der Apostel schreibt von ihr nicht, um ein sonderlich Geheimnis zu eröffnen; er beruft sich auf sie in seelsorgerlicher Predigt. Sein ermunternder Trost, wie er aus unserem Text uns zu Herzen spricht, wird sich von selbst in Thatkraft wandeln. Geben wir ihm darum vor allem Raum!

Christenfreiheit, ein fröhlich tönendes, heut' sonderlich gerne gehörtes Wort. Was heißt es? worin steht sie? „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. So euch aber der Sohn freimacht, so seid ihr

[1]) Biblische Ansprache auf der Missions-Konferenz in der Provinz Sachsen am 7. Februar d. J.

recht frei" (Joh. 8, 34—36). „Das Gesetz des Geistes des Lebens in Christo Jesu hat dich frei gemacht von dem Gesetze der Sünde und des Todes" (Röm. 8, 2). Christenfreiheit ist Freiheit von der Sünde. Diese Freiheit sollen wir üben. „Meine Kindlein, ich schreibe euch, auf daß ihr nicht sündiget." Herrliche Aussicht, erfrischender Aufruf für jeden, der sich an Sündenketten wund gerieben, der Genesungskräfte spürt. Oder bist du etwa ein Genesender, nur ohne Kraft? Hier ein Mittel. „Solches schreibe ich euch." Was denn? Etwa: ihr seid gesund; braucht eure Kräfte! Seht den Feldherrn angehn! wie könnt ihr still stehn? Dergleichen schreiben die Apostel anderwärts; auch dieser Apostel. Aber hier steht zuvor ein anderes. „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reiniget uns von aller Ungerechtigkeit" (1. Joh. 1, 8, 9). Christenfreiheit steht also auf der Vergebung, und Vergebung wird dem wahrhaftigen Bekenntnis zu teil. Der treue Schöpfer, der treue Weltenrichter, der treue Jehovah, der treue Vater unseres Herrn Jesu Christi, der gerechte Bundesgott er vergiebt. Verlaß dich nicht auf deinen Frieden und deine Liebesglut, verlaß dich auf seine Treue und Gerechtigkeit; er steht zu seinen Thaten, zu seinem Wort. Nicht mit dir hast du's auszumachen, allein mit *ihm*! Verlaß dich auch nicht auf deinen guten Willen. Wenn dir nicht die Selbsterkenntnis ins Ohr raunt: mißtraue dir! — die Erfahrung würde doch kommen: „und wenn einer sündigt". So gewiß es nicht sein *soll*, so gewiß *kann* es sein. Und Hand aufs Herz, ist der Apostel zu fürsorglich gewesen? *Kann* es bloß sein? Ist es nicht geschehen? Geschieht es nicht? Und wenn es geschah, was dann? Verzagen, verzweifeln — oder wieder die Vorsätze, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert ist?

Wir haben einen Fürsprecher! Jesus ist nicht der tote Kapitalist, der seinen Schatz der Verdienste dem Papste überantwortet hat. Er ist nicht der Mann, der vor Jahrhunderten eine That gethan, an der du Teil gewinnen magst, um dich aufzurichten, wenn du recht verstehst, was sein Tod für Gott und Menschen bedeutet. Er ist nicht aus dem Mittel gethan. Er lebt. Er *ist* selbst sein Verdienst. Er tritt für dich ein.

Er ist ein gerechter Sachwalter. Ist mir damit gedient? Habe ich eine gerechte Sache? Habe ich doch gesündigt, nachdem mir alles kund geworden, damit ich *nicht* sündige. Kann ein gerechter Sachwalter mein Trost sein? „Und derselbe ist die Versöhnung für unsere Sünden." Ein

oft gehörtes Wort. Ob auch oft ein verstandenes Wort? Man spürt, daß es Mut machen soll. Er ist die Versöhnung, dazu hat ihn der Vater gesendet. So ist die Versöhnung dem ewigen Gott nicht abgedrungen und abgerungen. Er giebt sie dir, er bringt sie dir entgegen. Wie er seinem Volk im alten Bunde das Blut auf den Altar gegeben, die Sünden zu decken, so hat er uns das Bundesblut geschenkt, das kräftiger redet als Abels. „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, machet uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7). Er schenkt uns das, was die Thür zu ihm aufschließt, die Himmelsthür und die Herzensthür. Davor steht der Cherub des bösen Gewissens; davor steht der Verkläger mit den Geraune des Mißtrauens; davor steht der flügellahme irdische Sinn und der ohnmächtige Seufzergeist des Sündenknechtes. Aber der Cherub steht nicht mehr davor, sondern Krippe und Kreuz. Was frommt mir Krippe und Kreuz? sagt wohl einer. Die Krippe gehört ins Reich der Sage. Das Kreuz ist ein Galgen, an dem sie einen edlen Schwärmer gehenkt haben. Damit bin ich nicht gebessert! Lieber: vor deines Herzens Thür steht nicht eine leere Krippe und nicht das tote Holz des Kreuzes; vor deinem Herzen steht der Gekreuzigte als der Osterfürst, den seine Zeugen mit Händen getastet haben (1. Joh. 1, 1 f.) Nun vernimmt man vom Kreuz die wunderbare Sprache des Doppelurteiles. Es ist das Verdammungsurteil unserer Sünde und es ist unser Begnadigungsurteil. Da wird mein böses Gewissen der Eideshelfer für die Wahrheit des Evangeliums, weil das Evangelium nicht leichtfertiger urteilt als das strenge Gewissen. Nun kann die Botschaft geglaubt werden: lasset euch versöhnen, denn sie gründet sich darauf: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht“ (2. Kor. 5, 21). Und dieser lebendige Gekreuzigte steht so nahe bei dir, wie er nahe beim Vater steht. Er ist gerecht, so gerecht, wie der Vater gerecht ist, daß er uns unsere Sünden vergiebt. Eben an ihm hat man's erschaut, eben in ihm wird man's inne, daß das Vergeben des Vaters Gerechtigkeit ist. Der Osterfürst hat seine Boten angehaucht und ihnen seine Vollmacht der Sündenvergebung hinterlassen. Weil er unser Fürsprecher ist, drum ist es aus mit der Sündennot. Keine Sünde *braucht* von Gott zu scheiden. Je tiefer erkannt, desto wirksamer bekannt, desto gewisser vergeben, desto wirksamer mit Hilfe seiner beschämenden *treuen* Gerechtigkeit verleidet und endlich überwunden!

Keine Sorge, daß man sprechen müßte wie Kain: „meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge“; vielmehr, das ist Un-

glaube. Nicht um deine einzelne Sünde handelt sich's, ob sie leicht sei, ob schwer; es hat sich ja gehandelt um die Sünden der ganzen Welt. Für Gott ist Jesus fertig mit ihnen. Sie sollen kein Hemmnis auf seinem Wege bleiben, der an das Ziel des Gottesreiches führt. So dürfen dir auch deine Sünden die Thür nicht schließen: Erkenne, bekenne, glaube getrost. Nicht weil deine Sünde gering wäre in seinen Augen und gering sein dürfte in deinen Augen. Gewiß nicht. Aber weil er selbst sich aufgemacht, die Versöhnung zu schaffen, weil er eine offene Thür bereitet, just für Sünder. Weil Christus die Thür ist, der Sünderfreund, das Lamm, das der Welt Sünde ans Holz trägt und damit hinweg trägt. (Joh. 1, 29. 1. Petr. 2, 24). Weil er lebt, der hingegeben ist um unserer Sünde willen und auferwecket um unserer Gerechtigkeit willen (Röm. 4, 24, 25).

Und „ob einer sündigt", ob ihm bange werden will trotz seiner Taufe, trotz der göttlichen Führung, trotz der Berufung — sieh nicht auf deinen verspielten Christenstand, sieh darauf, daß du ein Geschöpf des treuen Schöpfers, ein Stück der Welt bist. So lange du auf Christum zu schauen vermagst, wie Petrus, als er endlich gelernt hatte siebenzig mal sieben mal zu vergeben, solange darfst Du glauben: er ist fertig geworden mit den Sünden der Welt, er ist auch fertig mit deiner Sünde. Er ist dein Fürsprecher, ernst und wahrhaft, aber auch treu und gerecht. Er hält die Wurzel deiner Christenfreiheit im Safte, er bürgt dir für die Vergebung, welche dich frei macht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Den Fürsprecher stellt Johannes vor unsern Blick, auf daß wir nicht sündigen. Die Gewißheit der Freiheit von Schuld, das ist die Kraft und der Trieb der Freiheit von Sündenknechtung.

2. Der Apostel schiebt der Feigheit und Trägheit kein Ruhekissen unter. Ebenso wenig hat er uns zum Troste den weltweiten Gesichtskreis erschlossen, auf daß wir mit diesem Aufblick uns selbstisch in die Kammer unseres Herzens einschließen. Bürgt dir die versöhnte Welt für die offene Thür des Himmels, so zeigt dir die offene Himmelsthür auch die offene Thür in die Welt. Dein Fürsprecher beim Vater ist er, weil er der Welt Fürsprecher ist. So wird er auch bei dir zum Fürsprecher für die Welt: „Du gehe hin in alle Welt und verkünde das Evangelium aller Kreatur" (Mark. 16, 15); es gilt ihr, es gehört ihr, denn ihre Sünden sind versöhnt. So dingt er dich in den Missionsdienst.

Was hat dem Petrus seine Pfingstpredigt auf die Lippen gelegt? Nach seiner Verleugnung zu Gnaden angenommen, hat es ihn nicht ruhen

lassen, dem verblendeten Volke die ihm zugedachte Auslöschung seiner Sünden anzubieten (Apg. 3, 18—20). Was macht den Saul zum Lehrer der Heiden? Seit ihm Jesus nicht vergeblich gestorben blieb (Gal. 2, 2), seit ihm die Gnade des einen Menschen übermächtig geworden (Röm. 5, 15—20), sieht er sich als Schuldner an (Röm. 1, 14). Allen, den Kleinen und den Großen muß er künden, daß es keinen Unterschied giebt und ihnen allen die Sühne in Christi Blut gilt (Röm. 3, 23—25). Was hat den Luther zum Zeugen der Freiheit eines Christenmenschen gemacht, so daß sein Zeugnis in Strömen von Blut nicht konnte erstickt werden? Das Bekenntnis: „Der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen, nicht mit Silber und Gold, sondern mit seinem teuern Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben". Was hat Francke dazu gebracht, die Schuld der Evangelischen gegenüber der Missionspflicht zu erkennen, und mit ihrer Tilgung anzuheben? Wie kam Zinzendorf dazu, sein Kirchlein zur ersten evangelischen Missionskirche zu machen? Weil es ihres Herzens Trost und Freude war, daß Gott die Welt also geliebet hat, so wollten sie seiner Liebe an der Welt zu ihrem Rechte verhelfen.

So hat Gott „unter uns aufgerichtet das Wort und das Amt von der Versöhnung". Durch ein neues Gesetz, durch einen Befehl? Freilich hat unser König befohlen: „gehet hin in alle Welt!" Aber man hat verstanden, seinen Befehl zu überhören, — und nicht etwa nur die Ungläubigen. Man hat das Märlein erfunden von der Weltmission, der vergeblichen, in der Zeit der Apostel. Nein, er hat eine andere Sprache als die des Gesetzes und die kann nicht überhört werden. Er läßt sie laut werden in der Tiefe unseres Herzens. Jenen Dienst richtet er auf, indem er die Seinen zu seinen Schuldnern macht. Wem seine Sündenschuld so drückend wird, so groß, daß er sich nicht mehr auf eine Bevorzugung von Gottes Seite zu verlassen wagt; wem die Versöhnung für der ganzen Welt Sünden seine eigene Versöhnung verbürgen muß, der tauscht für die erschreckende Schuld nur eine andere Schuld ein, die *Dankesschuld*. Wer sich an den mitleidigen Hohepriester hält, in dem beginnt ein neues Regen, das des Mitleids mit den Schafen ohne Hirten. Sobald das alles aufhört nur in den Gedanken zu spuken, sobald es Besitz und einiger Trost im Leben und Sterben wird, dann beginnt das: „ich glaube und darum rede ich", „wir können's ja nicht lassen" (2. Kor. 4, 13. Apg. 4, 20). Dann ist der *Missionstrieb* geboren. Der treibt zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel; zu den Kin-

dern, den Abgefallenen, den Verbitterten und Betrogenen. Aber, weil dieſer Trieb des Mitleids keimt aus der Verſöhnung der Welt, ſo kennt er keine Grenze, denn die von Jeſu geſteckte: „bis an der Welt Ende“ (Apg. 1, 8). Ihm iſt nichts zu nah, aber auch nichts zu weit.

Und dieſer Trieb iſt auch die *Kraft* der Miſſion. Mit dem Miſſionsbefehl findet ſich die Kirchenpolitik nicht ſelten billig ab. Politik iſt die Wiſſenſchaft und Kunſt des Erreichbaren; ſie mißt, und muß es thun, nach menſchlichen Maßen. Eine Beraterin der Miſſion mag ſie ſein; ihre Kraft iſt ſie nie, denn mit dem Meſſen des menſchlich Erreichbaren iſt die Miſſion ſeit Paulus nie erfolgreich an die Arbeit gegangen. Die Kraft der Miſſion iſt der Glaube daran, daß Chriſtus deshalb geſtorben und zum Leben gekommen iſt, daß er über Tote und Lebende ein Herr ſei. (Röm. 14, 9).

Wer glaubt aber daran, wenn er hinausblickt auf den Abfall in der weiten Chriſtenheit und auf die Giftflut der Sünde, welche ſich erſtickend und zerſtörend über die Völker ergießt? Wer glaubt daran, wenn er hinauskommt in die weite Heidenwelt, und die Ketten des väterlichen Wandels in ihrer Macht ermeſſen lernt, das ſtumpfe Verzweifeln im Elend und den unheimlichen Druck über allem, der den Heidenboten des Apoſtels Wort wieder verſtehen lehrt: „unſer Kampf iſt nicht mit Fleiſch und Blut, ſondern gegen die Geiſterſchaft der Bosheit im Himmel“ (Eph. 6, 12). Den Kampf mit den Sünden der Welt kann nur der immer neu aus dem Verzagen heraus getroſten Mutes aufnehmen, der es glauben gelernt hat: „er iſt die Verſöhnung für die Sünden der ganzen Welt“. Wohl ſchreien die Sünden gen Himmel. Wohl ſpürt man den über den Geſchlechtern laſtenden Fluch. Mögt ihr das nicht Gottes Zorn nennen, wie die Bibel es thut — die Nebelbank liegt doch über den Millionen, und ſie können nicht hindurch, ſie können den Himmel drüber nicht ſchauen. Sie fühlen ſich verlaſſen und preisgegeben. Die furchtbare Wirklichkeit der knechtenden und verderbenden Sünde iſt doch die Wirklichkeit der Hoffnungloſigkeit und Gottloſigkeit in der Welt (Eph. 2, 12). Der Zugang zu Gott *iſt* verſchloſſen. Aber es braucht nicht mehr ſo zu ſein. Es *ſoll* nicht ſo ſein. Wie ſchwer die Nebelbank ſei, der Hauch der chriſtlichen Predigt weht ſie hinweg. Die Sünde darf den Gottes-himmel nicht mehr ſchließen, ſie iſt „abgeſchafft“ (Ebr. 9, 26). Chriſtus iſt mit ihr fertig. Seit er gen Himmel gefahren, giebt es keinen verſchloſſenen Himmel mehr, wohl aber durch ihn zuverſichtliche Bitte um ein gutes Gewiſſen (1. Petr. 3, 21). Und die Verſöhnten wiſſen etwas von dem

Amte, das die Versöhnung predigt, und darum stellen sie sich in den Dienst, an Christi statt zu bitten und zu ermahnen: „lasset euch die Versöhnung mit Gott gefallen“ (2. Kor. 5, 19—20).

Freilich scheint die Bitte unfaßlich, unverständlich. Sie gründet sich auf eine Botschaft aus grauen Zeiten. Sie berichtet von einem Vorgang in einem fernen Erdenwinkel. Was trägt der aus? Was soll er geändert haben an dem Jahrtausende alten Weltlauf! Die Sache ist auch nicht gebessert, wenn wir auf unsere Kirchen weisen. Ihre Glieder genießen mit Lust der Sünden Freiheit im dunklen Erdteile und selbst zwischen den Dienern der verschiedenen Kirchen giebt es ärgernisvolle Eifersucht, die sich mit List und Gewalt ihre Pfleglinge abjagt und wenig merken läßt von einem Sieg über die Weltgroßmacht der Sünde. Aber wir bitten auch nicht anstatt unserer Kirchen, wir thun Botschaft an Christi statt. Und dieser Christus ist kein toter Mann. Er hat nicht das Seine gethan und es dann der Nachwelt überlassen, seinen Erwerb auszunützen. Nein, „er selbst ist die Versöhnung für der ganzen Welt Sünden“, er der lebendige in Person. Seit er seinen Geist in seines Vaters Hände befohlen und darnach zu ihm aufgefahren ist, nimmt ers mit allen Sünden auf. Im Thronraum bei Gott steht das geschlachtete Lamm, das der Welt Sünde trägt (Offb. 5, 6). Keine Sünde darf den Himmel verschließen; ihr Stachel ist ihr ausgebrochen.

Mehr hat er nicht versprochen. Mehr ist auch dem Amte nicht befohlen, das die Versöhnung predigt. Glück und Gedeihen auf Erden bringt der nicht, der zu priesterlichem Dienste gen Himmel gefahren ist. Wer seine Macht daran messen will, was er auf Erden bessert, der wird ihrer nie recht froh werden. Er hat den Himmel erschlossen und die sich an ihn halten, die soll niemand aus seiner Hand reißen (Joh. 10, 28); die sollen in allem Drang des Erdenlebens frei sein und frei bleiben und als die Gefreiten auf Erden für ihn zeugen.

Das *will* und das *wird* er ausrichten. Er hat seinen Himmel daran gegeben und ist im Fleische gekommen; er hat sein Leben und sein Selbst, sein Bestes, sein Sohnesvorrecht daran gegeben. Wie sollte, wie könnte er sein Werk stecken lassen? Er ist und bleibt der Fürsprecher für alle Welt. Wie klein denken wir Christen von unserem Herrn, der sich alle Gewalt im Himmel und auf Erden zugesprochen hat. Da hocken die sonderlich Gläubigen zusammen, reden von dem Sündenfall der Kirche, welcher Gott sein Werk an den Menschen verdorben haben soll. Sie geben die sündige Welt preis und warten nur, daß der Wiederkommende

sie heraus hole. Wie klein denken sie von dem Heilande dieser Welt, wie groß von sich. Sie vernehmen das königliche Wort nicht: „die Versöhnung für aller Welt Sünden". „Wenn ich erhöhet bin, so will ich sie alle zu mir ziehen" (Joh. 12, 32). Da eilen andere brennenden Herzens hinaus. Sie thun ihren Dienst in Sehnsucht nach dem Ende der Tage. Das Evangelium muß verkündigt werden in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker; das ist ihre Losung. Sie verstehen das Wort nicht recht. Es ist keine Anweisung zur Eile, es ist vielmehr eine Warnung vor Hast und Täuschung. Sie vergessen, daß wir das Zögern des Wiederkommenden, seine zuwartende Langmut als unser Heil achten sollen (2. Petri 3, 9 u. 15). Wie klein denken sie doch von unserem Heilande, daß sie in den Gang seiner Weltenuhr eingreifen wollen. Vernehmen sie nicht sein Wort: „ich will sie alle zu mir ziehen"? Der Welt Sünde darf der Welt Rettung nicht aufheben; wozu wäre die Rettung sonst da, die Rettung „der Welt, die Gott so hoch geliebt, daß er sein eigen Leben für sie dahin gegeben". Mit den Sünden der Welt ist Christus fertig. Es gilt nur die Sünder in sein Netz zu bringen. Alle Thäler müssen erhöhet, alle Berge geniedriget werden, daß man ihnen den zeigen mag, der die Versöhnung für ihre Sünden ist.

Dem Glaubensblick sind alle Heiden Taufkandidaten. Ja, ein kühner Glaube mag sprechen: sie alle sind schon wie unsere Kinder getauft. Als die Apostel zu Jerusalem ratschlagten über die Heidenmission, da fand Jakobus sich am Prophetenwort zurecht: „auf daß den Herrn suchen alle Heiden, über die mein Name genannt ist". Der Name des Dreifaltigen ist über sie alle genannt im Taufbefehl; sie sind getauft mit dem Blute, das von aller Sünde reinigt, mit dem Blute dessen, der die Versöhnung ist für der ganzen Welt Sünde. Vexilla regis prodeunt. Er streckt sein Kreuz aus über die ganze Menschheit. Die Thür des Himmels ist offen für sie, nur ihrer Herzen Thüren sind noch verschlossen. Sollen seine Heerzeichen umsonst voranschreiten? Wollen wir nicht an ihrer Herzen Thüren klopfen? Nicht ihre Blicke aufwärts richten und ihnen ihren Fürsprecher beim Vater zeigen?

Wer aber kann den Verborgenen zeigen? Wer an ihn glaubt und ihn liebt, obwohl er ihn nicht gesehen hat (1. Petri 1, 8). Lassen wir ihn nur hervortreten aus der Wolke ersonnener Götter und aus der Wolke erträumter Nothelfer, seien es vierzehn oder Vierzehnhundert. Zeigen wir ihn in seiner vollen menschlichen Gottheit! Die Menschenherzen spüren bald, daß er nicht hier unten daheim war, hier nichts für sich zu suchen

hatte, daß er nicht tot sein kann. Wer nichts gesucht hat als die Versöhnung der Sünden, der kann nicht umsonst dagewesen sein. Hat einer seine Liebeswege und Liebesarbeit auf Erden verstanden, dann traut er ihm auch seinen Liebesdienst, seinen Fürsprecherdienst im Himmel zu. Versprechen wir uns und versprechen wir den Heiden nicht zu viel von ihm, nehmlich einen Himmel auf Erden und in unseren Herzen; versprechen wir uns und ihnen das Einzige, aber Große, den offnen Himmel, den offnen Zugang zum Vater! Das lernen sie ihm zutrauen, wenn sie beginnen im Sohne den Vater zu schauen, in seiner menschlichen Gottheit. Und darum braucht und wirbt er uns als Zeugen. Aber die braucht er. Und darum dingt er uns mit unsrer Christenfreiheit in seinen Missionsdienst.

Die Abgönner unsres Werkes verspotten oder schelten uns wohl gar, weil wir unser Brot übers Meer schicken. Aber es widerfährt uns nach Gottes Wort; es kommt uns wieder zurück. Nehmlich das Brot zum Unterhalte unsres Glaubens. Sehen wir um uns her, vernehmen wir die vielgestalte Klage darüber, daß das Wort in der Christenheit nicht mehr fähet, daß die Mengen sich gegen die Kirche verschließen, dann kommt die Anfechtung über uns zu zweifeln, ob ihm in der That alle Macht gegeben sei im Himmel und auf Erden. Blicken wir dann aber hinaus auf die Arbeit unsrer Brüder, seiner Boten, dann mag die Anfechtung weichen. Um recht zu sehen, müssen wir freilich bei dem Apostel in die Lehre gehen. In seiner Sendung zu den Heiden hat er es erkannt, daß Christus der Friede sei, welcher die bittere Feindschaft zwischen Juden und Heiden aufgehoben hat in das eine neue Menschenwesen derer, die den Zugang haben zum Vater in einem Geist (Epheſ. 2, 14—18). Wer daran lernen will, der kann es inne werden, daß seit der Christnacht die Geschichte der Menschheit unter dem Zeichen der Einheit verläuft. Aller Kampf und Streit, ob Herrschsucht ihn angefacht hat, ob der Watteifer des Erwerbens, ob beide mit einander, ob auch unlöschbarer Wissensdurst, all das gewaltsame und mühevolle Treiben hat seither immer gemußt und muß heute noch die Menschheit zusammenbringen und vereinen in eine „ganze Welt." Und diese Welt ist kenntlich der Acker für den Säemann. Für sein Wort hat die chinesische Mauer fallen müssen, auch die Mauer japanischen Mißtrauens. Die Mauern indischer Kasten erzittern leise. Wird die Mauer des Islam standhalten, wenn von ihm der Zauber des Erfolges weicht? Der verborgene Fürsprecher für der ganzen Welt Sünden hat ihnen das Urteil gesprochen. Wird

die unter uns neu sich auftürmende Mauer des Unglaubens ihm widerstehen können? Die Heerzeichen seines Siegeszuges stehen keines Falls still.

Und wenn sie vorangehen, der Christenheit Verdienst ist das wahrlich nicht. „Daß sie alle eines seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“ Den Weg zum Siege des Glaubens hat der Meister die Seinen bisher nicht geführt. Auch haben die Heiden in unseren Tagen Gott selten über den guten Thaten der alten Christenheit preisen lernen, am seltensten wohl diejenigen, welche zu uns hergekommen sind, um unter uns Kunst und Weisheit zu lernen. Wenn die Heerzeichen des Gekreuzigten doch vorangehen; wenn sein Reich trotz allem nicht bloß unter uns besteht, sondern vor unseren Augen sich ausbreitet; wenn bald keine Sprache mehr gesprochen wird, in der man nicht von ihm redet und zeugt — für das Glaubensauge ist das der Beleg, daß Gott in Christo die Welt mit ihm selber versöhnt hat. Sie ist versöhnt und sie alle brauchen nur die Bitte zu hören: laßt euch versöhnen. Und sie hören sie und nehmen sie auf. Das ist das Brot für den Glauben, welches uns die Mission, welches uns der Herr übers Meer zurücksendet, der uns in seinen Missionsdienst dingt. Amen.

Ein norwegischer Missionar unter den Räuberstämmen Südmadagaskars.

Von D. G. Kurze.

Von den wackeren Männern, die als Bannerträger des Evangeliums aus ihrer norwegischen Heimat hinaus nach dem fernen Madagaskar gezogen sind, hat wohl keiner dem Tode so oft in die Augen geschaut, als der Missionar Nilsen-Lund. Wenn es galt, als Pionier dem Evangelium Bahn unter den wilden Stämmen im Westen und Süden der großen Insel zu machen, war er der erste, der unter Hinweis darauf, daß er weder Frau noch Kinder habe, die sich um ihn sorgten, für sich das Vorrecht erbat, den gefährlichen Auftrag ausrichten zu dürfen. Wie so manches Mal ist er nicht von seiner an der Westgrenze der Provinz Betsileo einsam gelegenen Station Ambatofinandrahana aus in das Gebiet der räuberischen Sakalavastämme vorgedrungen, um diesen vertierten Menschen die Botschaft des Friedens zu bringen. Man gab ihn oft verloren; aber immer wieder hat ihn sein Gott aus des Todes Rachen errettet; es war, als ob eine geheimnisvolle Macht die Wilden gegen ihren

Willen hinderte, ihre Hand an den unerschrockenen Glaubenshelden zu legen. Es würde zu weit führen, auf diese verschiedenen Missionsreisen hier einzugehen; so beschränken wir uns darauf, im folgenden die hauptsächlichsten Erlebnisse Nilsen-Lunds gelegentlich einer Untersuchungsreise, die er im Jahre 1887 durch das südliche Madagaskar unternahm, mitzuteilen. Es handelte sich dabei zumeist um Gebiete, die bis dahin nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte.

1. In der Gewalt der wilden Bara.

Schon längst war es ein Herzenswunsch Nilsen-Lunds gewesen, dem um seiner Wildheit willen mit Recht verrufenen Baravolke, das seine Wohnsitze im Südwesten der Betsileo-Provinz hat, die Segnungen des Evangeliums zu bringen. Zwei Jahre lang hatte er in seinem Hause einen zugewanderten Baraknaben im christlichen Glauben unterwiesen. Nach seiner Taufe war der junge Bara wieder in seine ferne Heimat zurückgekehrt; beim Abschiede hatte er den Missionar innig gebeten, sich seiner Landsleute zu erbarmen und das Evangelium im Baralande zu predigen.

Da machte sich, um das bisher den Europäern verschlossene Gebiet zu erkunden und der Mission die Wege zu bahnen, Nilsen-Lund am 29. Juli 1887 von der in Südbetsileo gelegenen norwegischen Missionsstation Soatanana auf; zunächst führte ihn ein sechstägiger Marsch in westlicher Richtung längs des Mangokaflusses mitten in das Herz des unerforschten Gebietes. Das parkähnliche Land mit seinen dazwischen verstreuten phantastischen Felszinnen und kegelförmigen Bergen wäre wohl geeignet gewesen, das Auge des Wanderers zu erfreuen, wenn nicht die dünngesäete, in weit entlegenen Schlupfwinkeln versteckte Bevölkerung nur allzusehr daran erinnert hätte, daß man sich in einem von Räuberstämmen verheerten Gebiete befand. Die meisten Eingeborenen waren erschrocken, als sich Nilsen-Lund ihnen näherte; denn sie hatten zuvor noch nie einen Weißen gesehen; keiner wagte die dargebotene Hand des Missionars zu drücken, da sie bange waren, er könne sie mittels versteckter Zaubermittel ins Unglück stürzen.

Als Nilsen-Lund eines Tages mit seinen Maromita (Trägern) — es waren Christen von seiner Station Ambato — am Südufer des Mangoka rastete und diese sich damit vergnügten, Steine ins Wasser zu werfen, rief der heidnische Führer voll Entsetzen: „Werft ja nichts in den Fluß; es leben Adelige darin!“ Auf Befragen erzählte er dann, daß die

Adeligen nach ihrem Tode in Krokodile verwandelt würden und es sehr übel nehmen könnten, wenn sie von einem Stein getroffen würden. Von da, wo der Nebenfluß Menamati seine trüben Fluten mit denen des Mangoka vereinigt, wandte sich der Missionar südwestwärts, um nach dreitägigem Marsche das Gebiet des größten Barahäuptlings oder, wie es dort heißt, „Königs" Raihandri zu erreichen. Schon geraume Zeit, bevor Nilsen-Lund in Raihandris Land kam, hörte er die Eingeborenen von ihm rühmend erzählen, wie mächtig der König sei; er habe 1000 Krieger, 20000 Stück Vieh und 3 Residenzen. Nach Landessitte ließ der Missionar vor dem Überschreiten der Grenze seinen Besuch bei Raihandri anmelden und erhielt umgehend zur Antwort, daß er willkommen sein werde. Beim Einzuge in die Hauptstadt, die mit ihren aus Rohr, Palmblättern und Gras errichteten Hütten nicht gerade einen imponierenden Eindruck machte, wurde Nilsen-Lund mit Trommelwirbel und Violinenspiel empfangen; beide Instrumente hatte die Königin Ranavalona dem Raihandri als Zeichen ihrer Freundschaft zugehen lassen.

Der König, ein stattlicher Mann inmitten der dreißiger Jahre, saß auf einem Steine vor seinem Hause; zur Linken hockte sein Gefolge, während zur Rechten die Götzenbilder aufgestellt waren; dem weißem Gaste wurde ein Platz dem König gegenüber angewiesen. Ein auf dem Hofe stehender mächtiger Baum breitete über die ganze Versammlung sein wohlthätiges Schattendach aus. Hinter der königlichen Residenz stand eine Reihe kleinerer Häuser, aus denen die zahlreichen Frauen Raihandris neugierige Blicke nach dem Fremden entsandten. Die Unterhaltung wurde damit eröffnet, daß der König sich bei Nilson-Lund nach dem Zwecke seiner Reise erkundigte. Als ihm dieser offen erklärt hatte, daß er als ein „Mann Gottes" mit der Botschaft des Friedens komme, schien sich der König über das Gehörte sehr zu freuen. Doch wurde nunmehr die Unterhaltung bald abgebrochen und dem Missionar eine Wohnung in unmittelbarer Nachbarschaft des königlichen Gehöftes angewiesen.

In später Abendstunde noch kam ein Bote vom König mit der Meldung, daß derselbe den Missionar gern sprechen wolle. Als Nilsen-Lund bei ihm eintrat, fand er ihn ganz allein in seinem Hause am Herdfeuer sitzend. Der König ergriff seine Hand und lud ihn ein, sich an seiner Seite niederzulassen, da er vielerlei, was er in Gegenwart der großen Menge nicht vorbringen könne, mit ihm zu besprechen habe. Das erste, was er vorbrachte, war der Wunsch, daß der Missionar bei ihm bleiben möge, um sein Volk zu unterweisen. Die Tragweite seiner Bitte

schien ihm aber nicht ganz klar zu sein; denn gleichzeitig bat er auch um Zaubermittel für sein Gewehr, damit er nie einen Fehlschuß thun könne. Als ihn Nilsen-Lund im Verlaufe des Gespräches darauf aufmerksam machte, daß es für einen Missionar schwierig sein werde, in den so fieberreichen Niederungen seines Reiches das Leben zu fristen, bat ihn der König, eine Rundreise durch sein Land zu unternehmen, um irgendwo eine vom Fieber weniger heimgesuchte Stätte zur Anlage einer Missionsstation ausfindig zu machen. Der Missionar ließ sich dies natürlich nicht zweimal sagen, sondern machte sich alsbald auf, um zunächst den schwachbevölkerten, nördlichen Teil des Landes zu durchstreifen, und hatte dabei die unverhoffte Freude, den von ihm getauften jungen Bara, Namens Hiob, der inmitten seiner heidnischen Umgebung dem Christenglauben treu geblieben war, wiederzufinden. Auch Hiobs Freude war unbeschreiblich, besonders darüber, daß nun Hoffnung war, daß die Glaubensboten auch zu seinem Volke mit der Predigt des Evangeliums kommen würden. Er erhielt vom König die Erlaubnis, dem Missionar als Führer zu dienen; nur wurde ihm ausdrücklich verboten, den Weißen in das Tanosiland zu geleiten; man solle nicht sagen, daß ein Unterthan Raihandris den Missionar dahin geführt habe, wo ihn Räuber erschlagen könnten.

So zogen sie nahe der Grenze des Sakalavalandes vier Tagereisen gen Süden durch ebenfalls schwach bevölkertes Gebiet. Erst als sie den südlichsten, Ilalamatihi genannten Teil des Landes am Fiherenaflusse erreichten, befanden sie sich inmitten einer dichteren Bevölkerung; hier war auch eine Residenz Raihandris gelegen. Die Landschaft machte einen anmutigen Eindruck und wies, dank ihrem Wasserreichtum, große Reisfelder auf. Doch hatte die dortige Barabevölkerung kein leichtes Leben, da Sakalavaräuber, die auf dem Südufer des Fiherena im Reiche des Königs Tompohemana wohnten, öfters Einfälle ins Land machten. Eines Abends kamen einige dieser Räuber in den Ort, wo Nilsen-Lund mit seinem Maromita verweilte, und suchten die Bara zu überreden, mit ihnen gemeinsam den Missionar in der Nacht zu überfallen; aber es gelang ihnen nicht, da die Bara befürchteten, Raihandri werde sie wegen einer solchen Gewaltthat zur Verantwortung ziehen. Es war überhaupt gut, daß Nilsen-Lund den treuen Hiob als Führer hatte. Zweimal hatten Räuber letzterem den Antrag gemacht, Blutsfreundschaft mit ihnen zu schließen, um dann gemeinsam den weißen Mann und seine Träger auszurauben.

Vierzehn Tage waren mit dem Umherwandern in Raihandris Reiche vergangen, mehr Zeit, als eigentlich nötig gewesen wäre; aber mehrere der

Träger waren am Fieber erkrankt, und Nilsen-Lund konnte sie natürlich in solchem Zustande nicht zurücklassen, sondern mußte geduldig auf ihre Gesundung warten. Er benutzte übrigens diese Tage, um sich mit einer ganzen Anzahl hoffnungsvoller Barajünglinge bekannt zu machen und sie aufzumuntern, Hiobs Beispiel nachzuahmen und sich auf seiner Station im Betsileogebiete im Christentum unterweisen zu lassen. Aber es zeigte sich leider, daß die Bevölkerung durch den Sklavenhandel, welchen gewissenlose weiße Händler auf der Westküste ungescheut getrieben hatten, zu mißtrauisch gegen die Weißen überhaupt geworden war, um einer derartigen Einladung Folge zu leisten.

Eines Morgens, als Nilsen-Lund eben im Begriff stand, den Ort, wo er übernachtet hatte, zu verlassen, wurde er Zeuge eines widerwärtigen Auftrittes zwischen einer Baramutter und ihrem Sohne. Die Mutter hatte behauptet, Glas werde aus Papier gemacht; der Sohn widersprach dem. Darüber wurde die Alte so erbost, daß sie die Lamba (Obergewand), welche ihr der Sohn geschenkt hatte, demselben mit den Worten hinwarf: „Du entwürdigst und verstößest mich als deine Mutter; du bist nicht mehr mein Kind!“ Der Sohn setzte sofort die Mündung seines Gewehres an die Brust, berührte mit der Zehe den Hahn und wollte Selbstmord begehen, um sich auf diese Weise an seiner Mutter zu rächen. Da kam die Frau des jungen Mannes herbeigestürzt und rief: „Er nimmt sich's Leben! Seht ihr nicht, daß er sich töten will. Rettet ihn!“ Da eilte ein anderer Bara aus seiner Hütte heraus und entriß dem Sohne die Waffe; freilich nicht ohne sich eine tüchtige Wunde zuzuziehen, da er in der Hast mit dem Kopfe an dem niedrigen Thürbalken aufschlug.

Auf seinen Zügen durch das Baraland hatte der Missionar in Erfahrung gebracht, daß dort nicht weniger als 40 sogenannte Könige zu gebieten haben, die sich natürlich untereinander sehr oft in den Haaren liegen. Zum Beweise, was für lächerliche Ursachen manchmal zum Kriege führen können, sei folgendes angeführt. Zu jener Zeit, als Nilsen-Lund den König Raihandri kennen lernte, war gerade Krieg zwischen diesem und seinem Onkel Raihara ausgebrochen, weil ersterer einen seiner Söhne nach seinem Großvater genannt hatte. Der Onkel behauptete nämlich, er habe das Vorrecht auf diesen Namen, und überfiel nun mit seinen Kriegern das Gebiet seines Neffen und raubte diesem 100 Stück Vieh; beide Parteien ließen einige Tote und Verwundete auf dem Kampfplatze.

Viele Bara schienen auf solche Raub- und Plünderungszüge ganz versessen zu sein. Der Anführer einer solchen Bande zeigte dem Missionar

seine Hände mit dem Worten: „Siehe die weiße Haut an meinen Händen. Auf Raub auszugehen ist meine Arbeit, und die Flinte ist mein Grabscheit.“ Andere sprachen mit einer solchen Unbefangenheit von ihrer Absicht, einen Raubzug zu unternehmen, als ob das gerade so selbstverständlich sei, wie wenn sie die Frucht von ihrem eigenen Acker einernteten. Hier stand auch noch der Menschenraub in voller Blüte. Nilsen-Lund traf viele Eingeborene, die aus den Binnenprovinzen geraubt waren und hier nun Sklavendienste verrichten mußten. Wenn die Träger des Missionars ihren Reis im Mörser stampften oder Brennholz holten, kamen solche Unglückliche an sie heran, um ihnen verstohlen ihre Not zu klagen und ihrer Sehnsucht nach ihren fernen Angehörigen Ausdruck zu geben. Leider war es damals schlechterdings unmöglich, daß Nilsen-Lund irgend welche Schritte zu ihrer Befreiung thun konnte; er konnte nur zu Gott seufzen, daß er durch das Evangelium auch diesem Elende ein Ende machen möge.

Beim Ableben eines Königs unternimmt man Raubzüge, die sich nicht nur auf Fremde, sondern auch auf die Unterthanen des Verstorbenen, ja auf seine besten Freunde erstrecken. Man tötet auf solchen Zügen Menschen und raubt Vieh. Derartige Ausschreitungen gehören eben zu einer königlichen Bestattung. Man thut solches nicht in der Absicht, dem Toten Gefolge oder Habe ins Grab nachzusenden, sondern aus Fürsorge für das Wohl der noch am Leben befindlichen Fürsten. Da jeder Bara nach dem Tode seines Königs in Gefahr kommen kann, sein Leben einzubüßen, wird er alles vermeiden, was das Leben seines Herrschers verkürzen könnte.

Bei diesen häufigen Raubzügen wird natürlich dem Ackerbau nicht die nötige Sorgfalt gewidmet, und die in großen Rudeln umherschweifenden Wildschweine thun noch das ihre dazu, um die Plantagen zu verwüsten.

Nach einem herzlichen Abschied von seinem treuen Begleiter Hiob reiste Nilsen-Lund auf der Ostseite der Salobergkette gen Süden, um das Gebiet der Tanosi zu erforschen. Je weiter er gen Süden kam, um so dünner war die Bevölkerung gesäet. Die ersten zwei Reisetage gingen ohne unliebsame Erfahrungen vorüber; am dritten Tage hoffte der Missionar das Gebiet des südlichsten Barakönigs, Raisompotsa, zu erreichen, dessen Heeresmacht auf 800 Krieger geschätzt wurde. Aber kaum hatte die kleine Karawane die Grenzen seines Gebietes überschritten, als sie sich von einer Schar Räuber umringt sah.

2. Als Gefangener in dem Räubernefte Jabohazo.

Die Reiſenden zogen eben in einem engen Thale zwiſchen ſteilaufragenden Bergketten längs des Fluſſes Sakamare dahin und hatten die Ortſchaft Jabohazo, ohne Halt zu machen, paſſiert, als einige Bara dem Miſſionar nacheilten und ihn aufforderten, mit ſeinen Leuten in das Dorf hinaufzukommen. Trotzdem ſich Nilſen-Lund damit entſchuldigte, daß ſie heute noch einen weiten Weg bis zur Hauptſtadt des Königs zurückzulegen hätten, ließen ſich die Eingeborenen nicht abſchütteln, ſondern folgten dem Reiſezuge auf dem Fuße, bis Nilſen-Lund Halt gebot, um am Ufer des Fluſſes Reis kochen zu laſſen. Es war gerade um die Mittagsſtunde, und der Miſſionar ließ ſich im Schatten eines Baumes nieder, um zu leſen. Es war ein prächtiges Landſchaftsbild, das er vor Augen hatte; in den Wipfeln der ſaftiggrünen Urwaldrieſen, die ihre Zweige über dem Spiegel des Fluſſes wölbten und ſich an der Berglehne hinaufzogen, ſangen buntbefiederte Vögel.

Inzwiſchen waren die Bara unter Drohungen verſchwunden, aber noch hatte der Miſſionar mit den Seinen den Reis nicht ganz aufgegeſſen, als ſeine Bedränger, diesmal von einem ganzen Haufen Bara gefolgt, aufs neue auftauchten und beſtimmt verlangten, daß die Reiſenden in ihrem Orte einkehren ſollten. Nilſen-Lund erklärte ſeine Bereitwilligkeit, ihnen dahin zu folgen, wenn ſie ihm zuvor ſagten, was ſie mit ihm und ſeinen Leuten vorhätten. Da ſchwang die Bande ihre Spieße und Gewehre, ſchloß einen Kreis um den Miſſionar und ſchrie: „Greift ihn! Greift ihn!“ Ein vor ihm ſtehender Mann ſpannte den Hahn ſeines Gewehres, um auf ihn anzulegen, während ein anderer hinter ihm mit einem Stein in der Hand wurfbereit daſtand. Der erſte Steinwurf war gegen die Träger gerichtet, verfehlte aber glücklicherweiſe ſein Ziel. Da lief Nilſen-Lund auf den Räuberhauptmann Saharano zu und ſagte: „Hier bin ich! Greife mich, wenn du willſt!“ Aber wunderbarerweiſe legte kein einziger von den Wegelagerern die Hand an ihn, obgleich er wehrlos in ihrer Mitte ſtand. Dafür ſchrieen die Räuber: „Packt ſeine Leute! Tötet ſeine Träger!“

(Schluß folgt.)

Herrosé & Ziemſen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1899.

Ein norwegischer Missionar unter den Räuberstämmen Südmadagaskars.

Von D. G. Kurze.

(Schluß.)

Da Nilsen-Lund schon mehrmals einen derartigen Überfall befürchtet hatte, so hatte er schon im voraus seinen Leuten gesagt, daß sie in einem solchen Falle ihn im Stiche lassen und ihr Heil in der Flucht suchen sollten. Er wollte um seinetwillen das Leben seiner Maromita nicht gefährden. Von Gegenwehr konnte ja bei einem feindlichen Überfalle keine Rede sein. Der Missionar hatte deshalb auch schon jedem seiner Träger eine kleine Geldsumme und ein paar Tauschwaren übergeben, damit sie nicht in Verlegenheit gerieten, wenn sie auf der Flucht von einander getrennt würden. So waren die Träger ihrer Weisung gemäß beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten im dichten Walde verschwunden.

Die überraschten Bararäuber riefen nun: „Nehmt seine Traglasten; denn seine Leute haben ihn verlassen!“ Aber sofort waren wieder einige Maromita auf dem Platze, zum Zeichen, daß sie nicht entflohen wären. Der Missionar bat nun die Bara, sie möchten ihn doch zum König Raifompotsa begleiten; aber ein derartiges Ansinnen steigerte nur ihre Wut. Da bei einem Überfall im Freien immer noch eine Möglichkeit zur Flucht für die Maromita vorhanden war — während sie in einem Dorfe allesamt wie in einer Falle gefangen waren —, erklärte Nilsen-Lund bestimmt, wenn sie nicht Vernunft annehmen und in aller Ruhe die Angelegenheit besprechen wollten, möchten sie sofort an Ort und Stelle mit ihm machen, was sie wollten; er werde keinen Schritt weiter mit ihnen gehen. Da beruhigte sich allmählich der Sturm etwas, und nach einiger Zeit gelang es dem Missionar, der in aller Güte die Wegelagerer zur Besinnung bringen wollte, sich Gehör zu verschaffen. Er erzählte ihnen, was ihn zu dieser Reise bewogen habe und wie er durchs Tanosiland zu reisen gedenke. Schließlich erklärte er sich bereit, ihnen mit seinen Leuten in ihr Dorf zu folgen, wenn sie ihn und die Seinen als

Freunde behandeln wollten. Es fiel den Räubern natürlich leicht, ein derartiges Versprechen zu geben. „Gewiß, ihr seid unsere Freunde. Kommt nur zu uns!“ riefen sie eifrig.

In der Hoffnung, daß die Bara sein und der Maromita Leben schonen würden, versprach der Missionar zu ihnen ins Dorf zu kommen, wenn er alle seine Leute wieder besammen hätte. Da einige von diesen sich fürchten würden, aus ihrem Versteck herauszukommen, solange sie bewaffnet hier am Flusse blieben, bat er sie einstweilen nach Jabohazo vorauszugehen. Es fehlten zur Zeit sechs Maromita; Nilsen-Lund rief nach allen Seiten in den Wald hinein, worauf drei von den Leuten wieder zum Vorschein kamen. Doch setzte er mit den übrigen sein Rufen fort, bis sie die Flüchtlinge endlich hoch droben auf einem Berggipfel über dem Waldrande entdeckten, von wo aus sie beobachteten, was drunten im Flußthale vorging. Auch sie fanden sich nun wieder bei Nilsen-Lund ein.

Die Karawane folgte nun den Bara, welche unter dem Schwingen ihrer Spieße und Flinten und mit ihrem üblichen Kriegsgeheul den Reisezug in ihren Ort hineinführten. Das erste, was der Missionar hier zu hören bekam, war die Kunde, daß eine zweite Räuberschar, die zum Gebiete eines anderen Königs gehörte, weiter im Süden auf ihn lauere, um sich seiner zu bemächtigen; für diesmal waren sie um ihre Hoffnung betrogen. In Jabohazo hielt man nun eifrig Kabar (Beratung, Volksversammlung), was man mit den Gefangenen machen solle. Der alte Dorfhäuptling, der nicht mit am Flusse gewesen war, machte schließlich allem Hin- und Herreden ein Ende mit den Worten: „Der Weiße soll nicht getötet werden. Man befrage den König und alles geschehe nach seinem Willen.“

Es war an einem Mittwoch, als man die Reisenden festhielt. Auch am nächsten Tage ließ man sie noch nicht los, sondern erklärte, daß sie erst am Sonntage beim König vorgelassen werden könnten. Natürlich war Nilsen-Lund auf der Hut und merkte bald, daß man ihm seine Begleiter entreißen wolle. Die meisten von ihnen waren seine oder seines Mitarbeiters Meeg Schüler. Da sie noch in jugendlichem Alter standen, so hätten die Räuber mit ihrem Verkauf in die Sklaverei eine hohe Summe erzielt. Während er so für sich den Entschluß faßte, allein in der Räuberhöhle zurückzubleiben, traf er im geheimen alle Vorbereitungen zur Flucht seiner Leute, damit sie wenigstens ihr Leben in Sicherheit bringen sollten.

Am Freitag ſollten ſie den Verſuch machen, ohne Aufſehen aus dem Dorfe zu entkommen, indem ſie ſich den Anſchein gaben, als wollten ſie Brennholz ſammeln. Der eine nach dem anderen kam, um von ſeinem Miſſionar Abſchied zu nehmen. Es war eine überaus ſchwere Abſchiedsſtunde. Hatten ja doch die Scheidenden nur eine ſchwache Hoffnung, ſich hier auf Erden noch einmal wiederzuſehen.

Als der letzte Maromita verſchwunden war, ſtand Nilſen-Lund allein unter dem wilden, hartherzigen Räubervolke.

„Herr, geleite ſie und ſei ihr Schutz und Schirm in aller Gefahr!“ flehte er und legte ſeine Sache in die Hand des Allmächtigen. War es deſſen Wille, daß er ſeine Reiſe vollenden ſolle, ſo würde er ihm ſchon freie Bahn machen. Dies Bewußtſein hielt ſeinen Mut aufrecht.

Seine nächſten Gedanken waren nun darauf gerichtet, wenigſtens *einen* treuen Diener ausfindig zu machen. Waſſer und Brennholz holen und ſeinen Reis kochen, konnte er ſelbſt beſorgen; aber wenn er zu dieſem Behufe ſeine Hütte verließ, ſo würden die Eingeborenen inzwiſchen ſeine Tauſchwaren ſtehlen und ihm die Fortſetzung ſeiner Reiſe unmöglich machen, auch wenn ſie ihn gutwillig losließen. „Der Herr hat viele Diener,“ dachte der Miſſionar; „er kann ſie herbeiholen, woher er will. Ich will ihn bitten, mir einen zu ſenden, wenn es ſein Wille iſt.“ Und dies Gebet fand bald Erhörung; denn am ſelben Abend kam der ſtärkſte, mutigſte und vielleicht auch glaubensfreudigſte der Maromita, Joſeph, wieder zurück. Er war auf der Flucht vom Wege abgekommen und hatte ſeine Kameraden aus dem Geſicht verloren. Da ſah er darin ein Zeichen von Gott, daß er ſeine Schritte wieder zu ſeinem Miſſionar zurücklenken ſolle. Einen treueren Diener konnte ſich Nilſen-Lund nicht wünſchen. Obgleich jener Eltern, Frau und Kinder daheim hatte, ſo erklärte er doch aus freien Stücken, daß er gern bereit ſei, für das Reich Gottes zu leiden und zu ſterben, wenn es des Herrn Wille ſei.

Am Sonntage tauchte endlich Raiſompotſa und noch ein benachbarter König, Namens Javandra, im Dorfe auf; doch zog der erſtere, der befürchtete, daß die entflohenen Träger in ihrer Heimat genau berichten würden, an welchem Orte ſie ſich vom Miſſionar verabſchiedet hatten, ſeines Weges gleich wieder weiter, als er von der Abſicht einiger ſeiner Unterthanen hörte, den Miſſionar zu mißhandeln.

Am Spätnachmittag jenes Sonntages wurde Nilſen-Lund vor Javandra und eine Schar Bewaffneter geführt; er trat in die Mitte des Kreiſes und ließ ſich nieder; es iſt nämlich bei den Bara Sitte, daß man

sitzend mit einem Könige spricht. Man fragte ihn: „Wohin willst du gehen?“ Der Missionar sah voraus, daß der gegen ihn geplante Überfall nicht im Dorfe, sondern unterwegs ausgeführt werden würde; dem König gegenüber hätte man diese Unthat wahrscheinlich mit dem Vorgeben gerechtfertigt, daß sich der weiße Mann etwas Böses habe zu Schulden kommen lassen.

In dieser Voraussicht entgegnete der Missionar: „Eure Frage will ich beantworten, wenn ihr mir erzählt habt, ob ich etwas Unrechtes unter euch gethan habe.“ Zunächst war alles mäuschenstill; dann flüsterte einer dem anderen zu, und schließlich riefen sie: „Du sollst getötet werden!“ Da sprach der Missionar: „Wenn mir vor dem Tode gebangt hätte, wäre ich nicht zu euch gekommen. Aber der lebendige Gott hat uns sein Wort gegeben, worin er uns verheißt, daß er, wenn dieser sterbliche Leib zerfällt, uns, die wir glauben, zu sich in den Himmel nehmen will. Daher fürchten wir uns nicht vor dem Tode.“

„Du hältst uns auf. Wir lassen dich nicht weiter reden. Schweig!“

„Ihr habt, so zu sagen, meine Füße gefesselt und wollt nun auch meinen Mund verschließen. Aber verzeiht, ich bin noch nicht zu Ende. Jenes Wort hat uns Gott gegeben, nicht daß wir's für uns allein behalten sollen, sondern daß wir's an andere austeilen, auch an euch. Wir sind eure Schuldner, solange wir euch noch nicht seine Botschaft mitgeteilt haben. Aber wir haben den guten Willen es zu thun, und um deswillen bin ich zu euch gekommen.“

„Rede nicht mehr. Der König hat es eilig. Wo sind die Geschenke?“

„Dieses Buch, welches ich in der Hand halte, birgt in sich Gottes Wort, und ihr werdet sehr glücklich sein, wenn ihr es annehmen wollt. Ich will nur auf eine Umwälzung hinweisen, die dieses Wort bei euch hervorrufen wird: Ihr werdet, wenn ihr an Gott glaubt und auf sein Wort hört, euere neugeborenen Kinder nicht mehr in die Ameisenhaufen werfen.“

Bei diesen Worten sahen sich die Bara verwundert an, als wollten sie fragen: „Ja, ist denn das auch wahr?“

Nilsen-Lund aber wiederholte seine Frage: „Habe ich unter euch etwas Böses gethan?“ Da antwortete der König: „Du hast nichts Böses gethan.“

„Verhält es sich so, so will ich meine Reise gen Süden ins Lanosland fortsetzen, und du, o König, sollst wissen, daß, wenn mich jemand unterwegs überfällt, es ohne Grund geschieht. Denn du hast selbst gesagt, daß ich mir nichts Übeles habe zu Schulden kommen lassen.

„Ja,“ rief man da, „nun ist alles zu Ende. Aber wo sind die Geschenke?“

„Noch ist nicht alles durchgesprochen. Wo ist der Führer? Und welchen Tag soll ich aufbrechen? Ich habe es eilig, weiter zu kommen, weil die Regenzeit immer näher rückt. Laßt mich daher gleich morgen ziehen.“

„Nein, morgen nicht; denn bei uns ist es nicht Brauch, daß man am Montag reist; aber am Dienstag magst du aufbrechen.“

„Nun, so muß ich mich wohl bis dahin gedulden. Aber wer will mein Führer sein? Ihr wißt ja wohl, daß sowohl mein Führer als auch meine Träger aus dem Binnenlande mich verlassen haben und daß ich hier wie ein Vogel mit geknicktem Flügel sitze.“

„Wohlan, du sollst Führer haben; ja, du sollst zahlreiche Geleitsmannschaft bekommen. Aber wo bleiben die Geschenke? Wir haben's eilig."

Da gab der Missionar den Begehrlichen 4 Lambas, 2 Dollars und 2 Spaten; letztere werden, wie Eisengeräthe überhaupt, von den Bara sehr hoch geschätzt. Doch wie mit einem Munde riefen alle: „Das ist nicht genug. Der König muß mit seinen Leuten teilen. Rücke noch mehr heraus."

Ich habe nichts mehr übrig, als was ich selber notwendig zu meiner Weiterreise brauche."

Da erklärte der König: „Wir verlangen eine Goldkrone von dir. Schaffe sie herbei!"

„Nein; ich habe keine Goldkrone, o König."

„Hört, er hat keine. Nein, er will nur nicht. Heraus mit dem Golde! Gehe und hole die Goldkrone."

„Ihr müßt mir auf mein Wort glauben; ich habe keine."

„So hole die Ohrringe und die anderen Schmucksachen herbei," sagte der König.

„Auch solche Sachen habe ich nicht bei mir, o König."

„So hole noch mehr. Was du uns gegeben hast, genügt nicht."

Als Nilsen-Lund merkte, daß er mit etwas Nachgiebigkeit am besten fahren werde, sagte er: „Wenn ihr mir nicht Glauben schenkt, so könnt ihr euch mit eigenen Augen überzeugen, was ich noch übrig habe; ich bin gern bereit, mit euch zu teilen."

Bei diesen Worten ging der Lärm los, und während einige schrieen: „Laßt uns die Traglasten wegnehmen; nun packen wir ihn!" sagten andere, die sich vor Raisompotsa genierten: „Wir nehmen sein Gepäck nicht."

„Nun wenn du keine Waren mehr hast, so hast du wenigstens noch Geld," meinte der König. Da legte Nilsen-Lund noch 2 Dollars zu und nun erklärte die Gesellschaft: „Es ist gut. Du bist frei!" Als sich der Missionar zurückzog, brach ein gewaltiger Tumult aus. Der Räuberhauptmann Sahanamo hatte nämlich die eine Lamba an sich genommen; die anderen Lambas wurden in Stücke gerissen und die Streifen als Kopfschmuck umgebunden.

Am Montag Morgen kam der König Javandra zum Missionar, um dessen Gepäck zu untersuchen; er wollte sich vergewissern, ob ihn derselbe nicht betrogen habe. So nahm er jedes einzelne Stück vor und untersuchte es genau; sogar das Feldbett wurde auseinander genommen, wobei ein Kopfkissen sein besonderes Wohlgefallen erregte. Er fragte, mit was es gefüllt sei, und als ihm Nilsen-Lund sagte: „Mit Hühnerfedern", schenkte er dem keinen Glauben; es war nämlich für den König fady (verboten), ein Huhn, oder etwas von einem solchen Tiere zu berühren. Er beruhigte sich nicht eher, als bis der Missionar die Naht des Kopfkissens auftrennte. Da die Hütte ganz voll von neugierigen Bara war, so konnte es Nilsen-Lund im Gedränge nicht vermeiden, daß eine Hühnerfeder seiner Hand entglitt und dem König aufs Bein fiel. Welch ein Schreck! Sofort zog Letzterer seine Beine zurück und schrie voller Aufregung: „Das ist von einem Huhn. Nimm die Feder fort; ich will sie nicht sehen. Sie ist mir zuwider!" So hatte es der Missionar der Hühnerfeder zu verdanken, daß der König mit leeren Händen abzog.

Eine Erquickung in diesem tollen Treiben war es für den Missionar, daß eine alte Frau, welche einen Wasserkrug auf dem Kopfe trug, ihn begrüßte und mit

Thränen in den Augen ihrer Betrübnis darüber Ausdruck gab, daß man beabsichtige, ihm ein Leid anzuthun. Ein an ihrer Seite stehender Mann erzählte dem Missionar, daß jene Frau, seitdem sie von dem Anschlag gegen das Leben des Weißen hörte, vor Kummer so gut wie nichts gegessen habe. Die Umstände hinderten Nilsen-Lund, sich mit der Frau in ein näheres Gespräch einzulassen. Seiner Ansicht nach hatte er es entweder mit einer aus dem Innern geraubten Frau zu thun oder mit einer Mutter, deren Kinder selber in Räuberhänden schmachteten.

Am Dienstag kamen vier Bara, unter ihnen der schon mehrmals erwähnte Räuberhauptmann, zum Missionar und erklärten, daß der König befohlen habe, ihn ins Tanosiland zu geleiten. Ein Widerspruch dagegen, daß der böse Sahanamo mit zu der Geleitsmannschaft gehören solle, war ausgeschlossen, obgleich Nilsen-Lund überzeugt war, daß jener nicht im Auftrage des Königs kam. Am Dienstag kam es übrigens noch nicht zum Aufbruch; derselbe zog sich noch bis zum folgenden Tage hinaus. Der Missionar war so glücklich, außer Joseph noch 2 Hova, welche aus Imerina zu Handelszwecken in diese Gegend gekommen waren, als Träger zu gewinnen.

Es war dem Missionar beim Auszuge aus dem Räubernester Jabohazo, als ob eine schwere Last von seinem Herzen genommen würde. Ging es doch nun südwärts dem Onilahifluſſe zu, an dessen Ufer er mit seinen Begleitern nach wenig Marschstunden stand. Aber war er wirklich seinen Peinigern entronnen? Wenn er einen Blick auf das kalte, starre Gesicht des Räuberhauptmanns warf, so stiegen immer aufs neue Zweifel in seinem Herzen auf, ob er seinen Fuß wirklich ins Tanostland setzen werde. Inzwischen war die Gefangenschaft, an welcher jener Bara die Hauptschuld trug, für Nilsen-Lund nicht ohne Gewinn gewesen; denn er hatte dabei reichlich Gelegenheit gefunden, einen tieferen Einblick in das Elend der Menschen zu thun, die nichts von einem Sünderheiland wissen. Und der Wunsch, daß Christus dem armen Baravolke bald gepredigt werde, war in seinem Herzen um so brennender geworden.

Er schreibt in seinem Tagebuche: „Als ich heute den Ort verließ, wo man mich fast eine ganze Woche gefangen gehalten hatte, erschien mir alles um mich her so prächtig; durch die Natur ging es wie ein heiteres Lächeln; ringsum ragten die Felszinnen wie Türme zum Himmel empor; das Laub der Bäume schimmerte so grün; die Vögel sangen voll Herzenslust und ich mußte unwillkürlich daran denken, daß die Zeit bald kommen werde, wo die Räuber, die diesen Winkel auf Gottes Erde bewohnen, von dem Heiland hören sollen, der sie so innig liebt und die verlorenen Sünder so eifrig lockt, zu ihm zu kommen. Er hat auch hier ein Häuflein, das er zu den Seinen zählen wird."

Damals freilich, als Nilsen-Lund diese Worte schrieb, waren die Bara noch tief in Abgötterei versunken. Ihre Götzen konnte man in drei verschiedene Gruppen einteilen. Die erste umfaßte solche, die nur eine einzelne Person beschützten, welche das betreffende Götzenbild gleichsam als Schmuck am Leibe mit sich herumtrug. Dann verehrte man Götter, welche eine bestimmte Ortschaft beschützten; sie wurden durch längere oder kürzere zugespitzte Stangen versinnbildlicht, welche in den einzelnen Dörfern aufgerichtet standen. An manchen Orten sah Nilsen-Lund deren 11 in ein oder zwei Reihen aufgepflanzt. Auch hat man vereinzelte grobgeschnitzte Götzenbilder

in Menschengestalt mit einem Wurfspieß in der Hand, welche über oder vor dem Thore des betreffenden Ortes angebracht sind und den Ort gegen Feinde schützen sollen. Endlich hat man im Baralande sogenannte Volksgötter, die jeder Bara anzurufen das Recht hat. Ein beliebiger Baum oder Stein draußen im Felde kann die Stelle eines solchen Stammesgottes vertreten.

Wie oft war Nilsen-Lund nicht Zeuge, daß sich die Eingeborenen betend einem solchen Baum im Walde zuwandten und beim Gebet gleichzeitig mit ihren Spießen die Rinde bearbeiteten, um sich zu vergewissern, daß die schwerhörigen Götter ihre Gebete auch wirklich vernahmen. Im westlichen Baralande sah der Missionar inmitten einer großen Ebene einen hohen stattlichen Baum, der als Schutzgott verehrt wurde und von einem kreisförmigen Dornengehege umgeben war. Innerhalb der Umzäunung waren unter dem Blätterdache des Baumes 26 oben kopfartig abgerundete Holzpfosten aufgepflanzt. Diese sollten die Verehrer des Gottes darstellen, welche ihn Tag und Nacht anbeteten und zwar als Stellvertreter derjenigen Bara, welche sie dort in den Boden gesetzt hatten.

Schlimm fand es der Missionar auch um das Familienleben in diesem Volke bestellt. Sowohl unter den Bara, wie bei den Tanosi herrscht die Vielweiberei, und die Frau steht mit der Sklavin auf gleicher Stufe. Einmal fragte Nilsen-Lund ein paar Eingeborene: „Warum laßt ihr eure Frauen nicht mit euch zusammen essen? Warum müssen sie warten, bis ihr fertig seid, und dann mit dem kaltgewordenen Reste vorlieb nehmen?“ Da bekam er zur Antwort: „Die Frau ist unsere Sklavin. Will sie nicht warten, so geben wir ihr einfach einen Hieb über den Kopf, daß sie da liegt.“

Hat ein Kind das Licht der Welt erblickt, so muß vorerst der Zauberer über sein Schicksal befragt werden. Lautet seine Antwort, daß es an einem bösen Tage geboren sei, so glauben die Eingeborenen steif und fest, daß, wenn es am Leben bleibe, entweder der Vater oder die Mutter bald sterben werde. Da nimmt dann der Vater das unglückliche Kind und begräbt es lebendig in einem Ameisenhaufen oder wirft es in den dichten Buschwald hinein. Seltener passiert es, daß ein solches Kind auf Befehl des Zauberers mitten auf den Weg gelegt wird, auf welchem das Vieh seinen Kraal verläßt. Tritt es das Vieh nicht tot, so darf es am Leben bleiben.

Zu Zeiten können übrigens die Eltern ihr dem Tode geweihtes Kind auch wiederbekommen; aber es hängt das ganz von der Bestimmung des Zauberers ab. Zunächst muß in einem solchen Falle den Göttern ein Stück Vieh geopfert werden. Dann gräbt man durch den Abhang des nächstgelegenen Flußufers einen kleinen Tunnel, neben welchen das blutende Opfertier gelegt wird. Das Kind läßt man durch diesen Tunnel in den Fluß hinabgleiten, wo es vom Vater aufgefangen wird; hinterdrein vergräbt man ein Stück vom Opferfleisch im Tunnel.

Unvergeßlich bleibt dem Missionar ein Bara, mit dem er auf seiner Reise zusammentraf; er erzählte ihm von seinem Kinde, wie es auch an einem unheilvollen Tage geboren und auf welche Weise es vor dem sicheren Tode gerettet worden war, und schloß mit den flehenden Worten: „Komm und wohne unter uns und ich will der erste sein, der zu dir kommt, um Gottes Wort zu lernen“.

III. Ein Besuch bei den Königen des Lanosilandes.

Endlich stand der Missionar am Onilahifluſſe, der seine Wellen gen Südwesten entsendet und von der Stelle an, wo ihn Nilsen-Lund zum erstenmal berührte, für Boote bis zum Meere schiffbar ist. In der trockenen Jahreszeit freilich, wo das breite Flußbett voller Sandbänke ist, geht die Fahrt nur sehr langsam von Statten und man bringt 8 Tage bis zum nächsten Hafenorte zu. Als Beförderungsmittel benutzen die Eingeborenen je 2—6 winzige Kähne, welche durch darüber gelegte Zweige und Rohrbündel zu einer Art Floß verbunden werden, auf dem man Menschen und Ladung befördert, die meist in Reis und anderen Nahrungsmitteln besteht. Da der Onilahi einen ziemlich reißenden Lauf hat, so verkaufen die Eingeborenen mit der Ladung zugleich ihre Kähne an der See und kehren zu Fuß in ihre Heimat zurück.

Nilsen-Lund konnte aus diesem Grunde keine Kähne zu mieten bekommen, sondern mußte deren nicht weniger als sieben Stück kaufen. Vier davon beanspruchte der Räuberhauptmann zu einem Floß für sich und seine Leute; die andern drei band der Missionar für sich und seine Träger zusammen.

Am Nachmittag endlich konnten die beiden Fahrzeuge vom Ufer abstoßen. Aber siehe da, in dem des Räuberhauptmanns sind nur drei Bara! Was hat das zu bedeuten? Sahanamo erklärt, daß der vierte Mann erst weiter flußabwärts mit ihnen zusammentreffen werde; gleichzeitig erzählt er, der König habe geboten, daß der Missionar auf einer Stange ein Stück weißes Zeug anbringen solle, damit alle, die ihnen begegneten, wüßten, daß er der weiße Mann sei. Da Nilsen-Lund gar wohl merkte, daß dies ein mit den am Ufer versteckten Räubern verabredetes Signal sei, um sie ganz sicher in deren Hände zu liefern, hütete er sich natürlich, dem angeblichen Befehle des Königs nachzukommen. Als die Sonne an diesem Abend im Westen hinter dem Urwalde verschwand, waren die Reisenden schon ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen; ihr Nachtlager schlugen sie auf einer Sandbank mitten im Flusse auf.

Am andern Tage ging es in flotter Fahrt weiter den großen Fluß hinab, der sich durch sandiges Flachland hindurchwindet. Von Eingeborenen war wenig zu sehen. Der Abend kam und mit ihm die Rast; aber jener fehlende Barafürher hatte sich noch nicht blicken lassen.

Als sie am dritten Tage ihrer Flußfahrt eine Weile den Onilahi hinabgeglitten waren, that der Räuberhauptmann so, als belästigten ihn die Sonnenstrahlen; er richtete eine Stange auf seinem Floße auf und hing seine weiße Lamba darüber, angeblich, um im Schatten sitzen zu können. Natürlich war das nur jenes Signal für die Räuber, zu dem sich Nilsen-Lund nicht hatte gutwillig verstehen wollen. Letzterer machte sich nun vollkommen mit dem Gedanken vertraut, daß jener Bara zusammen mit befreundeten Genossen sie unterwegs überfallen werde.

Nach einiger Zeit befahl der Hauptmann, daß man am Nordufer landen solle; denn dort wolle der vorausgeeilte Mann zu ihnen stoßen. Man befand sich gerade an der Südgrenze des Baralandes, vor dem Orte Seranana, der nicht wenig Einwohner zählte. Nach Verlauf einer Stunde kam der vermißte Mann endlich zum Vorschein; wie Nilsen-Lund deutlich bemerkte, hatte er eine Schar Räuber zusammen-

gebracht, von denen einige sich ganz ungescheut auf dem Flußufer aufgestellt hatten. Allein getrauten sich offenbar die Führer nicht recht, den Überfall auszuführen.

In der Hoffnung, sich noch durch eilige Flucht retten zu können, stieß Nilsen-Lund mit den Seinen vom Ufer ab und trieb sein Fahrzeug in die Strömung hinaus. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als ein Haufe Bewaffneter hinterdrein jagte, von denen ein Teil am Ufer entlang lief und der andere im Flußbett selber watete. Bald waren die Flüchtlinge eingeholt und gezwungen, wieder zu landen. Der Räuberhauptmann erklärte mit cynischer Offenheit: „Wir töten dich und binden deine Leute", und befahl gleichzeitig seinem Gefolge, den Missionar und seine Getreuen zu packen. Aber da zeigte sich, daß man über die nächsten Schritte nicht ganz einig war. Inzwischen waren durch das Kriegsgeheul, welches die Räuber bei Nilsen-Lund unvermuteter Abfahrt ausgestoßen hatten, einige Eingeborene aufmerksam geworden und kamen herbeigerannt, um zu sehen, was los sei; als diese die Lage überblickten, wollten sie den Missionar retten. Einen derartigen Zwischenfall hatten die Räuber nicht in Berechnung gezogen, und keiner von ihnen getraute sich nun, die Hand an das kleine Häuflein zu legen. Als eine Art Lösegeld gab der Missionar dem Räuberhauptmann und dessen Freunden eine kleine Summe und einige Tauschwaren.

Natürlich bat er nach solchen Erfahrungen seine unheimlichen „Führer", sie möchten sich nicht weiter bemühen, sondern in ihre Heimat zurückkehren. Aber der Missionar hatte ja noch einige Traglasten bei sich, die ihnen in die Augen stachen. Sie dachten: „Ist's das erste Mal fehlgeschlagen, so kanns ein zweites Mal umso besser gelingen." Da der Missionar in ihren Händen war, hielt er es für unklug, sie zur Umkehr zwingen zu wollen, und setzte so die Flußfahrt in Gesellschaft seiner Plaggeister fort, indem er um so eindringlicher zum Herrn um Hilfe flehte.

Am Abend schlugen sie ihr Lager wieder auf einer Sandbank im Flusse auf. Mitten in der Nacht kam ein Krokodil aus dem Wasser heraus und rückte gegen den Lagerplatz heran; zum Glück wurde man es rechtzeitig gewahr und konnte es in die Flucht schlagen. Überhaupt schien der Onilahi ein Lieblingsaufenthalt dieser gefährlichen Tiere zu sein; an einem einzigen Tage zählte Nilsen-Lund nicht weniger als 20 Stück, die sich auf Sandbänken im Flusse sonnten.

Am vierten Tage der Flußfahrt gab es einmal ausnahmsweise keine besonderen Widerwärtigkeiten. Man war bereits in das Gebiet der Tanosi eingetreten, welches der Onilahi in südwestlicher Richtung durchzieht. Da die Eingeborenen ihre Reisfelder an den Nebenflüssen angelegt haben, so machten die Uferlandschaften des Onilahi einen wenig belebten Eindruck.

Während der Fahrt gab sich der Missionar öfters Mühe, im Gespräche mit dem Räuberhauptmanne dessen Gedanken himmelwärts zu lenken; aber alle Bemühungen waren vergeblich. Als er ihn eines Tages daran erinnerte, wie überaus glücklich sich sein Leben gestalten würde, wenn er in Wahrheit den lebendigen Gott anbeten lerne, sagte er selbstzufrieden: „Ja, wenn ich beten lerne, werde ich meine Sache ganz vortrefflich machen; denn mir fällt das Reden so leicht." Selbstverständlich machte ihn Nilsen-Lund darauf aufmerksam, daß es Gott nicht auf schöne Reden, sondern auf die Herzensgesinnung des Betenden ankomme.

Im Laufe des Nachmittags kamen die beiden Fahrzeuge an eine Stelle, wo sich der Fluß sehr ausbreitete, zugleich aber auch sehr seicht wurde, sodaß es seine

Schwierigkeiten hatte, vorwärts zu kommen. Hier schlossen sich der Reisegesellschaft des Missionars 50 Kähne an, welche zu 14 Flößen zusammen gebunden, mit Lebensmitteln beladen und von 18 Bara bemannt waren. An manchen Stellen mußte alles aussteigen, um die erleichterten Fahrzeuge über die Untiefen hinwegzuschieben; am schwersten hatten es dabei jene Handelsleute mit ihren tiefgehenden Flößen; doch half eins dem andern, bis man in tieferes Wasser gelangte. Das Nachtlager wurde wieder auf einer Sandbank aufgeschlagen; aber diesmal etwas höher über dem Wasser, um vor unliebsamen Besuchen der Krokodile sicher zu sein. Die Bara ließen sich zur Seite des Missionars nieder, und es entspann sich ein ganz lebhafter Verkehr zwischen beiden Parteien, während sie in der reinen, ein wenig kühlen Abendluft um das Lagerfeuer saßen und ihren Reis kochten. Die Bara waren sehr spärlich bekleidet; als Nachtlager benutzten sie den Sand in unmittelbarer Nähe des Feuers und bedeckten sich mit kleinen Strohmatten. Wurde es ihnen während der Nacht zu kühl, so standen sie auf, legten ein paar Scheite Holz aufs Feuer und gruben sich wieder in den Sand ein.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich der Missionar von diesen Bara-Reisegefährten und stieß mit seinen Fahrzeugen ab, um an diesem Tage den westlichen Teil des Tanosilandes zu erreichen. Von hier ab verläuft der Onilahi in der Richtung von Ost nach West, auch wurde er von nun an tiefer, sodaß die Fahrt glatter von Statten ging. Hier tauchen auch einzelne Bergspitzen am Horizont auf, die eine wohlthuende Abwechselung in das sonst so einförmige Flachland bringen. Der Onilahi trennt hier in seinem gen Westen gerichteten Unterlaufe das Mahafalivolk im Süden von den Tanosi im Norden. Am Abend hatte Nilsen-Lund den äußersten westlichen Punkt auf seiner Flußfahrt erreicht und mußte nun gen Norden marschieren, um zum Tanosikönig Befanosa zu gelangen, dessen Hauptstadt Manantsa ein paar Stunden vom Fluß entfernt liegt. Da der Abend schon zu weit vorgeschritten war, um die Residenz noch erreichen zu können, schlug Nilsen-Lund noch einmal sein Lager am Flußufer auf und sandte im Voraus einen Boten zum Könige, um ihn von seinem bevorstehenden Besuche zu unterrichten. Er that es mit gemischten Gefühlen; denn wer bürgte ihm dafür, daß er es nicht mit einem launischen Fürsten zu thun bekam, der ihn viele Tage warten ließ, ehe er ihm die Erlaubnis zu einer Rundreise durchs Tanosiland gab? Würde er ihm vielleicht gar unter dem einen oder anderen Vorwande die Reise überhaupt verbieten? Der nächste Tag schon mußte Antwort auf diese bangen Fragen bringen.

Am folgenden Morgen sah der Missionar einen Haufen Eingeborener sich dem Lager nähern; es war der König mit seinem Gefolge. Er drückte dem Missionar die Hand, begrüßte ihn als Freund und ließ sich an seiner Seite nieder. Es war ein stattlicher Mann von ungefähr 30 Jahren. Auf dem Kopfe, an jedem Arme und Beine trug er je zwei Götzenhörner; außerdem hing eine Kette von Götzenfiguren auf seine Brust herab. Ein Mann aus seinem Gefolge leitete die Unterhaltung mit folgender Ansprache ein: „Als der König von deiner Ankunft hörte, zog er sofort dir entgegen, um dich in seine Residenz einzuladen. Er ist dein Freund und wünscht nicht, daß du hier im Freien übernachten sollst; denn in diesen Gegenden giebt es viele Ratten (Räuber), die nicht genug zum Leben haben. Er bittet dich deshalb, ihm zu folgen."

Nilsen-Lund dankte sowohl für des Königs freundlichen Willkommengruß, als

auch für die Aufmerksamkeit, daß er sich selbst auf den Weg gemacht habe, um ihn abzuholen; dann gab es noch einen kleinen Austausch gegenseitiger Höflichkeiten, und der Aufbruch nach der Hauptstadt ging vor sich. Der Missionar mußte unterwegs in der Sonnenglut manchen Schweißtropfen vergießen; wies doch der Thermometer 51° R. in der Sonne auf.

In Manantsa angelangt, forschte der König nach den Reiseplänen des Missionars und als er hörte, daß sein Gast sich zunächst das Tanosiland besehen und dann quer durch die Insel gen Südosten nach Fort Dauphin wandern wolle, erklärte er eine solche Landreise wegen der vielen Wegelagerer für unausführbar. Dagegen riet er, nach der Hafenstadt Tullear an der Westküste und von da mit Schiffsgelegenheit nach der Südostküste zu fahren; er selbst erklärte sich bereit, seinem Gast bis in die nächste Seestadt das Geleite zu geben. Doch konnte Nilsen-Lund seinem wohlgemeinten Rate nicht folgen, da es ihm gerade darauf ankam, die auf jener Landroute wohnenden Stämme kennen zu lernen und einer späteren Missionsthätigkeit vorzuarbeiten.

Im ganzen blieb der Missionar beim König Befanosa zwei Tage; er ließ es nicht an Freundschaftsbeweisen fehlen und stellte auch zwei Führer zur Verfügung, welche ihn durch sein Land und später noch weiter bis Fort Dauphin geleiten sollten. Nachdem der König noch einige Kleinigkeiten als Geschenk erhalten hatte, schickte sich Nilsen-Lund eben an, zu dem König Befitori, einem älteren Bruder seines Gastfreundes weiterzuziehen. Aber in dem Augenblicke, als der Reisezug sich in Bewegung setzte, erschien der Räuberhauptmann auf der Bildfläche und verbot den Weitermarsch. Gleichzeitig suchte er die Tanosi gegen den Missionar aufzuhetzen und sie zur Plünderung von dessen kümmerlichen Warenresten zu überreden; aber es gelang ihm nur, zwei Eingeborene auf seine Seite herüberzuziehen.

Nilsen-Lund erklärte offen: „Mir ist nur noch so wenig Warenvorrat übrig geblieben, daß ich nichts davon entbehren kann. Nehmt ihr mir etwas weg, so kann ich mir unterwegs keine Nahrungsmittel kaufen, und bin somit gezwungen, hier bei euch zu bleiben. Gebt ihr dann, die ihr hier in diesem Orte wohnt, mir etwas zu essen, so friste ich mein Leben; wenn nicht, so muß ich verhungern.“ Auf diese Worte kam Leben in die Menschenmenge, die den Missionar und seine Reisegefährten umringte. Man bedrohte die Männer, welche sich der Lasten bemächtigen wollten, und erklärte es für eine Schande, wenn man den Missionar um das bringe, was er unterwegs brauche, um sich Reis zu kaufen. So sah sich der Räuberhauptmann gezwungen, auf die Plünderung zu verzichten, und Nilsen-Lund konnte mit den Seinen die Reise fortsetzen.

Nach dreistündigem Marsche standen sie vor dem Thore Kiliarivos, der Residenz Befitoris, wo viele Eingeborene neugierig dem Eintreffen des Missionars entgegensahen. Der König, ein schöner kräftiger Mann in der Mitte der Dreißiger, empfing samt seinem Volke den weißen Gast freundlich und sprach den Wunsch aus, daß Missionare sich in seinem Lande niederlassen möchten. Unter anderem erklärte er: „Wenn ihr kommt, um uns zu lehren, sollen meine Kinder eure ersten Schüler sein.“

Als dem Missionar dicht neben dem Gehöfte des Königs ein Haus als Wohnung angewiesen wurde, bat der Räuberhauptmann, der sich fortwährend an Nilsen-Lunds Fersen heftete, ebenfalls um eine Unterkunftsstätte in unmittelbarer Nachbarschaft des

Missionars, weil er über die Sicherheit seines „Freundes" wachen müsse. Bis dahin hatte es letzterer so viel wie möglich vermieden, diesen Menschen durch Widerspruch zu reizen. Jetzt aber glaubte er doch den Zeitpunkt gekommen, dem Heuchler fest entgegen zu treten. Er sagte deshalb, er würde es für eine Schande ansehen, wenn er sich in der Residenz des Königs nicht auch ohne einen solchen Schutz sicher fühle. Befitori ahnte den Zusammenhang und ließ dem Barahäuptling sein Quartier in einem anderen Stadtteile nachweisen. In aller Stille unterrichtete dann der Missionar den König über die peinliche Lage, in welcher er sich jenem Manne gegenüber befand. Der Herrscher war sofort entschlossen, was er zu thun habe. Um den Räuberhauptmann los zu werden, ließ er ihn im Unklaren, zu welcher Zeit und wohin er den Missionar entlassen werde. Unter diesen Umständen wagte der Häuptling, welcher die Absicht des Königs gar wohl durchschaute, nicht länger zu verweilen, sondern zog mit seinen 3 Begleitern seines Weges wieder heim. So war mit einem Mal Nilsen-Lund von jenem Plagegeiste erlöst, der ihn 16 Tage hindurch nicht aus seinen Händen gelassen hatte; er fühlte sich frei, wie ein Vogel, welcher der Schlinge entronnen ist.

Nachdem er einen Tag die Gastfreundschaft Befitoris genossen hatte, setzte er seine Reise weiter ostwärts durch das Tanosiland fort. Die hiesige Tanosibevölkerung, die meistenteils auf dem rechten Ufer des Onilahi zusammengedrängt sitzt, ist aus der Gegend um Fort Dauphin, wo jetzt noch der Mutterstamm zu finden ist, eingewandert. Es war in den sechziger Jahren, als ihnen einer der Hova-Gouverneure jener Hafenstadt zu unbequem wurde, und so bahnte sich ein Teil des Stammes einen Weg gen Nordwesten und schuf sich am Onilahi neue Wohnsitze, indem er die Bara nach Norden zu und die Mahafali gen Süden verdrängte. Die Tanosi sind ein schöner, kräftiger und aufgeweckter Menschenschlag, von dem Nilsen-Lund den Eindruck gewann, daß er die Predigt des Evangeliums nicht zurückweisen werde. Wo er mit ihnen zusammentraf, empfingen sie ihn mit offenen Armen und nicht wenige erklärten, daß sie gern in den Unterricht kommen würden, wenn Missionare im Lande wohnten. Auch dieses Volk ist politisch sehr zersplittert, da sich nicht weniger als 22 „Könige" in seine Herrschaft teilen.

Daß sie der Friedensbotschaft bedürftig sind, merkte der Missionar so recht, als er eines Tages in einer Ortschaft östlich vom Onilahi Halt machte, wo eben ein Kind lebendig begraben worden war. Am Abend überwältigte die Mutter der Kummer in solch unwiderstehlicher Weise, daß sie wie unsinnig herumlief und sich nicht zu raten und zu helfen wußte. Da sagte einer von des Missionars Trägern, der Zeuge ihres Jammers geworden war, zu der verzweifelten Frau, sie möchte doch hingehen und ihr Kind retten; es sei ja doch auch ein Geschenk des lebendigen Gottes. Die Arme folgte den Worten und eilte bebenden Herzens zur Grabstätte des Kindes, schwankend zwischen der Furcht, daß es schon erstickt sei, und der Hoffnung, daß sie es noch am Leben finden werde. Sie scharrte mit ihren Fingern den kleinen Grabhügel auf, und — o Wunder — das Kind atmet noch. Aber als sie es nun herzt und wieder heim trägt, wird ihr Mann sie gewahr und schreit voller Wut: „Du sollst mir dem Kinde nie wieder über meine Schwelle kommen! Im übrigen kannst du damit machen, was du willst." Darüber entstand nicht wenig Lärm im Dorfe, und Nilsen-Lund, der sich in seiner Hütte bereits zur Ruhe begeben hatte, glaubte schon, es sei ein Brand ausgebrochen, als er von seinen Leuten den

Zusammenhang erfuhr. Da wars ihm, als hörte er die Stimme des macedonischen Mannes: „Komm herüber und hilf uns!“

IV. Über Berg und Thal quer durch den Süden Madagaskars.

Zwei Tagereisen östlich vom Onilahi kam Nilsen-Lund aus dem Gebiete des Tanosi-Stammes wieder heraus und zog nun drei Tagesreisen durch einen wüstenähnlichen Strich in südöstlicher Richtung hindurch. Die Gegend war sehr wasserarm; nur hier und da in den ausgetrockneten Flußbetten fanden sich einzelne Tümpel. Leider verfehlten die Führer gleich im Anfange den Weg, so daß sie einen vollen Tag in der Irre umherliefen. Am Abend stießen sie auf einige Hirten, die wegen des Grasmangels mit ihrem Vieh immer auf der Wanderschaft sein müssen. Sie waren nicht wenig erschrocken, als sie mit einem Male den ersten weißen Mann auftauchen sahen; besonders entsetzte sich der eine von ihnen vor den Stiefeln des Missionars, von denen er glaubte, daß sie mit dem Körper fest verwachsen wären. Mehrmals rief er in seiner Angst aus: „Ich falle dir zu Füßen, mein Herr. Verschone mich nur. Laß mich dein Sklave sein!“ Späterhin beruhigte er sich, so daß er sich in den Abendstunden nebst seinen Gefährten an dem Lagerfeuer des Missionars niederließ und sich mit demselben befreundete. Nach einer stärkenden Nachtruhe unter einem Baume neben einem trockenen Flußbette ließ sich Nilsen-Lund am andern Tage von den Hirten den rechten Weg zeigen; aber je weiter ihn dieser gen Osten führte, um so schwieriger wurde es, Wasser zu finden.

Im Osten dieses Wüstenstriches türmen sich die schroffen Ambohiberge in die Höhe. Nach ihrer Überschreitung gelangte die kleine Karawane auf eine Hochebene, die von einer aus Bara und Tanosi gemischten Bevölkerung bewohnt war; als Nachtquartier wurde der Ort Jaboaloka gewählt. Die waffentüchtige Mannschaft des Bezirkes stand gerade im Begriff, einen Raubzug gegen die Tandroi zu unternehmen. Mit bewegtem Herzen sah der Missionar auf jene schönen, kräftigen Männer- und Jünglingsgestalten, die ihre Tage im Dienste der Räuberei vergeuden. Aber so wenig waren sie sich ihrer Schuld bewußt, daß sie zu Nilsen-Lund kamen und ihn baten, im „Buche“ nachzusehen, ob sie von ihrem Raubzuge mit reicher Beute zurückkehren würden. Unter der Schar waren Knaben von erst 14—15 Jahren; so früh werden sie schon daran gewöhnt, das Blut ihrer Mitmenschen zu vergießen. Im übrigen benahm sich die Bevölkerung freundlich gegen den Missionar und verkaufte ihm bereitwillig die Lebensmittel, die er für seinen weiteren Zug durch die Einöde benötigte.

Zunächst ging es nun über das 4000 Fuß hoch gelegene Tsitongankanga gen Süden. Unterwegs schlossen sich der Karawane zwei Eingeborene an, die sich durch ihre an die Führer gerichteten Fragen sehr verdächtig machten. Um sie abzuschütteln, bog Nilsen-Lund von dem eigentlichen Reisewege ab und erreichte damit auch seinen Zweck. Das Nachtlager schlug er mit den Seinen an einem rauschenden Bergstrome auf; von nun an gab es wieder gutes und reichliches Wasser. Am dritten Tage kamen sie in eine gut bevölkerte und fruchtbare Ebene, die ringsum von Bergen eingeschlossen war; sie liegt ungefähr in der Mitte von Südmadagaskar auf der Grenze des Bara- und Tandroi-Gebietes, fünf Tagereisen südlich von der Hovafestung Ihosi.

In dem Hauptorte des Bezirkes, Tsivoro, wohnten mehrere Hovahändler. An demselben Tage, an welchem der Missionar dort anlangte, trafen auch zwei Händler von Ihosi ein. Sie hatten ihrer sechs jene Stadt verlassen, waren aber unterwegs

von Räubern überfallen worden, welche zwei von ihnen erschlugen und deren Traglasten an sich nahmen, während sich die andern drei durch eilige Flucht retteten, einer davon in der Richtung gen Norden. Am selben Abend kamen auch einige ortsangesessene Eingeborene von einem Raubzuge aus dem Landroilande zurück und zwar mit leeren Händen; dazu war ihr Anführer von den Landroi erschlagen worden, und sie hatten nicht einmal seine Leiche bergen können. Die ganze Nacht hindurch konnte man nun in und um Isworo Trauergeheul und Gewehrsalven hören. Ein elender Abschluß eines elenden Lebens!

Die Hova, mit welchen Nilsen-Lund hier zusammentraf, suchten ihm die Möglichkeit auszureden, daß er auf dem von ihm gewählten Wege die Südostküste erreichen werde, und führte ihm als abschreckendes Beispiel das Geschick des Hovagouverneurs Andriamise vor Augen, der wenige Jahre zuvor auf dem Marsche vom Fort Dauphin nach Ihosi von den Eingeborenen überfallen worden war. Als er sah, daß seine Soldaten nicht Stand hielten, stellte er sich mit Frau und Kindern neben dem Pulvervorrat, den er mit sich führte, und sprengte sich und die Seinen in die Luft. Nilsen-Lund ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern setzte seinen Marsch getrost fort, im Vertrauen darauf, daß der Herr der Ernte seinen Arbeiter treulich ans Ziel bringen werde.

Es galt nun zunächst mittelst eines dreitägigen Marsches eine fast menschenleere Waldgegend zu durchqueren. An einer Stelle führte der Weg durch eine enge Schlucht an dem hochgelegenen Dorfe Joramami vorbei, dessen dem Tandroistamme angehörenden Insassen jeden Vorüberziehenden wahrnehmen konnten. Die Dorfbewohner standen in dem Rufe, arge Wegelagerer zu sein. Als der Missionar diese gefährliche Nachbarschaft passierte, kam ein Mann aus dem Orte herab und fragte, ob die Reisenden an diesem Tage jemandem begegnet wären. Als Nilsen-Lund die Frage verneinte, begab sich der Landroi wieder nach Hause. Dafür tauchten mit einem Male drei Männer auf, welche auf den Schultern Körbe trugen und sich für Reisende ausgaben, die gern Anschluß für die Wanderung durch die vor ihnen liegende einsame Gegend suchten. Sie fingen gleich eine lebhafte Unterhaltung an, aber da Nilsen-Lund in ihnen mit Recht Spione vermutete, so sorgte er dafür, daß sie nur ausweichende Antworten erhielten. Da setzten sich die verdächtigen Gestalten nach einer Weile, wie zum Ausruhen, unter einem Baum und ließen sich fortan nicht mehr sehen.

Am dritten Tage endlich kam die Karawane wieder in bevölkertere Gegenden und zwar in die Thallandschaft Isira, deren Bewohner die Wanderer freundlich aufnahmen und ihnen gern die nötigen Lebensmittel für den Weitermarsch abließen.

Gleich hinter Isira hatte die Reisegesellschaft einen steilen Aufstieg vor sich, bis sie die Spitze des 4000 Fuß hohen Berges Sambalahi erreichte. Mit Sonnenuntergang gelangten sie dann auf der andern Seite in das enge Thal Fialiana, wo sie ihr Lager mitten im Walde zwischen einigen großen Steinen aufschlugen, da sie der Bevölkerung des nächsten Dorfes nicht trauten. Nachts zuvor waren hier sieben Reisende, welche ebenfalls zwischen den Steinen geruht hatten, überfallen worden. Fünf von ihnen wurden als Sklaven fortgeschleppt, während zwei so glücklich waren, den Räubern zu entfliehen. Nilsen-Lund traf die Geretteten unterwegs und ließ sich von ihnen die näheren Umstände des Überfalls erzählen.

Am nächsten Tage überstiegen sie die großartige Bergkette Maropingaratsa

(„viele Gewehre"), die eine Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel hat. Eine Menge waldumkleideter kegelförmiger Berghäupter stehen hier wie eine Vorpostenkette in Reihen nebeneinander, als wollten sie einem Feinde den Eintritt ins Innere des Landes wehren; daher schreibt sich auch der stolze Name jener Bergkette. Es war ein herrliches Schauspiel, als die Abendsonne ihre rotgoldenen Strahlen wie einen kostbaren Purpurmantel über all diese Zacken und Zinnen ausbreitete!

Mit Einbruch der Nacht langte Nilsen-Lund auf beschwerlichen Pfaden in dem überaus fruchtbaren und dicht bevölkerten Thale Ambalo an und hatte damit das Gebiet des östlichen Tanosistammes erreicht; von hier rechnete man nur noch drei Tagemärsche nach Fort Dauphin. Die Könige dieses Landesteiles lagen leider im Kriege miteinander, und ihre Unterthanen waren daher behindert, das fruchtbare Gefilde ordentlich zu bebauen. Überall in der Osthälfte Madagaskars, wo jahraus jahrein Regen fällt, ist der Pflanzenwuchs ein üppiger; aber keine Gegend war dem Missionar so fruchtbar erschienen als gerade diese. Jedes Fleckchen Erde, jeder Stein, jede Felswand und jeder größere Baumstamm prangte in grünem Schmuck von mannigfaltigster Art und das Auge ward nicht müde, die verschiedenartigen Pflanzenformen zu bewundern. Als eines Tages der Proviant sehr zusammengeschmolzen war, ging der Missionar mit seinen Leuten an einer Stelle, wo früher ein Dorf gestanden hatte, auf die Suche nach Bananen und fand an einem einzelnen Fruchtstengel nicht weniger als 176 große Bananen, die, obgleich noch nicht ganz reif, dennoch auf dem offenen Feuer geröstet eine wohlschmeckende Nahrung abgaben. In der Nähe befand sich eine Mineralquelle mit außergewöhnlich hohen Wärmegraden.

Südlich vom Ivandrika-Gebirge war man nun bereits in die Küstenebene eingetreten. Die Landschaft machte einen freundlichen Eindruck, doch war sie nur schwach bevölkert, da von hier aus der Auswandererzug nach dem Onilahi gegangen ist. Ein mitten auf dem Wege liegender Menschenschädel wies darauf hin, daß hier ein Hovasoldat seinen Wanderstab niedergelegt hatte; gleichzeitig konnte Nilsen-Lund den Schluß daraus ziehen, daß der Verkehr der Hova und Tanosi ein sehr kühler sein müsse, sonst hätten die letzteren eine bessere Ruhestätte für den Verstorbenen ausfindig gemacht. Der Weg bog nun gen Osten ab und nach einigen Stunden Marsches längs der von der Brandung umtobten Küste kam die alte Festung und die sich an ihren Fuß anschmiegende Stadt Fort Dauphin in Sicht.

Gerade fünf Wochen vorher war der Missionar aus dem Räubernefte im Baralande losgekommen; fast die ganze Zeit seither — von den wenigen Tagen der Flußfahrt abgesehen — war er zu Fuße über Berg und Thal im Sonnenbrande gewandert; dreizehn Nächte hatte er unter freiem Himmel kampiert und seinen Durst oft mit verunreinigtem Wasser löschen müssen; aber trotzdem hatte ihn das für Europäer so verhängnisvolle Madagaskar-Fieber nicht gepackt. Oft schien sein Weg versperrt; aber immer wieder hatte ihm sein Gott freie Bahn gemacht, und so war es denn mit Danken und Loben, daß er seinen Einzug in Fort Dauphin hielt, wo seiner ein freundlicher Empfang seitens der Hovabeamten und der dort ansässigen drei weißen Händler wartete.

Viele Stadtbewohner wußten mit sichtlicher Teilnahme von dem zu erzählen, was sie über die norwegische Mission auf der Sakalavaküste gehört hatten. Eingeborene Matrosen von der Westküste, die die Bemannung der Küstenfahrer bilden, hatten nämlich, obschon sie selbst keine Christen waren, dennoch die aufopferungsvolle Arbeit der dortigen norwegischen Glaubensboten nicht genug rühmen können. Man sieht daraus, daß diese Seeleute, wenn sie auch für ihre Person sich der Christengemeinde nicht anschließen, gar wohl wissen, daß das Christentum ein Segen für ihr Volk ist.

Den schwierigsten und gefährlichen Teil seiner Reise hatte Nilsen-Lund hinter sich. Nach einer nur eintägigen Rast in Fort Dauphin zog er nun längs der Ost-

küste gen Norden und zwar in schnellerem Tempo als bisher, da er in Fort Dauphin die Zahl seiner Träger vermehrt hatte. Da die Küstenebene im Osten von zahlreichen tiefeingeschnittenen Flüssen durchfurcht ist, war er sehr oft auf die Benutzung von Booten angewiesen, was die Reise in hohem Grade beschwerlich machte. Eines Tages hielt der Reisezug an einem solchen Flusse; vergebens rief man nach dem Fährmann; weit und breit ließ sich keine Menschenseele sehen. Wohl suchte man beim Auf- und Abwandern längs des Ufers eine Furt, aber es war keine zu finden. Was nun machen? Da wußte der unerschrockene Joseph Rat. Er stürzte sich in den Fluß und schwamm, von den zahlreichen Krokodilen unbehelligt ans andere Ufer. Einer der Maromita faßte Mut und folgte ebenfalls seinem Beispiele. Beide eilten dann in die nächste Ortschaft und nach einer Weile erschienen sie mit einem großen Fährboote, um die ganze Gesellschaft überzusetzen.

Als sie in die Nähe des Vangaindrano-Bezirkes kamen, verbreiterte sich die Küstenebene und die Bevölkerung war eine dichtere als im Süden. Nilsen-Lund kam gleich der Gedanke: „Hier ist ein schönes Arbeitsfeld für einen Missionar.“ Auch bei vielen Eingeborenen schien das Verlangen nach einem Missionar groß zu sein. So sagten einzelne zu Nilsen-Lund: „Wir halten dich fest; du darfst nicht wieder von uns gehen.“ Ein König that die Äußerung: „Mir kanns nichts nützen, ein „Beter“ zu werden, denn ich habe viele Frauen.“ Beim Abschied aber faßte er die Hand des Missionars und sagte: „Komm wieder und lehre uns, und ich will mich von meinen vielen Frauen trennen.“

Abends saß der Missionar in einem Kreise von Eingeborenen und es kam die Rede auf die vielen Kindermorde, die auch auf der Südostküste im Gefolge des Götzendienstes einhergehen. Nilsen-Lund benutzte die Gelegenheit, ihnen Gottes Wort zu predigen und zu zeigen, daß sie, wenn sie Gott recht kennen lernten, sich an keiner solchen Gräuelthat mehr betheiligen würden. Da erhob sich aus der Menge ein stattlicher, intelligent aussehender Mann und sagte: „Mein Name ist Manambintana (er hat ein gutes Schicksal). Als ich geboren ward, meinte der Zauberer, ich wäre an einem unheilvollen Tage auf die Welt gekommen und müsse daher begraben werden. Schon war die Grube fertig und man eben im Begriffe, mich hineinzuwerfen, als ein reiches, kinderloses Ehepaar des Wegs daher kam und die Bitte aussprach, mich an Kindesstatt annehmen zu dürfen. Niemand hatte etwas dagegen und so bekam ich denn jenen Namen, weil sich trotz der Prophezeihung des Zauberers mein Schicksal günstig gestaltet hatte. Meine leiblichen Eltern freilich haben mich verachtet und sehen mich noch jetzt wie einen wildfremden Menschen an.“ Auch dieser Mann und seine Freunde sprachen den Wunsch aus, daß die Missionare bald kommen und sie in Gottes Wort unterweisen möchten.

In Vangaindrano, einem lebhaften Hafenstädtchen und Hovagarnisonsort angekommen, hatte Nilsen-Lund seine Forschungsreise thatsächlich beendet; denn was nun folgte, war ihm bekanntes Gebiet, das er zehn Jahre zuvor als Missionskundschafter durchstreift hatte. Manche unter den Eingeborenen erinnerten sich seiner noch von früher her und ein Taisaka sagte zu ihm: „Fröhlich, fröhlich wollen wir sein, ja jubilieren wollen wir, wenn du kommst und dich unter uns niederläßest.“

Eilend zog Nilsen-Lund nun auf bekannten Pfaden heimwärts und gelangte nach 10 Tagereisen glücklich nach Fianarantsoa, der Hauptstadt Betsileos, wo seine norwegischen Brüder den schon Totgeglaubten voller Freuden in die Arme schlossen. Schwer fiel ihm hier der Abschied von seinem treuen Begleiter Joseph, der heimwärts nach Soatanana eilte. Sein letztes Wort, das er zum Missionar sprach, war: „Einst sehen wir uns im Himmel wieder!“ Am 26. November endlich nach einer viermonatlichen Abwesenheit zog Nilsen-Lund wieder auf seiner Station ein, begrüßt von der Freudensbotschaft, daß seine Träger auf der Flucht aus dem Räubernest trotz mancher Gefahren die Heimat glücklich erreicht hatten.

Seit jener Zeit hat das Evangelium seinen Einzug auch unter den wilden Bara und auf der Südostküste Madagaskars gehalten. Und wenn dort norwegische Glaubensboten unter mannigfachen Stürmen dennoch Fuß fassen und eine Anzahl kleiner Christengemeinden sammeln konnten, so haben sie es nächst Gott jener aufopferungsvollen Wegbereitung Nilsen-Lunds zu danken.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1899.

Rama, der Held des Ramayan.[1])

Nach der Holtzmannschen Übersetzung bearbeitet von A. Flex.

Auf seinem Thron saß Dasarath, Ajodhias Herrscher, und um ihn her, nach ihrem Rang geordnet, saßen die Fürsten und die Könige des Landes, erwartungsvoll harrend, was er ihnen zu sagen habe. Da sprach der König mit der Stimme, die dem Donner glich und nachhallte wie Paukenschall: „Ihr Edlen, ihr wißt, daß ich, meinen Ahnen nachstrebend, dieses Reich mit väterlichem Sinn beschützt, und stets rastlos für sein Wohl bemüht gewesen bin. Nun aber ist mir im Schatten des gelben Sonnenschirms der Leib gealtert, und ich bin der Bürde müde, die der Herrscher als gerechter Richter zu tragen hat. Ich sehne mich nach Ruhe; mein Sohn sei jetzt aufs Wohl des Reichs bedacht. Hierüber euren Rat zu hören, habe ich euch berufen: Rama, mein erstgeborener Sohn, der mich stets durch seine Tugenden erfreut hat, der an Heldenkraft dem Indra gleicht, und der beste und gerechteste der Männer ist, ihn dachte ich als jungen König zu weihen. Überlegt das, und sagt mir dann, ob Rama euch als Führer willkommen sei, und ob ihr von meinem Vorschlag Segen für das Land erwartet."

---

[1]) „Das Ramayan", schreibt von Schröder in „Indiens Litteratur und Kultur", „ist eins der beliebtesten, wenn nicht das beliebteste und populärste Gedicht der Inder. Es ist in eine Menge von Volkssprachen übersetzt und bildet den Stoff vieler Schauspiele. Bis auf den heutigen Tag erfreut die Geschichte Ramas von der Bühne und aus dem Munde der Recitatoren Herz und Gemüt des indischen Volkes." An einer anderen Stelle sagt er: „Stolz verkündet das Gedicht von sich selbst:

So lange die Gebirge stehn und Flüsse auf der Erde sind,
So lange wird im Menschenmund fortleben das Ramayana!"

Valmiki, der Verfasser des Kunstepos Ramayan, hat dasselbe aus uralten Sagen zusammengestellt und aufgeschrieben. Die Sage berichtet, daß der göttliche Seher Narada ihm aufgetragen habe, Ramas Thaten zu besingen, und daß ihm in der Stille der Waldeinsiedelei auch die rechte Form des Liedes der epische Shlok (Vers) durch göttliche Eingebung geworden sei. Valmiki war ein Brahmane und soll dem Geschlecht des Königs Rama verwandt gewesen sein.

Über die Entstehungszeit hat man bei dem Mangel historischer Daten durch Kombination herausgefunden, daß Valmiki das Ramayan im sechsten oder spätestens im fünften Jahrhundert vor Chr. verfaßt hat.

A. Holtzmanns „Rama" behandelt nur das zweite der 7 Bücher des Ramayan, das ganze Gedicht ist erst jetzt, im Jahre 1897 zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Dr. J. Menrad, Gymnasiallehrer in München.

Da erhob ſich ein freudiges Getümmel, der Pfauenherde gleich, die froh der Regenwolke entgegenruft, und laut, daß von dem Schall der Stimmen die Mauern des Schloſſes erzitterten, riefen ſie alle: „Dein Sohn ſei unſer Fürſt und Herr, weih Rama als jungen König!“

Da ſchickte Daſarath den Sumantra, ſeinen Wagenlenker, ab, um Rama zu ſeinem Vater zu entbieten; er ſelbſt aber ſchaute, in der Mitte ſeiner Fürſten von dem flachen Dache des Palaſtes aus, dem Kommenden entgegen. Jetzt ſah er ihn auf ſeinem Zwiegeſpann herannahen, und ſein Vaterherz freute ſich an dem herrlichen Sohne. Jetzt ſtieg Rama herab vom Wagen und eilte hinauf zu der ſchimmernden Burg; mit gefalteten Händen beugte er ſich vor dem Vater, ihm Ehrerbietung erweiſend und ſprach: „Hier bin ich, Vater.“ Der aber hob ihn liebevoll auf und führte ihn zu dem köſtlichen, mit Edelſteinen gezierten Sitz. „Mein Sohn,“ ſprach er ſodann, „du, von der erſten und vornehmſten Königin Geborener, biſt auch an Tugenden der erſte, daher huldigen dir auch die Fürſten und preiſen meinen Rat, dich zum jungen König weihen zu laſſen; morgen wenn es tagt, ſoll das Feſt der Königsweihe ſein. Und nun, mein teurer Sohn, obgleich du von ſelbſt fromm und tugendhaft biſt, ſage ich dir doch aus Vaterliebe, was dir heilſam iſt: Bleibe auch ferner beſcheiden, zügle deine Begierden, folge nie den Eingebungen des Zornes und der Leidenſchaft, trachte danach, die Liebe und Ergebenheit deiner Unterthanen zu erwerben, aber vor allem beherrſche dich ſelbſt immerdar.“ Darauf entließ der König ſeinen Sohn, und dieſer, den Vater ehrerbietig grüßend, ſtieg zu Wagen, und kam, begleitet von dem Jubelruf des Volkes, zur eigenen Burg.

Die Stadt aber rüſtete ſich zu dem morgenden Feſte. Auf friſch beſprengten Straßen wurden Blumen geſtreut; köſtliche Fahnen wehten; Ehrenpforten wurden errichtet; Muſik erſcholl, und feſtlich gekleidete Menſchen mit Blumenkränzen in der Hand nahten ſich den ſilberweißen Tempelpforten.

Da geſchah es, daß von ungefähr die Dienerin der Keikeji, der zweiten Gattin des Königs, die Zinne der Burg erſtieg, und ſtaunend ſchaute ſie ſich um; da erblickte ſie im Feſtgewand mit freudeſtrahlendem Geſicht Ramas Amme; ſchnell eilte ſie zu ihr und fragte, was all dies bedeute. „Morgen mit Tagesanbruch,“ erwiderte ihr dieſe, „wird der König ſeinen erſtgeborenen Sohn Rama zum jungen König weihen.“ Da ergrimmte die böſe, buckelige Zofe und eilends begab ſie ſich zu ihrer Herrin, die ſie ſchlafend fand. „Erwache,“ rief ſie ihr zu, „dir drohet Unheil! Du rühmſt dich fälſchlich der Liebe des Königs, er hat Arges vor: deinen Sohn Farata hat er entfernt, und Rama, den Sohn der Kauſalja will er zum König weihen, ſchon rüſtet ſich die ganze Stadt zum morgenden Feſte; auf, hintertreibe das, ſonſt iſt es um deinen Sohn und dich geſchehen!“ Erſchrocken fuhr Keikeji empor und bethört durch die Ränke der böſen Zofe, beſchloß ſie, deren Rat zu folgen. Sie eilte in ihr Gemach; löſte die tauſendfache Perlenſchnur; legte ihre köſtlichen Kleinodien ab und warf ſich zu Boden im Zorn und Grimm.

Der alte König aber kehrte froh in sein Haus zurück, um der Keikeji, die ja Rama bisher wie ihren eigenen Sohn geliebt hatte, die frohe Nachricht von dessen Königswahl zu verkünden, doch heftig erschrak er, als er die geliebte Frau wie einen seiner Blüten beraubten Blumenstock auf bloßer Erde liegen sah, des Schmuckes und des Geschmeides beraubt. „Was fehlt dir, Liebste," rief er erschrocken, „bist du krank? Hat dich jemand verletzt? Gilt es einen Gefangenen zu befreien, oder einen Bösewicht zu bestrafen? Sage mir, was dich härmt; ich vernichte deinen Gram dem Sonnenstrahl gleich, der den Schnee schmilzt."

„Niemand hat mich verletzt," erwiderte sie, „aber ein Verlangen hege ich, das du gewähren mögest, versprich, mir meinen Wunsch zu erfüllen, so will ich ihn dir nennen."

Da sprach der bethörte Fürst: „Du weißt, daß außer meinem geliebten Rama mir niemand teurer ist als du; so schwöre ich dir denn bei ihm bei Rama, schwöre ich dir, was du begehrst, es sei gewährt."

„Vernehmet es, ihr Götter alle," rief da Keikeji, „der König hat meine Bitte gewährt," und zu ihm gewandt sprach sie: „Gedenkst du noch daran, o König, wie du einst im Kampf von Pfeilen verwundet von mir aus dem Mordgewühl geführt, und dann gepflegt und dem Leben zurückgegeben wurdest? Damals versprachst du mir, zwei Wünsche zu erfüllen; noch habe ich nichts begehrt; jetzt aber zahle die alte Schuld; erfülle meine beiden Wünsche: die Feier, die man zu Ramas Einsetzung vorbereitet, sie sei zur Weihe *meines* Sohnes, des Farata, und Rama, das ist mein zweiter Wunsch, soll als Verbannter vierzehn Jahre lang in der Wildnis leben!"

Betäubt, wie wenn das Reh plötzlich den Tiger vor sich sieht, so stand der König da. War das ein Traum? Hat ein Dämon ihn des Verstandes beraubt? Lange stand er sprachlos, Keikeji anstarrend. „Ist das dein Ernst?" sprach er endlich, „oder willst du nur erfahren, ob auch Farata mir teuer ist? Es kann dein Ernst nicht sein, wie könntest du etwas begehren, was sich mit der Sitte unseres Stammes nicht verträgt, und was mir schimpflich wäre!"

„Es ist mein Ernst," sprach Keikeji, „und sei es recht oder unrecht, was du mir versprochen hast, das muß erfüllt werden."

Da ergrimmte der König in heißem Zorn: „Fluch euch Weibern," rief er, „voll Trug und Eigennutz seid ihr! Mir zum Verderben habe ich dich in diese Hallen eingeführt wie die grause Nacht des Todes, die mir das Schicksal gesandt, um mein Haus zu veröden! O Rama, mein geliebter Sohn!" Und wie ein gefällter Baum lag der greise König auf der Erde seufzend und stöhnend. „Habe Mitleid," sprach er endlich mit schwacher Stimme, „erlaß mir mein Versprechen, damit ich kein Unrecht thue, denn wie kann ich den Beschluß widerrufen, der feierlich verkündet ist? Alle kennen Ramas Tugenden, wie könnten sie begreifen, daß ich ihn verbanne? Und wie soll ich das Leben ertragen ohne meinen

Sohn? Eher könnte die Welt ohne die Sonne bestehen! Erlaß mir mein Versprechen, ich flehe dich an!"

Doch ungerührt beharrte die Böse auf ihrem Rechte.

II.

Hellstrahlend ging die Sonne auf am folgenden festlichen Tage, und die Brahmanen hatten alles zur Feier bereitet: Gangeswasser in goldenen Krügen, einen Rückenstuhl von Feigenholz, Samen von vollen Früchten und für das Opfer Honig, Butter, Käse, Milch, Reiskörner, Blumen und Kusagras. Acht schöne Jungfrauen standen bereit; ein mutiger Kriegselefant war herbeigebracht und ein gelblichweißer Buckelstier. Der gelbe Sonnenschirm und zwei weiße mit goldenen Bändern geschmückte Kühlungsfächer waren da, auch Sänger mit Instrumenten aller Art und Tänzer und Herolde. Die Räte des Königs und sein Heer und die treuen Unterthanen, alle warteten jetzt auf die Ankunft des Königs. „Wer wird ihm melden," sprachen sie, „daß wir alle zu Ramas Feier vereint sind?" „Ich will es thun," sprach Sumantra, des Königs Wagenlenker. Und er begab sich zu der Burg, zu der er jeder Zeit Zutritt hatte, erhob seine Stimme und begrüßte den König mit Segenssprüchen: „So wie sich der Ozean freut, wenn das Tagesgestirn sich erhebt, so laß uns, o Herrscher, deines Anblicks froh werden. Wie einst zu dieser Morgenstunde dem Indra sein Wagenlenker Loblieder sang, als er die Asuren überwunden hatte, so wecke ich dich, o König, jetzt preisend auf, der hehren Sonne gleich, die jetzt die Erde weckt: Vergangen ist die hehre Nacht, ein segensreicher Tag bricht an, erhebe dich, o Herr der Welt, ein großes Werk erwartet dich!"

Doch kummervoll blickte der König auf und sprach: „Was preisest du mich Armen? Nur tiefer reißest du durch deine Worte meine Wunden auf!" Da trat Sumantra ehrfurchtsvoll zurück, Keikeji aber, klug und redegewandt, sprach zu ihm: „Der Gedanke an Ramas Glück hat den König wach erhalten, ihn floh der Schlaf, jetzt aber möchte er ruhen; drum eile, Sumantra, rufe Rama herbei, den jungen König." Zögernd blickte der Wagenlenker auf seinen Herrn. „Ja," sprach dieser, „ich wünsche Rama zu sehen." Da beugte Sumantra sich zur Erde und eilte voll froher Hoffnung davon.

Als nun Rama auf des Königs Wagen, von Sumantra geführt durch die geschmückte Stadt fuhr, da grüßte ihn die frohe Menge und rief ihm Segenssprüche zu. Auf den Dächern und an den Fenstern standen geschmückte Frauen und warfen ihm Blumen zu, und priesen das Glück seiner Mutter Kausalja, und nannten Ramas junge Gattin, Sita, die glücklichste der Frauen. So kam er zum Königspalast, und fuhr zu Wagen durch die ersten drei Höfe, wo die Wachen standen, stieg dann ab und durchschritt die andern zwei Vorhöfe zu Fuß. Dann entließ er sein Gefolge, und trat allein ins Frauenhaus. Hier fand er den König blaß und traurig aussehend, und neben ihm Keikeji. Grüßend neigte

sich Rama zur Erde. „O Rama!“ rief der Vater schmerzlich aus, und konnte vor Thränen ihn weder ansehen noch zu ihm sprechen. Da erschrak Rama und zu Keikeji gewandt sprach er: „Zürnt mir der Vater? Habe ich etwa unbewußt etwas Unrechtes gethan, oder droht ihm ein Unglück?“ „Der Vater zürnt dir nicht,“ erwiderte Keikeji ungerührt, „kein Unglücksfall hat ihn betrübt, aber er hegt einen Wunsch, den auszusprechen er sich scheut. Es betrifft ein Versprechen, das er mir einst gegeben und das ihn jetzt reut, willst du es aber erfüllen, so sage ich es dir, er selbst vermag es nicht.“ „Brauchst du mich erst zu ermahnen, des Vaters Versprechen einzulösen,“ sprach darauf Rama, „auf sein Geheiß stürze ich mich ins Feuer oder in die Tiefe des Meeres, sprich, was ist es, das er mir gebietet?“ Da sagte sie es ihm. Er aber erwiderte voll Ruhe: „O Königin, nicht nach irdischem Gewinn verlange ich; den alten Weisen strebe ich nach; nur die Tugend leitet mich. Darum, was ich dem Vater zu Liebe thun kann, müßt ich auch das Leben lassen, ich thue es mit Freudigkeit, denn eine größere Tugend, eine heiligere Pflicht giebt es nicht, als des Vaters Wort zu befolgen, als den Eltern gehorsam zu sein. Schicke du unverweilt mit schnellen Rossen die Boten ab, die den Farata zur Königsweihe holen sollen, ich aber, sobald ich der Mutter und der Gattin Lebewohl gesagt, gehe fort in den wilden Wald, um dort in der Einsamkeit vierzehn Jahre lang zu bleiben. Farata beherrsche dann das Reich, und sorge du dafür, daß er dem Vater stets gehorsam sei.“ Darauf neigte Rama sich zu des Königs Füßen und auch zu Keikejis, dann eilte er fort, während der Vater laut weinte und schluchzte und kein Wort erwidern konnte.

Jetzt trat Rama aus der Burg heraus zu der harrenden Menge: kein Zug in seinem Gesichte hatte sich verändert, heiter und freundlich wie immer grüßte er das Volk und begab sich dann in das Haus seiner Mutter, wo er auch seinen Bruder Lakschman traf. Die Wachen, die vor dem Thore im ersten Hofe standen, riefen ihm preisend Heil entgegen; im zweiten Hof fand er die ehrwürdigen Brahmanen, er grüßte sie und schritt weiter zum dritten Hofe, wo Frauen und Mägdlein ihn froh begrüßten und dann in das Innere des Palastes eilten, um Ramas Ankunft zu verkündigen. Jetzt trat er ein und sah die Mutter im weißen Linnenkleide beim Opfer stehen, wo sie ihm Glück erbetete. Da sah sie ihn; sie eilte ihm entgegen, schloß ihn in die Arme, küßte ihn auf die Stirne und sprach: „Lang und tugendhaft möge dein Leben sein, wie das aller Könige deines Stammes. Heil dir, Rama, heute setzt dich Dasarath, dein Vater, zum König und Nachfolger ein!“ Rama aber sprach zögernd: „So weißt du noch nicht, was dir und meiner Gattin und dem Bruder Trauriges widerfahren ist? Farata soll König sein an meiner Statt, ich aber gehe auf vierzehn Jahre in die Wildnis als Verbannter.“ Da fiel die Königin zu Boden wie eine Tanne, die die Art fällt; schnell jedoch sprang Rama hinzu, und hob sie auf und tröstete sie liebevoll. Aber sie sprach: „O Sohn, du wirst mich doch nicht verlassen wegen eines bösen

Wortes, das Keikeji, meine Mitgemahlin, zu dir gesprochen hat? Wie Pflicht und Tugend dir gebieten, willst du wandeln? wohlan, so sei es deine Pflicht, der Mutter Gehorsam zu leisten: Ich erlaube dir nicht, in die Wildnis zu gehen, ich würde mich zu Tode härmen, wenn du von mir gingest, was wäre mein Leben ohne dich?" „O Mutter," erwiderte Rama, „ich flehe dich demütig an, laß mich gehen, es ist unmöglich, daß ich des Vaters Wort nicht befolgen sollte! Das Schicksal hat es gewollt, daß der zärtlichste der Väter mich verbannt! Das Verhängnis hat der Keikeji diesen Wunsch ins Herz gegeben. Die unbegreifliche, auch über Geister herrschende Macht des Schicksals zeigt sich an ihr und mir! Wer wollte so vermessen sein, gegen das Verhängnis anzukämpfen? Darum zürne der Keikeji nicht, weil durch sie mir Verstoßung und Verbannung geworden, es war vom Schicksal so bestimmt!"

Doch Lakschman stand mit gefurchter Stirn da, unmutsvoll Ramas Rede mitanhörend. Sein Blick glich dem Zornesblick des Löwen; die Augen rollend, die Hände ballend, das Schwert erfassend, sprach er zum Bruder: „Wie kannst du, der stolzen Kriegerkaste angehörig, so demütig sprechen? Was klagst du das Verhängnis an? Klage die an, die dich ins Unglück stürzen: den König und die treulose Keikeji. Wie sollte es Pflicht sein, dem ungerechten Wort des Vaters zu folgen, welches ihm Keikeji arglistig entlockt hat? Du nennst es Schicksal, aber auch dem unterwirft sich nur der Schwache, der Held besiegt das Schicksal durch seinen Mut! Wie man den wutschäumenden Elefanten mit dem spitzen Stachel zurücktreibt, so hole ich dir durch meine Kraft und Tapferkeit das Schicksal zurück! Keine Macht soll deine Weihe verhindern! Fürchte nicht, du Redlicher, daß das Reich verwirrt und entzweit werde, ich gelobe dir, der Helden Himmel sei nicht mein, wenn ich dir das Reich nicht schütze! Ich habe Kraft genug, dir die Fürsten zu unterwerfen! Wenn ich mit meiner Rüstung angethan dem Feinde gegenübertrete, wer kann mir da widerstehen? Bekämpfen will ich heute noch alle, die deine Einsetzung verhindern wollen!"

Aber voll Ruhe antwortete ihm Rama: „Wohl kenne ich deine treue Ergebenheit, Bruder, und deinen Heldenmut, und deine Tapferkeit und Kraft; jetzt aber betrübst du mich durch deinen Widerspruch. Wohl sollte die Pflicht stets mit Glück vereint sein, wo das aber nicht der Fall ist, da handle man nach dem Gesetz der Pflicht. Die Pflicht ist das erhabendste, und Treue ist die erste Pflicht. Alle Guten haben sich stets dem Gebot der Pflicht gefügt, ich thue es auch. Wie kann ein Mensch die Huld der Götter erwerben, die ihm doch ferne sind, wenn er nicht das Wort des Vaters befolgt, der ihm nahe ist! So erfülle ich jetzt des Vaters Gebot, das mir Keikeji kund gethan hat, du aber halte dein Herz vor Gewalt zurück, und folge der Pflicht und nicht dem Kriegermut. Und du, o Mutter, gieb deine Einwilligung, daß ich in die Verbannung geh, damit ich nicht Ruhm und Seligkeit um einen Königsthron verliere, und für die kurze Lebenszeit nicht irdische Macht, anstatt des himmlischen

Ruhms erwähle. Du bedenke jetzt den greisen König; er bedarf jetzt deiner Pflege; erheitere ihn, daß ihn der Gram nicht verzehre, weil ich ferne bin. Die größte Tugend des Weibes ist ihre treue Gattenergebenheit, die übe du jetzt, und schnell wird die Zeit hingehen; als hättest du geträumt sind dann die vierzehn Jahre vergangen, und froh wirst du mich wiedersehen. So fasse dich nun, und segne mich zu der Reise!"

Da faßte sich Kausalja; mit reinem Wasser benetzte sie die Lippen und rief viel schöne Segenssprüche aus: „So gehe, edler Rama, ich will es dir nicht wehren, geh den Pfad des Guten und kehre bald zurück: die Pflicht, der du so treu gehorchst, die soll dich wiederum bewahren; die Götter, die an Bäumen und Altären du stets verehrst, die sollen in der Wildnis dich beschützen; die Sterne und die Elemente sollen dich behüten in der Einöde. Die Riesen und die Kobolde, die menschenfressenden Ungeheuer, sie sollen dich nicht schrecken, Sohn. Vor Affen und Skorpionen, von Schlangen und Ungeziefer sei deine Wohnung stets bewahrt, o Sohn. Des Elefanten Zahn, des Büffels fürchterliches Horn, die Löwen und die Tiger, sie sollen dir nicht schaden, Sohn! Dein Eingang und dein Ausgang sei gesegnet, was du unternimmst, das glücke und gedeihe dir, und Heil sei mit dir überall!"

Mit Lobgesang, mit Kränzen und Wohlgeruch ehrte Kausalja jetzt die Götter, dann näherte sie sich dem Feuer und ließ von einem würdigen Brahmanen für Ramas Glück der Vorschrift gemäß das Opfer von Butter, weißen Kränzen, Kusagras und Senfkörnern vollziehen; den Rest des Opfers warf der Priester den Vögeln zur Nahrung hin, und ließ dann den Segensprecher mit einem Opfer von Honig, Butter, Milch und Korn den Wald- und Reisesegen über Rama sprechen. Kausalja gab den Priestern darauf Geschenke und sprach zu Rama gewandt: „Geh hin, mein Sohn, ich werde dich gesund und glücklich wiedersehen!" Darauf küßte sie ihn auf die Stirn, und Rama verneigte sich vor ihr und verließ sie dann.

Sita, Ramas junge Gattin, wußte indessen von alledem noch nichts. Froh erwartete sie den Gemahl, der nun als junger König zurückkehren würde, und brachte den Göttern Dankopfer dar.

Zagend näherte sich Rama seiner Wohnung, aber als er nun Sita erblickte und sein festlich geschmücktes Haus, da konnte er seinen Schmerz nicht länger beherrschen: sein Angesicht erblaßte und der Schmerz entstellte seine Züge. Da erschrak Sita: „Was fehlt dir, Rama?" rief sie, „heute ist doch dein Ehrentag, warum bist du so traurig? Warum beschattet der schaumgenetzte Sonnenschirm nicht dein Antlitz? Warum weht man dir nicht Kühlung zu mit den zwei Fächern? Die Brahmanen haben deine Stirne nicht mit Milch und Honig genetzt; kein Herold, kein Sänger zieht, dein Lob verkündend, vor dir her, keine Volksmenge zieht dir im Feierzuge nach; keine vier Rosse ziehen den goldgeschmückten Blumenwagen; kein Elefant zieht vor dir her mit den Abzeichen deiner Würde, keinen

goldenen Thron erblicke ich, und du bist traurig an deinem Ehrentage, was bedeutet das?"

„Sei jetzt, o edle Sita, festen Mutes," erwiderte ihr Rama, „der Vater hat mich verbannt. Ihn erinnerte an meinem Weihetage Keikeji an zwei Wünsche, die er ihr einst aus Dankbarkeit zu erfüllen versprach. So hat sie nun gewollt, daß ihr Sohn Farata König sei und ich vierzehn Jahre lang in der Wildnis leben soll. Um dich noch einmal zu sehen, ehe ich in die Verbannung gehe, bin ich hergekommen. O Sita, bleibe fromm, so lange ich fern bin; fürchte stets die Götter, ehre meinen Vater und meine Mutter; thue nichts, was dem edlen Bruder Farata mißfallen könnte, denn er ist jetzt hier Fürst und Gebieter; erwähne meinen Namen nicht in seiner Gegenwart, die Mächtigen ertragen das Lob nicht, das einem andern gilt, wandle vorsichtig, damit Farata dir gnädig sei." Doch Sita erwiderte: „Nicht deiner würdig sprichst du, Rama! Wie kannst du, o Held, im Ernst so Unrichtiges beschließen! O Rama, jeder andere Mensch hat sein eigenes Los, sucht sein eigenes Glück, nur das Weib teilt gänzlich ihres Gatten Glück und Los. Ich gehe mit dir in die Verbannung. Nicht dem Vater und der Mutter, nicht dem Sohne, nur dem Gemahl soll das Weib im Leben und im Tode folgen. Und wenn du heute noch, o Rama, hinausziehst in den wilden Wald, ich breche vor dir her das Gras, daß nicht sein scharfer Halm dich sticht! Schöner als Königsschlösser, lieber als der Wonnesitz im Himmel ist dem Weibe der Ort, den ihres Gatten Fuß beschattet. So haben es die Eltern mich gelehrt, ich brauche nicht erst zu lernen, wie ich handeln soll! Und im Walde werde ich glücklich sein wie im Vaterhause; nicht an die Pracht der Welt werde ich denken, sondern nur an die Pflicht der Gattin. Wie freue ich mich darauf, den Wald in seiner Schönheit zu sehen, und unter deinem Schutze werde ich sicher und ohne Furcht leben, du Herrlicher! Jahrhunderte werden mir verschwinden wie ein Tag, wenn ich bei dir bin, und ohne dich möchte ich selbst im Himmel nicht leben!" Doch Rama sprach: „O edle Sita, dir zum Heil rate ich dir, gieb es auf, mit mir zu gehen! Sieh, schaurig ist es im Walde: da mischt sich mit dem Getöse des Wasserfalls des wilden Löwen Gebrüll; da stürzen sich die Elefanten auf den Wanderer, und Flüsse und Sümpfe hindern seinen Fuß; das Krokodil lauert am Ufer; kein gebahnter Weg führt dich durch das scharfe Gras, durch die Dornen und Schlinggewächse. Wilde Früchte sind die einzige Nahrung, und auf dürrem Laub, auf bloßer Erde schläft man des Nachts. Ottern kriechen am Boden, Vipern lauern am Bach, Skorpione und Mosquitos, Würmer und Wespen plagen dich. Mühselig und fürchterlich ist es im Walde zu leben, du könntest es nicht ertragen, o Sita, denke nicht mehr daran, mich zu begleiten!"

„Was hat dich so verwandelt, Rama?" rief da Sita scheltend, „bist du ein Held und fürchtest dich? Was setzt dich so in Schrecken, daß du daran denkst, dein treuergebenes Weib zu verlassen? Wie Sawitri ihrem

Gatten, so folge ich dir! Wo du bist, da werde ich glücklich sein; ich werde nicht ermüden, die Dornen sollen mir wie Seide und die Stacheln wie Sammet erscheinen, wenn ich dir folge! Wie lieblich wird es sein, auszuruhen auf weichem Moos und grünem Gras, und die Früchte, die Wurzeln, die du selbst mir holst und reichst, sie werden mir munden wie Himmelskost! Nie werde ich der Eltern oder der Heimat sehnsüchtig gedenken, nie etwas thun, was dir mißfiele! Wo du weilst, da ist mein Himmel, wo du nicht bist, da ist Hölle; darum, o Rama, geh nicht ohne mich, und thätest du es doch, ich nähme heut noch Gift! Doch ach, auch ohne Gift würde ich sterben aus Kummer, daß mich Rama verläßt!" So klagte sie und gleich Bächen brachen die langzurückgedrängten Thränen aus ihren Augen, und schluchzend warf sie sich in ihres Gatten Arme und weinte laut. Da schloß Rama die Trauernde in seine Arme und sprach zu ihr: „O Sita, ohne dich wäre mir der Himmel selbst nicht lieb; wenn du entschlossen bist, mit mir zu gehen, so will ich selbst mein Glück nicht hindern! Rüste dich denn zum Aufenthalt im Walde; verteile Gold an die Brahmanen und Speise an die Bettler; gieb unsern treuen Dienern Schmuck und Gewänder, und teile alles aus, was wir besitzen!" Und Sita, hocherfreut, ging und that wie Rama ihr geheißen.

Darauf schritt Rama mit Sita und Lakschman zum Königsschloß, um Dasarath Lebewohl zu sagen, und Sumantra, der treue Wagenlenker, ging auf Ramas Geheiß, um sie dem Könige zu melden. Ehrfurchtsvoll mit gefalteten Händen trat er vor den tiefbetrübten König, grüßte ihn und sprach mit sanfter Stimme: „Dein Sohn, o Herr, der edelste der Männer steht vor dem Thor; sein Hab und Gut hat er verschenkt, seinen Freunden Lebewohl gesagt; jetzt wünscht er, von dir Abschied zu nehmen, ehe er in die Wildnis geht. Laß ihn ein, ihn, der mit Tugenden geschmückt ist wie die Sonne mit Feuerstrahlen!" „Ja, laß ihn ein, den teuren Sohn," rief der König, und wollte dem Eintretenden entgegen gehen, doch kraftlos sank er zurück. Rama jedoch trat vor ihn hin und mit gefalteten Händen sprach er: „O großer König, Lebewohl! ich bin bereit, zum fernen Waldgebirge Dandaka zu ziehen; auch Sita und Lakschman wollen mit mir gehen. So beurlaube uns nun alle drei, und gehab dich wohl, o Fürst und Herr, und sei getrost und ohne Kummer!" „O Rama," erwiderte der alte König traurig, „ich war bethört, als ich Keikeji die Wünsche gewährte, doch es darf nicht sein!" Und flehend wandte er sich zu Keikeji: „Dein König und Gemahl naht sich dir als Bittender," sprach er, „laß mich nicht vergeblich flehen! Laß Rama das Reich als Geschenk von deiner Hand annehmen, dann wird dein Ruhm sich über die ganze Erde verbreiten! Sieh hier die zarte Sita mit ihren Rehaugen, was hat sie dir gethan, daß nun auch sie durch deinen Beschluß in der Wildnis leben soll?" Doch ungerührt und schweigend verharrte Keikeji. Da wandte sich der König mit Thränen an Sumantra und sprach: „Soll Rama denn in die Wildnis gehen, so soll mein Heer

ihn doch begleiten, und wirb Leute an, die er brauchen könne, damit ſie ihm im Walde dienen; auch Wagen, Werkzeuge und Waffen führe man ihm nach und Jäger, die die Wälder kennen, ſollen ihm folgen. Auch meine Herden, meine Vorräte, alles ſoll man ihm mitgeben, auf daß mein Sohn im Walde nichts entbehre, während Farata hier als König herrſcht!" Da erblaßte Keikeji: „Willſt du, o König," rief ſie, „meinem Sohn die Hefe ſtatt des Weines geben, und ſoll ſein Erbteil ein verlaſſenes, ausgeplündertes Reich ſein?" Da nahm Rama das Wort und beſänftigend ſprach er zum Vater: „O Fürſt, der Welt habe ich entſagt; was ſoll mir das Heer und Gefolge in der Waldeinſamkeit? Wer den Elefanten hingab, grämt ſich der noch um den Sattelgurt? Hat der Zaum noch Reiz, wenn man das edle Roß verſchenkt hat? Nichts will ich mit mir nehmen, als mein Schwert und meinen Bogen. Dein Land mit ſeinen Herden und Getreidefeldern und alles Volk werde meinem teuren Bruder Farata unterthan. Das Verſprechen, das du Keikeji einſt gegeben haſt, das ſoll ohne Schmälerung erfüllt werden, und ich will dein Gebot befolgen, das liegt mir mehr am Herzen, als der Wunſch nach irdiſchem Glück! Drum ſei getroſt, uns wird kein Leid geſchehen. Glücklich werden wir im Wald leben, wo ſanfte Rehe weiden und die bunten Vögel ſingen! Und wenn, o Fürſt, die vierzehn Jahre verfloſſen ſind, dann wirſt du uns geſund und glücklich wiederſehen! Darum, o König, ſei nicht länger betrübt, wie kannſt du andern Traurigen eine Stütze ſein, wenn dich ſelbſt der Gram überwältigt! Die Mutter, die ein nie empfundenes Leid erfahren muß, empfehle ich deinem Schutze; beweiſe ihr Aufmerkſamkeit und laſſe ihr Ehre angedeihen, damit ſie, auch wenn ich ferne bin, noch Liebe zum Leben behalten möge!" „So geh denn," ſprach mit Schluchzen der König, „geh teurer Sohn zum einſtigen Wiederſehen! Und du, Sumantra, rüſte den Wagen und ſpanne die ſchnellen Roſſe davor, und geleite meinen teuren Sohn bis zur Grenze des Landes. Ach, daß die Verbannung der Lohn für alle Tugenden des edlen Helden ſein muß!"

Jetzt trat Sumantra demütig mit gefalteten Händen vor Rama: „Heil dir, Prinz!" ſprach er, „beſteige nun den Wagen!" Da neigte ſich Rama mit Sita und dem Bruder noch einmal vor dem König; dann ſtieg Sita frohen Mutes auf den goldenen Wagen und ihr folgte Rama und Lakſchman. Kleider und Schmuck für Sita, und für die Brüder Schwert und Schild und Pfeil und Bogen lagen bereit im Wagen. Dann zog Sumantra die Roſſe an und trieb ſie zur Eile. Aber die ganze Stadt Ajodhia geriet in Aufruhr. Wie die Dürſtenden nach der Quelle, ſo eilte jung und alt dem Wagen nach, der Rama entführte, nur noch einmal ſein Angeſicht zu ſehen. „Fahre langſam, Sumantra," ſo riefen ſie, „entführe ihn noch nicht ſo bald unſern Augen! O wahrlich ſtark iſt das Herz von Ramas Mutter, daß es nicht bricht vor Schmerz! Heil dir, treue Sita, die du ihm folgſt wie ſein Schatten! Geprieſen ſeiſt du, o Lakſchman, der du dem Bruder dienen wirſt, das iſt dir das Thor des Himmels!" Aber Rama trieb den Wagenlenker

zur Eile an; da entführten ihn die schnellen Rosse dem nachschauenden, weinenden Volke.

Auch der König schaute dem Scheidenden nach, so lange er noch eine Spur von ihm erblicken konnte, als dann aber die letzte Staubwolke in der Ferne verschwand, da brach er zusammen und fiel ohnmächtig zu Boden. Da eilten beide Frauen, Kausalja rechts, Keikeji links, um dem König beizustehen, als dieser aber Keikeji erblickte, sprach er voll Zorn: „Du sollst meine Hand nicht berühren, du sollst mir nicht mehr vor die Augen kommen, du schlimmgeartetes Weib, die du voll Selbstsucht deine Pflicht vergaßest! Auch ich will dich jetzt vergessen! Daß ich mich feierlich mit dir vermählte, das widerrufe ich für diese und für jene Welt. Und wenn Farata hier als König herrscht, von ihm nehme ich als Seliger kein Totenopfer an. Bei Ramas Mutter, bei Kausalja will ich bleiben, an keinem andern Ort werd' ich noch Ruhe finden!" Da führten sie ihn zu Kausaljas Haus und sie pflegte ihn.

III.

Die Rosse durcheilten indessen Dörfer, Felder und Wälder, bis sie den Fluß Sjandika erreichten, der die Grenze des Reiches bildet. Da wandte Rama sich der Vaterstadt zu und grüßte sie zum letztenmal: „Leb' wohl, du beste Stadt," rief er, „lebt wohl, ihr Götter, die ihr sie beschützen möget! einst werde ich dich wiedersehen, dann ist des Vaters Schuld gesühnt, und ich bin wieder bei den Meinen!"

Und weiter fuhren sie durch Reisgefilde, durch Heerdentriften, durch beglückte Stätten gesitteter Bewohner, wo Pfeiler und Altäre standen, durch Haine und an Wasserteichen vorbei, bis sie zum heiligen Flusse der vom Himmel kommt, zum Ganges gelangten. „Hier halte an, Sumantra!" rief ihm Rama zu, „sieh dort am Strom den blütenreichen Baum, dort wollen wir übernachten, in der Nähe des heiligen Flusses, der von Göttern und Menschen verehrt wird." Da lenkte Sumantra den Wagen nach dem Baume hin. Dann stiegen sie aus und bereiteten sich ein Lager aus Laub, da schliefen sie, doch Lakschman, an einen Baumstamm gelehnt, hielt Wache und von Ramas Tugenden sprach er mit Sumantra, bis der Morgen anbrach.

Die Nacht verging und Rama sprach erwachend: „Sieh, Lakschman, die Sonne steigt empor, der Kokila singt schon sein Morgenlied, und vom Walde tönt der schrille Ruf der Pfauen! Laß uns aufbrechen, jetzt ist die beste Zeit über die Flut des Ganges zu setzen!" Da schnallten sie ihre Köcher fest und gürteten ihre Schwerter um, und schritten mit Sita hinab an den Fluß. Sumantra folgte ihnen zögernd. Da wandte sich Rama zu ihm, der händefaltend vor ihm stand und sprach: „Wir bedürfen deiner Dienste nicht mehr, kehre du jetzt mit dem Wagen nun nach Hause." Da blieb Sumantra traurig stehen, und weinend schaute er ihm nach. Sie aber schritten schnell zum Ufer und riefen den Fährmann mit dem Boot heran: „Steige du zuerst ein," sprach Rama zu Lakschman, „und

reiche Sita die Hand, ich folge als letzter.“ Sodann schlürften sie alle, der Vorschrift gemäß, von dem Wasser der Ganga und verneigten sich, und Rama betete als Priester und als Held und gab dann Befehl abzustoßen. Da glitt das Boot den Strom hinab; aber als sie bis zur Mitte gelangt waren, erhob sich Sita und betete mit gefalteten Händen also: „O Ganga, Rama fährt auf dir, der Sohn des großen Dasarath, behüte ihn! Im Walde wird er vierzehn Jahre mit mir und seinem Bruder leben, aber wenn wir zurückkehren, dann will ich dir, du Himmelsstrom, reiche Opfer darbringen, du Gattin des Ozeans, ich preise und ehre dich!“ Bald war das Ufer erreicht, und sie wanderten zu Fuß weiter. „Geh du beschützend voran,“ sprach Rama zum Bruder, „Sita folge dir, und ich beschließe den Zug, und achte auf euch beide. Noch haben wir keine Beschwerlichkeiten erduldet, doch jetzt beginnt die Wildnis, und Sitas Fuß betritt den menschenleeren Wald, wo keine Felder, keine Gärten blühen, wo Abgründe und Schluchten uns bedrohen.“ So schritten sie dahin im rauschenden unwegsamen Wald, doch die zarte Sita freute sich der ihr noch unbekannten Bäume und Blumen und fragte Rama nach ihren Namen, und Lakschman brachte ihr die Blüten und die Blumen. Da kamen sie an einen Pipal-Baum, der an hundert Äste zur Erde herabsenkte, und daneben war eine sprudelnde Quelle. Da rasteten die Wanderer und erquickten sich am Quellwasser; dann zündeten sie ein Feuer an und brieten einen Frischling, den Rama geschossen hatte und verzehrten ihn, und brachten dann, abwechselnd wachend, die Nacht unter dem Baume zu. So wanderten sie manchen Tag, bis sie in die Gegend des Berges Tschittrakut kamen, und entzückt schauten sie umher: „Sieh, Sita, jenen wundervollen Baum, der mit den hochroten Blättern wie im eignen Feuer glüht!“ sprach Rama, „sieh die Wilwabäume, ungepflegt von Menschenhand beugen sie sich unter der Last ihrer reifen Nüsse, die sie uns als Kost anbieten. Sieh, Lakschman, den Honig dort am Baum, und wie lieblich tönt der Ruf der Wachtel und der muntere Schrei des Pfauen! O, ich empfinde keine Sehnsucht nach dem Thron und nach der Stadt, seit ich die Herrlichkeit des Waldes sehe! Sieh, Liebste, wie dort die Bergesgipfel in die Luft ragen, schneeig weiß die einen, rot wie Blut die andern, diese gelb wie Topas, jene grünlich wie Smaragd! Und die Felsen leuchten glitzernd wie Krystall! Hier weiden fromme Gazellen, zahllose Vögel nisten hier, und tausend Wonnen bieten sich uns dar! Mit kühlem Schatten deckt uns der riesige Pipal-Baum; die Bäume bieten uns ihre Früchte an; die Blüten hauchen süßen Duft aus, die der säuselnde Wind uns zuträgt; sieh wie dort vom schimmernden Felsen das Wasser schäumend herniederbraust! O, mit dir vereint, du Holde, und mit dem teuren Bruder könnte ich hier lange glücklich und zufrieden leben! Hier laßt uns bleiben, hier baue uns eine Hütte, Bruder, am Fuße dieses Felsens und in der Nähe des klaren Wassers!“ Da fällte Lakschman Holz und baute eine Hütte. „Jetzt wollen wir sie einweihen,“ sprach Rama, „und feierliche Opfer bringen.“ Und Lakschman schoß eine Antilope, und warf das

ganze Tier aufs Feuer und briet es. Dann wusch sich Rama und vollzog das Opfer, wie er es erlernt hatte, errichtete Altar und Opferbaum und murmelte die Sprüche aus den Vedas und opferte Früchte, Wurzeln, Wasser, gebratenes Fleich und Kusagras. Darauf bezogen sie die Hütte.

Zu Hause aber sprach Kausalja weinend zu Dasarath: „Fünf Tage sind es erst, seid Rama in die Wildnis zog, ach, fünf Jahren sind die gleich an Schmerzen und Herzeleid! Wie sehne ich mich nach ihm, wann werde ich sein Angesicht, das lotosgleiche, wiedersehen? Wie mag es ihm ergehen? Und die liebliche Sita, die schwarzgelockte, zarte, wie soll sie das Leben in der rauhen Wildnis ertragen? O, daß du Milder, Freundlicher, deine eigenen Kinder verbannen mußtest!“ Da seufzte der betrübte König tief, und nachsinnend über sein hartes Los, sprach er sodann zur Gattin: „Was jedem Menschen widerfährt, sei's Glück oder Unglück, das hat er selbst verdient, das ist der Lohn seiner Thaten. Auch Ramas Verbannung ist die Frucht einer That, die mir jetzt unter Thränen reift. Absichtslos habe ich einst als Jüngling einen Mord begangen, mein Pfeil traf statt des Tieres, auf das ich zielte, den Sohn eines Einsiedlers, der die einzige Stütze seiner alten, blinden Eltern war, und der heilige Büßer hat mir geflucht und mir verheißen, daß ich in meiner Todesstunde dasselbe Leid erfahren solle, welches er um den Tod seines Kindes empfand! Des frommen Büßers Fluch geht jetzt an mir in Erfüllung; ich sterbe vor Sehnsucht nach meinem Sohne!“ Und klagend um den Geliebten, sich selbst anklagend, und Ramas Geschick beweinend, starb Dasarath.

Die Nacht verging, der Morgen graute, und niemand wußte noch, daß der König nicht mehr lebte; die Sänger und die Herolde verkündeten den neuen Tag; die Vögel begannen ihre Lieder, und die Dienerinnen nahten sich des Königs Lager, um ihm in goldenen Schalen das duftende Wasser und den Morgentrank zu reichen. Doch da der König sich nicht regte, ergriff sie Furcht, und mit lautem Weheruf erfüllten sie das Haus. Da eilten Keikeji und Sumitri erschreckt herbei und warfen sich in lautem Schmerz zu Boden. Kausalja aber berührte des Königs Haupt und sprach: „Nun sei zufrieden, Keikeji, genieße jetzt dein Glück, der König hindert dich nicht mehr! Mein Sohn ist in der Wildnis, mein Gemahl ist tot, verlassen bin ich und mag nicht länger leben. Dem Gatten treu, mit meinen Armen seinen Leib umschlingend, werde ich mich heute noch mit ihm verbrennen lassen!“

In der selben Nacht wurde Farata, Keikejis Sohn, der bei den Eltern seiner Mutter weilte, von unheilbedeutenden Träumen erschreckt, und voll ängstlicher Sorge gedachte er des alten Vaters. Seine Genossen wollten ihn erheitern, sie sangen unheilwendende Gesänge, hielten muntern Tanz und trieben Kurzweil aller Art, doch der edle Königssohn blieb unergötzt und traurig. „Vernimm,“ sprach er zu seinem liebsten Freund, „warum ich so voll Angst bin: Zweimal ist mir im Traum der liebe Vater erschienen, erst schmucklos mit wirrem Haar im Wasser versinkend, dann rot bekränzt auf einem Wagen stehend, der mit Eseln bespannt

ſchnell nach Süden fuhr ins Totenreich. Daher bin ich voll Sorge, denn wer uns im Traum mit Eſeln fahrend erſcheint, von deſſen Holzſtoß werden bald die Rauchſäulen emporſteigen. Iſt mein Vater tot oder Rama? Soll ich ſterben oder Lakſchman?“

Und ſiehe, als Farata noch redete, da erſchienen Boten, von Keikeji geſandt, die meldeten ihm, daß ſeine Mutter ſehr nach ihm verlange, er möge ſeine Roſſe ſchirren und heimkehren. Da beurlaubte ſich Farata von dem König und ſeinen Freunden, und mit reichen Geſchenken begabt, zog er heimwärts. Nach ſieben Tagen erreichte er ſeine Vaterſtadt Ajodhia, doch verwundert ſchaute er ſich um, und ſprach zum Wagenlenker: „Wie ſtill iſt heute alles um die ruhmreiche Stadt her! Keine Wagen und Roſſe, keine Elefanten ſind zu ſehen! Die Haine ſtehen leer, keine frohen Menſchen ſehe ich luſtwandeln, kein Pauken- und Lautenſchall ertönt, und bange zitternd pocht mein Herz!“ Angſtvoll zog er durch die Thore ein, und wieder ſprach er: „Alles iſt ſo ſtill und öde; die Tempel ſtehen leer und ihre Höfe ungeſchmückt; der Opferdienſt iſt eingeſtellt; was iſt geſchehen? mir ahnt ein ſchweres Unglück!“ Und eilend fuhr er durch die Stadt, und kam zu ſeines Vaters Palaſt. Keikeji, als ſie den Langvermißten erblickte, ſprang freudig auf von ihrem goldenen Sitz, umarmte und küßte ihn und fragte nach ſeinem Ergehen. Ehrerbietig und beſcheiden begrüßte Farata die Mutter und beantwortete ihre Fragen. „Jetzt aber,“ ſprach er, „antworte du mir: Wo iſt der König? er weilte doch meiſtens hier, es verlangt mich, ihn zu begrüßen.“ „Dein Vater,“ ſprach Keikeji, „iſt den Weg alles Fleiſches gegangen, er iſt tot.“ Da verhüllte Farata ſein Angeſicht und ſank ſtöhnend zu Boden. „Steh auf, was jammerſt du, ein weitberühmter Königsſohn! Dein Vater hat ſein Lebensziel erreicht, was klagſt du noch um ihn?“ Doch lange weinte Farata abgewandt am Boden liegend; endlich erhob er ſich und ſprach voll Kummer: „Mein Vater war mir ſtets ſo hold, mein Herz iſt zerriſſen vor Schmerz, daß ich ihn nicht mehr ſehen ſoll! O glücklich preiſe ich euch, die ihr den Sterbenden umſtandet! Sage mir, Mutter, wie war ſein Ende, welches waren ſeine letzten Worte?“ Da erzählte Keikeji ihm, daß der betrübte Vater, nach dem geliebten Rama rufend, in die andere Welt gegangen ſei. „Aber wo war denn Rama?“ fragte Farata voll Angſt. „Verbannt zum wilden Wald iſt er gewandert,“ antwortete ſie. „Rama der Herrliche, verbannt? was hat er denn gethan?“ „Nichts,“ ſprach die Leichtfertige, „ich habe es ſo gewollt, daß Rama verbannt, und du ſtatt ſeiner zum jungen König geweiht werdeſt! Drum ſei jetzt frohen Mutes, Stadt und Land gehören dir!“ Doch zornentbrannt wandte ſich Farata zu Keikeji: „Du Pflichtvergeſſene,“ rief er, „was hat der König dir gethan und der tugendhafte Rama, daß du ſo an ihnen gehandelt? Eine Mörderin biſt du; nicht wie meine Mutter, wie meine Feindin haſt du an mir gehandelt, und auch mich mit Schmach bedeckt. Rede nicht mehr mit mir, beweine mich als tot, ich ſage mich los von dir, du Grauſame, Herrſchſüchtige!“ Und in bitterm Schmerz ſank Farata zu Boden.

Indessen hatten sich die Räte des Königs versammelt, um zu beratschlagen, und Sumantra sprach in ihrer aller Namen also zu Farata: „Zum Himmel gegangen ist Dasarath unser König, der uns allen ein Vater war; der edle Rama wohnt im Walde mit Lakschman, so sei du uns, o weitberühmter Fürst, unser König, damit das Land nicht ohne Leitung und herrenlos bleibe, denn wo kein König herrscht, da tränkt kein milder Regen, vom blitzgekrönten Donner gesandt, die dürre Flur; da folgt nicht Saat auf Ernte, da folgt der Sohn nicht dem Vater, noch das Weib dem Gatten! Wo kein König herrscht, da bauen keine frommen Menschen Haine und Tempel; da werden keine Opfer von opferkundigen Brahmanen dargebracht; da giebt es keine heitern Tänze bei Volksversammlungen, und keine dichtgedrängte Hörerschaar umsteht aufmerksam lauschend den Dichter, noch schreiten Weise in Gesprächen in Hainen auf und ab! Wo kein König herrscht, da wandeln keine geschmückten Jungfrauen abends in den Gärten und freuen sich am Spiel, da führen durch die Wälder nicht mit schnellen Rossen liebevoll die Männer ihre Frauen! Wo kein König herrscht, da schlummert nicht der Hirt, der Ackersmann sorglos bei offner Thür, da zieht der weitgereiste Handelsmann nicht unbesorgt auf sicherer Straße, und selbst der Weise, der doch nur Geistesgüter sucht, vermeidet königsloses Land! Wo kein König herrscht, da hört man nicht der Bogenschützen schwirrendes Geschoß, da hält kein tapferes Heer den Feind ab von der Grenze! Wo kein König herrscht, da ist niemandes Eigentum sicher; wie ein Fisch den andern verschlingt, so verschlingen sich die Menschen, doch der Frevler, der jede Schranke frech durchbricht, wird von der Strafgewalt des Königs von der Frevelthat abgehalten. Was das Auge, das sogleich nach allen Seiten blickt, dem Leibe ist, das ist dem Reich der König. Wüst und verworren ist die Welt, wenn nicht ein König regiert und zeigt, was recht und unrecht sei. Darum, o Fürst, ergreife jetzt dein angestammtes Reich; der König hat es dir verliehen; Rama ist nach des Vaters Willen fort; keinen Feind hast du zu fürchten; das Volk hart deiner, gerüstet zu deiner Einsetzung, laß dich weihen und herrsche über uns, o Held!“

Doch Farata sprach: „Ich will die Herrschaft nicht; ich weiß nichts von Keikejis Rat, nicht, was der Vater anordnete, während ich in der Fremde war. Ich bin nicht Schuld, daß Rama in der Verbannung lebt; wer das billigt, der macht sich großen Unrechts schuldig! Wer Ramas Verbannung billigt, der ist ebenso schuldig wie der König, der frevelhaft den Sechsten von den Bürgern nimmt, und sie doch nicht beschützt, wie der Mann, der den Brahmanen großes Gut verspricht, und es dann doch verweigert, wie der Krieger, der feige aus der Schlacht entflieht vor dem Sausen der Speere! Wer Ramas Verbannung billigt, der ist ebenso schuldig wie der, welcher eines Gelehrten mühevoll geschriebenes Buch verdirbt, wie der, welcher ein Wort, das ihm im Vertrauen gesagt wurde, öffentlich ausspricht, ebenso schuldig, wie der, welcher die Hoffnung flehender Unglücklicher zu nichte macht! Wer Ramas Verbannung billigt, der

ist so schlecht wie einer, der die Ehe bricht, den Göttern und den Eltern nicht gehorcht und seinen Freund verrät, so schlecht wie einer, der die Brunnen vergiftet und Feuer anlegt! Wer Ramas Verbannung billigt, der soll keinen Anteil haben am Ruhm der Guten und an guten Werken, der soll kein Weib erlangen, das ihn glücklich macht, der soll jung und kinderlos sterben und ohne Grabesfestlichkeit!"

Sodann trat Farata hinaus zum Volk und stellte sich so hin, daß die Weihgerätschaften rechts von ihm bleiben und sprach also zur Menge: „In unserm Stamme hat von jeher der älteste Königssohn den Thron ererbt, darum stellet nicht ein unwürdiges Gesuch an mich. Der älteste und beste, der edle Rama soll König sein! Was meine Mutter Sündliches geraten hat, gefällt mir nicht; vor Rama falte ich hier vor euch meine Hände. So rüste sich denn ein großes Heer, daß wir mit den Weihgeräten in die Wildnis ziehen, Rama dort zum König weihen und ihn dann, den Männertiger zurück zur Stadt führen wie das Opferfeuer auf den Opferherd. Ihr Künstler macht die Straßen weit, füllt Schlünde aus, macht Krummes schlicht, tragt Hügel ab, macht eb'ne Bahn, denn Rama zieht als König ein!"

Und „Heil dir, o Held," rief hocherfreut das Volk, „Heil dir, daß du dem Ältesten die Herrschaft überlassen willst!"

IV.

Beisammen auf der Bank von Felsgestein saßen Rama nnd Sita ausruhend, nachdem sie lustwandelnd durch Berg und Thal geschweift. Da kam auch Lakschman, mit reicher Jagdbeute beladen zurück vom Walde, und nachdem sie erst den Göttern opfernd einen Teil der Beute dargebracht, begannen sie froh ihr Abendmahl. Da wirbelte von fern Staub auf, Lärm und Getöse erhob sich. Durch den lauten Schall erweckt, verließ der Tiger seine Schlucht, die Schlangen bargen sich erschreckt in ihre Löcher, furchtsam flatterten die Vögel auf, in Rudeln flohen Hirsche vorüber, Herden von Elefanten tobten daher, als ob ein Feuer im Walde wüte, gähnend kam der Löwe aus seiner Schlucht hervor, vom Baume stieg der Bär, der Büffel sah sich um.

Als Rama diesen Aufruhr sah, sprach er zu Lakschman: „Sieh doch, was dies bedeute. Zieht ein Königssohn durch die Wälder, um zu jagen? Die Vögel schreien ängstlich und der Wald erdröhnt in dumpfem Donner." Da bestieg Lakschman den nächsten Salbaum, und schaute sich um: „Lösche das Feuer aus, Rama," rief er dem Bruder sodann zu, „und laß Sita hinein in die Höhle gehen, nimm Bogen und Pfeile, wappne dich, ich sehe ein großes Heer gegen Norden; zu Roß und zu Fuß ziehen sie daher, die Banner flattern hoch, und Elefanten folgen nach!" „Erkennst du nicht, wessen Heer es sei?" fragte Rama. „Ja jetzt erkenne ich ihn, es ist Farata, hoch ragt er unter allen empor," rief Lakschman vom Baume herab, „er soll nur kommen, er trachtet uns vielleicht nach dem Leben, damit er ohne Furcht vor uns das Reich verwalten könne; er soll

nur kommen, der über dich und mich und Sita so großes Leid gebracht, er, dessentwegen du Edler dein angestammtes Reich verloren hast. Unser Feind ist er, ich schlage ihn, hinsinken soll er wie ein Baum, den der Elefant zerknickt hat; auch sein Heer, auch Keikeji treffe mein Rachesschwert; heute endlich soll der langverhaltene Grimm sein Opfer finden!" Doch zu dem zornbethörten Bruder sprach Rama besänftigend: „Was soll uns das Schwert, wozu die Rüstung, wenn der edle weise Farata zu mir kommt? Soll ich durch meines Bruders Tod das Reich erlangen, welches ich doch nur besitzen möchte, um euch alle zu beglücken. Und was fürchtest du? Hat Farata dir je ein Leid gethan, daß du ihn jetzt sogar des Brudermordes fähig hältst? Oder sprichst du so, weil du selbst König sein möchtest? so werde ich Farata bitten, daß er dir die Herrschaft überlasse!" Da schämte sich Lakschman seiner Worte, und vom Baume herabsteigend, stellte er sich händefaltend schweigend an Ramas Seite.

Wie Meereswogen zog Faratas Heer heran und bedeckte den Erdboden, so wie in der Regenzeit die Wolken den Himmel bedecken. Jetzt gelangten sie an den Fluß Mandakini, am Fuße des Tschitrakut, und sahen den Wald vor sich, dessen Boden mit Blüten bedeckt war. „Wie lieblich ist diese Gegend," sprach Farata zu Sumantra dem Wagenlenker, „gewiß ist sie nicht unbewohnt. Die Männer sollen in den Wald dringen, um zu forschen, ob vielleicht die Helden Rama und Lakschman hier ihre Einsiedelei aufgeschlagen haben." Und in die Wildnis eindringend, sahen die Männer bald Rauch aufsteigen und verkündeten es dem harrenden Farata. „Wo Feuer ist, da sind auch Menschen," sprach dieser, „bleibet ihr hier, ich allein mit Sumantra will in den Wald!" Da hielt das Heer, und Farata mit Sumantra gingen dem Rauche nach; zu Fuße stiegen sie durch das Gesträuch den Berg hinan, und plötzlich, wo der Wald sich lichtete, erblickten sie hellflackend ein Feuer, und „Hier ist Rama!" rief voll Freude Farata, froh wie der Schiffer, der Land erblickt nach langer Fahrt. Und vor Rama hintretend, verneigte er sich vor ihm zur Erde. Doch Rama hob ihn auf, umarmte und küßte den teuren Bruder auf die Stirn, und fragte dann mit Bangigkeit nach dem Ergehen des lieben Vaters. „Der teure Vater," sprach dieser kummervoll die Hände faltend, „als er dich entlassen hatte, ist vor Leid gestorben, dein gedenkend." Von Schmerz ergriffen wandte Rama sich ab, sodann sprach er zu Sita: „Gestorben ist Dasarath, o Sita, du hast keinen Vater mehr, o Lakschman, Farata bringt uns diese Trauerkunde." Da weinte Sita, und Lakschman hob laut zu klagen an, doch tröstend sprach Rama: „Um Verstorbene sollte man nicht klagen: Zerrinnen muß was aufgehäuft, und sinken, was erhaben ist, sich trennen, was verbunden war, und sterben was da Leben hat! Wie die reifende Frucht dem sicheren Verfall entgegengeht, so kommt der Mensch mit jedem Tage seines Lebens dem Tode näher, darum klage über dich, nicht über die Gestorbenen! Wir freuen uns, wenn die Sonne aufgeht, wir genießen den Sonnenuntergang, und doch wird dadurch unser Leben kürzer; wir freuen uns über den wieder-

kehrenden Frühling, und doch führt der Jahreswechsel uns dem Tode näher! Wie sich im weiten Meer zwei Splitter Holz treffen und kurze Zeit zusammen treiben, bis die Fluten sie wieder trennen, so ist unser Zusammensein mit Gatten und Kindern, mit Eltern und Freunden, sie kommen und gehen wieder, es klage der Mensch nicht über das Unvermeidliche! Aber da unsere Lebenszeit verstreicht wie Wasser, das nicht wieder zurückfließt, so suche man das eigene Heil und das Glück der Seinen. Der König, unser Vater, hat das Glück seiner Unterthanen nach Pflicht gefördert, er hat die Seinen beschützt, die Dürftigen stets freigebig unterstützt und viele Opfer dargebracht! Beklagt den Vater nicht, er hat sein Ziel erreicht; er hat den alten morschen Leib nur abgestreift und hat jetzt die Seligkeit des Himmels erreicht! Darum faßt euch, klagt nicht mehr, laßt uns zum Fluß hinabgehen und Wasser sprengen, wie es Brauch ist!" So stiegen sie alle hinab zur lieblichen Mandakini, und gossen aus der hohlen Hand nach allen Seiten Wasser hin, indem sie riefen: „Vater, sieh, dies Wasser sprengen wir für dich!"

Doch das im Walde wartende Heer vernahm den Ruf der Trauernden und von den Wagen herabsteigend, eilten sie zu Fuß dem Rufe nach, voll Verlangen, Rama zu sehen, und bei ihm angelangt, begrüßten sie ihn mit ehrerbietiger Freude. Darauf setzten sie sich alle nieder, Rat zu halten, und die drei Brüder, von der Schar der Freunde umgeben, glichen drei Flammen auf dem Opferherd, umgeben von den Opferdienern. Lange saßen sie schweigend da, keiner wagte, zu sprechen; doch endlich nahm Farata das Wort und redete Rama also an: „Wen kann ich mit dir vergleichen, o Held Rama, kein Unglück beugt dich, keine Freude macht dich trunken, du lebst als lebtest du nicht mehr, und Sein und Nichtsein ist dir gleich, darum trägst du deine Verbannung gelassen, ich aber kann sie nicht dulden: Mir ist das Unheil leid, welches meine Mutter in meiner Abwesenheit angerichtet hat, meine Kindespflicht verbietet mir, sie zu strafen, aber schwere Strafe hat sie verdient. Auch der König, unser Vater, ich will ihn nicht anklagen, aber wie konnte er einem Weibe zu Liebe in solchen Frevel einwilligen! Darum mache du wieder gut, was der Vater unrecht gethan hat! In unserm Stamme ist von jeher der älteste Sohn dem Vater gefolgt; halte du fest an dieser Ordnung, walte du des Reiches, rette so den Vater und die Mutter von der Sünde und auch mich und alle! Dir, Krieger, geziemt es nicht, im Walde zurückgezogen zu leben, drum komm zurück, laß dich weihen, werde des Reiches König und herrsche über uns! Weise mich nicht ab und alle diese Freunde, diese Räte, die dein Vater hochgeehrt hat; laß uns nicht unerhört von hinnen gehen!" So sprechend neigte sich der edle Farata vor dem Bruder, so daß seine Stirn die Erde berührte. Doch Rama hob ihn auf, umarmte ihn und sprach: „Deine Rede beweist mir, o Bruder, wie sehr dir mein Wohl am Herzen liegt, doch sie hat nur den Schein des Rechten und vermischt, was gut und böse ist: Am Wandel, nicht am Rang oder Geburt erkennt man den Edlen: Wie könnte ich zum Himmel gelangen,

wenn ich dem Böſen den Schein des Guten leihe und mein Wort breche? Andre würden es dann ebenſo machen, denn wie die Fürſten wandeln, ſo thun es auch die Bürger. Mildthätigkeit und Treue iſt Fürſtenſitte; auf Treue beruht das Königtum; nur der Treue folgt Segen nach; ſo will ich treu und gehorſam halten, was ich dem Vater verſprochen habe. Ich bleibe hier; du aber vollziehe nun auch des Vaters Wort; du biſt ohne Schuld, dich trifft kein Vorwurf; auch die Ordnung unſeres Hauſes wird nicht geſtört; denn nach vierzehn Jahren kehre ich zurück nach Ajodhia, und dann wollen wir vereint das Land beherrſchen. Kehre du jetzt zurück; ein jeder von uns thue, was ihm der Vater aufgetragen hat: du als Fürſt der Deinen, ich als König der Wildnis. Dir kühlt der Schatten des gelben Schirmes die heiße Stirn, mir fächelt der Bäume Laubdach noch kühleren Schatten zu; dir ſtehen Freunde und Räte zur Seite, ich habe Sita und Lakſchman bei mir, ſo ſind die Rollen gut verteilt, und des Königs Wort bleibt ſtehen!"

Mit Trauer, weil er ſich nicht bewegen ließ, und doch mit Freuden wegen ſeiner unerſchütterlichen Treue hörten die Räte ihm zu und ſchwiegen voll Bewunderung; aber noch einmal nahm Farata das Wort und ſprach: „Laß dich erweichen, kehre mit uns um, zu ſchwer iſt es für mich, das Reich zu ſchützen, nur du kannſt es! Wie kann der Eſel den Flug des Roſſes, oder das Roß den Flug des Adlers erreichen? Mühſam ſcheint mir das Los desjenigen, der für andre zu ſorgen hat, glücklich der, für den andre ſorgen. Nach dir ſehnt ſich das Volk wie der Pflüger nach dem Donner!" Und wieder warf ſich Farata dem Bruder zu Füßen und drang in ihn, doch liebend hob ihn Rama auf und ſprach: „Allzu beſcheiden biſt du Teurer, leicht vermagſt du mit den weiſen Räten zu vollbringen, was dir ſo ſchwer ſcheint. Ich bleibe hier. Der Mond mag ohne Schein, der Himawal ohne Schnee ſein, der Ozean trete aus ſeinen Grenzen, ich aber erfülle mein Verſprechen!"

„So ziehe deine goldgeſtickten Schuhe aus, mein Bruder," ſprach Farata, „zum Zeichen, daß du mir die Herrſchaft überträgſt." Da zog Rama die Schuhe aus und gab ſie ihm. Da umarmten ſie ſich alle, und Farata nahm Abſchied von ſeinem Bruder. Und von Rama entlaſſen zog das Heer zurück zur Stadt Ajodhia.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.